Geschichte Deutschlands

im neunzehnten Jahrhundert.

Geschichte Deutschlands

im neunzehnten Jahrhundert

vom Luneviller Frieden bis zum Tode Kaiser Wilhelms I.

Von

Berthold Volz.

Leipzig.

Verlag und Druck von Otto Spamer.

1891.

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig.

Vorrede.

Die Geschichte unseres Volkes, wie sie in unserem Jahrhundert sich entwickelt, darzustellen, ist eine dankbare Aufgabe. Denn nicht nur geht der Gang stetig aufwärts, sondern sie hat auch das Eigentümliche, daß bei genauerer Untersuchung gar manche Schatten sich wesentlich aufhellen. Wenn wir nun in unseren Tagen mit Befriedigung wahrnehmen, daß im Vergleiche mit dem Anfange unseres Jahrhunderts unser Vaterland zu einer den fremden Nationen die höchste Achtung gebietenden Stellung aufgestiegen ist, daß der Bürger eine weitgreifende Teilnahme an der Regierung des Staates wie an der Verwaltung von Gemeinde, Kreis, Provinz übt, daß die Stellung der Regierung ihm gegenüber aus einer wehrenden zu einer wesentlich fürsorgenden geworden ist, daß einem jeden — wie es einst Perikles an Athen rühmte (Thukyd. 2, 41) — die Freiheit gegeben ist, „nach den verschiedenen Seiten des Lebens hin mit Anmut gewandt seine Persönlichkeit zu selbständiger Tüchtigkeit auszubilden", daß die Kunst bis in das schlichte Bürgerhaus hinein einen sittigenden und veredelnden Einfluß gewonnen hat: wenn wir in diesen Momenten den Hauptunterschied unserer Tage von dem Beginne des Jahrhunderts sehen, so war dem Geschichtschreiber seine Aufgabe damit vorgezeichnet. Er hat sich bemüht ihr gerecht zu werden, indem er nicht in gleichmäßigem Flusse die Jahre durchging, sondern das Grundlegende und Folgenreiche, wie die Anfangsjahre des Jahrhunderts, zumal die Zeit der Befreiungskriege, eingehender darlegte, das weniger Wichtige dagegen, gewissermaßen die Senkungen zwischen den Hebungen, kurz skizzierte. Dabei war sein Bestreben, die maßgebenden Persönlichkeiten wie die entscheidenden Wendepunkte in vollerer Rundung herauszuarbeiten, auch wohl einmal durch Einzelzüge der Darstellung frischeren Reiz zu geben.

Über alles aber hat ihn das Streben geleitet, die Dinge getreu darzustellen, wie sie in seiner Seele sich widerspiegeln, nachdem die genaueste Prüfung ihnen Gestalt gegeben. Es war indes dabei nicht möglich, jede Berichtigung eines landläufigen Irrtums, jede Abweichung von der hergebrachten Auffassung als solche zu markieren. Der Kundige wird sie ohne dies erkennen. Grundsätzlich hat dabei der Verfasser mit seiner „Geschichte der neuesten Zeit" (Leipzig, Spamer, 1882—84), an welche es doch in der Natur der Sache lag Anlehnung zu nehmen, keine Ausnahme gemacht.

Weniger Berichtigungen als Ergänzungen haben für die Darstellung die Berliner Gesandtschaftsberichte, welche der Verfasser in dem Geheimen Staatsarchive in Wien, und die Frankfurter Gesandtschaftsberichte, welche er in dem Geheimen Staatsarchive in Berlin durchgearbeitet hat, ergeben. Aber das Wiener Archiv (W. St. A.) gewährt nur bis zum Jahre 1830, das Berliner (B. St. A.) bis zum Jahre 1840 Einsicht. Für die Bereitwilligkeit indes, mit welcher bis zu dieser Zeitgrenze die Archivakten ihm zur Verfügung gestellt wurden, verfehlt der Verfasser nicht, auch an dieser Stelle gebührendermaßen seinen Dank auszusprechen.

Außerdem sind ihm auch manche mündliche Mitteilungen gemacht worden, welche er gern, soweit sie geeignet erschienen, verwertet und als solche an ihrer Stelle markiert hat. Denn es geschieht wohl, daß, was gesagt wird, erst durch den, der es sagt, seine rechte Farbe erhält.

Potsdam, den 12. September 1890.

V.

Inhalt.

Erstes Buch.

Im Banne der Fremdherrschaft.

(1801—1808.)

Zweites Buch.

Der Widerstand der nationalen Eigenart.

(1809—1815).

Drittes Buch.

Stille Zeiten.

(1815—1848).

Viertes Buch.

Revolution und Reaktion.

(1848—1858).

Fünftes Buch.

Die Neugestaltung Deutschlands: Kaiser und Reich.

(1859—1888).

Sechstes Buch.

Litteratur und Kunst

in gedrängter Übersicht.

Geschichte Deutschlands

im neunzehnten Jahrhundert.

Erstes Buch.

Im Banne der Fremdherrschaft

(1801—1808).

Erstes Kapitel.

Vom alten Deutschen Reich.

Unter Schlachtenlärm und Kriegsgetöse war das Jahrhundert zu Ende gegangen; mit Friedenserwartungen kündigte das neue, das neunzehnte, sich an: am 2. Januar 1801 wurden die offiziellen Friedensverhandlungen zwischen dem siegreichen Frankreich und dem unglücklich kämpfenden Österreich in dem lothringischen Städtchen Luneville eröffnet. Sie waren im Grunde nichts anderes als eine grausame Komödie. Denn was vermochte Graf Ludwig Cobenzl, der Vertreter Österreichs, mit seinen Salonmanieren und abgegriffenen Hofmannskünsten gegen die erdrückende Wucht der Lage? An demselben 2. Januar hatte ja Napoleon Bonaparte, der Erste Konsul, der Regent Frankreichs, eine Ankündigung an die volksvertretenden Körperschaften in Paris erlassen, daß der Frieden auf Erlangung der Rheingrenze in Deutschland und der Etschlinie in Italien abgeschlossen — oder in Prag, Wien und Venedig erobert werden würde! Und von seinen Weisungen war sein Bruder Joseph, welcher Frankreich in den Verhandlungen vertrat, willenlos abhängig. So half Cobenzl alles Klagen und Ausweichen nichts: die Bedingungen des Friedens standen von vornherein unverrückbar fest. Im Verein mit Rußland und England hatte Österreich den Krieg begonnen; jetzt aber neigte sich Rußland ganz zu Frankreich, und in dem Neutralitätsbunde der nordischen Mächte war für England ein bedenkliches Hemmnis erstanden. Allein aber fühlte sich Österreich zur Fortsetzung des Krieges außer stande. Kurier über Kurier kam aus Wien an Cobenzl mit der stets dringender wiederholten Mahnung, endlich doch den Frieden abzuschließen. So unterzeichnete er denn, über Frankreichs täglich wachsende Ländergier jammernd, am 9. Februar 1801 den Traktat für Österreich und auf das Verlangen des Ersten Konsuls auch gleich für das — gar nicht gefragte — Deutsche Reich.

Es waren, was Deutschland anbetrifft, in der Hauptsache dieselben Bestimmungen, welche schon in den Geheimartikeln des Friedens von Campo Formio getroffen, und über deren Ausführung auf dem Kongresse in Rastatt verhandelt worden war. Denn der 6. Artikel des Luneviller Traktates lautete: „Se. Majestät der Kaiser willigt sowohl in seinem eigenen als in des Reiches Namen ein, daß die französische Republik fortan mit voller Souveränetät und als Eigentum die Gebiete am linken Rheinufer, die zum Reich gehörten, in der Weise besitze, daß in Zukunft der Thalweg des Rheins die Grenze zwischen der Republik Frankreich und dem Deutschen Reich bilde.“ Und der 7. Artikel bestimmte: „Weil infolge der Abtretung, welche das Reich an die französische Republik macht, mehrere Fürsten und Stände des Reichs ganz oder teilweise enteignet werden, während das germanische Reich als Gesamtheit für die durch diesen Vertrag bedingten Verluste aufkommen muß, so ist zwischen Sr. Majestät dem Kaiser und König sowohl in seinem wie in des germanischen Reiches Namen und der französischen Republik ausgemacht worden, daß in Gemäßheit der auf dem Kongresse zu Rastatt förmlich aufgestellten Grundsätze das Reich gehalten sein soll, die erblichen Fürsten, welche links vom Rheine außer Besitz gesetzt worden sind, aus dem Schoße des genannten Reiches zu entschädigen, nach den Anordnungen, welche diesen Grundlagen gemäß werden weiterhin getroffen werden.“

Damit war in Wahrheit die Auflösung des alten Deutschen Reiches ausgesprochen. Gleichwohl genehmigte der deutsche Reichstag in Regensburg am 7. März 1801 einstimmig „ehrerbietigst mit dem lebhaftesten Danke“ den Luneviller Friedensschluß. Denn einstmals das vornehmste Reich der abendländischen Christenheit, war im Laufe der Jahrhunderte das Heilige Römische Reich deutscher Nation durch die Sonderbestrebungen seiner Fürsten schwach, durch die Kirchenspaltung in sich uneins, durch die geistlose Handhabung der altüberlieferten Formen lahm, durch den Mangel an nationalem Gemeinsinn morsch geworden. So war es denn wert, zu fallen. Die harte Faust des Siegers traf den mumienhaft verrotteten Bau: eine dichte Staubwolke aufwerfend, brach er in sich zusammen. —

Seitdem die Kaiserkrone in den traditionellen Besitz des Hauses Habsburg gekommen, war es mit dem Deutschen Reiche raschen Schrittes bergab gegangen. Denn die Herrschaft der Habsburger in ihrem vielsprachigen Reiche gründete sich hauptsächlich auf das deutsche Bevölkerungselement in demselben. Dies wurde aber, da die Deutschen doch nur den vierten Teil der Bewohner Österreichs ausmachten, nur dadurch möglich, daß sie an der großen deutschen Nation im „Reiche“ einen starken Rückhalt hatten. Den schien jedoch nichts augenfälliger als der Besitz der deutschen

Kaiserkrone zu gewähren. So war für diesen den Habsburgern kaum je ein Opfer zu groß. Der Versuch zwar, Deutschland in eine habsburgische Erbmonarchie zu verwandeln, war mißlungen; vielmehr hatte der westfälische Frieden die Souveränetät aller deutschen Territorien festgestellt. Um aber dennoch Deutschlands sicher zu sein, beförderte das habsburgische Kaiserhaus auf alle Weise die Schwächung des Deutschen Reiches. Während es daher einerseits, um nur immer wieder gewählt zu werden, den Kurfürsten als den Wählenden von den kaiserlichen Rechten in den Wahlkapitulationen eins nach dem andern abtrat, begünstigte es anderseits, da eine Menge kleiner Fürsten leichter zu beherrschen ist als eine kleine Zahl widerstandsfähiger, die Erbteilungen der Fürsten und schürte zugleich in der gewinnenden Maske eines Beschützers der Schwachen den Gegensatz der kleinen Herren gegen die Kurfürsten. Infolgedessen hatte sich allmählich nicht nur eine entnervende Zersplitterung des deutschen Landes herausgebildet, sondern auch ein Geist des Mißtrauens gegen den Nachbarn bei den Reichsständen eingenistet, der noch mehr unlustig als unfähig zu gemeinsamem Wirken machte.

In allen zehn Kreisen, in welche seit 1512 das Deutsche Reich eingeteilt war, zeigte sich das Bild der Gebietszersplitterung, aber nicht in allen in gleichem Grade. An der Ostgrenze des Reichs hatten sich aus den Marken, welche einst zur Abwehr der von Osten her drohenden Reichsfeinde, zur Behauptung und Erweiterung der hier gemachten Eroberungen errichtet worden waren, die beiden Großstaaten Österreich und Preußen entwickelt. Je weiter man aber nach Westen ging, um so bunter wurde das Gemisch der sich wunderlich durcheinander schiebenden und ineinander verschränkenden größeren und kleinen, weltlichen und geistlichen Herrschaften. So lagen im oberrheinischen Kreise die Bistümer Basel, Straßburg, Speier und Worms, die Reichsstädte Speier und Worms, die Besitzungen der hessischen Fürsten, Nassau, das Bistum Fulda, die Reichsstädte Frankfurt, Friedberg, Wetzlar und einige Dutzend kleinere Gebiete, wie die Herrschaften Salm, Isenburg, Solms, Wittgenstein, Leiningen, Wied u. a.; so waren im bayrischen Kreise die Wittelsbachschen Gebiete vielfach auseinander gerissen, unterbrochen und umschlossen von anderen, wie dem Erzbistum Salzburg, den Bistümern Freising, Regensburg und Passau, den gefürsteten Propsteien Emmeran und Berchtesgaden, der Reichsstadt Regensburg und mehreren kleineren Herrschaften; so bildeten den fränkischen Kreis in engem Durcheinander die Fürstentümer Ansbach und Bayreuth, welche zu Preußen gehörten, die Hennebergschen Gebiete, welche sächsisch waren, die Bistümer Würzburg, Bamberg und Eichstädt, die Besitzungen des deutschen Ritterordens, dessen Hochmeister in Mergentheim

residierte, fünf Reichsstädte, darunter Nürnberg, und etwa ein Dutzend kleiner Herrschaften.

Die ärgste Buntscheckigkeit indessen zeigte der schwäbische Kreis, welcher nicht weniger als 97 Souveränen unterthan war, nämlich 4 geistlichen Fürsten, den Bischöfen von Konstanz und Augsburg, dem gefürsteten Abt von Kempten und dem Propst von Ellwangen, 14 weltlichen Fürsten, unter denen die ansehnlichsten der Markgraf von Baden, der Herzog von Württemberg, die Fürsten von Hohenzollern, Fürstenberg und Öttingen waren, 23 Prälaten, 25 Grafen und Herren und 31 Reichsstädten, von denen Augsburg und Ulm bedeutend waren, andre aber wie Bopfingen, Isny oder Buchau kaum über 1000 Einwohner hatten. Außerdem zogen sich durch den Kreis die vorderösterreichischen Lande hin, welche aus Freiburg mit dem Breisgau und einer Menge zerstreuter Enklaven bestanden.

Im ganzen ergaben sich für das Deutsche Reich in allen zehn Kreisen 296 souveräne Reichsstände, welche teils für sich, teils bankenweis auf dem Reichstage stimmberechtigt waren. Das war gewiß schon ein Übermaß von Gebietszersplitterung; allein vollends zur Karikatur wurde es durch die unendlich viel größere Zahl derjenigen Gebiete, welche, wenn sie auch nicht mit der vollen Souveränetät ausgestattet waren, doch das Recht besaßen, den allgemeinen Verkehr durch Zölle oder Handelsverbote zu hemmen, von ihren Landeingesessenen Steuern und Dienste zu fordern und peinliches Gericht zu halten, als dessen Wahrzeichen man daher allerorten Galgen errichtet fand. Es waren dies, außerhalb der Reichskreise stehend, 30 reichsunmittelbare Herrschaften, 5 gauerbschaftliche Orte, 5 Reichsdörfer und mehr als 1500 Reichsritter, deren Gebiet im Durchschnitt nur eine Achtelquadratmeile (7 qkm) betrug.

Die Reichsverfassung wollte ihrer Idee nach allen Ständen und Klassen Mitbeteiligung am Reichsregimente eröffnen. Die weltlichen Fürsten hatten in der Erbfolge, die geistlichen in der Wahl aus dem hohen Adel ihre Berechtigung dazu; die Minister und Räte waren aus dem niederen Adel und dem Bürgerstande, die meisten Reichsprälaten aus dem Bürger- und Bauernstande. Die Beschlußfassung lag bei dem Reichstage, welcher unter dem Vorsitze eines kaiserlichen Kommissars in drei voneinander getrennten Reichskollegien ratschlagte. Das erste derselben war das der 9 Kurfürsten; in dem zweiten, dem reichsfürstlichen Kollegium hatten die Erzbischöfe, die Bischöfe, die gefürsteten Äbte und die weltlichen Fürsten verschiedenen Ranges eine Virilstimme, die nicht gefürsteten geistlichen Reichsstände zusammen 2 Kuriatstimmen, die Reichsgrafen zusammen 4 Kuriatstimmen; die Reichsritter besaßen kein Stimmrecht. Das dritte Reichskollegium war das der 51 Reichsstädte, deren jede eine Stimme hatte.

Die Beschlüsse, welche dieser Reichstag faßte, galten nur als Reichsgutachten; Gesetzeskraft erhielten sie erst durch die Ratifikation des Kaisers. Indessen seit mehr als hundert Jahren war kaum je etwas Förderliches zustande gebracht worden: mit nichtigen Fragen der Etikette und des Scheins vertrödelte der Reichstag, entsprechend dem nichtigen und mißtrauischen Geiste, der ihn beherrschte, die Zeit.

Die Rechte des Kaisers im Reiche waren mehr und mehr hingeschwunden; was ihm noch zustand, war im wesentlichen: die Reichsgesetze zu veröffentlichen, über die Reichslehen die Lehensherrlichkeit auszuüben, einige Reichsämter zu besetzen, das Reich den auswärtigen Mächten gegenüber zu vertreten, die Schirmvogtei über die Kirche wahrzunehmen. Dazu hatte er das Recht, gewisse Justizprivilegien zu verteilen, Personen (meist Invaliden) einem Reichsstifte zur Verpflegung zuzuweisen und einmal während seiner Regierungszeit ein Kanonikat in einem Reichsstifte zu vergeben. Hierzu kamen endlich noch die kaiserlichen Reservatrechte, deren wichtigste in der Anlegung von Zöllen, in der Erteilung des Münzrechtes, in der Errichtung von Universitäten und in dem Rechte der Standeserhöhung bestanden.

Diesen dürftigen Trümmern einer kaiserlichen Prärogative entsprach das Einkommen, welches der Kaiser als solcher — zum Teil aus wenig geziemenden Quellen — bezog. Es betrug ungefähr noch 15 000 Gulden, welche aus den von den Reichsgerichten verhängten Geldstrafen, aus dem Opferpfennig der Juden in Frankfurt und Worms, aus Lehnsgeldern und Krönungsgeschenken aufkamen.

So stand es mit dem Römischen Kaiser, dem Oberhaupte des Reiches; und man hat ein Recht danach zu vermuten, daß es um die Stützen des Reiches, um Finanzen und Militär, nicht weniger kläglich bestellt war.

Von den Reichssteuern hatten nur zwei dem bösen Willen der Zahlenden gegenüber sich behauptet. Dies waren der „Kammerzieler“, dessen bescheidener Betrag (etwas über 100 000 M.) bestimmt war, die Kosten des Reichskammergerichts in Wetzlar zu bestreiten, und der „Römer-Monat“, dessen wunderlicher Name sich von den Römerzügen Kaiser Karls V. herschrieb. Er brachte etwa um die Hälfte mehr ein als der Kammerzieler, wenn er vollständig einging — was aber eben niemals der Fall war. Der Reichstag hatte je so viele Römer-Monate zu bewilligen, als zur Führung eines Reichskrieges notwendig zu sein schien. Denn der Zweck der Steuer war die Bildung einer Kriegs-Operationskasse, die jedoch in den letzten Jahren des Krieges gegen die französische Republik sich als so völlig ungenügend erwiesen hatte, daß sie allerorten größere oder kleinere Summen schuldig war.

Die Kosten für die Aufstellung und Ausrüstung der Truppen dagegen hatten die Reichskreise nach Verhältnis zu tragen. Im Jahre 1681 war die Stärke des Reichsheeres in armatura ad simplum auf 12 000 Reiter und 28 000 Fußsoldaten festgestellt worden. Es war jedoch vorgesehen, in Notzeiten auch eine größere Menge von Truppen, eine armatura ad duplum, ad triplum u. s. w. aufzubieten. So war im Jahre 1757 gegen Friedrich den Großen eine armatura ad triplum aufgeboten worden und 1793 gegen Frankreich war sogar eine fünffache Armatur in Aussicht genommen. Auch der Anteil, welchen jeder Reichskreis zu einer Armatur zu stellen hatte, war von vornherein bestimmt worden, sowie das Kontingent, welches davon auf jeden Reichsstand des Kreises entfiel. Allein es fehlte viel, daß dieser „Idealfuß", wie man es nannte, auch nur annähernd inne gehalten wäre. Nicht nur, daß die Reichskreise ihre Anteilsziffer selbst schon erheblich herabsetzten, sondern manche Reichsstände blieben selbst dahinter mit ihren Kontingenten noch arg zurück. So betrug 1757 der Idealfuß für den schwäbischen Kreis 3963 Reiter und 8121 Fußsoldaten; der Kreis setzte ihn selbst auf 1184 Reiter und 6760 Fußsoldaten herab; indessen in Wirklichkeit wurden an Kontingenten nur 734 Reiter und 4766 Fußsoldaten gestellt.

Und wie wunderlich zusammengesucht waren die Kontingente! Im bayrischen Kreise stellte für das 2. Regiment Salzburg den Obersten, Pfalz-Neuburg den Oberstleutnant, Passau den Oberstwachtmeister. Die Kontingente mancher Reichsstände betrugen nur wenige Mann, die dann gewöhnlich irgendwo aufgegriffen und ohne jede militärische Ausbildung zum Regimente geschickt wurden. Dazu war die Ausrüstung und Bewaffnung der Kontingente im höchsten Grade mangelhaft; an zahlreichen Gewehren fehlten die Feuersteine, so daß sie gar nicht abgeschossen werden konnten. Zumal war das Pferdematerial erbärmlich; nicht wenige Tiere waren bei der Einstellung schon völlig dienstuntauglich oder mit schlimmen Fehlern behaftet. Erwägt man nun dazu, daß die Verpflegung schlecht, die Besoldung unregelmäßig, die militärische Schulung ganz ungenügend, die Disziplin höchst verlottert war, so erkennt man, wie gründlich das Heilige Römische Reich die alte Waffenfreudigkeit der Deutschen erstickt, ihre Wehrhaftigkeit vernichtet, den „deutschen Michel" zum Gespött der fremden Nationen gemacht hatte, und diesen die Ohnmacht des deutschen Volkes gewährleistete.

Aber nicht nur in der Vernichtung des Ansehens nach außen machten sich die Folgen der entnervenden Zersplitterung des deutschen Volkes geltend nein, auch im täglichen Leben desselben wirkten sie unheilvoll. Ein immer wiederkehrender Hauptpunkt in den Wahlkapitulationen der Kaiser war das Versprechen, auf die Ausübung des oberherrlichen Aufsichtsrechtes über die

Reichsstände Verzicht zu leisten. So galt denn die Unbeschränktheit und Unverantwortlichkeit der deutschen Landesherrn für unantastbar, ihr Wille für die einzige Grenze ihrer Gewalt über Leben und Eigentum ihrer Unterthanen. Es wäre indessen unrichtig zu sagen, daß sie nun auch alle diese Gewalt bis aufs äußerste ausgenutzt hätten. Vielmehr gab es nicht wenige deutsche Fürsten, welche mit wahrhaft landesväterlicher Fürsorge ihr Land oder Ländchen regierten, welche ihren Ehrgeiz darein setzten, keine Schulden zu machen, sondern Dankbarkeit und Zufriedenheit um sich zu verbreiten. Aber die zahllosen Hofhaltungen, wenn sie auch weder eine italienische Oper noch ein glänzendes Ballett hielten, kosteten Geld: und es galt für die höchste Finanzpolitik, so viel Geld wie möglich einzunehmen. An die Folgen, welche sich dabei für Verkehr und Gewerbe ergeben könnten, wurde kaum je gedacht.

Das bequemste Finanzmittel war der Zoll. Seine Zollstätte hatte daher jeder Reichsstand, die größeren sogar deren mehrere. So lagen am Rhein von Bingen bis Koblenz 9 Zollstätten, auf der ganzen Strecke von Straßburg bis Holland 30, am Main gar von Bamberg bis Frankfurt 33. Wie oft mußte daher nur der Zollstätten wegen der Strom unnötig gekreuzt, ja bei der Bergfahrt die Treckpferde von einem Ufer ans andre übergesetzt werden! Welch Zeitverlust und welch Kostenaufwand lag darin! Wenn daher der Ertrag einer Zollstätte am Rhein durchschnittlich auf 20 000 Gulden berechnet wurde, so betrug die Belastung des Verkehrs unvergleichlich viel mehr. Dazu kamen aber noch die Gelder, welche die allerorten übliche Bestechung der Beamten erforderte. Denn der Zoll wurde in der Weise erhoben, daß die Zollbeamten die ganze Ladung eines Schiffes nach ihrer Größe in Zollfudern abschätzten, dann der Schiffer den Wert der Ware angab und hiernach nun der Zoll berechnet wurde. Jene Abschätzung aber stand in der Regel im umgekehrten Verhältnisse zu der Höhe der gespendeten Trinkgelder.

Nicht weniger als die Zölle schnürten den Verkehr die Stapelrechte ein, welche an den Wasserstraßen sich in Kraft erhalten hatten. Auf dem Rhein übte Köln, auf der Elbe Magdeburg immer noch sein altes Stapelrecht. Die Schiffahrt zwischen Brandenburg und Hamburg war das Eigentum der kurmärkischen Schiffgilde. Der Ulmer Schiffer durfte nicht weiter als bis Regensburg verfrachten; der Wiener durfte nur bis Regensburg, der Regensburger nur bis Ulm Ladung annehmen; zurück aber mußten beide leer gehen.

Im Binnenlande war die verbreitetste Steuer die Accise, welche von allen zum Verkaufe kommenden Gegenständen erhoben wurde. Aber grade bei ihr herrschten die gröbsten Mißbräuche und Unterschleife. Dazu kamen in manchen deutschen Ländern noch andere Steuern, welche durch ihre Willkür

und innere Unwahrheit nicht weniger drückend und hemmend wirkten. So besaß in Württemberg die herzogliche Regierung das Salzmonopol und zwang die Unterthanen, ein weit größeres Quantum Salz, als sie brauchten, und überdies zu unmäßig hohem Preise und von schlechter Beschaffenheit zu nehmen. Sie verbot auch den Handwerksburschen das Wandern, ließ sich aber von ihnen, wenn sie Meister werden wollten, für die unterlassene Wanderschaft ein Dispensationsgeld zahlen. Im Fürstenbergischen mußte jeder Unterthan bei zehn Thaler Strafe einen landesherrlichen Kalender kaufen. In Bayern wurde Werbegeld als Ersatz für die persönliche Dienstleistung der Unterthanen erhoben, trotzdem aber doch Zwangsaushebungen gehalten.

Unter diesen Umständen war es kein Wunder, daß nicht bloß der Handel lahmte, sondern auch das Gewerbe in den Städten dahinsiechte. Der alte deutsche Bürgersinn war erloschen, ausgeartet in ein beschränktes, engherziges Spießbürgertum. Wie eine Karikatur erschien das Zunftwesen, welches sich mit lächerlicher Gespreiztheit an die alten Formen anklammerte, und statt in eigenem rüstigen Schaffen nur in der Hemmung der Thätigkeit andrer seine Stärke suchte. Die meisten Handwerke waren „gesperrt“: nur Bürgerssöhne durften als Lehrlinge in ihnen unterwiesen werden, und dies auch nur gegen das eidliche Gelöbnis, daß sie sich nirgend anders als in ihrer Vaterstadt niederlassen und niemand anders als einem Stadtkinde ihre Kunstfertigkeit wieder mitteilen wollten. In Aachen war den Webern vorgeschrieben, wie viel Stühle, den Tuchscherern, wie viel Knechte ein jeder halten dürfte; in Ulm durfte die dort gefertigte Leinwand teils gar nicht, teils nur gegen eine erhebliche Abgabe nach auswärts verkauft werden. Manche Gewerbs- und Handelszweige hafteten als Realgerechtigkeiten an bestimmten Häusern, und diese Häuser durften wieder zu nichts anderem als zum Betriebe solcher Gewerbe benutzt werden. Man sah in diesen Maßregeln einen Schutz des Gewerbes, welcher in Wahrheit es doch ertötete. So wanderten die Barchentweber von Augsburg nach Kaufbeuren aus; die Aachener Weberei siedelte gutenteils nach Burtscheid über.

Am meisten litten unter solch eigensüchtigem Regimente patrizischer Vetternschaften die Reichsstädte, welche, ehemals der mächtigste Stand im Reiche, jetzt fast alle ein kläglich-ohnmächtiges Dasein führten. In dem vorzeiten so blühenden Nürnberg war es so weit gekommen, daß den Stadtbewohnern, um den Verfall der bürgerlichen Gewerbe aufzuhalten, verboten war, in das benachbarte Ansbachische oder Bayrische zu gehen und dort ihr Geld zu verzehren. In den fürstlichen Gebieten dagegen brachte wenigstens in den Residenzen manchen Gewerben der Luxus der Höfe und des Hofadels Erwerb. Freilich hing dafür Fabrikant und Handwerker ganz von der Gunst der Fürsten oder ihrer Beamten ab; er mußte sich deren Gewogenheit zu erhalten

suchen, um Aufträge oder Vorschüsse zu erlangen; er durfte es mit den Accise-Offizianten nicht verderben, um der Vorteile eines einträglichen Schmuggels nicht verlustig zu gehen. Aber nicht selten machten sich auch die Fürsten zu Fabrikanten, brachten Gewerbe und Handel in Gestalt von Monopolen an sich, schmälerten dadurch den Unterthanen den Erwerb und verteuerten ihnen den täglichen Lebensunterhalt. Und waren irgendwo Maßregeln zur Hebung der Landesindustrie getroffen, so bestanden sie der Hauptsache nach meist in Ausfuhrverboten für Rohprodukte, um der einheimischen Industrie billiges Material — wenn auch zum Schaden der Landwirtschaft — zuzuwenden, oder in Einfuhrverboten für fremde Manufakturwaren oder in Verleihung von Monopolen oder Privilegien an einzelne Gewerbtreibende. Denn der oberste Gesichtspunkt war, das Geld im Lande zu behalten.

Nach der Natur solcher Maßregeln konnte die Industrie nur in größeren Ländern, die einen genügenden Absatzmarkt boten, gedeihen. Mit ihnen vermochten die kleineren Länder je länger um so weniger die Konkurrenz auszuhalten, so daß die größeren Staaten Handel und Gewerbe auch aus den kleineren an sich brachten. Während daher Österreich und Preußen aufblühten, verarmte der vielgeteilte Westen und Süden Deutschlands mehr und mehr. Und dagegen vermochte alle landesväterliche Fürsorge nur wenig auszurichten.

War nun schon die Lage des Bürgerstandes im Deutschen Reich eine eingeengte und bedrückte, so war es doch die des Bauernstandes noch viel mehr. Vor dem gutsherrlichen Vogte zitternd, ließ der deutsche Bauer mit stumpfer Unempfindlichkeit alles über sich ergehen; nur wenn der Druck gar zu unerträglich wurde, wandte er der Heimat den Rücken, um jenseit des Meeres eine neue Existenz sich zu suchen, oder versuchte wohl auch mit roher Gewalt sich selbst sein Recht zu verschaffen. Wohl hatten manche Fürsten auf die Befreiung und Hebung des Bauernstandes ihr Streben gerichtet: aber an dem harten Widerstreben der Gutsherrschaften versagten stets die Versuche.

In Frankreich waren freilich zur Königszeit die Verhältnisse noch viel trostloser, der Druck, welcher auf dem Bürger- und Bauernstande lag, noch viel auspressender: darum brach dort die Revolution aus, deren Ergebnis war, daß die Verhältnisse Frankreichs am Ende des Jahrhunderts sich etwa so gestaltet hatten, wie sie in Deutschland, wo seit Generationen schon aufgeklärte Fürsten und philosophische Minister zu reformieren strebten, etwa *vor* der Revolution lagen. Der eigentliche Reformator Frankreichs ist erst der Erste Konsul, der freilich dank der nivellierenden Vorarbeit der Revolution ungleich freiere Bahn hatte und ungleich weiter kam, als die

aufgeklärten Fürsten Deutschlands im 18. Jahrhundert. Daraus erklärt es sich, daß der Eindruck und Einfluß der französischen Revolution in und auf Deutschland keineswegs ein so sehr bedeutender war, vielmehr es erst seit und durch Bonaparte wurde. Freilich war es natürlich, daß Ereignisse wie die Erstürmung der Bastille in Paris oder die Beschlüsse der französischen Nationalversammlung vom 4. August 1789 in Deutschland das größte Aufsehen erregten; aber es blieb bei Worten, bei Zeitungsartikeln oder schwungvoll tönenden Gedichten. Zu Thaten des Aufruhrs kam es erst, als die Bewegung des französischen Landvolkes auf die in Frankreich liegenden deutschen Enklaven, wie Mömpelgard, oder in die deutschen Grenzgebiete hinübergriff. Hier, in den rheinischen Kreisen, lagen geistliche und weltliche Gebiete, Reichsstädte und Reichsritterschaften in buntestem Wechsel durcheinander: schwache Herren und darum nicht eben Respekt einflößend. Im Gebiete des Grafen von der Leyen und der Äbtissin von Frauenalp rebellierten die Bauern und bemächtigten sich des Reichsklosters zu Schwarzach. Aber schnell stellte der Markgraf von Baden-Durlach durch Soldaten die Ordnung wieder her. Die Rebellen in Nassau-Saarbrücken begütigte der Fürst durch freundliches Entgegenkommen, sodaß man in öffentlichen Feierlichkeiten ihm dankte. Ernster ließen sich die Unruhen in Kurpfalz und in Hessen-Kassel an, doch wurden sie auch hier auf gütlichem Wege bald beigelegt. Vorübergehenden Erfolg indes hatten die Tumultuanten in manchen Reichsstädten und geistlichen Herrschaften; waren doch diese unter allen Reichsständen die gebrechlichsten. Mit dem Rufe: „Wir wollen nicht länger das Joch der Mönche tragen!" verjagte die Bevölkerung von Stablo ihren reichsständischen Abt. Auch der Fürstbischof von Speier mußte sich flüchten. In Trier nahm das aufgeregte Volk einen Teil des Magistrats gefangen, und in dem kurtrierischen Boppard waren es hauptsächlich Weiber, welche die Revolution bewirkten.

Keineswegs indes waren es immer Forderungen politischer Art, welche die Unzufriedenen durch den erregten Tumult durchzusetzen trachteten. Meist richteten sich die Unruhen gegen bestimmte Persönlichkeiten, oder verfolgten mitunter auch wohl Sonderzwecke ganz reaktionärer Art. So verlangte die aufrührerische Bevölkerung der Ortenau die Wiederherstellung der unter Kaiser Joseph abgeschafften Wallfahrten; in der Reichsstadt Köln sollte durch den Aufruhr verhindert werden, daß den Protestanten der Stadt die Errichtung eines Bethauses verstattet würde.

Bis zum nächsten Frühling (1790) jedoch war allenthalben durch die Truppen stärkerer Nachbarn Ruhe und Ordnung wiederhergestellt, und bald legten sich nun die Wellen der überhaupt nicht tief greifenden Erregung. Nur in Stadt und Bistum Hildesheim behauptete sich der Aufruhr, bald

andringend bald zurückweichend, noch eine Zeitlang; und auch die rebellischen Bauern in Kursachsen, planmäßig organisiert, leisteten unerwarteten Widerstand. Als jedoch nach der Kanonade von Valmy (20. September 1792) die Heere Österreichs und Preußens vor der französischen Revolution zurückwichen, gab dies dem Geiste der Unruhe und Unbotmäßigkeit an vielen Orten wieder eine gewisse Ermutigung. Aber die Revolution nahm je länger je mehr einen gewaltthätigen und mordlustigen Verlauf; und die Zahl ihrer Verehrer, die eben noch laut ihre Befriedigung über das Zurückweichen Europas vor dem revolutionären Frankreich ausgesprochen hatten, wurde bald sehr klein. Jedoch die Erregung, welche die Revolution in die Gemüter hineingetragen hatte, blieb, und damit die Neigung zu geräuschvoller Auflehnung gegen die bestehende Ordnung der Dinge. Wiederum gab es in Süddeutschland, in Städten wie auf dem Lande, häufig Unruhen; auch in Breslau und in Berlin (1795) kam es zu Straßentumulten; aber mit den Zielen und Zwecken der französischen Revolution hatte alles dies nichts zu schaffen. Die Regierungen stellten die Zeitungen unter strenge Aufsicht: aber der Geist der Unruhe blieb derselbe. Die Opposition in den Ständeversammlungen wuchs; man begann nach den Gründen bestehender Bevorzugungen, nach der Berechtigung mancher Steuern, nach der Rechtmäßigkeit der bevorrechteten Stellung der Ritterschaft zu fragen: und mit lebhaftem Interesse folgte die Bevölkerung solchen Verhandlungen. Ja in Württemberg schien es wirklich der ständischen Opposition gelingen zu sollen, das Land aus den alten wirren Verwaltungsformen zu einer aufgeklärten Verfassung zu führen. Aus dieser lebendigeren Beteiligung an politischen Angelegenheiten aber, welche die letzten Jahre des verrinnenden Jahrhunderts ihm gebracht, das deutsche Volk wieder zu der alten Gleichgültigkeit zurückzudrängen, war unmöglich.

Nur in einem Punkte blieb die Gleichgültigkeit der Deutschen so groß, wie sie nur je gewesen: von einem deutschen Nationalgefühl zeigte sich bei ihnen keine Spur. Sie fühlten sich als Hessen oder als Sachsen: daß aber etwa Preußen oder Baden sie näher anginge als die Türken oder Russen, erschien ihnen als ein unreifes Vorurteil. Wohl erhoben sich hie und da Stimmen für das „Reich“; aber regelmäßig ergab sich, daß es Werberufe für österreichische Zwecke waren oder Notschreie von Reichsrittern oder Reichsprälaten oder Reichsstädten, deren Existenz im Reiche eben ihren einzigen Halt hatte. Ja, dies „Römische Reich“ war es, das die Deutschen vaterlandslos gemacht und — was noch schlimmer — sogar die Empfindung dafür ihnen genommen hatte. —

Zweites Kapitel.

Der Gegensatz der deutschen Großmächte.

Man hat wohl gemeint, daß, wie auf dem Gegensatze Athens und Spartas die Schwäche des alten Griechenlands, wie auf dem der Häduer und Arverner die Schwäche des alten Galliens beruhte, so die Kläglichkeit und Ohnmacht des Deutschen Reiches durch den Gegensatz der beiden deutschen Großmächte, Österreichs und Preußens, bedingt gewesen sei. Allein das ist ein Irrtum; denn Österreich ist wohl eine Großmacht gewesen, und ist es noch, aber nicht eine deutsche.

Hervorgegangen freilich aus der deutschen Grenzmark des Ostens, welche im 12. Jahrhundert von dem Herzogtum Bayern abgetrennt wurde, war **Österreich** doch von vornherein den Wehrpflichten und rechtlichen Verbindlichkeiten nicht wie die andern Teile des Reiches unterworfen; es nahm die Vorteile hin, welche das Verhältnis zum Reiche ihm gewährte, ohne doch die entsprechenden Pflichten und Lasten zu tragen, und entzog sich seit dem Ende des 15. Jahrhunderts grundsätzlich den Reichsgesetzen wie den Reichsgerichten. Fortwährend wuchs es dann, fremde Gebiete und Stämme mit sich vereinend, aus Deutschland hinaus. So umschloß es in seinen weiten Grenzen hoch entwickelte Kultur neben halber Verwilderung und rohen Nomadenzuständen, raffinierte Zivilisation neben primitiver Roheit und träger Barbarei. Zusammenhalt aber gab dem Ganzen das deutsche Element, wenn auch oft die unfertigen Völkermassen nur in dünnen Adern von Kulturentwickelung durchschlingend. Indes waren auch der Deutschen unter den 35 Millionen Österreichs nur acht, so gab ihnen doch Stärke der Rückhalt am Deutschen Reiche, dessen Kaiserkrone das Haus Habsburg daher unter allen Umständen festzuhalten strebte.

Wohl hatten gemeinsame Leiden und Siege, zumal die Türkenkriege, in den Völkern der habsburgischen Herrschaft ein gewisses Gesamtbewußtsein erzogen; zu einem einheitlichen Staatsbewußtsein aber konnte es nicht kommen, da das Haus Habsburg die Verschiedenheit und Eifersucht der Völker- und Ländergruppen geflissentlich zu erhalten bestrebt war.

Denn deren Verschmelzung bedrohte die Stellung des deutschen Elementes, auf welches sich zumeist die Herrschaft des habsburgischen Hauses stützte. Daher war es dessen Politik, durch den Gegensatz und die Zwietracht der verschiedenen Nationalitäten sie alle zu beherrschen; es war dieselbe Methode, wie die, durch welche es seine Herrschaft im Deutschen Reiche zu bewahren suchte. So setzte es allen neuen Strömungen den Widerstand der Passivität entgegen: jede Neugestaltung der Dinge konnte ja seiner Stellung verhängnisvoll werden.

Eine solche Politik entsprach außerordentlich der geistigen Eigenart der habsburgischen Fürsten. Seit Karl V. zeigt die Familie in langer Reihe nur Persönlichkeiten ohne hervorragende Eigenschaften des Geistes oder des Charakters. In kalter Strenge, despotischem Stolze, in Ungeschmeidigkeit und rücksichtsloser Härte bei der Verfolgung des engen Ideenkreises, der sie beherrscht, ähneln sich alle. Nicht die Hebung des Staates, sondern die Förderung der Interessen des Herrscherhauses ist das Ziel ihres Handelns; und durch die unbedingte Aufrechterhaltung des Bestehenden schienen diese ihren langsamen Gedanken am sichersten gewahrt. So haben sie die Selbständigkeit und die nationalen Freiheiten der Böhmen, der Ungarn wie der österreichischen Deutschen, so die widerstrebende Macht des feudalen Adels zerbrochen, aber keineswegs auf diesen Trümmern einen modernen Gesamtstaat aufgerichtet. Sie hüten sich wohl die Kraft des Bürgers und Bauern großzuziehen, durch Regsamkeit, freiere Bewegung und Anspornung der Kräfte die Verschmelzung ihrer Länder zu fördern: ihnen gilt es viel mehr durch Trennung der Stämme die Leichtigkeit und Sicherheit der Herrschaft sich zu wahren. Das Verhältnis zum Deutschen Reiche ist ihnen vor allem wichtig, aber sie setzen ihren ganzen Einfluß daran, auch hier eine Besserung der Zustände, ein Erstarken der Kräfte zu hintertreiben.

Erst im Begriff zu erlöschen, bringt das habsburgische Haus in Maria Theresia eine wirklich bedeutende Fürstin hervor. Unter ihrer langen Regierung verschwand manche Härte und Verkehrtheit der alten Zeit, in die Finanzverwaltung ward mehr Ordnung gebracht und die Arbeitskraft des Volkes gefördert. Wien erhob sich zu einer sehr lebhaften Handels- und Fabrikstadt; in Reichenberg in Böhmen und Linz entstand eine ansehnliche Tuchweberei, in Niederösterreich erblühte die Kattunfabrikation. 1775 wurden sogar die Zölle zwischen den einzelnen Provinzen abgeschafft; nur gegen Ungarn blieb die Mautlinie bestehen. Aber eine durchgreifende Umgestaltung der Verhältnisse anzubahnen lag der Kaiserin sehr fern; es genügte ihr von den reichen natürlichen Hülfsquellen des Landes durch ein weit ausgebildetes Zollsystem Vorteil zu ziehen, durch lästige Verzehrungs-

steuern und durch den Ertrag mancher Monopole. Sie sah die Stützen ihrer Krone in mächtigen auswärtigen Verbindungen, in dem alten Waffenruhm der österreichischen Heere und in dem moralischen Ansehen, das der Besitz der tausendjährigen Kaiserkrone ihrem Hause verlieh.

Maria Theresias Sohn Joseph kehrte indessen 1784 zu dem strengen Systeme der Einfuhrverbote auf fremde Manufakturwaren und der Ausfuhrverbote auf Rohstoffe zurück. Dadurch hob sich die österreichische Industrie in sehr bedeutendem Maße, doch beschränkte sich deren Ausfuhr auf solche Zweige in der Hauptsache, welche durch das im Lande gewonnene Rohmaterial begünstigt waren, wie böhmische Leinen- und Glaswaren oder steirische Eisenfabrikate.

Die Ungeduld des unruhigen Reformators aus lothringischem Blute ertrugen die alteingewurzelten Zustände Österreichs nicht: fast nirgends drang er durch, sondern erweckte allerorten Mißbehagen und Mißtrauen. Nicht zum wenigsten auch im Deutschen Reiche. Hier war sein Streben, durch erheblichen Landerwerb die Stellung des Kaisers auf festere Grundlagen zu stellen, ihm wieder Einfluß, Vorteile, Stimmen zu verschaffen. Aber die kleinen Mittel, die er dazu anwandte, die Drohungen und Gewaltthätigkeiten, mit denen er gegen kleine und machtlose Reichsstände einschritt, die grobe Rabulistik, mit der er seine Ansprüche zu rechtfertigen suchte, entfremdeten dem Kaiser bald die natürlichen Verbündeten, verletzten das Rechtsgefühl der Nation und untergruben aufs tiefste das kaiserliche Ansehen.

Jetzt hatte Josephs Neffe, Franz II., den Kaiserthron inne, der besser als jener in die lange Reihe der alten Habsburger sich fügte. Obgleich noch jung an Jahren — er war 1768 geboren — hatte er doch nichts von der Frische und Idealität der Jugend an sich. Stundenlang saß er jeden Tag an seinem Schreibtische und führte die Regierung wie ein pedantischer Kanzlist. Äußerlichkeiten, Personalfragen interessierten ihn, aber grundsätzliche Maßregeln, weitgreifende sachliche Veränderungen nahm er nur zögernd und ungern in die Hand und verschleppte sie, solange es nur anging. Denn sie erforderten Nachdenken, geistige Arbeit; nichts aber war ihm widerwärtiger als irgendwelche geistige Anstrengung. Deswegen waren ihm auch die Beratungen des Ministerialrates, wenn sie einmal unter seinem Vorsitze stattfanden, unerquicklich. Dagegen Audienzen erteilte er mit unermüdlicher Geduld; unzählige Menschen strömten an den Audienztagen in die Hofburg; jeden hörte er an, jedem gab er einen freundlich klingenden, freilich nichtssagenden Bescheid in dem gemütlichen Wiener Dialekte, so daß ihn selten einer verließ, ohne von der schlichten, biederen Art und der Menschenfreundlichkeit des Kaisers höchlich erbaut zu sein.

Allein hinter der scheinbaren Gutmütigkeit und den spießbürgerlichen

Manieren des Kaisers barg sich Gleichgültigkeit gegen alle höheren Interessen, Abneigung gegen jede hervorragende Persönlichkeit, Mißtrauen gegen jedermann. Bei seinem Regierungsantritte hatte er befohlen, daß alle anonymen Denunziationen ungelesen verbrannt werden sollten; aber bald spielten die „Spitzl" in Wien eine große Rolle. Alles was seine Person anging, erschien ihm unendlich wichtig; was er andre für ihn thun oder leiden sah, rechnete er für nichts. Dabei war er hinterhaltig und nachtragend. Er hielt es für Staatskunst, daß man ihn immer für etwas andres halte, daß man ihn immer anderswo suche und lieber eine geringe Meinung von ihm hege, als ihn errate und durchschaue. „Im Versöhnen und Verzeihen", äußerte er selbst, „bin ich ein schlechter Christ: es kommt mich gar schwer an!" Den Staat betrachtete er als sein Privateigentum, über das ihm uneingeschränkte Machtbefugnis zustände; darum griff er unaufhörlich durch Handbillets in die Thätigkeit der Behörden ein und brachte, da seine Billets stets nur zusammenhangslose Einzelentscheidungen ohne feste Grundsätze waren, alles in unaufhörliche Verwirrung. So schob sich lässig und unklar die Verwaltung des österreichischen Staates weiter: man kann sagen, daß zu keiner Zeit ein so großer Staat mit einem so geringen Aufwande von geistiger Arbeit regiert worden ist.

Alle Verwaltungszweige fanden in den Wiener Hofstellen, der Hofkanzlei und Hofkammer, der obersten Justizstelle und dem Hofkriegsrate ihre Spitzen. Bei den Hofstellen war es Vorschrift, daß die Entscheidung durch Stimmenmehrheit gefällt wurde. Daneben aber hatte sich die sogenannte Präsidialbehandlung eingeschlichen, nach welcher der Präsident der Hofstelle ohne Zuziehung der Räte allein die Entscheidung traf, soweit nicht der Kaiser sich selbst bestimmte Angelegenheiten zu eigener Entscheidung vorbehalten hatte. Dadurch wurde die Macht dieser Präsidenten außerordentlich groß. So bestimmte der Hofkriegsrat die Größe der Armee, aber Befreiung vom Soldatendienste gewährte der Kaiser. Er bewilligte die Gnadengehalte, aber die einschneidendsten Finanzoperationen führte die Hofkammer selbständig aus. Nun hatte zwar der Staatsrat, welchem Minister, Konferenzräte und andere hohe Beamte angehörten, die Kontrolle der Hofstellen; aber niemand wußte, was eigentlich zu seinem Wirkungskreise gehöre. Darüber bloß Gutachten zu geben, kam er in der Regel nicht hinaus. Indes fast noch mehr als der Staatsrat litt das Konferenz-Ministerium unter der allgemeinen Unklarheit. Nur der Minister der auswärtigen Angelegenheiten hatte ein deutlich abgegrenztes Departement; die übrigen Minister waren nur auf das angewiesen, was sie dem Bereiche anderer Behörden entzogen, oder was der Kaiser ihnen direkt zuwies. Regelmäßige Sitzungen wurden gar nicht gehalten; von irgendwelcher

ersprießlichen Thätigkeit konnte nicht die Rede sein. Manche Minister wären auch überhaupt dazu nicht fähig gewesen, wie Graf Kolowrat, der 74jährige Minister des Innern, welcher mehr als einmal kaiserliche Befehle, die er selbst erwirkt, unausgeführt gelassen hatte, weil er in seiner Altersschwäche sie vergessen hatte. Rechnet man hierzu noch die Verwirrung der Geschäfte durch die kaiserlichen Handbillets, so wird begreiflich, daß in der österreichischen Verwaltung wohl viel Geschäftigkeit herrschte, Anfragen zu stellen, Geschäfte zu verschleppen, Arbeiten abzuwälzen, Verantwortlichkeit abzulehnen: aber ein Ertrag zum gemeinen Besten wurde nicht sichtbar.

Wohl ließ es sich der Erzherzog Karl, damals Präsident des Hofkriegsrates, angelegen sein, für eine Besserung der Heeresverwaltung, für Trennung der Justiz von der Verwaltung, überhaupt für Vereinfachung und Abkürzung der Schreibgeschäfte einzutreten. Allein, bei dem Mißtrauen, welches der Kaiser gegen seinen ihm geistig überlegenen Bruder hegte, kam es nirgends zu eingreifenden Veränderungen und nennenswerten Reformen.

Besser gelang es der unter Kaiser Joseph streng niedergehaltenen Geistlichkeit die Gunst der Zeit zu nutzen. Sie erreichte es, daß die Schulen wieder unter geistlichen Einfluß gestellt wurden, daß der privilegierte Rechtsstand des Klerus wieder hergestellt, daß Religionsstörung den schweren Verbrechen eingereiht wurde. Die Zensur wurde zudem scharf geübt und dadurch Österreich mehr und mehr von dem regeren Geistesleben Deutschlands abgeschnitten. Und als 1801 der Polizei die Zensur übertragen wurde, brachte diese in 2 Jahren es fertig, 2500 Bücher, welche in Österreich selbst unter Joseph gedruckt waren, zu verbieten.

Welche Kräfte und Mittel aber trotz allem Österreich in sich schloß, zeigte vielleicht nichts deutlicher als die Spannkraft, mit welcher es, ohne in seinem Bestande erschüttert zu werden, seit Jahren fast ohne Unterbrechung die schwersten Kriegsschläge ausgehalten hatte. Nur die Lösung seines unnatürlichen Verhältnisses zum Deutschen Reiche ergab sich als unmittelbare Folge.

Wie ein großer Erfolg der österreichischen Politik war es erschienen, daß, als Frankreich 1792 an Österreich den Krieg erklärt hatte, Österreich Preußen zum Verbündeten gewonnen und auch das Deutsche Reich in den Krieg hineingezogen hatte. Dann hatte es, nachdem Preußen durch den Frieden von Basel 1795 aus dem Kriege sich zurückgezogen, allein den französischen Waffen zwei weitere Jahre widerstanden. Der Frieden von Campo Formio nahm dem besiegten Österreich zwar seine Außenländer Belgien und die Lombardei, gab ihm aber dafür Venetien und stellte ihm eine erhebliche Vergrößerung innerhalb Deutschlands, wenigstens in den

Geheimartikeln, in Aussicht. Gleichwohl trat es, während in Rastatt noch über den mit dem Deutschen Reiche zu vereinbarenden Frieden verhandelt wurde, der zweiten gegen Frankreich sich bildenden Koalition bei, bis auch aus dieser neue Waffenschläge, die Unbeständigkeit Rußlands und die Bildung des Neutralitätsbundes der nordischen Mächte es zwangen auszuscheiden und ihm sowie dem Deutschen Reiche den Luneviller Frieden auferlegten.

Österreich war überwunden, aber nicht niedergeworfen, besiegt und gebeugt, aber nicht gebrochen. Nicht in seiner Existenz war es erschüttert, wohl aber in seiner Geltung nach außen, zumal in seiner Stellung zum Deutschen Reiche.

Schon beim Abschlusse des Friedens von Campio Formio war Österreich vorsorglich darauf bedacht gewesen, diese zu behaupten. In den Geheimartikeln des Traktates hatte es Frankreich die Rheingrenze von Basel bis zum Einflusse der Nette oberhalb Andernach mit Einschluß der strategisch unschätzbaren Festung Mainz bewilligt, aber nur gegen die bestimmt formulierte Zusage Frankreichs, daß dies nicht nur an Preußen dessen linksrheinische Besitzungen, die dieses im Baseler Frieden gegen entsprechende Entschädigungen auf der rechten Rheinseite abzutreten versprochen hatte, zurückerstatte, um dessen Gebietsabrundung zu hintertreiben, sondern überhaupt jede Vergrößerung Preußens verhindere. Denn je länger, um so deutlicher wurde es, daß für die leitende Stellung Österreichs im Deutschen Reiche die Niederhaltung der preußischen Macht Grund- und Vorbedingung sei. Daher war es um so sorgsamer hierauf bedacht, je mehr die fortschreitende Entwickelung Preußens die Bedeutung, ja den Besitz der deutschen Kaiserkrone für das habsburgisch-lothringische Haus in Frage stellte. Es war ein Gegensatz, der von seiten Preußens nicht einmal durchweg gewollt wurde, ja zuzeiten nicht einmal klar erkannt zu werden schien: aber der Zug der natürlichen Verhältnisse, wie sehr sich auch Österreich dagegen anstemmen mochte, war doch auf die Dauer unwiderstehlich. Und diese natürlich gegebenen Verhältnisse wirkten für **Preußen!**

In allen großen Landkomplexen, welche von einer im ganzen gleichartigen Bevölkerung bewohnt werden, besteht der Zug zum Einheitsstaate. Vorhanden war er auch im Deutschen Reiche, wenngleich durch Österreich mit wachsamer Absicht gehemmt und niedergedrückt. Aber die Bildung des Einheitsstaates geht in allen großen Ländern, wie die Entwickelung Frankreichs, wie diejenige Englands es lehrt, von den Bewohnern der Ebene, nicht von denen des Gebirgslandes aus. Deutschland hat nur eine große Ebene, die norddeutsche: so mußte denn von dieser die Krystallisation Deutschlands zum Einheitsstaate ausgehen und damit die Befreiung Deutsch-

lands von der doch halb fremdländischen Führung Österreichs, welche ja gerade auf die Schwäche Deutschlands gegründet war.

Im Mittelpunkte der norddeutschen Tiefebene, zwischen Elbe und Oder, hatten die Hohenzollern ihren Staat gegründet: so war er von Natur bestimmt zur Führerschaft Norddeutschlands und damit also zur Hegemonie von Ganzdeutschland. Langsam war er herangewachsen; seit dem Großen Kurfürsten forderte er Beachtung, sich stetig entwickelnd. So wurde er zu einer Bedrohung der Stellung, welche Österreich um seiner selbst willen im Deutschen Reiche glaubte behaupten zu müssen. Der Verlust Schlesiens wäre für Österreich zu verschmerzen gewesen, wenn die schöne und volkreiche Provinz nicht gerade zur Stärkung des gefährlichen Gegners in Deutschland hätte hergegeben werden müssen. Aber selbst im Bunde mit den größten Landmächten Europas war Österreich nicht im stande gewesen, sie Preußen wieder zu entreißen. Damit wuchs die Gefahr nur um so höher, Preußen die Führerschaft von Deutschland antreten zu sehen; bis dann 1785 Friedrich der Große wirklich an der Spitze des deutschen Fürstenbundes mit fester Haltung den Bestrebungen Österreichs entgegentrat. Zum erstenmal erschien Deutschland unter seinem natürlichen Führer: und Österreich wich zurück, um nicht alles zu verlieren.

Was war es denn, fragt man billig, was dies kleine Preußen, einen Staat von nur $5\frac{1}{2}$ Millionen, so stark und damit fähig machte, die Gunst der natürlich gegebenen Verhältnisse zu ergreifen?

Die Marken sind ein armes Land, viel Sand und Sumpf; nur durch harte Arbeit bezwungen, gleichsam widerstrebend, spendet der Boden. Das gab von je dem Bewohner ernste Lebensführung, machte ihn fleißig und mäßig; aber es gab ihm zugleich ein Bewußtsein seines Wertes, lehrte die Arbeit ihn achten und erfüllte ihn mit freiem Selbstgefühl, das der Ordnung willig sich fügt, aber der Willkür hart widerstrebt. Und diesem Geschlecht war nun das Glück geworden, in den Hohenzollern ein Herrscherhaus zu erhalten, das in bewundernswertem Grade, mit seinen höheren Zwecken wachsend, diejenigen Eigenschaften bewährte, deren es für seine hohe Aufgabe bedurfte. Ihm war der weite Blick eigen, der die rechten Ziele erkennt, dazu aber auch der praktische Takt, der sich in den Mitteln nicht vergreift. Ihm wohnte die altgermanische Freude an den Waffen inne, aber dabei auch die Hingebung an ernste Arbeit. Es zeigte sparsam haushälterischen Sinn, aber zugleich sich stets bereit, das gemeine Beste mit allen Mitteln zu fördern. Jeglichem Scheinwesen abhold, empfand es tiefe Achtung vor dem Recht; und die Hauptsache: es sah in seiner Herrscherwürde nicht einen Besitz, sondern ein Amt, dem es mit selbstloser Pflichttreue gerecht wurde. So verwuchs es mit seinem Volke, in guten wie in

bösen Tagen stets mit ihm völlig eins. Rechnet man dazu die ihm eigene körperliche Frische, welche es befähigte Anstrengungen und Strapazen nicht bloß willig, sondern auch leicht zu ertragen, und die ihm inne wohnende Lebenskraft, gemäß deren die hohenzollernschen Regenten ihr Lebensalter im Durchschnitt auf mehr als 60 Jahre gebracht haben und in der Thronfolge niemals eine Generation übersprungen worden ist: so ist der Eindruck einer nach allen Seiten hin außerordentlichen Begabung unwiderstehlich. Und diese Begabung stellte das Geschlecht voll und ganz in den Dienst des Staates mit einem Pflichtgefühl ohne gleichen; denn es gibt kein Fürstenhaus in der Weltgeschichte, das auch nur annähernd so zahlreiche Beispiele von Thronentsagung böte, wie die Hohenzollern: mit edler Entsagung, wenn die Kraft zu dem schweren Amte der Regierung ihm nicht mehr auszureichen schien, trat der Träger der Krone zurück aus dem Glanze des Thrones.

Wohl zeigen die Hohenzollern nicht alle in gleicher Helle alle hohen Tugenden ihres Hauses; bald überwiegt mehr die eine, bald die andere Eigenart; aber dann wieder fügen sich Regenten in die Reihe, wahrhaft herzerfrischende Gestalten, deren Wirken überhaupt gar nicht überschätzt werden kann.

Lange ging das Streben der Hohenzollern dahin, nach Osten — also aus Deutschland hinaus — ihre Macht zu erweitern. Der Große Kurfürst dachte sogar einmal daran, als „König der Vandalen" seinen Herrschersitz nach Stettin zu verlegen. Aber die Anziehung, welche die Marken als der lebendig wirkende Mittelpunkt des norddeutschen Tieflandes bewährten, ließ es nicht zu; und die Gewinnung von Magdeburg nötigte den genialen Fürsten sein Auge westwärts und südwärts — also zu Deutschland hin — zu wenden. So blieb Preußen der rein deutsche Staat, dessen Deutschland bedurfte, um aus langem Siechtum einmal zu frischer deutscher Kraft zu genesen.

Mit Kraft der feudalen Anarchie steuernd, unbändige Junker, trotzige Städte unter ihr Scepter beugend, und neben diesem streitbaren Walten doch zugleich die friedlichen Künste des bürgerlichen Lebens pflegend: so hatten die Hohenzollern an jener bedeutungsvollsten Stelle Norddeutschlands ihren Staat geschaffen, gesichert und emporgebracht. Sie entwickelten die Kräfte des Landes, während jenseit der Grenze priesterlicher Absolutismus sie in Trägheit erhielt; sie spornten das Volk zu thätiger Arbeit, während man es anderwärts in Armut oder in niedrigen Ergötzungen verkommen ließ; sie gewährten dem geistigen Leben, das man anderwärts niederdrückte, freien Spielraum; sie pflegten Schulen und Universitäten, die sonst in ödem Formalismus erstarrten; sie sorgten für eine klare und helle

Volkserziehung, während Nachbarstaaten in fremdländischer Nachahmerei die Kräfte des Landes verschwendeten oder in dem leeren Prunk höfischer Kultur ihr Genüge fanden; sie wählten aus der Masse des Volkes für Verwaltung, Gesetzgebung, selbst für militärische Führung die besten Leute aus, während man anderwärts Standesansprüche sorgsam hegte. Tolerant, wie sie allezeit waren, gewährten sie den Konfessionen freiere Lebensluft, ja zogen die bedrückten und verfolgten Elemente in ihr Land, während man anderwärts in pfäffischer Verstocktheit sie peinigte oder hinaustrieb. Sie sicherten die Wirksamkeit der Gerichte und schufen dadurch einen gesicherten Rechtsstand, wie er nirgend sonst in Deutschland, am wenigsten in Österreich bestand.

Mit besonderer Achtsamkeit hatte dies kriegerischeste aller europäischen Fürstengeschlechter seine Sorge der Hebung des Nationalwohlstandes zugewandt. Die aus Frankreich vertriebenen Reformierten, die Pfälzer und Holländer, welche in Brandenburg eine neue Heimat fanden, brachten Gewerbfleiß und gewerbliche Kenntnisse mannigfacher Art mit; durch die Salzburger kam die Holzindustrie in Aufnahme, durch die Böhmen die Baumwollenweberei, durch die Ruhlaer Eisenarbeiter das Bergwesen und die Eisenindustrie. Schon vor dem Siebenjährigen Kriege besiedelte Friedrich der Große 280 neue Dörfer mit Zweibrückenern und Rheinländern, welche um ihres Glaubens willen aus ihrer Heimat vertrieben waren, und nach dem Friedensschlusse wanderten allmählich gegen 30 000 Gewerbtreibende aus der Fremde in Schlesien ein. In Berlin gründeten sächsische Arbeiter und Handwerker das Neue Vogtland.

Zur Hebung der Wollenweberei ließ Friedrich Wilhelm I. aus der Fremde mit großen Kosten Weber und Färber kommen; Friedrich der Große förderte mit ansehnlichen Mitteln die Seidenmanufaktur in Preußen. Überhaupt erhielt von ihm jeder Unternehmer nützlicher Gewerbe thätigen Beistand; manchen errichtete er die nötigen Gebäude auf königliche Kosten, andere erhielten ansehnliche Geldgeschenke oder Vorschüsse zu geringen Zinsen. Zum Zwecke der Ausfuhr inländischer Produkte gründete er 1772 die Seehandlungskompanie, zur Förderung des überseeischen Handels 1751 die Emdener Handelskompanie. Den Geldverkehr erleichterten die königlichen Banken, welche 1765 in Berlin und Breslau mit zahlreichen Filialbanken in andern Städten errichtet waren.

Dies fruchtbare Zusammenwirken wob ein festes Band um Fürst und Volk und erfüllte den Preußen mit einer tiefen ehrlichen Liebe zu König und Vaterland. Mit einem gewissen schroffen Nationalstolze gewöhnte er sich auf das Deutsche Reich hinabzusehen. Es erhöhte sein Selbstgefühl zu wissen, daß nicht auf der Größe oder dem natürlichen Reichtum des Landes

die preußische Machtstellung, welche durch seine Finanzen und sein Heer Preußen ebenmächtig den Großmächten Europas an die Seite stellte, beruhte, sondern auf der Anspannung der Kräfte jedes einzelnen, auf der Ordnung und Sparsamkeit der Verwaltung und auf der unvergleichlichen Tüchtigkeit seines Herrscherhauses. Aber gerade der Umstand, daß der preußische Staat zu seiner hoher Machtstellung emporgekommen war, ohne die durch Größe und Einwohnerzahl gegebene natürliche Grundlage zu besitzen, ließ dem kühl Prüfenden die Lage des Staates in nicht unbedenklichem Lichte erscheinen. Österreich bedeutete weniger, als wozu die thatsächlich vorhandenen Mittel und Kräfte es berechtigten, Preußen mehr; hier mußte daher thatkräftige Anspannung und geschickte Verwendung in Zeiten der Gefahr ersetzen, was an Machtmitteln fehlte: und das hatten mit großem Erfolge die genialen Herrscher Preußens sowohl im 17. wie im 18. Jahrhundert zu bewirken vermocht. Aber der junge König, welcher beim Eintritte des neuen Jahrhunderts die preußische Krone trug, besaß nichts von der Genialität seiner Ahnen!

König Friedrich Wilhelm III., geboren 1770, war um zwei Jahre jünger als Kaiser Franz. Ohne etwas von den Staatsgeschäften zu verstehen, war er 1797 auf den Thron gekommen. Aber mit gewissenhafter Pünktlichkeit unterzog er sich den Arbeiten der Regierung. Sittliche Reinheit und Einfachheit des Gemütes waren ihm eigen; aber er war nicht geistreich, auch nicht liberal, den modernen Ideen vielmehr entschieden abgeneigt, jedoch besaß er eine schlichte Rechtschaffenheit und strenge Pflichttreue. Schwer schenkte er jemand sein Vertrauen; aber hatte er es einmal gethan, so zog er es auch nicht leicht wieder zurück. Für Verbesserungen zeigte er einen offenen Sinn; doch wartete er Zeit und Gelegenheit dazu bedachtsam ab. Unvermittelten und weitaussehenden Neuerungen war er abhold; eine ruhige Fortentwickelung des Staates war das, was er wünschte. Darum entsprach das System des Friedens und der Neutralität, welches er von seinem Vater Friedrich Wilhelm II. überkommen hatte, durchaus seinem Sinne. Von ehrgeizigen Entwürfen war er weit entfernt.

Ungewandten Wesens, trotz seiner ansprechenden schlanken Persönlichkeit, des freien Wortes wenig mächtig, hatte Friedrich Wilhelm eine Scheu vor öffentlichem Hervortreten; er war zurückhaltend bis zur Schüchternheit. Das Mißtrauen in seine eigne Einsicht machte ihn unsicher und unentschlossen und raubte ihm den Mut der Initiative. Für die Macht sittlicher Ideen fehlte ihm das Verständnis. Daher gebrach es seinem Thun an Schwung und rechter Wärme.

Noch über den Tod Friedrichs des Großen hinaus besaß Preußen eine hoch angesehene Stellung in Europa; ja anfangs schien unter dem

Nachfolger des großen Königs Macht und Ansehen noch gesteigert zu sein. Während Kaiser Joseph danach trachtete, mit dreistester Hintenansetzung oder Durchbrechung aller reichsrechtlichen Schranken, wenn auch unter gelegentlicher Benutzung seines kaiserlichen Namens, für die Steigerung seiner habsburgischen Hausmacht herauszuschlagen, was nur möglich war: brachte Preußen den Gedanken einer engen Verbindung des preußischen Staates mit Deutschland zu vollem Ausdruck und bildete ihn zu einer Art friedlichen Protektorates über die von Österreichs Begehrlichkeit bedrohten deutschen Reichsstände aus. Durch den kurzen holländischen Feldzug führte es die Oranier wieder in die erbstatthalterliche Würde ein. Preußens feste Haltung dem Türkenkriege gegenüber, seine Beziehungen zur Türkei, zu Schweden, zu der polnischen Patriotenpartei, zu der Opposition in den habsburgischen Ländern, während Frankreich in argen finanziellen und Verfassungsnöten sich befand, Österreich im Innern voll Unruhe und Mißbehagens war, erweckten hohe Erwartungen, zu deren Erfüllung Gunst der Umstände wie auch die nötigen Mittel da zu sein schienen. Denn daß die preußische Armee die erste in Europa sei, bezweifelte nach dem raschen Ausgange des holländischen Feldzuges niemand.

Allein die Erwartungen erfüllten sich nicht. Preußen gab durch die Reichenbacher Konvention seine Politik der Unabhängigkeit auf und trat in die Gefolgschaft Österreichs, um mit diesem zusammen der revolutionären Bewegung in Frankreich zu begegnen. Dieser Kampf war an sich schon sehr unpopulär; es gab nicht wenige Deutsche, welche, ohne sich eben zu jakobinischen Gesinnungen zu bekennen, gar kein Hehl daraus machten, daß sie jede Niederlage der deutschen Waffen als einen Gewinn für die Menschheit ansähen. Und er wurde noch unpopulärer durch das zuchtlose und großmäulige Treiben, welches die französischen Emigranten, nachdem sie feige ihren König im Stiche gelassen hatten, in den rheinischen Städten und bei den deutschen Heeren zur Schau trugen. Und als dann Preußen, durch die österreichischen Zettelungen in Polen dazu veranlaßt, sich mehr und mehr aus dem Kampfe zurückzog und ihn durch den Baseler Separatfrieden endlich ganz aufgab, wurden gerade von denjenigen, welche eine Besserung der deutschen Verhältnisse durch Preußen erhofft hatten, die heftigsten Beschuldigungen des Verrates an der deutschen Sache gegen Preußen geschleudert.

Aber auch im Innern zeigte sich ein Nachlassen der Spannkraft des preußischen Staates. Zwar König Friedrich Wilhelm II. war weder unthätig noch unfleißig. Durch geistvolle Bemerkungen, welche er auf die Eingaben der Minister setzte, wußte er ihnen die Direktive für die vielverschlungenen Geschäfte zu geben. Aber er herrschte doch nicht mit jener

durchgreifenden Autorität, die man unter seinem großen Vorgänger gewohnt gewesen war. Er ließ dem eigenen Ermessen der Behörden mehr freie Hand. Die Räder der Staatsmaschine griffen nicht mehr so genau in einander. Auch das Militär wurde nicht mehr in der früheren unbedingten Unterordnung gehalten.

Das entging dem Sohne nicht. Schon bald nach seinem Regierungsantritte glaubte er der Unzulänglichkeit der Verhältnisse durch die scharfe Kabinettsordre vom 23. November 1797 und dann noch einmal durch die nicht minder eindringliche vom 26. Juli 1800 abhelfen zu müssen. Er sah die Ursache lediglich in der Nachlässigkeit der Beamten, während sie doch viel tiefer lag; darum konnten die strengen Mahnungen nicht die Wirkung haben, welche er sich davon versprach. Die Staatsleitung war eben nicht mehr eine solche, wie sie der Organismus des preußischen Staates verlangte.

Indes die Gelegenheit, das erschütterte Ansehen Preußens nach außen hin wieder herzustellen, kam unerwartet bald: ward sie benutzt? Schon 1799 bildete sich, während Bonaparte mit den besten Truppen, von Frankreich abgeschnitten, in Ägypten weilte, die zweite Koalition, Rußland voran, gegen Frankreich. Die geängstigte Türkei und das vorsichtig abwägende Österreich schlossen sich an, und Sieg auf Sieg vertrieb die Franzosen aus Italien. Das Direktorium in Paris wäre nicht imstande gewesen, den Kampf aufrecht zu erhalten, wenn jetzt auch Preußen der Koalition beigetreten wäre. Dann war dem Vorrücken Frankreichs Halt geboten. In der Umgebung des Königs Friedrich Wilhelm war selbst der bedächtige Herzog von Braunschweig dafür, die Gunst der Lage zu benutzen, um unter Androhung des Krieges von Frankreich die Wiederherstellung der Unabhängigkeit Hollands und die Räumung des Gebietes zwischen Maas, Rhein und Mosel zu erzwingen. Noch mehr war es der Minister Graf Haugwitz, der, von je Frankreich abgeneigt, doch nichts weniger als eine energische Persönlichkeit war. Allein der König konnte zu keinem Entschlusse gelangen; er schwankte hin und her und entschied sich endlich dafür, der Koalition nicht beizutreten.

Auf der andern Seite war Prinz Heinrich, Friedrichs des Großen überlebender Bruder, der Meinung, daß Preußen sich Frankreich nähern solle: durch ein Bündnis zwischen Preußen, Frankreich und den deutschen Fürsten müsse die Verfassung des Deutschen Reiches aufgehoben werden, damit Preußen zu derjenigen Machterweiterung in Deutschland gelange, deren es bedürfe. Die Herrschaft über Norddeutschland wäre dann ihm sicher gewesen. Aber auch zu einem solchen Entschlusse konnte der König nicht die Entschiedenheit finden: er scheute durchgreifende Beschlüsse und wollte unter allen Umständen die Neutralität bewahren, in welcher sich Preußen

seit dem Baseler Frieden befand. So glaubte er mit beiden Parteien in gutem Verhältnisse zu bleiben: aber er sah nicht, daß eine solche Politik Preußen gerade nach beiden Seiten hin verdächtig machen mußte. Denn jede Partei glaubte, daß Preußen es im geheimen mit der andern halte. Wenn irgend etwas, so mußte dies das Vertrauen zu Preußen und sein Ansehen bei fremden Mächten aufs tiefste untergraben. So stand es isoliert und argwöhnisch beobachtet da, als Bonaparte aus Ägypten zurückkehrte, die Koalition zerfiel und Österreich zum zweitenmal entscheidend besiegt wurde. Nur dem Drängen Rußlands gab es nach, dem Neutralitätsbunde der nordischen Mächte beizutreten, welcher Englands Stellung schwächte, also diejenige Frankreichs indirekt unterstützte. Den Luneviller Frieden vom Deutschen Reiche abzuwehren, war es weder in der Lage, noch des Willens, da dieser aus dem Untergange des Deutschen Reiches, den ja niemand beklagte, ihm Machtzuwachs in sichere Aussicht stellte. Wer hätte sich auch, nachdem die Koalition erlegen war, dem Sieger entgegenstellen können, der im Laufe eines Jahres die französische Republik aus tödlicher Bedrängnis zur Hegemonie über halb Europa emporgehoben hatte?

Drittes Kapitel.

Die Auflösung des Deutschen Reiches.

Das Deutsche Reich zählte damals 30—31 Millionen Einwohner. Davon wurden durch die Bestimmung des Rheines zur künftigen deutsch-französischen Grenze 3 1/2 Millionen an Frankreich abgetreten. Die meisten von diesen hatten unter dem Krummstabsregimente von Mainz, Köln, Trier und Aachen fast vergessen, daß sie Deutsche waren, und ertrugen ohne Schmerz die Losreißung vom deutschen Vaterlande, ja hier und da zeigte sich sogar laute Freude: in Koblenz tanzte man um einen Freiheitsbaum; in Köln stimmte man eine Art deutscher Marseillaise an: „Auf, jubelt ihr Brüder, Vernunft hat gesiegt!" Nur in den bisher preußischen Gebieten am Niederrhein klagte man laut über die Trennung von dem ehrenwerten Staate.

97 Erzbischöfe, Bischöfe, Äbte, Fürsten, Grafen, Reichsritter und Reichsstädte hatten bisher am linken Rheinufer regiert: jetzt wurde deren Gebiet in vier französische Departements zusammengefaßt und unter eine geordnete Verwaltung gestellt. Eine strenge Polizei vernichtete oder zersprengte die Räuberbanden, welche — wie die des Schinderhannes — in der Eifel und dem Hunsrück ihr Unwesen trieben, und schuf einen Zustand friedlicher Sicherheit, wie ihn die dortigen Gebirgsbewohner vordem nicht gekannt hatten. Die Leibeigenschaft wurde, wo sie noch bestand, aufgehoben, die feudalen Lasten und die hohen Kirchenzehnten beseitigt, die geistlichen Latifundien parzellenweis verkauft, so daß sich auf ihnen ein behäbiger Kleingrundbesitz ansiedelte. Rechtssicherheit und Rechtsgleichheit, wie sie in Preußen längst bestand, wurde jetzt auch hier hergestellt; der Code civil mit öffentlicher Rechtspflege und Schwurgerichten eingeführt, die alten Zunft- und Bannrechte abgethan, der Handel mit Frankreich freigegeben, so daß neue gewerbliche Unternehmungen entstanden, der Verkehr sich hob und der Wohlstand aufblühte. Auch die neuen Beamten zeigten sich rühriger und redlicher als diejenigen der alten Vetternwirtschaft.

Aber doch wollte den Neufranzosen ein Gefühl des Behagens in den neuen Verhältnissen nicht kommen. Jede Selbständigkeit der Gemeinden war dahin; überall geboten jetzt die Maires und Präfekten des Ersten Konsuls. Der Steuerdruck wuchs, und die Kriege Frankreichs erforderten immer neue Rekruten. Die Fremdherrschaft verwüstete das geistige Leben. Es war eine strenge Schule, welche die französischen Rheinländer durchmachen mußten, um wieder Sehnsucht nach ihrem deutschen Vaterlande zu empfinden. Aber eins war es doch, was sie lernten: das Selbstgefühl, einem großen und kraftvollen Staate anzugehören.

1150 Quadratmeilen deutschen Landes waren durch den Frieden an Frankreich abgetreten worden. Jetzt sollten alle dadurch geschädigten deutschen Erbfürsten aus dem Schoße des Reiches gemäß der Rastatter Abmachungen entschädigt werden. Das machte eine Verschiebung aller Besitzverhältnisse im Reiche, eine völlige Umgestaltung der Reichsverfassung notwendig. Wohl hätte das ein segensreicher Fortschritt für Deutschland werden können, wenn die Reform sich von innen heraus, lediglich durch deutsche Kräfte vollzogen hätte. Aber Frankreich hatte sich in dem Friedenstraktate das Recht vorbehalten, die Durchführung zu beaufsichtigen und im Widerstreit der Interessen die Entscheidung zu geben! Nun war der Gedanke des Ersten Konsuls dem Deutschen Reiche eine solche Neugestaltung zu geben, daß dadurch in dem Gürtel der Frankreich umziehenden Vasallenstaaten die Lücke zwischen Holland und der Schweiz geschlossen würde. Demnach wollte er durch die neue Besitzverteilung die beiden deutschen Großmächte möglichst weit von Frankreich weg nach Osten schieben, zugleich aber Preußen als die an Land und Leuten schwächere von beiden so weit stärken, daß es an Macht Österreich gewachsen wäre. Dadurch glaubte er eine durch die andere im Zaume halten und zugleich durch die räumliche Entfernung ihren Einfluß auf die übrigen deutschen Staaten aufheben zu können.

Die Menge der deutschen Kleinstaaten, welche dann namentlich im Westen und Südwesten das Reichsgebiet erfüllten, war zwar leicht zu beherrschen, aber doch waren diese Staaten zu klein und zu kraftlos, um militärisch und finanziell für Frankreich nutzbar zu sein. Es schien also dem Ersten Konsul in erster Linie nötig, sie soweit zu vergrößern, daß sie im stande wären, Leistungen an Geld und Truppen für Frankreich auf sich zu nehmen, jedoch ohne sie soweit erstarken zu lassen, daß sie auch nur auf den Gedanken kommen könnten, eine selbständige Rolle zu spielen. Die Furcht vor den deutschen Großmächten, durfte er meinen, würde dann schon das ihrige dazu thun, diese neuen Staatenbildungen in der Gefolgschaft Frankreichs als ihres einzigen Beschützers zu erhalten. Dann war

auch ohne Einverleibung dies ganze deutsche Vasallengebiet bis an die Grenzpfähle der Großmächte hin Frankreich zur bedingungslosen Verfügung gestellt.

Österreich selbst hatte den Weg zur Durchführung einer solchen Umgestaltung des Deutschen Reiches gewiesen. Schon in Rastatt hatte es in der Hoffnung, zum Ersatze für seine linksrheinischen Verluste das Erzbistum Salzburg zu bekommen, auf die Möglichkeit einer Säkularisierung geistlicher Fürstentümer hingedeutet. Das war ein Prinzip, welches, in vollem Umfange angewendet, für die Macht des römischen Kaisers tödlich werden mußte. Denn gerade auf den geistlichen Reichsständen beruhte fast allein noch die Stellung des Kaisers. Daher sträubte sich in Luneville Cobenzl auf das äußerste dagegen, in einer solchen Weise Entschädigungen für linksrheinische Abtretungen zu finden: freilich erfolglos. Jetzt war nun der Frieden unterzeichnet, und Kaiser Franz glaubte die Gelegenheit nutzen zu können, sich einige Striche des östlichen Bayerns, nach denen Österreich längst begehrlich war, anzueignen. Er machte daher dem Kurfürsten Max Joseph den Vorschlag, zur reichlichen Entschädigung für diese Abtretung die im Südwesten Bayerns gelegenen Gebiete benachbarter Reichsgrafen, Reichsritter und Reichsstädte in Besitz zu nehmen. Durch eine solche Vernichtung der kleinen weltlichen Reichsstände über die Grundsätze des Luneviller Friedens hinaus, der nur die Säkularisation geistlicher Herrschaften kannte, ließ sich eine Umgestaltung Deutschlands im Sinne des Ersten Konsuls leicht ins Werk setzen. Es wurde daher ohne weiteres Mediatisierung neben der Säkularisierung ins Auge gefaßt.

Sollte nun aber die Entschädigung sich in den Grenzen der wirklich erlittenen Verluste halten? Oder sollte Säkularisierung und Mediatisierung in möglichst umfassendem Maße in Anwendung gebracht werden? Österreich war für das Erste, um von dem Bestande des alten Reiches zu retten, was noch zu retten war, verlangte aber doch auch für den Großherzog von Toscana, der durch den Krieg sein Land verloren hatte, volle Entschädigung innerhalb Deutschlands. Preußen dagegen war für die volle Durchführung, da es für das ihm verwandte Haus der Oranier für den Verlust von Holland eine Entschädigung in Deutschland durchzusetzen strebte.

Es hatte unterdessen seine Stellung zu stärken gewußt und das System der Neutralität zwar nicht aufgegeben, aber doch modifiziert. Als Kaiser Paul von Rußland, unzufrieden mit seinen Alliierten, aus der zweiten Koalition auszuscheiden gedachte, hatte er Preußen die Erneuerung des russisch-preußischen Bündnisses vom 7. August 1792 angeboten: darauf war Preußen eingegangen, und das Bündnis war am 28. Juli 1800 erneuert worden. Infolgedessen trat Preußen am 16. Dezember 1800 dem

seit 1780 bestehenden Neutralitätsbunde von Rußland, Schweden und Dänemark bei, welcher die Abwehr der englischen Übergriffe zur See zum Ziele hatte. Dies kam Bonaparte sehr gelegen, denn es schwächte die Stellung Englands und beschleunigte den Abschluß des Friedens, welchen er erstrebte. Sobald dieser aber unterzeichnet und England damit isoliert war, ließ König Friedrich Wilhelm durch 24 000 Mann im April 1801 die Mündungen der Elbe, Weser und Ems sperren und Hannover, Bremen, Oldenburg und Delmenhorst besetzen, um das Kurfürstentum Hannover, welches mit England durch Personalunion verbunden war, vor der französischen Begehrlichkeit sicher zu stellen. Dies führte natürlich zu einer gewissen Erkältung der bisher freundlichen Beziehungen zwischen Preußen und Frankreich, sodaß Preußen sich nunmehr Österreich zu nähern suchte. Aber Österreich, weit entfernt auf diese Annäherung einzugehen, ließ vielmehr durch Cobenzl beim Ersten Konsul sondieren, wie er über die Erneuerung des „Systems von 1756", also über ein Bündnis mit Österreich gegen Preußen dächte. Bonaparte machte sofort in Berlin Mitteilung davon, so daß die frostige Spannung der deutschen Großmächte gegen einander, wie es in seinem Interesse lag, größer wurde denn je, und Preußen im Dezember 1801 seine Truppen aus Hannover wieder zurückzog. Auch der Neutralitätsbund der nordischen Mächte löste sich auf; denn der junge russische Kaiser Alexander wünschte noch lebhafter als sein im März 1801 ermordeter Vater Paul Frieden mit Frankreich. Und auch England schloß am 25. März 1802 zu Amiens mit Frankreich Frieden.

Bald wurde nun auch der Gegensatz der deutschen Großmächte offenkundig. Durch den Tod des Erzherzogs Maximilian war das Erzbistum Köln und das Bistum Münster erledigt worden. Preußen verlangte, daß mit der Wiederbesetzung bis zur Erledigung der Säkularisationsfrage gewartet würde; trotzdem bewirkte Österreich, daß unverzüglich in Münster der Erzherzog Anton zum Bischofe gewählt wurde. Preußen verweigerte nunmehr die Anerkennung der Wahl und zog sich dadurch einen reichsoberhauptlichen Tadel „so auffallender, gefährlicher und verfassungswidriger Neuerung" zu, den Kaiser Franz erst zurücknahm, als Preußen Miene zu machen schien, das Bistum militärisch zu besetzen.

Unter diesen Umständen zog es Preußen vor, anstatt in Übereinstimmung mit dem Kaiser die Umgestaltung des Deutschen Reiches durchzuführen, sich direkt mit den benachbarten Großmächten über seine Ansprüche zu verständigen. Es verlangte, daß aus der Fülle des zu säkularisierenden und zu mediatisierenden Landes ihm im Anschlusse an seine fränkischen Herrschaften Anspach und Bayreuth, die Bistümer Bamberg und Würzburg zugewiesen würden. Allein dem widerstrebte der Erste Konsul, da hierdurch

Preußen zu nahe an Frankreich herangerückt sein würde, und bot Preußen die mecklenburgischen Herzogtümer an, deren Fürsten am Rhein schadlos gehalten werden sollten. Indes die mecklenburgischen Herzöge weigerten sich, ihr altangestammtes Land aufzugeben, und Preußen lehnte es ab, wider den Willen der Herzöge es in Besitz zu nehmen. Nun bot Frankreich Hannover an, um Preußen mit England für alle Zeit zu entzweien: aber gerade darum wies Preußen dies Anerbieten zurück. Endlich stimmte der Erste Konsul zu, daß Preußen als den ihm zufallenden Ertrag der Reichsreform die Bistümer Hildesheim und Paderborn in Besitz nähme, dazu den besten Teil des Bistums Münster, Erfurt und die kurmainzischen Besitzungen in Thüringen, das Eichsfeld, die Abteien Herford, Quedlinburg, Essen, Elten und Werden, sowie die Reichsstädte Mühlhausen, Nordhausen und Goslar. Der Vertrag wurde am 23. Mai 1802 unterzeichnet und sofort von Preußen durch die Besetzung dieser Gebiete ausgeführt. Dem Erbprinzen von Oranien wurden die Stifter Fulda, Corvei, Gandersheim und Helmstädt, sowie die Reichsstadt Dortmund zugewiesen.

Was Preußen durch diesen Vertrag erhielt, betrug 230 Quadratmeilen mit 526 000 Einwohnern. Freilich hatte es durch den Luneviller Frieden 48 Quadratmeilen mit 127 000 Einwohnern verloren. Es hätte jedoch noch einen größeren Anteil an dem Reichsgebiete in Besitz nehmen können, wenn nicht die Rücksicht auf russische Wünsche sich dem entgegengestellt hätte. Kaiser Paul wenigstens war schon der Meinung gewesen, daß Preußen ein so großes Gebiet in dem Reiche erhalte, daß es an Rußland dann, ohne geschädigt zu werden, Ostpreußen abtreten könne. Solcherlei russischen Wünschen aber galt es jetzt zu begegnen. Am 10. Juni 1802 fand in Memel eine Zusammenkunft der beiden Herrscher statt: sie kamen leicht zur Verständigung und gelobten sich in jugendlicher Wallung ewige Treue, der ernsthafte und mehr ruhig überlegende Preußenkönig und der schwärmerische und dabei doch schlau berechnende Russenkaiser. Und jetzt war es, wo Friedrich Wilhelm in seinen Freund Alexander drang, an den Verhandlungen über die Neugestaltung Deutschlands teilzunehmen, damit nicht die Entscheidung ausschließlich Frankreich zufiele.

Gleichzeitig führte auch Bayern über das von ihm zu besetzende Reichsgebiet mit Frankreich seine Verhandlungen. Es wurde dabei von Preußen unterstützt, welches in ihm seinen natürlichen Verbündeten gegen Österreich sah, und fand bei dem Ersten Konsul viel Entgegenkommen. So wurde schon einen Tag nach dem preußischen der bayrische Vertrag mit Frankreich abgeschlossen, durch welchen Bayern die Bistümer Würzburg, Bamberg, Freising, Augsburg (ohne die Stadt), Eichstätt, die Abtei Kempten, die Grafschaft Werdenfels, die Stadt Passau (ohne das Bistum),

sowie mehrere Reichsstädte und Abteien in Schwaben zugewiesen erhielt. Allein bei der Besetzung fand es Schwierigkeiten. Denn jetzt hielt es Österreich, eben noch „tief bewegt und bestürzt“ über das Vorgehen Preußens und Bayerns, für an der Zeit, für sich selbst zu sorgen, und besetzte das Erzbistum Salzburg und — den Bayern zuvorkommend — die Stadt Passau. Indes alles Protestieren nützte dem Kaiser nichts: auf die Drohung Rußlands und des preußischen Gesandten Lucchesini mußten die österreichischen Soldaten aus Passau wieder abziehen. Doch führten die Verhandlungen, welche nunmehr Österreich direkt mit Frankreich anknüpfte, schließlich zu dem Ergebnisse, daß Österreich in dem Vertrage vom 26. Dezember 1802 in den Grundsatz der vollständigen Säkularisation willigte und die Bistümer Brixen und Trient zugewiesen erhielt. Für den Herzog von Modena wurde zugleich der Breisgau und die Ortenau bestimmt, für den Großherzog von Toscana das Erzbistum Salzburg mit Berchtesgaden, das Bistum Passau und einige Teile des Bistums Eichstätt.

Auch Württemberg und Baden hatten mittlerweile durch Separatverträge mit Frankreich sich reichliche Anteile an dem Reichsgebiete gesichert. Ihnen kam die russische Fürsprache zu statten, da beide mit dem russischen Kaiserhaus verschwägert waren, mehr aber noch der Gedanke des Ersten Konsuls — wie es schon bei Bayern der Fall gewesen war — gerade auf diese süddeutschen Staaten zumeist im Gegensatze gegen Österreich seine Herrschaft über Deutschland zu stützen. Bei Hessen-Kassel dagegen, welches auch Separatverhandlungen anknüpfte, traf weder die eine noch die andere Gunst der Umstände zu: und dem entsprach das Ergebnis.

Während dessen hatte es dem Reichstage in Regensburg obgelegen, die Bestimmungen des 7. Artikels des Luneviller Friedens zur Ausführung zu bringen. Nach mehrfacher Beratung ersuchte er den Kaiser, „die gänzliche Berichtigung des Reichsfriedensgeschäftes einzuleiten.“ Erst nach zwei Monaten erhielt er die Antwort „Kaiserliche Majestät können sich nicht entschließen, den Antrag der allgemeinen Reichsversammlung anzunehmen.“ Und wiederum vergingen Monate, bis es den Bemühungen Österreichs und Preußens gelang, am 2. Oktober 1801 ein „Reichsgutachten“ dahin zu erwirken, daß eine „Reichsdeputation“ mit der Vollmacht ernannt werden sollte, „einvernehmlich mit der französischen Regierung“ die festzusetzenden Entschädigungen „näher zu untersuchen, zu prüfen und zu erledigen.“ Zusammengesetzt wurde diese Reichsdeputation aus den Gesandten von Mainz, Kursachsen, Böhmen, Brandenburg, Bayern, Württemberg, Hessen-Kassel und des Hoch- und Deutschmeisters. Am 7. November 1801 bestätigte der Kaiser dies Reichsgutachten vorbehaltlich aller kaiserlichen „Prärogative und Befugnisse.“

Damit war der Reichsdeputation eine Aufgabe überwiesen, welche sie überhaupt gar nicht im stande war zu lösen. Denn es ist ein Irrtum anzunehmen, daß es sich darum handelte, Entschädigungen für die erlittenen linksrheinischen Verluste zu finden. Der Ertrag der vorzunehmenden Säkularisierung war ja viel bedeutender, als das ganze an Frankreich abgetretene Reichsgebiet. Nicht der erlittene Verlust gab Anspruch und Maßstab der Entschädigung, sondern jeder Reichsstand suchte an sich zu bringen, soviel die Gunst der Umstände irgend zu nehmen verstattete. Daher die völlige Ungleichheit der Entschädigungen: Preußen gewann $4^1/_2$mal soviel, als es abgetreten hatte; Bayern $1^1/_2$, Württemberg 4, Baden gar $7^1/_2$mal soviel. Überhaupt lag auch gar nicht bei der Reichsdeputation die Entscheidung, sondern bei Frankreich. Die mächtigeren Reichsstände stellten daher „des Reiches ungefragt" durch Separatverträge mit Frankreich sich sicher, die weniger mächtigen suchten durch Gunst zu ersetzen, was ihnen an Macht abging. Hatten schon die süddeutschen Fürsten sich nicht gescheut, in Paris auch durch Bestechungen für ihre Wünsche zu wirken, so geschah dies vollends durch die meisten übrigen, welche keine gewichtige Fürsprache für sich hatten. Denn für sie entschied fast allein die Gunst der französischen Machthaber, ob sie Zuwachs an Land und Leuten erhielten, ob sie erhalten blieben oder gar mediatisiert wurden. Viele Fürsten gingen daher in Person nach Paris oder schickten ihre Vertreter dorthin; denn dort fand der „Aufstreich" der deutschen Länder statt. Talleyrand, der stets Geldbedürftige, war dort jetzt die wichtigste Person: denn er war des Ersten Konsuls auswärtiger Minister. Sein früherer Schulkamerad, der Fürst von Löwenstein, machte meist den Unterhändler. Man schämte sich nicht, der Freundin Talleyrands, der Frau Grant, mit wegwerfender Schmeichelei den Hof zu machen, oder zu Talleyrands Sekretär, dem geriebenen Elsasser Matthieu, die Treppen emporzusteigen. In Strömen floß das deutsche Geld. Hessen-Darmstadt opferte ein Million Gulden; Nassau-Weilburg versprach 600 000 Gulden, da es aber nur 400 000 zahlen konnte, so wurde ihm die zugesagte Entschädigung um ein Drittel gekürzt; Hessen-Kassel bot 20 000 Louisdor, eine Summe, die als zu gering verächtlich zurückgewiesen wurde. Dabei fehlte es auch nicht an Gaunern, welche durch trügerische Vorspiegelungen den deutschen Herren Land und Geld abzunehmen wußten. Endlich wurde der Unfug so arg, daß der Erste Konsul selbst mit Nachdruck dagegen einschritt. Indessen auch da nahm in Regensburg der Sekretär Feder noch von den deutschen Herren die zur Bestechung Talleyrands bestimmten Summen entgegen und schickte sie auf Umwegen nach Paris.

Dieser Wettstreit dynastischer Begehrlichkeit vernichtete, was im Deutschen

Reiche noch von Treu und Glauben übrig war: jeder forderte ungescheut, was ihm gelegen schien. Endlich wurde der schmachvolle Ländermarkt geschlossen: Frankreich und Rußland verständigten sich über einen Entwurf zur Verteilung des deutschen Landes und legten ihn am 24. August 1802 mit der Forderung der Reichsdeputation in Regensburg vor, sich binnen 60 Tagen darüber schlüssig zu machen.

Die preußische Partei, wozu Bayern, Württemberg und Hessen-Kassel gehörten, stimmte dem Entwurfe ohne weiteres zu; aber Österreich protestierte. So wickelten sich denn die Verhandlungen unter vielfachen Zänkereien mit ermüdender Langsamkeit ab; in manchen Einzelheiten wurde von dem Entwurfe abgewichen, aber in der Hauptsache blieb er doch die Grundlage der Verteilung. Endlich am 25. Februar 1803 schloß die Reichsdeputation ihre schleppenden Arbeiten und reichte den „Reichsdeputations-Hauptschluß" an den Reichstag mit der Bitte ein, „durch eine schnelle Annahme das einzige Zeichen von Erkenntlichkeit zu geben, welches man für so viele Bemühungen erwarte." Ohne Änderung nahm ihn der Reichstag auch wirklich schon am 24. März an, und Kaiser Franz erhob ihn durch seine Bestätigung am 27. April als „jüngsten Reichsschluß" zum Gesetze.

Damit war die Auflösung des Heiligen römischen Reiches deutscher Nation besiegelt, der Anfang zu einer neuen Entwickelung Deutschlands gegeben: aber wie konnte diese werden, solange Frankreich und Rußland, ihm gebietend, zur Seite standen?

Es war eine Umgestaltung bewirkt, wie sie so tief greifend weder die Reformation noch der westfälische Frieden hervorgebracht hatte. 2000 Quadratmeilen mit mehr als 3 Millionen Einwohner waren als Ertrag der Säkularisierung und der Mediatisierung verteilt. 112 deutsche Reichsstände hatten ihre Souveränetät verloren. Verschwunden waren alle Reichsdörfer. Von den 51 Reichsstädten blieben nur die Hansestädte und Frankfurt am Main, Augsburg und Nürnberg erhalten, von den geistlichen Reichsständen nur die beiden Ritterorden und der Primas von Deutschland. Bisher war dies der Kurfürst von Mainz gewesen; jetzt wurde die erzbischöfliche Würde auf die Domkirche von Regensburg übertragen und mit den Fürstentümern Aschaffenburg und Regensburg, der Grafschaft Wetzlar und mehreren Abteien ausgestattet. Und diese Würde eines „Primas von Deutschland, Kurfürsten, Reichserzkanzlers und Metropolitan-Erzbischofes" erhielt der Freiherr Karl von Dalberg, welcher bisher Coadjutor von Mainz gewesen war. Wie früher Österreich alljährlich 100 000 Gulden daran zu wenden pflegte, um sich des Einflusses zu versichern, den der Kurfürst von Mainz als Primas besaß; so war hauptsächlich

der Reichserzkanzler als das Organ gedacht, durch welches sich jetzt Frankreich maßgebende dauernde Einwirkung auf das neugestaltete Deutschland zu verschaffen meinte. In diesem Sinne wurde ihm auch noch aus dem Rheinschiffahrtsoctroi, zu dessen gunsten alle besonderen Rheinzölle aufgehoben wurden, eine jährliche Einnahme von 350 000 Gulden zugewiesen. Aber gerade die Zweideutigkeit seiner Stellung ließ Dalberg, wiewohl er ein geschmeidiger Mann war, niemals zu rechtem Ansehen bei den Deutschen gelangen.

Sogar von den Kurfürstentümern verschwanden zwei: Köln und Trier. Dafür wurden aber jetzt vier neue geschaffen: Württemberg, Baden, Hessen-Kassel und Salzburg, welches der Großherzog von Toscana erhielt. Somit standen jetzt sechs evangelische gegen vier katholische Kurfürsten. Überhaupt wurde durch die Reichsumgestaltung die Vertretung der Konfessionen völlig gewandelt. Vordem hatten die Protestanten gegen das Übergewicht der katholischen Reichsstände durch den Sonderbund des Corpus Evangelicorum, dessen Haupt seit einem Jahrhundert Brandenburg war, sich decken müssen. Jetzt erhielten die Evangelischen das Übergewicht; sie hatten 77 Stimmen gegen 54 katholische. Denn die alten Stimmen säkularisierter Stände wurden auf die neuen Gebietsinhaber übertragen. Zugleich gewannen dadurch die Kurfürsten auch die entschiedene Obmacht über die übrigen Fürsten; sie verfügten über 78 Stimmen, diese nur über 53. Es war erreicht, was die Kurfürsten von je her angestrebt hatten: ihr Beschluß galt für das ganze Reich.

Die Geltung des römischen Kaisers hatte bisher auf den katholischen Reichsständen beruht. Jetzt hatte er die Majorität im Reichstage verloren. Zwar verlangte Kaiser Franz, daß im Kurfürsten- wie im Fürstenkollegium den Katholiken die gleiche Stimmenzahl wie den Protestanten zuerkannt würde. Allein die große Mehrheit des Reichstages unter Preußens und Bayerns Führung erklärte sich gegen das kaiserliche Begehren. Wohl protestierte der Kaiser; doch sein Einspruch verhallte unbeachtet. Da zog er sich unmutig auf seine Erblande zurück und überließ Deutschland, dessen Zügel ihm entglitten waren, sich selber. Die römische Kaiserwürde, wenn auch der Name noch blieb, war völlig inhaltslos geworden.

Unterdessen wurden die Mediatisierungen der kleinen weltlichen Reichsstände, ohne der Grenzen besonders zu achten, durchgeführt. Vergebens baten die Reichsritter „ihr Ehrgefühl zu schonen und ihre peinliche und traurige Lage gnädigst gerecht zu erwägen.“ Man setzte ihnen eine Frist zur Huldigung mit der Androhung, daß nach Ablauf derselben ihre Güter militärisch besetzt und sequestriert werden würden. Die Ritter beschwerten sich darüber beim Kaiser. Wohl erließ auch Kaiser Franz eine

Abmahnung (6. Dezember 1803): es widerspreche den Grundsätzen einer humanen und liberalen Denkungsart, minder Mächtige durch das Gefühl der Übermacht zu Aufopferungen, ja bis zur Zernichtung der eignen politischen Existenz zu nötigen. Allein diese Abmahnung mußte schon darum völlig wirkungslos bleiben, weil Österreich es genau ebenso machte; es trat mit alten Ansprüchen auf die Markgrafschaft Burgau und auf Gebiete der Oberpfalz hervor und ließ ohne weiteres Truppen in diese einrücken.

Vielfach erhoben auch mehrere Staaten gleichzeitig Ansprüche: die Ortschaften des Freiherrn von Thüngen wurden zugleich durch bayrische und hessische Truppen besetzt, die Besitzungen der Reichsritter in der Wetterau gleichzeitig durch Kurhessen, Hessen-Darmstadt und Oranien-Fulda.

Nicht rücksichtsvoller wurde mit den Reichsgrafen verfahren. Die Herrschaft Friedberg, welche dem Reichsgrafen Waldpott von Bassenheim gehörte, wurde nächtlicher Weile von hessischen Truppen überfallen. Eine Anzahl kleiner Grafen und Fürsten unter der Führung der Fürsten von Hohenlohe, Öttingen, Isenburg und Leiningen that sich nun zusammen zum gegenseitigen Schutze ihrer Reichsstandschaft und bat den Ersten Konsul in Paris die Garantie derselben zu übernehmen. Allein Preußen legte Protest ein gegen die Einmischung Frankreichs: so unterblieb sie denn; und das Zagen der kleinen Reichsstände vor der Begehrlichkeit ihrer starken Nachbarn fand keinen Trost. Denn für den Gedanken, der Erstarkung der Nation durch eigene Opfer zu dienen, hatten sie kein Verständnis.

Aber weit über die Frage der Reichsstandschaft hinaus, machten sich sehr bald die Folgen der Auflösung der alten Reichsverfassung geltend. Am schwersten schien durch dieselbe die Geistlichkeit geschädigt zu sein. Hatte sie doch alle ihre Fürstentümer in Deutschland bis auf geringe Reste verloren. Aber der Kirche sollte zu gute kommen, was der Klerus eingebüßt hatte. Die deutschen Kirchenfürsten waren bisher Mitglieder des hohen Adels gewesen. Durch die Pflichten der Landesherrschaft wie durch ihr aristokratisches Standesgefühl mit dem nationalen Staate verbunden, hatten sie immer wieder mit dem Gedanken einer deutschen Nationalkirche sich getragen und vielfach nur widerstrebend vor dem römischen Oberhirten sich gebeugt. Durch die Säkularisationen war für sie dem geistlichen Amte der Reiz genommen; sie begannen von dem Kirchendienste sich zurückzuziehen. Männer, aus dem bürgerlichen oder bäuerlichen Stande hervorgegangen, traten an ihre Stelle; durch keine Standesrücksichten beirrt, sah dieser neue plebejische Klerus nur in der Kirche seine Heimat; mit rückhaltslosem Eifer ordnete er den Weisungen des Papstes sich unter. Ihm fehlte das Selbstgefühl der stolzen altadligen Prälaten des achtzehnten Jahrhunderts: in der Beförderung der Größe des Papstes fand er seine eigne Größe.

Indes noch unmittelbarer traf die Reichsauflösung den katholischen Adel. Ihm gingen die 720 Domherrnpfründen verloren, welche infolge des „jüngsten Reichsschlusses", der auch die landsässigen Stifter und Abteien zu säkularisieren verstattete, eingezogen wurden; ihm war unter der protestantischen Reichstagsmajorität jede Aussicht auf politische Bedeutung genommen. An träges Wohlleben gewöhnt, zog er sich jetzt unmutig und grollend von dem öffentlichen Leben zurück, höchstens, daß er seine Söhne in Österreich Dienste nehmen ließ. Er bildete in den Rheinlanden und in Westfalen eine tief verbitterte Opposition gegen die neuen Staatsverhältnisse, die ihren Groll wie ein Familienvermächtnis Kindern und Enkeln hinterließ. Gerade zu dem Zwecke, eine Versorgung für die Söhne des katholischen Adels in Deutschland zu sein, hatte die Reichsdeputation die geistlichen Ritterorden erhalten: aber was war dies im Vergleich mit dem, was der katholische Adel durch die Reichsdeputation verloren hatte! Nur spät und vereinzelt kam er dazu, das Beispiel des Adels in Altpreußen nachzuahmen, wo Protestanten wie Katholiken mit gleicher Bereitwilligkeit in den Dienst des modernen Staates sich gestellt hatten.

Leichter fügten sich die Bürger der Reichsstädte in die neuen Verhältnisse. Wohl schmerzte es, wenn die neuen Staatsbeamten die kaiserlichen Doppeladler von den Rathäusern herabnahmen und die alte Stadtverfassung über den Haufen warfen; aber den meisten war doch schon früher die Unzulänglichkeit der alten Verhältnisse zum Bewußtsein gekommen. Die neuen Herrscher schafften durch eine geregelte Verwaltung Ordnung, auf Erhöhung der Regierungsgewalt bedacht, aber doch auch der allgemeinen Wohlfahrt dienend. Die Verbesserung der Rechtspflege, die Belebung von Handel und Gewerbe, die Erleichterung mancher drückenden Lasten waren handgreifliche Wohlthaten, so daß die Bevölkerungen vielfach die Neuerung mit unverkennbarer Billigung aufnahmen und als eine Befreiung empfanden. So bildete sich bald in jenen Zufallsstaaten im Südwesten Deutschlands ein frisches staatliches Leben aus; seit Jahrhunderten ob ihrer Ohnmacht ein Gespött, wurden sie jetzt wieder schaffend und wehrhaft.

Kaum gab es ein andres Band, das diese Neustaaten mit den altständischen Staaten Norddeutschlands und mit Preußen noch verknüpfte, als der gemeinsame deutsche Name und der Oberherr in Paris, den alle anerkannten, Schon Mazarin hatte seinerzeit den Gedanken gehabt, zu einem Rheinbunde die deutschen Kleinstaaten zusammenzufassen und mit Frankreich zu verbünden. Jetzt wurde diese Idee wieder lebendig: Talleyrand begann von einem „germanischen Bund" zu reden, und Bonaparte scheute sich nicht, bei Gelegenheit sehr deutlich die deutschen Fürsten auf die Dankbarkeit hinzuweisen, die sie ihm schuldig wären.

In Regensburg auf dem Reichstage war es sehr aufgefallen, daß in dem russisch-französischen Verteilungsplane, der am 24. August 1802 der Reichsdeputation übergeben worden war, dem Kurfürstentum Hannover Vergrößerung durch das Bistum Osnabrück zugedacht war. Denn man meinte, daß der eben erst zu Amiens mit England (dessen König der Kurfürst von Hannover war) abgeschlossene Frieden nicht von langer Dauer sein würde. Es wurde daher die Vermutung laut, Bonaparte habe die Absicht, Hannover für sich zu nehmen, um sich dadurch den Weg zur Kaiserwürde in Deutschland zu bahnen. Man traute ihm eben zu, daß er nach der höchsten Würde der Christenheit Verlangen trüge, aber man sah keinen andern Weg zur Erreichung derselben als die althergebrachte Wahl durch die Kurfürsten. Und kein Zweifel, daß er die Mehrheit der Kurstimmen würde erlangt haben, wenn er es ernstlich gewollt hätte. So nahe war Deutschland der Gefahr, ein Nebenland von Frankreich zu werden! Und nirgends wurde ein Wort der Entrüstung über den Schimpf laut, mit dem Deutschland bedroht schien. So völlig hatten die Deutschen verlernt, für Deutschlands Ehre empfindlich zu sein! Aber gerade der, welcher, wie es schien, diesen Schimpf ihnen anzuthun gedachte, war bestimmt, aus solcher Stumpfheit sie aufzurütteln.

Viertes Kapitel.

Die Erneuerung des Koalitionskrieges.

Wirklich schien es, als sollte auch diese Erniedrigung dem deutschen Volke nicht erspart werden: kaum war der jüngste Reichsschluß unterzeichnet, so ließ der Erste Konsul Hannover durch französische Truppen mitten im Frieden besetzen!

Der Frieden von Amiens erwies sich in der That nur als ein kurzer Waffenstillstand. Nach einem schnell verfliegenden Rausche von Friedensfreude war den Engländern klar geworden, daß die Ausdehnung der französischen Macht namentlich über die batavische und die helvetische Republik den Einfluß Englands in Europa unerträglich zurückdränge; sie fürchteten dazu neue Pläne Bonapartes zur Neugründung der französischen Herrschaft im Mittelmeere und verschmerzten es nur schwer, daß sie ihre Kolonialeroberungen fast sämtlich wieder hatten herausgeben müssen. Daher erwiesen sie sich sehr säumig in der Ausführung der Bestimmungen des Friedensvertrages. Ein Jahr war seit dem Abschlusse des Traktates vergangen, aber immer noch hatte England weder Ägypten noch Malta zurückgegeben; immer noch weigerte es sich, den von Frankreich dringend verlangten Vertrag zur Auslieferung politischer Verbrecher abzuschließen; immer noch duldete es somit, daß „Pasquillanten" von dem sicheren Boden Englands aus den Ersten Konsul und seine Gewaltherrschaft angriffen und vor aller Welt verleumdeten.

Rückhaltlos machte Bonaparte seinem Grolle darüber Luft. Eine zahlreiche Gesellschaft war am 13. März 1803 in den Tuilerien um den Ersten Konsul versammelt, als der englische Gesandte Lord Whitworth angemeldet wurde. Bonaparte ging ihm entgegen: „Sie haben Nachrichten aus London?" Doch bevor der Gesandte noch antworten konnte, fuhr er fort: „Ihr wollt also den Krieg?" „Nein", erwiderte Lord Whitworth, „wir kennen zu gut die Vorteile des Friedens." „Wir haben", war Bonapartes barsche Entgegnung, „zehn Jahre lang Krieg geführt. Ihr wollt ihn noch fünfzehn Jahre führen: ihr zwingt mich dazu!" Betroffen hörten die zahlreichen Anwesenden diese Worte. Mit großen Schritten in

sichtlicher Erregung ging der Erste Konsul auf eine Gruppe zu. „Die Engländer wollen den Krieg“, wandte er sich an die Gesandten von Rußland und Spanien, „aber wenn sie die ersten sind, das Schwert zu ziehen, so werde ich nicht der letzte sein, es in die Scheide zurückzustoßen. Sie wollen nicht Malta räumen. Da man nicht die Verträge respektiert, so muß man sie mit Trauerflor umhüllen.“ Damit wandte er sich zu Lord Whitworth zurück, der unbeweglich auf seinem Platze stehen geblieben war: „Wie hat man wagen können zu sagen, daß Frankreich rüstet? Ich habe nicht ein einziges Linienschiff in unsern Häfen. Ihr wollt euch schlagen: ich werde mich auch schlagen. Man kann Frankreich töten, Mylord, aber es niemals einschüchtern — niemals!“ „Wir wollen weder das eine noch das andere“, antwortete der Lord, „wir wünschen nur mit ihm in gutem Einverständnis zu leben.“ „Dann“, rief Bonaparte mit heftig erhobener Stimme, „dann muß man die Verträge respektieren, wehe denen, welche die Verträge mißachten!“

Damit schritt er blitzenden Auges mit zorniger Miene auf die Thür zu. Plötzlich blieb er stehen und wandte sich zu Lord Whitworth zurück: „Ich hoffe, daß Lady Whitworth sich wohl befindet, und daß sie, nachdem sie die schlechte Jahreszeit in Paris verlebt hat, auch die gute dort wird verleben können.“ Dann aber erfaßte ihn der Zorn von neuem. „Doch das hängt von England ab“, setzte er mit rauh klingender Stimme hinzu. „Wenn es soweit ist, daß wir Krieg führen müssen, so wird die Verantwortung dafür in den Augen Gottes und der Menschen ganz allein auf diejenigen fallen, welche ihre eigene Unterschrift verleugnen und sich weigern, die Verträge auszuführen!“

Die Bedingungen, welche England für die Aufrechterhaltung des Friedens machte, waren: Besetzung Maltas durch die Engländer auf zehn Jahre, Räumung der batavischen und helvetischen Republik durch die Franzosen, Rückgabe Piemonts an den König von Sardinien. Bonaparte lehnte sie schroff ab. „Ich will nicht“, meinte er, daß die Engländer zwei Gibraltars im Mittelmeere besitzen, das eine am Eingange, das andere in der Mitte.“ Damit war der Krieg entschieden. Die öffentliche Meinung in England verlangte ihn laut: am 18. Mai 1803 wurde er an Frankreich erklärt und zugleich auf alle französischen Schiffe in englischen Häfen Beschlag gelegt.

Der Erste Konsul antwortete damit, daß er, was sich von Engländern zwischen 18 und 60 Jahren in Frankreich befand, aufgreifen und gefangen setzen ließ. Zugleich entwickelte sich an der ganzen Nordseeküste von Boulogne bis Antwerpen eine äußerst rege Thätigkeit: viele Tausende von Soldaten und Arbeitern waren mit dem Bau und der Ausrüstung von

Transportfahrzeugen und Kanonenböten beschäftigt. Es schien nicht anders, als daß eine Landung in England im großartigen Stile geplant würde. Und unverzüglich erhielt der General Mortier, welcher mit 12 000 Mann bei Nimwegen stand, den Befehl Hannover zu besetzen und das hannöversche Heer zu entwaffnen.

Zwar ging der englisch-französische Streit das Kurfürstentum gar nichts an: es gehörte zum Deutschen Reich, welches mit Frankreich in vollem Frieden stand. So hätte das Völkerrecht es schützen müssen. Auch in der Regierung war es durchaus von England getrennt; denn es stand unter einem Geheimratskollegium, welches nur in besonders wichtigen Fällen die Entscheidung des Kurfürsten, König Georgs III. von England, einzuholen gehalten war. Aber wann ließ sich Bonaparte durch völkerrechtliche Bedenken beirren?

Die hervorragendsten Mitglieder des Geheimratskollegiums waren Graf Kielmannsegge, von der Decken, von Arnswaldt und der Geheime Kabinettsrat Rudloff, welcher die eigentliche Arbeit that. Alle höheren Ämter waren in den Händen von Adligen, welche die geringeren Stellen an ihre Günstlinge vergaben. So stand das ganze Land unter der Herrschaft eines selbstsüchtigen und hochmütigen Adels, welcher die Bürger und Bauern streng niederhielt. Eine Armee war vorhanden, angeblich 15 000 Mann stark, unter dem Befehle des Feldmarschalls Grafen von Wallmoden-Gimborn; aber sie war im ganzen Lande verzettelt, ein Teil der Mannschaften beurlaubt. In ihr diente der Herzog von Cambridge, König Georgs Sohn, als Generalleutnant.

Das Geheimratskollegium dachte nicht an Abwehr gegen den drohenden Einmarsch der Franzosen; es wandte sich Hülfe suchend an England und an den Kaiser. Aber Österreich wies das Hülfegesuch kurz ab; von kaiserlichen Pflichten wollte man in Wien nichts wissen. Und alles was König Georg in London that, war, daß er die Sammlung der Regimenter und die Einberufung der Beurlaubten in Hannover verfügte.

Nun sollte Preußen helfen. Bonaparte hatte vorausgesehen, daß das bedrängte Hannover sich nach Berlin wenden würde und deshalb vorweg seinen Vertrauten Duroc an König Friedrich Wilhelm mit der Anzeige geschickt, daß er sich genötigt sehe, Hannover in Beschlag zu nehmen. Zwei Jahre zuvor hatte Preußen das Kurfürstentum kurzerhand besetzt, um es nicht in die Gewalt Frankreichs kommen zu lassen. Auch jetzt riet Graf Haugwitz dringend, den Franzosen durch einen raschen Einmarsch zuvorzukommen. Denn unmöglich konnte es Preußen dulden, daß französische Truppen mitten hinein zwischen seine westlichen und östlichen Provinzen, ja, bis in die Nähe seiner Hauptfestung Magdeburg drangen. Und wirklich

war Preußen zu der Besetzung bereit, wenn es sicher wäre, bei Rußland Rückendeckung zu finden. Es fragte daher in St. Petersburg an, ob es in dieser Sache auf Rußlands Hülfe bauen könne. Aber gerade der englisch-hannöversche Gesandte Graf Münster war es, welcher, von tiefem Widerwillen gegen das preußische Staatswesen erfüllt und eine Gefahr für Hannover witternd, den Kaiser Alexander zu bestimmen wußte, seinem königlichen Freunde in Berlin eine abschlägige Antwort zu erteilen. So lehnte auch Preußen das Hülfegesuch Hannovers ab und versuchte nur später durch freundliche Vorstellungen den Ersten Konsul zur Zurückgabe des Kurfürstentums zu bestimmen, als es zu spät war.

Die Aristokraten von Hannover blieben also auf sich selbst angewiesen. Wallmoden erbat sich Verhaltungsbefehle. Die Regierung beschied ihn dahin, daß man zwar der Verfügung König Georgs nachkommen, aber doch „alles vermeiden müsse, was Argwohn und Aufsehen erregen könne.“ Als ihm indes dieser Bescheid nicht genügte, fügte sie die nähere Weisung noch hinzu, „den Truppen nicht zu gestatten, zu feuern und nur im dringendsten Notfalle das Bajonett mit Moderation zu gebrauchen.“ Endlich aber mußte sie doch auf das Drängen Wallmodens und des Herzogs von Cambridge zu weitergehenden Maßregeln sich entschließen: sie erließ einen Aufruf an sämtliche Bewohner Hannovers, „im eintretenden Notfalle zur Rettung und Verteidigung des Vaterlandes sich unweigerlich zu stellen.“ Allein ganze Bezirke weigerten sich, der Anordnung zu folgen, die Eltern schickten ihre erwachsenen Söhne, um sie dem Aufgebote zu entziehen, außer Landes. So griff man, wo es an brauchbaren Rekruten fehlte, zu unbärtigen Knaben und zu Familienvätern, um die Lücken in den Regimentern zu ergänzen. Darüber gab es denn Tumult allerorten; die Beamten der Aushebung wurden mißhandelt und die ausgehobenen Mannschaften wieder mit Gewalt in Freiheit gesetzt. Die flüchtigen Rekruten wieder einzufangen, lösten sich nun die Regimenter in kleine Detachements auf und durchstreiften das Land.

In diesen Tagen überschritt Mortier die Grenze. Niemand war da, ihm entgegen zu treten. Unangefochten gelangte er durch die Heiden und Moräste, deren Wege durch anhaltende Regengüsse ganz aufgeweicht waren. In ihrer Bestürzung sandte die Regierung eine Deputation ihm entgegen, um zu unterhandeln. Allein Mortier drängte im Innern des Landes jetzt rasch vorwärts: mißmutig und zugleich unentschlossen wichen die zerstreuten hannöverschen Truppen vor ihm zurück; nur bei Nienburg kam es zu einem Scharmützel zwischen einigen Reiterschwadronen, das für die hannöverschen Reiter nicht unrühmlich endete.

Endlich nach langem vergeblichen Umherirren und Suchen entdeckten die Regierungsdeputierten das französische Hauptquartier in Suchlingen:

Mortier verlangte, daß die ganze hannöversche Armee sich kriegsgefangen geben solle. Das Geheimratskollegium war auch damit einverstanden; nur der Herzog von Cambridge nahm sofort seine Entlassung und kehrte nach England zurück. So wurde denn am 3. Juni 1803 in Suchlingen die Unterwerfung Hannovers unterzeichnet: die Truppen sollten sich als Kriegsgefangene hinter die Elbe zurückziehen; die Festungen wurden den Franzosen geöffnet, alle öffentlichen Einkünfte zu ihrer Verfügung gestellt, woneben sich Mortier noch ausdrücklich die Befugnis vorbehielt, nach Bedürfnis Kontributionen zu erheben. Die ganze Armee überschritt infolge dessen die Elbe; Wallmoden nahm sein Hauptquartier in Lauenburg.

Indes der Erste Konsul bestätigte den Vertrag von Suchlingen nicht: er verlangte die völlige Auflösung der hannöverschen Armee. Das ging denn doch Wallmoden zu weit; er berief seine Generale, und einstimmig lehnte der Kriegsrat die französische Forderung ab. Daraufhin erklärten die Stände von Celle und Kalenberg, daß die Landschaft nur dann noch weiter für den Unterhalt der Truppen sorgen würde, wenn sie auf der Stelle die Waffen niederlegten und ihre Kanonen und Pferde den Franzosen auslieferten.

Die Soldaten hatten somit die Wahl zwischen Hunger und Unterwerfung: sie entschieden sich für Unterwerfung. Als Wallmoden sie wollte ausrücken lassen, verweigerten sie ihm den Gehorsam; die Offiziere wollten einschreiten; da kam es zu offener Meuterei. Doch rasch erfolgte der Umschlag der Unmutigen: am Abend erklärten sie sich bereit, sich zum Kampfe gegen den Feind führen zu lassen. Darüber aber war den Generalen die Kampfeslust vergangen: Wallmoden willigte jetzt in die französische Forderung. Auf einem Boote, das unweit Artlenburg in der Elbe vor Anker gelegt war, wurde am 5. Juli die Konvention mit Mortier unterzeichnet, welche die völlige Auflösung und Entwaffnung der hannöverschen Armee bestimmte.

Mortier war jetzt Regent von Hannover. Auf Kosten des Landes ließ er seine Truppen nähren und kleiden, die Zeughäuser und Schlösser wurden ausgeplündert, Pferde requiriert, Kontributionen erhoben. Auch in dem benachbarten Hamburg machte er eine „Anleihe“ von 3 Millionen Francs ($2\frac{2}{5}$ Mill. M.). Sein Nachfolger, der General Bernadotte, trat zwar etwas glimpflicher auf; aber doch haben die 26 Monate französischer Okkupation dem Kurfürstentum, dessen Jahreseinkünfte höchstens 15 Mill. Mark betrugen, 78 Millionen Mark gekostet; so gründlich verstanden es die Franzosen das wehrlose Land auszupressen.

Von den in ihre Heimat entlassenen Soldaten wanderten aber bald ganze Scharen über die Elbe nach Holstein, von wo sie zu Schiffe nach

England gingen. So entstand noch im Jahre 1803 die „königlich deutsche Legion“, der es beschieden war, die Ehre der hannöverschen Waffen wiederherzustellen. Den Engländern waren diese kernhaften, waffengeübten Gäste sehr willkommen; denn was die Waffen tragen konnte, boten sie auf zum Schutze ihrer durch die französische Invasion bedrohten Küsten. Der ganze Süden Englands hallte damals von Waffenlärm wieder: 200 000 Mann Linientruppen und Milizen und doppelt so viel Freiwillige standen bereit, den Franzosen, wenn sie kämen, einen blutigen Empfang zu bereiten. Wohl ließ an der andern Seite des Kanals in dem Lager bei Boulogne der Erste Konsul die gewaltige Armee, welche er dort versammelt hatte, unablässig ausbilden und einüben: aber den Entschluß, sie über das Meer nach England zu führen, fand er nicht.

England unterdessen, in der Meinung, die Widerstandskraft Frankreichs dadurch zu schwächen, fand es nicht unter seiner Würde, die royalistischen Verschwörer, welche die Beseitigung des Ersten Konsuls planten, durch reichliche Geldmittel zu unterstützen und durch seine politischen Agenten auf dem Kontinente nach den Umständen zu fördern. Bonaparte ließ daraufhin den englischen Gesandten Rumbold verhaften und in Ettenheim in Baden den Prinzen von Enghien aufheben und nach Paris bringen. Rumbold wurde zwar auf die eindringliche Verwendung Preußens wieder freigegeben, der bourbonische Prinz indes, obwohl er nicht den geringsten Anteil an der royalistischen Verschwörung hatte, im Festungsgraben von Vincennes erschossen. Was that der deutsche Reichstag in Regensburg, um für diese sich immer wiederholenden Verletzungen des deutschen Gebietes Sühne von Frankreich zu verlangen? Es lag schon die Beschwerde König Georgs über die Besetzung Hannovers vor: jetzt reichte der russische Gesandte im Auftrage seines Kaisers den Antrag ein, Genugthuung von Frankreich für die völkerrechtswidrige Verhaftung Enghiens auf deutschem Boden zu verlangen. In dieser Bedrängnis, voll Furcht vor Frankreich, wußte der Reichstag sich keinen andern Rat, als daß er schon vor der Zeit seine üblichen Sommerferien antrat.

Es ist nicht zu erkennen, daß die deutschen Fürsten dies Verfahren des Reichstages gemißbilligt hätten. Am 18. Mai 1804 hatte sich Napoleon Bonaparte zum Kaiser der Franzosen proklamieren lassen; gegen den Herbst hin begab er sich nach den rheinischen Departements. Hier begrüßte ihn in Aachen im Auftrage des deutschen Kaisers Graf Philipp Cobenzl, der ihm die Anerkennung seines kaiserlichen Herrn überbrachte. Kaiser Franz verlangte dagegen nur die Anerkennung der Würde eines „Kaisers von Österreich“, welche er sich am 11. August 1804 in Erwartung des baldigen Endes des Heiligen Römischen Reiches beigelegt hatte. Mit

kaum verhüllter Absichtlichkeit erweckte in der alten Kaiserstadt der neue französische Kaiser die Erinnerung an Kaiser Karl den Großen, dem er zu gleichen wünschte; er stieg in die Gruft Karls hinab und ließ sich das Grab öffnen, das die ehrwürdigen Gebeine barg.

In Köln war das Volk außer sich vor Jubel über den neuen kaiserlichen Herrscher; die Bürger spannten ihm die Pferde vom Wagen und zogen ihn selbst zu seinem Palaste. Und in Mainz empfingen ihn zahlreiche deutsche Fürsten, teils in Person, teils durch Abgesandte. Allein Napoleon ließ sie empfinden, wie hoch er sich über sie erhoben zu haben meine; nur die Kurfürsten lud er zu sich zur Tafel; die übrigen Fürsten und Prinzen mußten sich begnügen, von Duroc oder Talleyrand bewirtet zu werden. Geschickt wurden die Festlichkeiten, welche aus Anlaß der Anwesenheit des französischen Kaisers gefeiert wurden, dazu benutzt, der durch die Form eines Bundes verhüllten Herrschaft Frankreichs über Deutschland um einen Schritt näher zu kommen: schon wurde hier Frankfurt um Main als Sitz dieses „Rheinbundes“ genannt.

Zugleich wurde jetzt auch die Entnationalisierung der jüngst gewonnenen deutschen Gebiete in Angriff genommen. In Mainz wurde eine Normalschule errichtet, um die französische Sprache am Rhein zu verbreiten. Nur fünf Jahre wurde den Deutschen Frist gegeben bis zur Einführung des Französischen als öffentlicher Amtssprache. Auch begann jetzt erst die ernstliche Französierung des Elsasses, das über ein Jahrhundert unter französischer Herrschaft sich deutsche Sprache, deutsche Art und Sitte bewahrt hatte.

Da also weder von seiten des deutschen Reichstages noch der deutschen Fürsten etwas geschah, um für die Verletzung des deutschen Gebietes von Frankreich Genugthuung zu erhalten, so richtete Kaiser Alexander, welcher mit Frankreich die Garantie der neuen Verfassung des Deutschen Reiches übernommen hatte, jetzt direkt eine Note an Napoleon. Denn längst war er gegen Frankreich gereizt, welches die Verhältnisse in Italien ordnete, ohne im geringsten auf die Interessen oder die Verwendung (für Piemont) Rußlands Rücksicht zu nehmen. Jetzt sprach er die bündige Erwartung aus, daß Frankreich eine genugthuende Erklärung über seine Verletzung fremden Gebietes und des Völkerrechtes geben werde.

Napoleon antwortete darauf mit ungezogener Derbheit, wie die russische Regierung dazu käme, sich in Dinge zu mischen, die sie in keiner Weise etwas angingen, eine Genugthuung für Deutschland zu fordern, während die deutschen Mächte selber schwiegen; von Völkerrecht aber zu sprechen habe sie gar kein Recht, solange sie französische Emigranten beschütze. Mit gemessenen Worten erwiderte Rußland darauf, daß das fran-

zösische Schreiben gar keine Antwort auf die Forderungen Rußlands enthalte. Zugleich erhielt der russische Gesandte in Paris, Oubril, den Befehl, mit Nachdruck zu fordern, daß Frankreich bei der Regelung der Verhältnisse Italiens Rußland eine Stimme gewähre, den König von Sardinien für den Verlust Piemonts entschädige und das Kurfürstentum Hannover wieder herausgebe. Napoleon weigerte sich auch nur eine einzige dieser Forderungen zu erfüllen; worauf denn Oubril abgerufen und alle Beziehungen Rußlands zu Frankreich abgebrochen wurden. Damit war der Friede zwischen den beiden Kaiserreichen zu Ende, ohne daß es jedoch schon zu einer Kriegserklärung Rußlands an Frankreich gekommen wäre. Denn bevor es das Schwert zöge, galt es für Rußland erst Bundesgenossen zu gewinnen, ohne welche es unmöglich schien das unerträgliche Übergewicht Frankreichs zu brechen. Kaiser Alexander überwand daher seinen Unwillen darüber, daß England trotz der Verwendung Rußlands sich weigerte, Malta dem Johanniterorden zurückzugeben, und sandte als außerordentlichen Gesandten Nowosiltzow nach London, um über die Bedingungen zu verhandeln, unter denen England geneigt wäre, ein Bündnis mit Rußland gegen Frankreich abzuschließen.

Der Waadtländer Laharpe war der Lehrer Alexanders gewesen und hatte seinen allen Gefühlserregungen sehr zugänglichen Zögling mit mannigfachen Ideen von Menschenwohl und Völkerbeglückung erfüllt. Mit Begeisterung entwickelte jetzt in London der junge Russe die Gedanken seines Herrn: man müsse einen Kriegsbund stiften, welcher nicht nur die Anmaßung Frankreichs zurückweisen, sondern auch das Glück und die Wiedergeburt der europäischen Nationen durch eine gerechtere Verteilung der Ländergebiete, durch Beseitigung bestehender Mißbräuche und durch Feststellung eines geheiligten Völkerrechts sichern solle. Die Staaten müßten gebildet werden aus bluts- und sprachverwandten Stämmen nach der Nationalität, unter Berücksichtigung der Bodenbeschaffenheit; den unterjochten Völkern müßte die Freiheit wiedergegeben und überlassen werden, sich selbst eine Verfassung auf der Grundlage der geheiligten Rechte der Menschheit zu geben. Zu einem einzigen großen Bund müßten alle europäischen Staaten vereinigt werden, verpflichtet, wenn es not thäte, die Waffen gegen denjenigen Staat gemeinsam zu wenden, der sich erdreiste, die Satzungen des Völkerrechts zu verletzen.

Das sind in den Grundzügen diejenigen großen Gedanken, welche Kaiser Alexander später durch die heilige Allianz zur Ausführung bringen zu können meinte. Allein auf William Pitt, den englischen Minister, machten sie jetzt keinen Eindruck. „Es möchte doch zweckmäßig sein“, erwiderte er kühl, „die Glückseligkeit des Menschengeschlechts vorläufig noch

zu vertagen.“ So erhielt denn der Bund, welchen England und Rußland am 11. April 1805 mit einander schlossen, durchaus naheliegende praktische Ziele: sie wollten gemeinschaftlich für die Bildung einer europäischen Allianz wirken, deren Ziel die Entfernung der französischen Truppen aus Hannover und dem deutschen Norden, die Wiederherstellung der Unabhängigkeit Hollands und der Schweiz, sowie die Befreiung Italiens von der französischen Herrschaft sein sollte.

Diesem Bunde trat Schweden ohne weiteres bei, da es mit Rußland wie mit England schon durch Separatverträge verbunden war. Österreich aber schwankte. Zwar hatte Kaiser Franz hauptsächlich durch Cobenzl sich dazu bestimmen lassen, im Dezember 1804 ein Defensivbündnis mit Rußland zur Sicherung seiner Besitzungen in Italien zu schließen. Weiter zu gehen bei dem Zustande, in welchem sich Österreichs Heer und Finanzen befanden, warnte vor allem Erzherzog Karl. Als aber die Eigenmächtigkeit Napoleons in Italien immer bedrohlicher wurde und zugleich England bedeutende Subsidienzahlung anbot, trat auch Österreich am 9. August 1805 der Koalition zu Schutz und Trutz bei.

Preußen stand zwischen den Parteien, im Grunde mit beiden gespannt. Napoleon drängte, es solle sich gegen die entstehende Koalition erklären; aber König Friedrich Wilhelm bestand darauf neutral zu bleiben, indem er sich in der Hoffnung wiegte, dann später das entscheidende Wort sprechen zu können. Auch als Napoleon als Preis des Bündnisses ihm Hannover anbot, lehnte er mit Entschiedenheit es ab. Die Folge war, daß nunmehr Frankreich in mißtrauischer Gereiztheit Preußen gegenüberstand.

Aber auch mit der Koalition verdarb es der König. Die erste Aufforderung zum Beitritte, die schon im Februar 1805 an ihn ergangen war, hatte er rundweg abgelehnt. Als nun Schweden in Schwedisch-Pommern Truppen sammelte, um von hier aus in den bevorstehenden Kampf einzugreifen, ließ König Friedrich Wilhelm ihm nachdrücklich erklären, daß er einen Angriff von Stralsund aus auf Hannover nicht dulden werde. Sofort nahm sich Kaiser Alexander des Bundesgenossen an. In drohendem Tone trat er für Schweden ein und forderte, daß sich Preußen in einem Schutz- und Trutzbündnis auf Leben und Tod der Koalition anschlösse und den russischen Regimentern, welche gegen die preußische Grenze im Marsche waren, freien Durchgang nach Mähren gewährte.

Woher so plötzlich dieser drohende Ton gegen den Freund von Memel? In den Nationalitätsplänen Alexanders stand die Hoffnung, auf irgend eine Weise Polen wiederherzustellen, obenan. Sein Jugendfreund, Fürst Adam Czartoryski hatte den Kaiser ganz für diesen Gedanken gewonnen. Jetzt mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Rußlands betraut,

strebte Czartoryski um Polens willen Preußen und Rußland von einander zu trennen. Durch jene drohende Note hoffte er Preußen zu bestimmen, daß es seine Neutralität aufgebe und sich aus Verdruß Frankreich zuwende; dann hätte Rußland eine gewisse Berechtigung gehabt, die polnischen Erwerbungen, welche Preußen jüngst unter König Friedrich Wilhelm II. gemacht hatte, ihm wieder abzunehmen. Denn er zweifelte nicht, daß Rußland, indem es an der Spitze einer großen Koalition zum Kriege gegen Frankreich sich anschickte, nebenbei auch noch mit Preußen fertig werden würde.

Allein Czartoryskis Erwartung erfüllte sich nicht. Preußen begegnete seiner Note, wie es recht war, mit vollem Ernste: es machte einige Armeecorps mobil und sammelte sie an der Warthe, um jedem Übergriffe Rußlands mit Nachdruck zu wehren. Das wirkte; sofort lenkte Rußland jetzt ein, ließ das Verlangen ungehemmten Durchzuges durch Schlesien fallen und sandte seine Truppen auf dem Umwege durch Galizien in den Kampf. Aber eine gewisse Spannung zwischen den Nachbarreichen blieb doch bestehen. Preußen war nicht neutral: durchaus isoliert stand es zwischen den gewaltigen Gegnern da.

Mit kurzer Entschiedenheit faßte dagegen Bayern seine Entschlüsse. Auf die Anträge Österreichs, welche Fürst Schwarzenberg in hochfahrendem Tone dem Kurfürsten Max Joseph vorlegte, antwortete dieser mit Versicherungen seiner reichstreuen Gesinnung; nur um Aufschub bat er, bis der Kronprinz Ludwig von seinen Reisen in Frankreich zurückgekehrt sein würde.. Aber nur unter Frankreichs Schutze glaubte er sich vor der oft erfahrenen Begehrlichkeit Österreichs ganz sicher; schon am 24. August 1805 schloß er mit Napoleon ein Schutz- und Trutzbündnis. Seinem Beispiele folgten die andern süddeutschen Fürsten, denen Frankreich ja erst politische Bedeutung gegeben hatte. Nur der Reichstag in Regensburg nahm keine Notiz von der großen Entscheidung, welche herannahte: er verhandelte währenddessen über die Eutiner Gemeindeweiden.

Unterdessen war als Abgesandter Kaiser Alexanders Winzingerode in Wien eingetroffen, und am 16. Juli war eine Vereinbarung dafür getroffen worden, daß Rußland zwei Armeen aufstellen sollte, von denen die eine, von Brody aufbrechend, bis zum 20. Oktober in Braunau am Inn eintreffen, die andre von Brest-Litowsk ihren Marsch nach Böhmen nehmen sollte. Denn der österreichische Feldzugsplan, welchen der Erzherzog Karl entworfen hatte, gipfelte darin, daß die Hauptentscheidung in Oberitalien gesucht, in Deutschland aber solange die Defensive gewahrt werden solle, bis in Italien eine entscheidende Schlacht gewonnen wäre, oder bis die Russen heran seien. Demnach waren für die Operationen in Deutschland nur 59 000 Mann, für Italien aber fast das Doppelte bestimmt.

Napoleon hatte sich in den ersten Tagen des August wieder nach Boulogne begeben, ganz erfüllt von dem Plane einer kriegerischen Invasion in England. Sehnsüchtig schaute er nach der französischen Flotte aus, mit welcher der Admiral Villeneuve am 4. im Kanal eintreffen sollte, um die Überfahrt des Landungsheeres zu decken. Allein Villeneuve erschien nicht; eine Abteilung der englischen Flotte unter Admiral Calder hatte ihm die Einfahrt in den Kanal verlegt. So mußte also die Invasion unterbleiben; und mit raschem Entschlusse entschied sich Napoleon dahin, die vortrefflich ausgebildete Landungsarmee in einer Stärke von 177 000 Mann nach Deutschland marschieren zu lassen; denn dort war er der Meinung nunmehr die Entscheidung herbeizuführen. Er sendet Murat und Bertrand nach Deutschland, um das ganze Gelände an der oberen Donau zu untersuchen, auf welchem sich der Feldzug abspielen soll. In größter Ordnung, ohne daß die Zeitungen irgend welche Nachrichten bringen dürfen, marschieren die französischen Corps an den Rhein. Den Flußübergang und Weitermarsch regelt dann Napoleon gleich in einer solchen Weise, daß der Aufmarsch des linken Flügels über die Stellung des Feindes hinausgreifen muß. Man sieht, er hatte es von vornherein darauf abgesehen, das ganze feindliche Heer abzufangen.

Die Österreicher hatten zu Anfang des September den Inn überschritten und waren in Bayern eingedrungen. Anführer dieses Heeres war der Erzherzog Ferdinand, doch hatte sich Kaiser Franz die Oberleitung der Operationen selbst vorbehalten und zu diesem Behufe den General Mack zu seinem General-Quartiermeister ernannt. Napoleon kannte Mack von Paris her, wo er ihn vor fünf Jahren als Kriegsgefangenen gesehen; aber er hatte eine sehr geringe Meinung von ihm gewonnen. „Mack ist“, sagte er, „einer der mittelmäßigsten Menschen, den ich in meinem Leben gesehen habe. Voll Eigendünkel und Eitelkeit hält er sich zu allem fähig. Er ist übermütig, und das ist alles; es ist das einer der unfähigsten Menschen, die es giebt; dazu kommt noch, daß er Unglück hat.“

Die bayrischen Truppen entweichen vor den Österreichern auf das linke Donauufer und sammeln sich erst bei Bamberg wieder. Kaiser Franz zieht am 20. September als Sieger in München ein, während der Kurfürst nach Würzburg sich flüchten muß. Rasch rückt Mack weiter vor bis an die Iller; dort sammeln sich um Ulm seine Corps, sodaß sich die Front der Armee rechts bis nach Günzburg, links bis nach Illereichen ausdehnt. Hier will er in starker Stellung den Anmarsch der Russen erwarten oder nach Umständen auf eine der heranmarschierenden französischen Kolonnen sich werfen. Er hat keine Ahnung davon, daß diese französischen Kolonnen alle das gleiche Ziel im Auge haben: die Einschließung der österreichischen

Armee. Auch das Corps Bernadottes hat zu diesem Zwecke Napoleon aus Hannover herbeigerufen. Auf dem kürzesten Wege war es herbeigezogen, quer durch das preußische Ansbach mit völliger Nichtachtung der Neutralität des preußischen Staates, hatte die bayrischen Truppen an sich herangezogen, dann München befreit, und stand nun bereit, westwärts einschwenkend, auch seine Stelle in dem eisernen Ringe einzunehmen.

Mack glaubt hieraus auf die Annäherung der Russen schließen zu müssen, dann wieder hört er, daß die Engländer wieder in Boulogne gelandet seien, und besorgt, daß sich Napoleon werde den Rückweg nach Frankreich erzwingen wollen. Er findet nichts dagegen einzuwenden, daß der Erzherzog Ferdinand mit 20 000 Mann sich nach Böhmen wendet, ein Verlust, der es ihm jetzt unmöglich macht, auf eine offene Feldschlacht sich einzulassen.

Mit genauester Berechnung regelt indes Napoleon die Märsche der einzelnen französischen Kolonnen. Das Wetter war abscheulich; in Strömen goß häufig der Regen herab; auf tief aufgeweichten Wegen mußten die Soldaten marschieren, mitunter zehn Stunden den Tag. Aber doch war ihre Stimmung vortrefflich; die Siegesgewißheit ihres Kaisers teilte sich ihnen mit. Wo sie auf Österreicher trafen, bei Wertingen, bei Günzburg, bei Albeck, warfen sie sie zurück und brachten beide Donauufer in ihre Gewalt. Am 13. ist endlich auch Marschall Soult mit seiner Kolonne in seine Stelle eingerückt — und die Katastrophe bricht über den immer noch nichts ahnenden Mack herein. Am 14. geht die Kolonne des Marschalls Ney auf Elchingen vor, erobert die Stadt Haus für Haus und treibt die Österreicher bis zum Michelsberge zurück; am folgenden Tage erstürmt er auch diesen die Stadt beherrschenden Berg und läßt durch einen Unterhändler den rings eingeschlossenen Mack zur Ergebung auffordern. Mack lehnt sie ab, doch genügt am 16. eine einstündige Beschießung, um ihn jetzt zu Unterhandlungen willig zu machen. Am nächsten Tage werden sie dahin beendigt, daß Mack sich zur Übergabe verpflichtet, wenn bis zum 25. kein Entsatz eintreffen sollte. Doch auch mit dieser Einschränkung dringt er bei Napoleon nicht durch, und am 20. Oktober nachmittags 3 Uhr ergiebt sich die ganze in Ulm eingeschlossene Armee der Österreicher kriegsgefangen.

Am Fuße des Michelsberges auf einer Böschung neben einem hell lodernden Feuer stand Napoleon, hinter ihm das Fußvolk; gegenüber hielt die Reiterei. Beim Eintritt in die lange Gasse hatten die Österreicher die Waffen abzulegen und vor Napoleon und seinen Marschällen vorüberzuziehen. Mack eröffnete den traurigen Zug. „Hier ist der unglückliche Mack!“ sagte er und überreichte Napoleon seinen Degen. Der Kaiser ließ ihn an seine Seite treten; so standen sie, der Sieger und der mutlose

Besiegte, fünf Stunden neben einander, während die 24 000 österreichischen Soldaten mürrisch an ihnen vorüber in die Gefangenschaft zogen.

Aber auch die von Ulm Entkommenen ereilte bald das gleiche Schicksal. General Werneck hatte mit einem Corps von 8000 Mann versucht, sich der eisernen Umklammerung nach Nordosten zu entziehen. Murat, auf Befehl Napoleons ihm nachsetzend, holte ihn jedoch schon am 16. Oktober ein. Indessen noch gelang es Werneck durch einen Gewaltmarsch das Corps des nach Böhmen ziehenden Erzherzogs Ferdinand zu erreichen. Doch Murats Reiterei überflügelte die der Österreicher; und als Werneck mit seinen gänzlich erschöpften Leuten in Nördlingen anlangte, sah er sich rings von Feinden umschwärmt und streckte, zum Widerstande unfähig, die Waffen.

Unverzüglich war jetzt Murat hinter dem Erzherzoge her. Die Verfolgung ging durch das ansbachische Städtchen Gunzenhausen. Den Österreichern wurde freier Durchzug gewährt, von den Franzosen aber Respektierung der Neutralität Preußens verlangt. Allein Murat kehrte sich nicht an den Protest; er erzwang sich den Durchmarsch und erreichte am 20. Oktober hinter Nürnberg den Erzherzog. Ein Gefecht entspann sich; die Österreicher wurden zersprengt oder gefangen genommen; nur mit 3000 Reitern schlug sich der Erzherzog nach Böhmen.

So war die zur Verteidigung Deutschlands bestimmte Armee der Österreicher so gut wie ganz vernichtet; der Weg nach Wien lag jetzt offen vor dem Sieger: wenn nicht rechtzeitig noch die Russen erschienen oder Preußen aus seiner neutralen Stellung sich erhob.

Schon die erste Verletzung der preußischen Neutralität in dem ansbachischen Gebiete (1. bis 3. Oktober) hatte den König Friedrich Wilhelm auf das tiefste verletzt; denn die Ehre des preußischen Staates war dadurch beschimpft. Er verwahrte sich daher gegen die freche Verachtung der Neutralität durch einen nachdrücklichen Protest und sagte sich von allen Verbindungen mit Napoleon los. Den Russen wurde jetzt der freie Durchzug durch Schlesien gewährt, die Mobilmachung der ganzen preußischen Armee angeordnet und an der südlichen Grenze des Staates, in Westfalen und Franken, Truppen zusammengezogen. In Berlin kam es zu tumultuarischen Scenen vor den Fenstern des französischen Gesandten Laforest, und im Theater stimmte das Publikum jubelnd in die kriegerischen Klänge des Liedes der Wallensteinschen Reiter ein: Frisch auf, Kameraden, aufs Pferd! Aufs Pferd! In den Kampf, in die Freiheit gezogen! Schon am 14. Oktober erschien die „Koalitionsordre“, in welcher Preußen seinen Entschluß kund gab, der Koalition der großen Mächte gegen Frankreich beizutreten.

Das war die Politik, welche Graf Haugwitz während der letzten Jahre als auswärtiger Minister Preußens sich bemüht hatte, zur An-

erkennung zu bringen. Aber unfähig mit seinen Anschauungen bei dem Könige durchzudringen, hatte er sich genötigt gesehen von den Geschäften zurückzutreten. Doch fuhr der König fort, bei allen wichtigen Angelegenheiten Haugwitzens Rat einzuholen.

Die Hinneigung zu Frankreich hatte im August 1804 den Grafen von Hardenberg zu Haugwitzens Nachfolger gemacht. Er meinte doch unter dem erschütternden Eindrucke der Nachricht von der Ulmer Katastrophe noch einen Versuch gütlichen Ausgleiches mit Napoleon machen zu sollen. Allein durch Haugwitzens Einfluß geschah es, daß diesem Versuche denn doch die Form eines Ultimatums gegeben wurde, dessen Ablehnung mit der Kriegserklärung Preußens an Frankreich beantwortet werden würde. Haugwitz erschien dadurch als die geeignete Persönlichkeit, die Forderungen Preußens: Wahrung der Unabhängigkeit des Deutschen Reiches, Hollands, Neapels und der Schweiz, Entschädigung Sardiniens, Trennung der italienischen Krone, welche sich Napoleon in Mailand aufgesetzt hatte, von der französischen, in das Hauptquartier Napoleons zu überbringen. Die Genugthuung dagegen, welche Napoleon in der Form einer Entschädigungszahlung von 66 000 Gulden für die Verletzung der Neutralität Ansbachs sandte, wurde auf das Betreiben Hardenbergs, um dadurch einen Beweis versöhnlicher Gesinnung zu geben, von Preußen angenommen.

Indes der Eindruck, welchen die Ulmer Unglücksnachricht gemacht hatte, wurde bald durch die Kunde aufgewogen, daß am 21. Oktober bei Kap Trafalgar durch die Engländer unter Nelsons Führung die französische und spanische Kriegsflotte vernichtet worden sei. Der Kaiser Alexander erschien selber, von dem Erzherzoge Anton, dem Bruder des Kaisers Franz begleitet, in Potsdam bei König Friedrich Wilhelm, um jetzt den raschen Anschluß Preußens an die Koalition persönlich zu betreiben. Es kam auch ein Vertrag zustande, in welchem Alexander ganz auf seine polnischen Pläne, die ja den Besitzstand Preußens bedrohten, Verzicht leistete. „Man soll mich“, gelobte er, „nicht wieder darüber ertappen!“ Preußen versprach dafür, wenn Napoleon die preußischen Forderungen nicht innerhalb vier Wochen, nachdem sie ihm vorgelegt wären, angenommen haben würde, der Koalition sich anzuschließen und auch seinerseits den Kampf gegen Frankreich sofort mit 180 000 Mann zu beginnen. Da indessen der Herzog von Braunschweig, welcher zum Oberanführer des preußischen Heeres bestimmt war, es nicht für möglich hielt, die Mobilmachung der Truppen so zu fördern, daß sie vor dem 15. Dezember imstande wären, in den Kampf einzugreifen, so wurde in Aussicht genommen, das preußische Ultimatum nicht vor dem 15. November an Napoleon zu übergeben. Zur Entschädigung sollte Preußen entweder Hannover oder, wie England wünschte, Holland erhalten.

Am 3. November wurde der Potsdamer Vertrag unterzeichnet. In der folgenden Nacht begaben sich Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm in die Garnisonkirche zu Potsdam; sie stiegen in die Königsgruft unter der Kanzel hinab und reichten sich über dem Sarge Friedrichs des Großen in Gegenwart der Königin Luise voller Rührung die Hand und gelobten sich unverbrüchliche Treue; der Freundesbund von Memel war wiederhergestellt.

Unterdessen traten die Folgen der Ulmer Katastrophe in der gesamten Kriegführung schnell zutage. Der Erzherzog Karl, welcher die österreichische Hauptarmee in Italien führte, hielt es jetzt für notwendig mit seinem Heere nach Deutschland sich zu wenden; die Franzosen unter Massena suchten ihn zwar daran zu hindern, aber er wies sie mit solchem Nachdrucke zurück, daß er ungehemmt seinen Marsch über Görz und Laibach nach Cilli antreten konnte.

Auch Erzherzog Johann, welcher Tirol zu decken hatte, glaubte sich auf die Ulmer Unglückskunde dazu nicht mehr stark genug. In getrennten Heerhaufen führte er daher seine Truppen durch das Pusterthal nach Kärnten. Freilich ging dabei das 8000 Mann starke Corps des Prinzen Rohan verloren, welches am 24. November von den Franzosen bei Castel Franco zur Ergebung gezwungen wurde, aber mit den übrigen Corps erreichte er doch die Vereinigung mit der Armee seines Bruders. An der ungarischen Grenze zogen nun die Erzherzöge, vereint 80 000 Mann stark, nach Norden, um das bedrohte Wien zu decken.

Tirol blieb sich selbst überlassen. Die Bayern eroberten die Feste Kufstein, Ney zog in Innsbruck ein, überstieg dann den Brenner und stellte die Verbindung mit Massena her.

Zugleich setzten sich nun die siegreichen Kolonnen Napoleons ostwärts in Marsch. Die Bayern begrüßten ihn, wo er erschien, als ihren Befreier; denn das Volk teilte die Abneigung gegen den stets begehrlichen österreichischen Nachbar. Erst am Inn trafen die Franzosen auf Widerstand. Hier hatte sich ein österreichisches Corps unter Kienmaier bei Mühldorf verschanzt, um den Flußübergang zu halten. Und die erste russische Armee unter Fürst Kutusow hatte bei Braunau schon fast ihre ganze Infanterie versammelt. Es waren etwa 30 000 Russen und 22 000 Österreicher, die ebenfalls unter Kutusows Oberbefehle standen. Allein der alte Fürst zeigte keine Neigung zu einem Vorstoße, und als er vollends aus dem Munde des nach Wien durchpassierenden Mack den ganzen Umfang der Ulmer Kapitulation vernimmt, beschließt er den Rückzug an die Enns.

So überschreitet denn die französische Avantgarde unter Murat fast

ungehindert den Grenzfluß, und auf dem Fuße folgt ihr die Hauptarmee. Immer weiter weichen die Verbündeten zurück; am 4. November giebt Kutusow auch die Verteidigung der Enns auf. Ein 12 000 Mann starkes Corps der Österreicher trennt sich jedoch hier von ihm, um von Steyer aus Ennsaufwärts ziehend den ferneren Vormarsch der Franzosen in der Flanke zu bedrohen. Allein von Marmont flußaufwärts zurückgedrängt, gerät es durch das Vorgehen Davouts auf Lilienfeld und Marmonts auf Leoben schließlich zwischen diese beiden Corps und kann sich nur mit schwerstem Verluste in Auflösung über Bruck nach Graz retten.

Kutusow inzwischen kann sich nicht entschließen zum Schutze Wiens eine Schlacht zu wagen. Er schiebt sich vielmehr in der Nacht vom 8. zum 9. November an die Donau bei Mautern heran, geht nun auf das nördliche Ufer über, verbrennt die Brücke hinter sich und nimmt bei Krems Stellung. Dadurch kommt er in die Lage, donauabwärts marschierend, sich der Wiener Donaubrücke bemächtigen und dem Übergange der französischen Armee dort unter günstigen Umständen entgegenstellen zu können.

Nur das einzige Corps Mortiers folgt den Russen. In dem Engpasse, welchen die Ruinen des Schlosses Dürenstein überragen, greift Kutusow ihn an: eine russische Umgehungskolonne fällt den Franzosen in den Rücken, und Mortier entrinnt nur mit geringen Trümmern seiner Truppen. Doch hat dadurch Kutusow immerhin einen Marschtag verloren. Napoleon ist es jetzt von der höchsten Wichtigkeit, sich der großen Donaubrücke bei Spitz vor Wien, bevor sie von den Österreichern in die Luft gesprengt werden kann, zu bemächtigen; denn er will jetzt ebenfalls die Donau überschreiten, den Russen sich in den Rücken werfen und ihnen womöglich den Weg zu der Vereinigung mit der herannahenden zweiten russischen Armee verlegen. Murat also erhält den Befehl, schleunigst die Brücke zu nehmen und dann sofort mit seiner Kavallerie auf den Straßen nach Mähren und Böhmen vorzustoßen.

Am Morgen des 13. November rückt Murat in das unverteidigte Wien ein. Er begiebt sich persönlich mit Lannes und Bertrand zu der Brücke, mit deren Zerstörung der General Fürst Auersperg beauftragt war. Diesem hängen die französischen Marschälle, sehr bestimmt auftretend, ein Märchen von einem abgeschlossenen Waffenstillstande auf, so daß er wirklich die feindlichen Truppen ungestört heranrücken läßt. Sofort besetzen diese die Brücke, entfernen die Sprengvorrichtungen, und der wichtige Donau-Übergang ist gewonnen. Durch unerhörte Märsche — 240 km in 13 Tagen — hat es jetzt die französische Armee dahin gebracht, daß sie hoffen kann, die Vereinigung der beiden russischen Heere hinzuhalten.

Die österreichische Besatzung von Wien, 13000 Mann stark, hat sich

auf die Straße nach Brünn zurückgezogen, der Hof nach Preßburg geflüchtet. Napoleon folgt jener, wieder Murats Reiter vorauf. Der Marsch geht jetzt nach Norden, so daß die Armee Rücken und rechte Flanke dem an der ungarischen Grenze heranziehenden Heere der Erzherzöge darbietet. Da stößt schon am 15. November Murat auf das Corps Bagrations, welches Kutusow bei Hollabrunn aufgestellt hat, um seinen eignen Weitermarsch auf Znaym zu decken. Murat glaubt sich der ganzen russischen Armee gegenüber; um daher Zeit zu gewinnen, bis andre Kolonnen zu seiner Unterstützung heranziehen können, wärmt er das Märchen von dem Waffenstillstande wieder auf. Allein der verschlagene Russe zeigt sich dem hitzigen Gascogner sehr überlegen. Nichts konnte ihm ja gelegener sein, als Murat aufzuhalten. Er stellt sich also völlig über die Verhandlungen unterrichtet und schließt mit Murat einen Waffenstillstand, nach welchem Murat stehen bleiben, die Russen aber sofort Deutschland verlassen sollen. Aber wird Napoleon die Abmachung bestätigen?

Den Kaiser versetzt die Nachricht natürlich in heftigsten Zorn; augenblicklich befiehlt er den Angriff auf Bagration, dem dieser bis 11 Uhr nachts entschlossen Widerstand leistet. Dann zieht er, was ihm an Truppen noch geblieben, in eine Sturmkolonne zusammen, und durchbricht mit gefälltem Bajonette die Reihen der Franzosen.

Schon zwei Tage später gelingt es Kutusow, die aus Wien entwichenen Österreicher an sich zu ziehen, und am 19. und 20. vereinigt er sich bei Wischau und Proßnitz mit der unter Buxhöwden heranmarschierten zweiten russischen Armee, während Napoleon erst bis Brünn gelangt ist.

Napoleon verweilt einige Tage in Brünn, um seine Armee sich ausruhen und ordnen zu lassen. Denn er hält jetzt, seit die Russen vereinigt sind und die beiden Kaiser sich zu der Armee begeben haben, die Entscheidungsschlacht für unvermeidlich und ist nicht gesonnen ihr auszuweichen.

Die französischen Truppen decken in weiter Aufstellung einen breit ausgezogenen Frontraum, aber sie sind so geordnet, daß der Kaiser nach drei Tagen 75000 Mann zusammen haben kann, nach vier Tagen 85000, nach fünf Tagen 102000. Der Gegner steht bei Ollschann 67 Kilometer vor ihm, kann also nicht früher als am Morgen des vierten Tages zum Angriffe übergehen. Wartet er aber noch länger, so kann unterdessen die Armee der Erzherzöge herandringen, und Napoleon hat dann 90000 Mann unter Kutusow vor sich und 80000 Mann in der Flanke. In dieser Situation trifft Graf Haugwitz, der den Kaiser in Linz gesucht, aber erst in Brünn gefunden hat, ein, um ihm auf Grund des Potsdamer Vertrages das preu-

ßische Ultimatum zu überbringen. Es erscheinen also im Hintergrunde noch 180000 Preußen, bereit in wenigen Wochen in den Kampf einzugreifen! Napoleon empfängt den preußischen Abgesandten mit ausgesuchter Höflichkeit; die Unterredung dauerte mehrere Stunden, doch drang ebenso wenig Haugwitz ernstlich auf Entscheidung, wie Napoleon willens war, schon jetzt sie zu geben. Er sandte vielmehr noch spät am Abend Caulaincourt zu ihm mit der Aufforderung, zunächst in Wien mit Talleyrand die Einzelnheiten zu verhandeln.

Zu diesem preußischen Ultimatum aber empfängt Napoleon nun auch noch die Nachricht, daß die russische Reservearmee von Schlesien her nahe, daß König Gustav von Schweden sich zum Vormarsche von Pommern aus anschicke, und daß in Hannover schon englische und russische Truppen gelandet seien. Es war klar, welche Gefahr für ihn in der Zögerung lag: aber ging er selbst zum Angriffe auf die Verbündeten vor, so mußte er seine schon so sehr ausgedehnte Operationslinie noch mehr verlängern, seine Aufstellung dadurch schwächen und die Aussicht des Sieges sich verringern. Eine Niederlage aber wäre für ihn, da er, 700 Kilometer von Frankreich entfernt, nicht auf rechtzeitige und genügende Verstärkungen rechnen konnte, Vernichtung gewesen; selbst ein Sieg konnte nur helfen, wenn er durchgreifend und entscheidend war.

Kutusow auf der andern Seite brauchte sich aber nur auf eine vorsichtige Defensive zu beschränken, so verstärkte von selbst die Zeit mit jedem Tage seine Stellung. Das erkennt auch niemand deutlicher als Kaiser Alexander, der wiederholt beteuert, daß nichts ihn zu einer Unüberlegtheit verleiten solle. Allein die russischen Offiziere waren dieser Meinung keineswegs, zumal jene eleganten Generale, welche nicht auf dem Schlachtfelde, sondern auf dem Parkett des Hofes ihre prunkenden Dekorationen sich verdient hatten. Ihnen schien es ein glänzender Gedanke zu sein, die Welt durch die Vernichtung Napoleons zu überraschen, bevor noch Preußen dazu käme, das Schwert zu ziehen. Bald gewinnen denn auch die Angriffspläne das Übergewicht, selbst auf die leicht erregbare Phantasie Alexanders machen die russischen Regimenter, in denen viele noch aus dem Feldzuge Suworows Ehrenzeichen tragen, den Eindruck, daß sie bestimmt seien, den französischen Übermut zu brechen. Schon am 24. November wird beschlossen, den rechten Flügel des Feindes zu umgehen, um ihn durch den Druck auf seine Verbindungen zum Rückzuge an die Donau zu veranlassen.

Hierzu bricht die verbündete Armee nun am 27. November auf, setzt auch am 28. ihren Vormarsch fort und schiebt sich am 29. zu besserer Umfassung des feindlichen rechten Flügels immer weiter nach links vor. Am 30. hat sie denn die Front nach Westen; ihre vorderste Kolonne steht bei

Hodjegitz, ihre letzte bei Butschowitz. Der Zeitgewinn, welchen dies langsame Vorrücken gewährte, ist Napoleon sehr zu statten gekommen: er hat seine Armee fester zusammen genommen und von rückwärts an Verstärkungen, was nur möglich war, an sich herangezogen. Auch am 1. Dezember greift Kutusow noch nicht an, sondern rückt noch weiter halblinks vor, um sich, die Linie weiter ausdehnend, der Flußübergänge von Sokolnitz und Tellnitz zu bemächtigen und die Franzosen gänzlich zu überflügeln.

Napoleon nimmt dies Manöver „mit unsäglicher Freude" wahr; am Nachmittage ist noch Bernadotte bei der Hauptarmee eingetroffen; in der Nacht erreicht auch noch Davout den Anschluß. Jetzt ist er bereit, die Schlacht, welche er für den folgenden Tag voraussieht, anzunehmen; er versammelt seine Corpsführer um sich und bespricht eingehend mit ihnen die Sachlage; jedem seine Rolle für die bevorstehende Schlacht zuteilend.

An der von Olmütz nach Brünn führenden Chaussee lagen mit Tannen bewachsene Anhöhen, welche sich nach der von Brünn nach Wien führenden Chaussee zu verflachten bis zu einigen Teichen hin, in die der Goldbach von Norden her sich ergießt. Auf dem östlichen Ufer des Baches erhebt sich das Terrain zu einer Anhöhe, die nach den Teichen zu steil abfällt, aber nach rückwärts in nordöstlicher Richtung zum Städtchen Austerlitz sich sanft abflacht. Über diese Anhöhe hinweg, hinter der das Dorf Pratzen am Abhange lag, nahm die verbündete Armee ihre Aufstellung. Die Kaiser Alexander und Franz quartierten sich in dem Schlosse von Austerlitz ein, gedeckt durch die russischen Garden.

Am Abend spät werden alle Corpsführer nach Krzenowitz, einem Dorfe dicht bei Austerlitz, zu Kutusow beschieden, um in den Plan der für den nächsten Tag beschlossenen Schlacht, wie ihn General Weyrother, der österreichische Stabschef, entworfen hatte, eingeweiht zu werden. Erst nach langem Warten — Mitternacht war schon vorüber — erscheint Weyrother und liest mit lauter Stimme in deutscher Sprache seine Anordnungen vor. Manche von den Generalen hören zu, verstehen aber, der deutschen Sprache wenig mächtig, nur den kleinsten Teil des Vortrages; andre schenken der Sache aus Abneigung gegen die Österreicher kein Interesse; der greise Feldmarschall selbst sinkt vor Ermüdung in festen Schlaf. Der Plan Weyrothers geht darauf hinaus, den rechten Flügel der hinter dem Goldbache stehenden Franzosen zu überflügeln und dadurch Napoleon von der Straße nach Wien abzuschneiden. „Aber was fangen wir an", wirft General Langeron, ein französischer Emigrant, ein, „wenn der Feind uns bei Pratzen, im Centrum der Aufstellung, zuvorkommt und angreift?" „Auf diesen Fall ist nicht zu rechnen", schneidet Weyrother kurz die Einwendung ab. Endlich erwacht Kutusow und entläßt den Kriegsrat. Der

Schlachtplan wird ins Russische übersetzt und abgeschrieben; aber es ist sieben Uhr morgens, bevor ihn jeder der Corpsführer in der Hand hat und demgemäß sich in Marsch setzt.

Napoleon ist schon seit fünf Uhr am 2. Dezember wieder zu Pferde; er hält auf einem Hügel, von seinen Generalen umgeben. Aber noch bedeckt ein dichter Nebel das vorliegende Gelände; erst gegen 7 Uhr ist der Umblick über die hochliegenden Teile frei, und man kann allmählich wahrnehmen, wie sich die Hochfläche von Pratzen mehr und mehr von den herabziehenden Verbündeten leert. Blutig rot geht hinter den Russen die Sonne auf und zerteilt die Nebelmassen, welche in den Thälern noch wogen. Bald hört man lebhaftes Gewehrfeuer: ein Zeichen, daß der Kampf an den Übergängen des Goldbaches entbrannt ist. Der linke Flügel der Verbündeten, bestehend aus den Corps Dochturow, Langeron und Prschibitschewski, hat unter Buxhöwdens Kommando die Überflügelung der Franzosen auszuführen begonnen,

Sofort setzt jetzt der Angriff der Franzosen auf das feindliche Centrum ein. Die Divisionen Soults ersteigen die Hochfläche von Pratzen, auf welcher sich eben das österreichische Corps unter Kollowrat zu zeigen beginnt. Auf der Hochfläche und in dem in einer schluchtartigen Thalsenke liegenden Dorf Pratzen kommt es zu einem heftigen Kampfe. Zum Teil mit dem Bajonette werden die Russen und Österreicher den Abhang hinabgetrieben. Vergebens versuchen die beiden Kaiser selbst ihre weichenden Truppen wieder zum Stehen zu bringen. Vergebens ist der Angriff der russischen Garden; vergebens auch die Anstrengung, welche Kutusow macht, die verlorenen Höhen wieder zu gewinnen. Bernadotte unterstützt Soult, und die Verbündeten werden in Verwirrung den Abhang hinunter nach Krzenowitz getrieben. Ihr Centrum ist durchbrochen.

Bald erliegt jetzt auch der rechte Flügel. Hier kämpft Murat gegen die österreichische Kavallerie unter Liechtenstein; die russischen Garden werden durch die französische Garde unter Bessieres und Rapp zurückgewiesen und Bagration muß sich vor Lannes nach Raußnitz zurückziehen.

Damit ist denn nun alles, was am Goldbache kämpft, von seiner Rückzugslinie abgeschnitten und in den Winkel, welchen Littawa und Goldbach am Satschaner Teiche bilden, eingeschlossen. Soult, der Sieger von Pratzen, zieht sich, von Vandamme unterstützt, immer weiter nach rechts; und Davout geht jetzt, nachdem er seit dem Morgen auf den Höhen am Goldbache dem Heraustreten des Feindes aus der Niederung gewehrt hat, zum Angriffe auf Sokolnitz und Tellnitz vor. So von zwei Seiten gefaßt, muß Prschibitschewski die Waffen strecken, und Dochturow und Langeron sehen sich zu schleunigem Rückzuge gedrängt. Allein kein andrer Weg

bietet sich ihnen, als der schmale Damm, welcher die Teiche von Satschan und Menitz trennt. Die Enge bringt die Weichenden in Verwirrung; in wildem Drängen sucht alles zu entkommen, während die Franzosen mit Kanonen in die wirren Haufen hineinfeuern. Manche wagen sich in Angst und Hast auf die dünne Eisdecke der Teiche: sie bricht ein, und viele finden den Tod im Wasser. Erst die einbrechende Dunkelheit macht dem wilden Jagen ein Ende. Von den drei Kolonnen, welche Buxhöwden, 43 Bataillone stark, in die Schlacht geführt hat, bringt er nicht mehr als 8000 Mann zurück.

Auf allen Punkten der Schlachtlinie war der Sieg so vollständig, wie er nur sein konnte: 27 000 Mann hatten die Verbündeten verloren, 45 Fahnen und 133 Kanonen fielen in die Hand des Siegers. „Ich habe schon manchen verlorenen Schlachten beigewohnt“, gestand Langeron ein, „aber von einer solchen Niederlage hatte ich noch keine Vorstellung!“

Notdürftig hatten die Verbündeten ihre Truppen am Abend des Schlachttages bei Hodjegitz gesammelt; noch in der Nacht führten sie sie nach Tscheitsch zurück. Dann gehen sie über die March und ziehen sich, von Davout hitzig verfolgt, gegen Ungarn hin zurück. Aber die Niederlage erhöhte die Spannung zwischen den Verbündeten. Die Waffengemeinschaft begann sich zu lösen. Durch die Dreikaiserschlacht war die Koalition gesprengt.

Napoleon erkannte dies auf der Stelle, als Kaiser Franz den Fürsten Liechtenstein an ihn sendet, um ihm eine persönliche Zusammenkunft vorzuschlagen. Sehr bereitwillig in der Hoffnung, die beiden verbündeten Kaiser gänzlich voneinander trennen zu können, geht er darauf ein und empfängt am Nachmittag des 4. Dezember in der Mitte zwischen den österreichischen und französischen Wachtposten bei der Mühle von Poleny dicht bei dem Dorfe Nasiedlowitz seinen kaiserlichen Gast. Kaiser Franz, eine unscheinbare Persönlichkeit, sah ganz verfallen aus, als er aus dem Wagen stieg und auf freiem Felde durch eine Umarmung mit Napoleon sich begrüßte. „Das sind die Paläste“, sagte Napoleon, die ärmliche Umgebung entschuldigend, „welche Ew. Majestät mich zwingt seit drei Monaten zu bewohnen.“ „Der Aufenthalt darin“, entgegnete Kaiser Franz, „nützt Ihnen genug, als daß Sie ein Recht hätten, mir zu zürnen.“

Die Unterredung dauerte zwei Stunden. Franz bat um Waffenstillstand; Napoleon bewilligte ihn unter der Bedingung, daß Österreich aus der Koalition ausschiede, das österreichische Gebiet von den Russen räumen ließe und jeder fremden Macht den Einmarsch verböte. Franz zögerte: sollte er Preußen seine Rettung verdanken? Er nahm die Bedingungen an, und höchst befriedigt geleitete ihn Napoleon zu dem Wagen zurück. So

wurde das Ergebnis nur zu einer Verschärfung der Demütigung, welche die Zusammenkunft an sich schon für Kaiser Franz gewesen. Er konnte sie nicht verwinden. Heimgekehrt saß er lange schweigend da; endlich brach er mit der Miene höchsten Zornes zu Liechtenstein in die Worte aus: „Jetzt, seit ich ihn gesehen habe, mag ich ihn gar nicht mehr leiden!“ Auch jetzt, in der Niederlage des Staates war ihm alles nur persönliches Moment.

Franz hatte Rußland verlassen: jetzt verließ ihn auch der Zar. Alexanders erregbarem Sinne hatte der glänzende Sieg Napoleons imponiert. „Ihr Herr hat sich groß gezeigt!“ sagte er zu Savary, der ihm im Auftrage Napoleons das Abkommen mit Österreich anzeigte. „Ich ziehe mich zurück, da mein Bundesgenosse sich für befriedigt erklärt.“ Doch dem Kaiser Franz kündigte er am nächsten Morgen persönlich an, daß er auf das russische Heer nicht weiter rechnen dürfe. Czartoryski wagte einzuwenden, daß man doch den König von Neapel, der durch ein russisches Hülfscorps der Koalition bewogen wäre beizutreten, nicht preisgeben dürfe. Allein Alexander wies ihn kurz zurück: „Ich habe genug für andere gethan: ich muß jetzt an mich und meine eigenen Interessen denken.“ Und die russischen Truppen verließen den Kaiserstaat.

In Brünn schon begannen nun die Verhandlungen über einen Separatfrieden zwischen Österreich und Frankreich. Napoleon wünschte ihn lebhaft. Denn nur noch 7 Stunden war die Armee des Erzherzogs Karl von Wien entfernt, und Preußen nahm immer mehr eine drohende Haltung an. Es war daher der Gedanke Talleyrands, mit Österreich sich nicht nur zu vertragen, sondern sogar zu verbinden, um der herauf ziehenden Gefahr zu begegnen. Und Kaiser Franz glaubte sich am besten zu stehen, wenn er ohne weiteres seine Verbündeten jetzt verließe. Doch suchte er die Verhandlungen absichtlich hinzuziehen, damit unterdes seinem Besieger die Gefahr noch etwas näher rücke. Und wirklich erging auch am 11. Dezember von Berlin der Befehl zum Einrücken des preußischen Heeres in Böhmen.

Haugwitz unterdessen blieben die Pläne Talleyrands nicht verborgen: welch’ eine Gefahr ergab sich aus einem österreichisch-französischen Bündnisse für Preußen! Als Vertreter einer mit Österreich doch verbündeten Macht, hatte er erwartet, den Vermittler zwischen Österreich und Frankreich machen zu können: aber Kaiser Franz dachte gar nicht daran, Preußens Vermittelung in Anspruch zu nehmen. Hatte Haugwitz so Unrecht, hierin eine Bestätigung seiner schlimmsten Befürchtungen zu sehen? Und dazu klang ihm im Ohre die Mahnung, welche sein König bei der Abreise ihm mitgegeben hatte: daß sein Bestreben sein müsse, den Frieden mit Frankreich zu erhalten.

Napoleon hatte sich von Brünn nach Wien begeben — er wohnte im Schönbrunner Schlosse — um persönlich die Verhandlungen mit den beiden Großmächten zu führen. Seine Meinung war, eine gegen die andere auszuspielen: gelang das Abkommen mit Österreich, so mußte Preußen, gelang das Abkommen mit Preußen, so mußte Österreich sich beugen. Daß Preußen jetzt, wo die Verhältnisse so völlig umgestaltet waren, nicht mehr daran denken könne, das Potsdamer Ultimatum aufrecht zu erhalten, lag ja auf der Hand. Er beschied den preußischen Abgesandten am 13. Dezember zu sich nach Schönbrunn. Auf dem Tische des Kabinetts, in das Haugwitz geführt wurde, lag eine Karte von Österreich, auf welcher die Stellungen der französischen Armeecorps mit Nadeln bezeichnet waren. Einen Augenblick besah er sich die Karte, als Napoleon eintrat. „Sollten wir nicht", begann der Kaiser, „das Werk des großen Friedrich vollenden? Es fehlt euch noch ein Stück von Schlesien. Geht euer Begehren dahin, es zu besitzen, jetzt wäre der Moment dazu gekommen." Haugwitz wies dem gegenüber auf die uneigennützige Denkungsart seines Königs hin. „Aber Sie sind der Minister", entgegnete Napoleon. „Ihre Pflicht ist es, den Augenblick zu ergreifen, der vielleicht niemals wiederkehrt." Indessen Haugwitz blieb mißtrauisch; er glaubte aus der Karte den Eindruck gewonnen zu haben, daß Napoleon vielmehr darauf studiere, in Schlesien mit seiner Armee einzudringen.

Das Gespräch wandte sich jetzt dem Potsdamer Vertrage zu, über den sich der Kaiser mit dem Anschein schwer zurückgehaltener Entrüstung beschwerte. „Es wäre ehrenvoller für Ihren Herrn gewesen", sagte er, „mir offen den Krieg zu erklären; er hätte dann wenigstens seinen neuen Verbündeten einen Dienst erwiesen. Aber ihr wollt aller Welt Freund sein! Das ist nicht möglich: man muß zwischen mir und meinen Gegnern wählen. Ich will Aufrichtigkeit, oder ich trenne mich von euch. Offene Feinde sind mir lieber als falsche Freunde." Dann fuhr er, im Zimmer auf und abgehend, nach einer Erwähnung der Ansbacher Gebietsverletzung fort: „Ich unterscheide die preußischen Truppen wohl von denen, die ich geschlagen; ich weiß, sie haben einige gute Generale, viele ausgezeichnete Offiziere. Der König wird sich ebenso an die Spitze seines Heeres stellen, wie ich es thue. Wir werden dann sehen: bis hierher ist mir das Glück noch immer günstig gewesen." Nach einer Pause blieb er vor Haugwitz stehen: „Graf Haugwitz", sagte er, „Preußen hat mir den Handschuh hingeworfen; ich muß ihn aufheben. Sein Verhalten hat mich in den Augen meines Volkes herabgewürdigt. Mein Herz ist verwundet; aber mein Kopf setzt sich dem entgegen. Ich frage, wohin ein Bruch mit Preußen führen könne. Preußen und Frankreich sind zu gegenseitiger Freundschaft gemacht."

Am Nachmittage wurde Haugwitz nochmals zum Kaiser berufen.

„Heute Morgen“, sagte Napoleon, „war ich der Meinung, daß der Krieg zwischen Preußen und Frankreich unvermeidlich sei; jetzt aber trage ich euch einen Vertrag an, der euch trefflich zu statten kommen wird. Ich werde ein Unterpfand der Freundschaft des Königs gewinnen; unsere Freundschaft wird auf immer befestigt sein.“ Dann teilte er Haugwitz mit, daß der Kaiser von Österreich als Entschädigung für die Verluste, die der Friedensschluß ihm bringen würde, Salzburg verlange; zur Schadloshaltung seines Bruders, des Kurfürsten von Salzburg, aber Hannover. Er wäre jedoch nicht für dies Projekt, obgleich Talleyrand es befürworte. „Ich habe die Wahl“, fuhr er fort, „zwischen der Allianz mit Rußland, Österreich und Preußen. Mit einer Macht, die ich eben niedergeworfen habe, mich zu verbinden, widersteht mir. Auch muß ich, um meinen deutschen Verbündeten zu genügen, ihr noch neue Beschränkungen auferlegen. Überdies ist diese Allianz nicht nach dem Geschmacke meines Volkes. Mit Rußland werde ich mich nicht sogleich, aber in ein paar Jahren verbinden können.“ Demnach, schloß er, wolle er sich mit Preußen in ein Verhältnis setzen, das ihm auf lange Zeit den Frieden des Kontinents gewährleiste.

Es wurde demnach ein Vertrag entworfen, durch welchen Preußen und Frankreich sich verpflichteten, selbst für den Fall eines Krieges, mit einander verbunden zu sein, wenn es sich handle um die Erhaltung der Unverletztheit und Unabhängigkeit der preußischen oder französischen Staaten, die in Aussicht genommenen Vergrößerungen eingeschlossen, oder um den Bestand von Bayern. Preußen übernahm dazu die Garantie für die Türkei, wodurch es sich mit Rußland, es übernahm auch die Garantie für das Königreich Italien, wodurch es sich mit Österreich entzweien mußte; es trat ferner Ansbach an Bayern ab, welches dafür Berg an Frankreich gab, sowie Kleve und Neufchatel an Frankreich. Zur überreichen Entschädigung für diese Abtretungen sollte es von den Landen des Königs von Großbritannien in Deutschland Besitz ergreifen und sie in voller Souveränetät behalten: wodurch es notwendig mit England sich verfeinden mußte.

Es war demnach ein Vertrag, welcher Preußen zwar eine erhebliche Vergrößerung eintrug, aber doch seine Machtstellung durch die Ausschließung von dem Süden und Westen Deutschlands schwächte. Die prinzipielle Entzweiung mit allen Großmächten der Koalition vollends kettete es unbedingt an den Willen Frankreichs! Man kann sagen, es hörte fortan auf freier Herr seiner Geschicke zu sein.

Am 15. Dezember unterzeichnete Haugwitz diesen Vertrag zu Schönbrunn. Er hatte die Empfindung, Preußen dadurch, daß er Österreich zuvorgekommen war, aus einer höchst drohenden Gefahr gerettet zu haben. Persönlich ihn seinem Könige vorzulegen, reiste er nach Berlin.

König Friedrich Wilhelm berief seine Ratgeber. Die Meinungen waren sehr geteilt. Graf Schulenburg war gegen jede Besitzergreifung Hannovers. Dagegen der Herzog von Braunschweig riet den Vertrag anzunehmen. Dafür sprach sich auch Hardenberg aus, nur müsse es vermieden werden, sich deswegen mit Rußland zu entzweien. Da indessen zwischen Preußen und England keinerlei Vertrag bestand und man nur den Verbündeten Rußlands in England respektieren wollte, so einigte man sich schließlich dahin, den Vertrag anzunehmen, wenn er als ein nichtoffensiver bezeichnet würde, und England die Abtretung von Hannover guthieße. Haugwitz übernahm es nach Paris zu reisen, um Napoleon zur Annahme dieser Abänderungen des Vertrages zu bestimmen. Und der König schrieb selbst an Napoleon und kündigte ihm seine Absicht an, den Frieden zwischen Frankreich und Rußland zu vermitteln. Die Freundschaft mit Frankreich, erklärte er dabei ausdrücklich, sei „das natürliche System Preußens."

Von einer allgemeinen Entrüstung über den Vertrag, wie man wohl erzählt hat, war nicht die Rede. Vielmehr sprach sich die öffentliche Meinung höchst befriedigt über die Erhaltung des Friedens aus, und politische Kannegießer priesen in den Zeitungen und Kaffeehäusern die Zauderpolitik als höchste Weisheit. Nur die Armee, deren letzte Regimenter erst am 5. Dezember voll Siegeszuversicht aus Berlin ausgerückt waren, fand sich in hohem Grade enttäuscht, und eine kriegerisch gesinnte Partei bei Hofe, als deren Haupt der Prinz Louis Ferdinand galt — auch die Königin Luise, sagte man, gehöre im stillen zu ihr — gab ihrem Unwillen unverhohlen Ausdruck und sah das Unheil kommen, das schon seine Schatten vor sich her warf. Allein der König und Hardenberg waren von dem hohen Werte, den Preußens Freundschaft für Napoleon haben mußte, so sehr überzeugt, daß sie nicht zweifelten, Napoleon würde ohne weiteres die preußischen Änderungen des Vertrages gut heißen. Schon am 24. Januar 1806 wurde daher die preußische Armee aus Sparsamkeitsrücksichten wieder auf den Friedensfuß gesetzt.

Die Folgen des Schönbrunner Vertrages traten sofort zutage. Kaiser Alexander hatte schon nach dem Waffenstillstande von Polену und den damit eingeleiteten Separatverhandlungen Österreichs mit Frankreich sich in höchster Verstimmung vom Kriege zurückgezogen und, indem er die Verfügung über die noch in Preußen stehenden russischen Corps dem Könige Friedrich Wilhelm überließ, es diesem aus eigner Bewegung freigestellt, sich ohne Rücksicht auf das mit Rußland geschlossene Bündnis mit Frankreich nach eigenem Ermessen auseinanderzusetzen. Jetzt räumte das aus Russen, Hannoveranern und Engländern zusammengesetzte Corps, welches erst im Dezember an der deutschen Nordseeküste gelandet war, Hannover

und König Gustav führte seine Schweden nach Lauenburg zurück. Aber am tiefsten empfand Österreich die Folgen.

Kaiser Franz hatte sich von seinen Verbündeten getrennt, um Sondervorteile zu gewinnen. Jetzt sah er sich von Napoleon zum zweitenmal besiegt, und schmähte die Unzuverlässigkeit seiner Bundesgenossen! Allein niemand anders war trotz aller Anklagen, die er erhob, der unzuverlässige Bundesgenosse, als er selbst. Er hatte zu Poleny Wind gesäet: jetzt sollte er zu Preßburg Sturm ernten!

Die Friedensverhandlungen mit Österreich waren von Brünn nach Preßburg verlegt worden. Schnell genug kamen sie jetzt hier am 27. Dezember 1805 zum Abschlusse. Fürst Liechtenstein und Graf Gyulai unterzeichneten im Namen Österreichs den Friedensvertrag, durch welchen Österreich auf Venedig mit Istrien, Dalmatien und den zugehörigen Inseln verzichtete, das Königreich Italien unter der Bedingung der bleibenden Trennung der Kronen Frankreichs und Italiens, sowie den Königstitel der Kurfürsten von Bayern und Württemberg anerkannte, an Bayern Burgau, Passau, Lindau, das Innviertel und Tirol mit Vorarlberg, an Württemberg die sogenannten Waldstädte in Schwaben und die Hälfte des Breisgaues, die andere Hälfte aber mit der Insel Mainau und Konstanz an Baden abtrat. Als geringe Entschädigung dafür erhielt es nur Salzburg mit Berchtesgaden, während dem Kurfürsten von Salzburg das säkularisierte Bistum Würzburg zum Ausgleich von Bayern abgetreten wurde. Österreich erlitt damit einen Verlust von 1140 Quadratmeilen mit 2 800 000 Einwohnern. Von allem Einflusse auf Deutschland war es fortan ausgeschlossen; ja es mußte zu der Umgestaltung Deutschlands, welche der Sieger plante, im voraus seine Zustimmung geben. Es willigte ein in die Auflösung der Reichsritterschaft, die bisher treu zu dem Kaiserhause gestanden hatte. Es stimmte auch der Einziehung der Güter der Ritterorden durch die Landesfürsten zu; nur das Hoch- und Deutschmeistertum nebst Mergentheim sollte mit Erbfolgerecht einem Erzherzoge übertragen werden. Es verpflichtete sich endlich auch durch einen geheimen Artikel, direkt an Napoleon diejenigen 40 Millionen Francs zu zahlen, welche von der am 28. November ausgeschriebenen Kriegssteuer noch rückständig waren. Kurz, so demütigend für Österreich wie der Preßburger Friedensvertrag war keiner, den es jemals abgeschlossen hat.

Die Demütigung Österreichs, wie sie Napoleon zu Preßburg erreicht hatte, stärkte natürlich außerordentlich die Stellung Frankreichs. Dazu kam, daß William Pitt, der unbeugsame Gegner des napoleonischen Soldatenkaisertums und der immer weiter ausgreifenden Despotie desselben, am 23. Januar 1806 starb. Bei der Gesinnung seines Nachfolgers Charles

Fox aber schien dem Gegensatze Englands gegen Frankreich wenigstens der Charakter der Schärfe und Unversöhnlichkeit genommen zu sein, sodaß Napoleon hoffen durfte, jetzt zu einem dauerhaften Frieden mit England gelangen zu können. Und Rußland schien, der Koalition den Rücken kehrend, sich ganz den türkischen Händeln zuzuwenden: es unterstützte die Serben in ihrem Freiheitskampfe gegen die Pforte, und der Admiral Siniäwin reizte die Griechen auf den ägäischen Inseln an, sich gleichfalls gegen ihre türkischen Zwingherren zu erheben. So meinte denn Napoleon, wenn er nicht zum Frieden mit Rußland gelange, doch durch eine rechtzeitige Unterstützung der Türkei die russische Macht lahm legen zu können.

Bei der so veränderten Lage der Dinge durfte Napoleon die Empfindung haben, daß er den Preußen zu Schönbrunn zu viel bewilligt habe. Nichts konnte ihm daher gelegener kommen, als daß Haugwitz in Paris erschien, um die beschlossenen Veränderungen des Schönbrunner Traktates mit Napoleon zu vereinbaren. Denn dadurch legte Preußen nochmals die Entscheidung über den Vertrag in Frankreichs Hand. Zwar von Preußen sich lossagen, wollte Napoleon nicht, aber er gedachte ihm eine solche Abhängigkeit von Frankreich aufzuerlegen, daß England aller Hoffnung entsagen müßte, je durch die Entfachung eines Krieges auf dem Kontinente etwas zu erreichen.

Am 2. Februar 1806 war Haugwitz in Paris angelangt: schon am 6. empfing ihn Napoleon. Mit der zuversichtlichen Erwartung leichten Erfolges trug ihm der preußische Abgesandte die Wünsche seines Königs vor. Aber welche Bestürzung erfaßte ihn, als Napoleon bestimmtesten Tones mit der ruhigsten Miene ihm erklärte, daß keine Macht der Erde ihn vermögen könne, eine Akte wie die, welche Haugwitz überbringe, anzunehmen! Vielmehr schlug er statt aller Modifikationen ihm einen neuen Vertrag vor, welcher Hannover als eine unmittelbare Erwerbung mit dem Titel der Souveränetät an Preußen überwies und Preußen verflichtete, die Mündungen der Elbe und Weser den Engländern zu verschließen. Hieß das nicht Preußen mit England unheilbar entzweien, während es gerade durch die Modifikationen den Bruch mit England hatte vermeiden wollen? Überdies war davon die Rede, daß Preußen zum Ausgleich der überreichen Entschädigung die Markgrafschaft Bayreuth und die Grafschaft Mark an Frankreich abzutreten habe.

Konnte Haugwitz auf diese Forderungen eingehen? Sehr zur unrechten Zeit hatte Preußen abgerüstet; denn von den französischen Truppen, welche nach dem Friedensschlusse Deutschland noch nicht verlassen hatte, erhielten die Corps von Bernadotte und Augereau den Befehl, nordwärts gegen die preußische Grenze sich in Marsch zu setzen. Zugleich verfehlte

Talleyrand nicht, Haugwitz die vertrauliche Mitteilung zu machen, daß Österreich im geheimen den Antrag eines Bündnisses mit Frankreich gestellt habe; und Frankreich sei, wenn Preußen den neuen Vertrag nicht annähme, hierauf einzugehen nicht abgeneigt. Hannover würde dann wahrscheinlich Murat, Napoleons Schwager, erhalten: womit die französische Macht bis mitten hinein in die preußische Interessensphäre sich würde vorgeschoben haben. Mit allem Nachdruck setzte Haugwitz sich dem entgegen, aber nur die Forderung von Bayreuth und der Grafschaft Mark ließ Napoleon fallen; an allen übrigen Bestimmungen des neuen Vertrages hielt er unnachgiebig mit der Erklärung fest, daß der König von Preußen binnen drei Wochen sich für Annahme des Vertrages oder für Krieg zu entscheiden habe. Da glaubte denn Haugwitz nicht länger widerstehen zu dürfen und unterzeichnete am 15. Februar den neuen Vertrag. Jedoch nicht er selbst, sondern der preußische Gesandte in Paris, Marchese Luchesini, überbrachte ihn dem Könige Friedrich Wilhelm zur Bestätigung. Am 24. Februar fand in Berlin in der Wohnung Hardenbergs eine Beratung darüber statt: sollte, durfte sich Preußen an den Triumphwagen Napoleons fesseln lassen? War nicht ein französischer Prinz in Hannover eine offenbare Gefährdung Preußens? Aber Preußen hatte entwaffnet, während Napoleons Truppen schlagfertig dastanden, bereit auf das rascheste vorzudringen! Mit tiefem Unwillen, nur dem Druck der Lage nachgebend, sprachen sich daher alle Anwesenden, Hardenberg, Luchesini, die Generale Köckritz und Kleist, der Kabinettsrat Beyme, auch der General Rüchel, der sonst zur Kriegspartei zählte, für die Ratifikation des Vertrages aus. Nur möchte, das war aller Wunsch, Napoleon in jeder Weise veranlaßt werden, die französischen Truppen baldigst über den Rhein zurückzuführen.

Am 3. März 1806 unterzeichnete König Friedrich Wilhelm den Pariser Vertrag, der bestimmt war, ihn zu einem Vasallen Napoleons herabzuwürdigen. Und am 1. April ließ er Hannover besetzen. Die Folge war, daß am 27. April König Gustav von Schweden, am 11. Juni auch England an Preußen den Krieg erklärte. Für Murat wurde aus dem von Preußen und Bayern abgetretenen Kleve und Berg ein Großherzogtum Berg mit der Hauptstadt Düsseldorf von Napoleon zurecht gemacht.

Preußen war besiegt ohne das Schwert gezogen zu haben. Um so wichtiger wurde es jetzt, die alten freundlichen Beziehungen zu Rußland aufrecht zu erhalten, das allein ihm noch einen Rückhalt gegen das erdrückende Übergewicht Frankreichs gewähren konnte. Schon zu Anfang des Jahres war daher im Auftrage König Friedrich Wilhelms der Herzog von Braunschweig nach St. Petersburg gegangen, um beruhigende Versicherungen über die Abmachung von Schönbrunn dort abzugeben. Er

fand die beste Aufnahme; denn auch Rußland wünschte bei seinem Gegensatze zu Frankreich Preußen auf seiner Seite zu haben. Preußen müsse — war die Meinung Alexanders — den bedrohlichen Bewegungen der französischen Truppen in Deutschland mit Entschiedenheit entgegentreten, und er bot durch Braunschweig, wenn es darüber zum Kriege mit Frankreich kommen solle, seinem königlichen Freunde alle Hülfe an.

Schon hatte sich der Herzog in St. Petersburg verabschiedet und stand im Begriffe abzureisen, als er die Nachricht von dem Abschlusse des Pariser Vertrages zwischen Preußen und Frankreich erhielt. Auf der Stelle begab er sich mit der Depesche des Königs zu dem Kaiser. Alexander geriet in große Bewegung darüber; Thränen traten ihm in die Augen. Er sah, daß Napoleon alles aufbot, um Preußen auf das engste an Frankreich zu fesseln. Die Erklärung des Königs, unterstützt von der ehrenfesten Persönlichkeit des kriegsberühmten Herzogs, daß Preußen Hannover nur angenommen habe, weil es gezwungen gewesen sei, fand volles Vertrauen. Um so mehr war er entschlossen, Preußen auf der Seite Rußlands festzuhalten: er forderte den König auf, soviel Truppen wie möglich auf den Kriegsfuß zu setzen, und versprach alle Streitkräfte Rußlands zur Verteidigung Preußens zu verwenden. Ahnte er, daß eine gemeinsame kriegerische Auseinandersetzung mit Frankreich nahe bevorstehe? Freilich, der Pariser Traktat bog den Bogen so stark, daß er brechen mußte!

Fünftes Kapitel.

Der Rheinbund.

Die Bildung der großen Koalition hatte gezeigt, wie isoliert das napoleonische Frankreich im Grunde in Europa dastehe. Durch Einverleibung anderer Staaten seine Stellung zu stärken, erweckte lebhaften Widerspruch. Daher schuf Napoleon eine Reihe von Vasallenstaaten, welche, bei ziemlicher Freiheit im Innern, doch mit ihren Kräften stets zur unbedingten Verfügung Frankreichs sein sollten. Mit ihnen stattete er seine Verwandten aus, deren Throne natürlich nur so lange Bestand haben konnten, wie Frankreich sie hielt. So sollte der eigene Vorteil sie zu unbedingt treuen Bundesgenossen ihm machen. Ebenso verlieh er den Großen seines Reiches große Staatslehen, die mit seiner Herrschaft in Frankreich standen oder fielen. Jetzt bot der glückliche Ausgang des Feldzuges, nachdem Österreich und Preußen möglichst weit nach Osten und Norden zurückgeschoben waren, die günstige Gelegenheit das vielgeteilte deutsche Gebiet des Südens und Westens in die französische Machtsphäre ohne eine allzu bedenkliche Einverleibung hineinzuziehen, und nach der gleichen Methode durch das Band des eigenen Vorteils an den napoleonischen Thron zu fesseln. Das war das Ziel; seine Verwirklichung ist der Rheinbund.

Schon anderthalb Jahrhunderte zuvor hatte ein „Rheinbund“ bestanden. Im August 1658 hatte eine Anzahl norddeutscher Fürsten, nämlich die Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln, Pfalz-Neuburg, Pfalz-Zweibrücken, Münster, die drei Braunschweig und Hessen-Kassel, mit Frankreich den rheinischen Bund „zu gegenseitiger Verteidigung und zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe im Reiche“ geschlossen; eine gemeinschaftliche Truppenmacht sollte aufgestellt, ein Bundesrat zur Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten eingesetzt werden. Das war aber etwas ganz anderes, als die verhüllte, nie versagende Beherrschung, welche jetzt Napoleon vorschwebte.

Eine bequeme Handhabe für diese schien indes schon vorhanden zu sein. Den Mediatisierungen der Jahre 1802 und 1803 waren doch noch viele der kleinen und kleinsten deutschen Reichsstände entgangen. Eine erhebliche Anzahl derselben war nun, von schwerer Sorge um ihre Fortexistenz bedrückt, zu der „Frankfurter Union" zusammengetreten. Sie hielten sich einen gemeinschaftlichen Gesandten in Paris und wandten alles auf, um sich den Schutz Napoleons gegen ihre begehrlichen stärkeren Nachbarn zu sichern. Allein manche von ihnen warben zugleich um die Freundschaft Preußens, noch mehrere um die Freundschaft Österreichs; so fanden sie bei Napoleon wenig Entgegenkommen. Was konnten sie auch an Truppen und Geldmitteln aufbringen, das für Frankreich ein wirklicher Vorteil gewesen wäre? Sein Interesse wandte sich vielmehr gerade ihren gefürchteten Gegnern zu.

Schon zu Anfang des Jahres 1804 hatte der Minister des Kurfürsten von Hessen, von Waiz, um Hessen vor der Abhängigkeit von Preußen zu bewahren, bei dem französischen Gesandten in Kassel, Bignon, den Gedanken einer engeren Verbindung deutscher Fürsten ohne Österreich und Preußen unter französischer oder französisch-russischer Protektion angeregt. Bignon billigte das Projekt und berichtete darüber nach Paris. Allein Talleyrand hielt die Ausführung noch für verfrüht, da man es mit den deutschen Großmächten nicht verderben wollte. Indessen während der festlichen Tage von Mainz im September 1804 kam er in vertraulichen Gesprächen mit dem Kurerzkanzler von Dalberg und dem Kurfürsten Karl Friedrich von Baden auf das Bundesprojekt zurück und empfahl wiederholt den dort zusammentreffenden Ministern „eine Schutzwehr der Integrität und Unabhängigkeit der Gebiete der deutschen Fürsten" zu suchen. Dalberg, welcher in seiner Jugend Deutschtümelei getrieben hatte, erwies sich doch der Idee nicht abgeneigt; aber mit besonderem Eifer ging der nassauische Minister von Gagern darauf ein. Zu einer festen Verabredung kam es jedoch nicht, da es vor allem einer Verständigung mit den mächtigeren Reichsständen bedurfte.

Der Ausbruch des Koalitionskrieges enthob Napoleon allen Rücksichten. Im September 1805 ließ er durch den französischen Residenten Bacher dem deutschen Reichstage in Regensburg erklären, daß er unverzüglich jeder Macht den Krieg ankündige, welche sich gegen die Möglichkeit eines deutschen Staatenbundes erheben würde.

Die Verständigung mit Bayern war unterdes schon erfolgt. Graf Montgelas, der leitende Minister in München, riet zur engsten Verbindung mit Frankreich. Auch der Kurfürst Max Joseph, ein schlichter, verständiger Mann, hegte unzweifelhaft persönlich französische Sympathien. In

seiner Jugend als nachgeborner Sohn eines nachgeborenen Prinzen hatte er die Einladung, in französische Dienste zu treten, dankbar angenommen. Diese Straßburger Jahre, welche er in fröhlich-vertraulichem Verkehre mit den französischen Kameraden verlebt hatte, blieben ihm unvergessen: sie galten ihm für die glücklichste Zeit seines Lebens, auch als er zu seiner eigenen Überraschung durch unerwartete Schicksalswendungen auf den bayrischen Thron gelangt war. Und dazu schwebten stets drohend die Annexionsgelüste Österreichs über seinem Haupte, deren er nur mit Hülfe Frankreichs sich erwehren konnte. Dennoch glaubte er, als Fürst Schwarzenberg, mit einem eigenhändigen Schreiben des Kaisers Franz in München erscheinend, den Anschluß Bayerns an Österreich verlangte, sich in dem bevorstehenden Kriege neutral verhalten zu sollen; ja, als Schwarzenberg ihm die Schrecken und Greuel ausmalte, denen Bayern durch eine österreichische Besetzung ausgesetzt sein würde, nahm er kurzweg die Vorschläge des Wiener Kabinetts an: „Meinen Unterthanen", rief er erregt aus, „schulde ich die erste Rücksicht!"

Daraufhin erbat Montgelas seine Entlassung. Dies erst änderte den Entschluß des Kurfürsten: ohne Schwarzenberg noch einmal zu sehen, reiste er nach Würzburg ab und gab den Befehl zur Zusammenziehung der bayrischen Truppen jenseits der Donau, entschlossen sich streng neutral zu halten. Indes Napoleon schrieb an Talleyrand: „Ich will nicht, daß Bayern neutral bleibe!" Das gab die Entscheidung. Im Landhause des Ministers wurde in Gegenwart des Kurfürsten der Allianzvertrag zwischen Frankreich und Bayern unterzeichnet. Er entsprach durchaus der Stimmung nicht bloß des bayrischen Heeres, sondern auch des größten Teiles der Bevölkerung. Als Kaiser Franz auf der Reise zu seinem Heere durch München kam, wurde er mit demonstrativer Mißachtung aufgenommen, während Napoleon bei seinem Einzuge am 24. Oktober mit freudigem Zuruf begrüßt wurde; alle Häuser waren festlich geschmückt und beleuchtet. Den Kurfürsten in Würzburg jedoch bedrückten bis zuletzt noch Zweifel. „Wohin wird dies führen?" fragte er sorgenvoll den französischen Gesandten Otto. „Zur Königskrone!" tröstete ihn dieser.

Die Dinge entwickelten sich jetzt rasch. Sobald Österreich nach der Schlacht von Austerlitz Verhandlungen über einen Separatfrieden mit Frankreich begann, wußte auch der unermüdliche Montgelas einen neuen Vertrag Bayerns mit Frankreich durchzusetzen (8. Dezember), worin Napoleon versprach, für Bayern die Abtretung von Vorarlberg, Burgau, Augsburg, Lindau und der Grafschaften Montfort und Hohenems von Österreich zu verlangen. Aber gleichzeitig waren auch Württemberg und Baden, die ja ebenfalls mit Frankreich nach dem Vorgange Bayerns sich verbündet hatten,

darauf bedacht, für ihren Vorteil zu sorgen. Talleyrand erzählte selbst Montgelas, daß er vom Stuttgarter Hofe eine Million erhalten habe, um Württemberg die Grafschaft Montfort zu verschaffen. Als daher Talleyrand die Gesandten der süddeutschen Höfe zu sich einlud, um den gemeinschaftlichen Entschädigungsplan zu unterzeichnen, sah der bayrische Bevollmächtigte, Freiherr von Gravenreuth, mit unwilliger Überraschung, daß für Bayern nur Tirol bestimmt war, während Württemberg sich über Kempten und Vorarlberg und die Hälfte des Bodensees ausdehnte. „Ich werde nicht unterzeichnen, denn ich würde meinen Tod unterzeichnen", erklärte er und begab sich zum Kaiser. „Wie?" sagte Napoleon. „Ist es nicht genug?" „Nun gut", setzte er nach einer Weile, auf die Landkarte deutend, hinzu, „nehmt es!" Und Talleyrand rief er zu: „Dies ist für Bayern." „Aber der König von Württemberg?" wagte dieser einzuwerfen. Allein Napoleon stampfte ärgerlich mit dem Fuße auf und schrie ihn an: „Ich will es! Schreiben Sie!" So erhielt Bayern, was es jetzt am Bodensee und von schwäbischen Landen besitzt.

Was Napoleon so nachgiebig machte, war der Wunsch, daß sich sein Stiefsohn Eugen Beauharnais, damals ein freimütiger und fröhlicher Jüngling, mit der ebenso schönen wie geistvollen Prinzessin Amalia Augusta von Bayern vermählen und dadurch ein verwandtschaftliches Band zwischen den Bonapartes und den uralten Wittelsbachern sich knüpfen möchte. Freundlich nahm der Kurfürst die Werbung auf; sein Gegenwunsch war, daß Bayern zu einem Königreiche erhoben oder vielmehr wieder erhoben würde. Denn Herzog Garibald, der erste bekannte Agilolfing, wird von späteren Schriftstellern „König" genannt. Unschwer genehmigte Napoleon dies und ließ in den Preßburger Friedensvertrag (Artikel 7) die Anerkennung der bayrischen Königswürde durch Kaiser Franz mit der einzigen Einschränkung aufnehmen, daß der neue König nicht aufhöre dem deutschen „Bunde" anzugehören. So durchritt denn am 1. Januar 1806 ein in die Landesfarben gekleideter Herold die Straßen Münchens und verkündigte feierlich den Beschluß des Kurfürsten „zur Begründung der Unabhängigkeit der bayrischen Nation den dem vormaligen Beherrscher derselben angestammten Titel eines Königs von Bayern anzunehmen." Im Residenzschlosse versammelten sich währenddessen die höchsten Beamten, um zum erstenmal nach königlichem Ceremoniell dem Landesherrn zu huldigen. Aber unerwartet trat Max Joseph mit seiner gewohnten Freundlichkeit unter sie: „Macht nicht so viel Geschichten. Ich wünsche Euch allen ein gutes neues Jahr. Wir bleiben die Alten!"

So war Bayern gewonnen. Dem Kurfürsten von Württemberg verlieh Napoleon auf Talleyrands Fürsprache ebenfalls die Königskrone; den

Kurfürsten von Baden erhob er zum Großherzoge. Und die Verbindung mit diesen süddeutschen Fürsten wurde nun die Grundlage zur Durchführung der umfassenderen Rheinbundspläne.

Wie mit Bayern waren auch mit Württemberg und Baden Familienverbindungen mit dem Haus der Bonapartes in Aussicht genommen. Denn durch Verschwägerung mit diesen altangesehenen Fürstenhäusern gedachte Napoleon auch seiner Familie Glanz zu verleihen. Für Hieronymus, seinen jüngsten Bruder, wurde um die Hand der Prinzessin Katharina von Württemberg geworben, und der Prinz Karl von Baden, des ehrwürdigen Großherzogs Karl Friedrich Enkel, wurde mit Stephanie Beauharnais, der Adoptivtochter Napoleons, verlobt. Im Zusammenhange damit wurde beiden Häusern die volle Souveränetät wie Bayern verliehen, wenn sie auch ebenso wie dieses damit nicht aufhören sollten, dem deutschen „Bunde“ anzugehören. Allein König Gustav von Schweden sah darin eine „Gesetzwidrigkeit“ gegen die Verfassung des Reiches und erklärte am 13. Januar 1806 für Neuvorpommern seinen Austritt aus dem Deutschen Reiche.

Während nun in Paris mit Preußen verhandelt wurde, um es in noch schärfere Abhängigkeit von Frankreich zu bringen, als der Schönbrunner Vertrag bestimmt hatte, fanden in München unter dem Vorsitze des französischen Gesandten Otto Konferenzen mit den Vertretern der drei süddeutschen Staaten über einen Vertrag statt, welcher zur Fundamentierung des Rheinbundes Süddeutschland unter die mittelbare Herrschaft Frankreichs zu bringen berechnet war. Allein als Otto am 19. März 1806 ihn zur endlichen Unterzeichnung vorlegte, erklärte sich Württemberg mit solcher Entschiedenheit dagegen, daß die Unterzeichnung unterblieb. Es war besonders die Erhebung Murats zum Großherzoge von Berg, welche die deutschen Fürsten so bedenklich stimmte.

Der Weg der Verhandlung hatte versagt. So entschied sich Napoleon denn, sobald er nach Ordnung der Angelegenheiten Italiens denen Deutschlands sich wieder zuwandte, für den der rücksichtslosen Oktroyierung. Wider Erwarten fand er jetzt einen Bundesgenossen zur Förderung seiner Pläne.

Der Kurerzkanzler von Dalberg, Zeit seines Lebens weniger durch kühl abwägenden Verstand als durch Antriebe erregbaren Gefühls geleitet, hatte unter dem Eindrucke des Hinzutrittes Preußens zur Koalition am 8. November 1805 an den Reichstag einen Aufruf erlassen, „durch allgemeines Bestreben die Einheit der Reichsverfassung zu erhalten und durch einstimmige Verwendung aller und jeder Deutschen einen guten, ehrenvollen, dauerhaften Frieden“ zu gewinnen. Napoleon, höchst unzufrieden damit, hatte bei seiner zweiten Anwesenheit in München Dalberg dorthin beschieden und ihn hart ob des Aufrufes angelassen. Dalberg lehnte damals

nicht ohne Würde die Vorwürfe ab. „Was mich betrifft, Sire", schloß er sarkastisch, „so habe ich nichts zu verlieren. Sie haben mich ja schon auf Wasser und Brot gesetzt!" Später jedoch, als er merkte, daß man ihn auf die Seite schob, glaubte er einlenken zu müssen und richtete am 19. April 1806 ein Schreiben an Napoleon, in welchem er die innere Verwirrung und Rechtlosigkeit der deutschen Zustände in rückhaltlosester Weise darlegte und Napoleon bat, „der Regenerator der deutschen Verfassung" zu werden. Und nicht lange danach ernannte er sogar den Kardinal Fesch, den Oheim Napoleons, zum Koadjutor von Regensburg und damit zu seinem Nachfolger. Die Anzeige davon (am 27. Mai) ging dem Reichstage doch über das Erträgliche; der vornehmste Fürstenstuhl Deutschlands, die Leitung der Kaiserwahlen, die Führung der Siegel des Reiches, die Bewahrung der Matrikeln und Reichsgesetze sollte dem corsicanischen Prälaten zufallen, der — wenn auch sein Vater einer Baseler Familie entstammte — doch nicht einmal ein Wort Deutsch verstand! Die Ernennung „Sr. Hochwürdigsten Hoheit" erschien wie eine Beleidigung des Kaisers und der Reichsstände. Und auch der deutsche Kaiser erhob — zum letztenmal — seine Stimme und sprach zürnend seine Mißbilligung aus.

Zugleich aber erschien diese Ernennung als eine Bestätigung der Gerüchte, welche schon seit Wochen auf dem Reichstage umgingen, alle Gemüter ängstigend, daß binnen kurzem von Paris eine völlige Umgestaltung der Verhältnisse des Deutschen Reiches bevorstehe. Man sprach von Länderaustauschungen und die Furcht vor Mediatisierung versetzte, wie vor vier Jahren, die kleineren Reichsstände in die größte Aufregung. Sofort erneuerte sich das unwürdige Schauspiel von 1802. Die Agenten der deutschen Fürsten eilten nach Paris, drängten sich in den Vorzimmern der hohen Würdenträger, bettelten, bestachen, intriguierten nach Kräften. Gunst und Meistgebot gaben den Ausschlag. Zumal ließ Talleyrand mit „diplomatischen Geschenken" sich bedenken. Hamburg bezahlte für seine zweifelhafte Unabhängigkeit mehrere Millionen Mark, der Herzog von Mecklenburg wenigstens $^3/_4$ Millionen. Ein Großwürdenträger ließ sich von einem geängstigten deutschen Fürsten 200 000 Flaschen Champagner um einen ungeheuren Preis abkaufen. Als Abteilungsdirektor war mit der Bearbeitung der deutschen Sachen in dem Ministerium Talleyrands Labesnardière beauftragt. Er verstand indes von deutschen Dingen wenig und wandte sich deswegen häufig an den achtzigjährigen deutschen Publizisten Pfeffel um Rat, der ein Menschenalter früher in Zweibrücken und Versailles in deutschen Angelegenheiten gearbeitet hatte. Pfeffel wurde daher von den deutschen Bevollmächtigten überlaufen. Nicht selten entschlüpfte ein deutscher Minister durch die Hinterthür, wenn Herr Labesnardière angemeldet

wurde. In Pfeffels Zimmer in der Rue de Grenelle sind gar manche Bestimmungen der Rheinbundsakte, und zwar gerade die schonendsten, entstanden.

Unterhandlungen über die Bundesakte wurden mit keinem der deutschen Fürsten, welche in den Rheinbund aufgenommen werden sollten, geführt. Nur diejenigen Artikel, welche das besondere Interesse des einen oder andern Fürsten betrafen, pflegte Talleyrand dem betreffenden Bevollmächtigten mitzuteilen. Selbst der Gesandte Dalbergs, Graf Beust, erhielt, in später Nacht zu Talleyrand berufen, nur fünf Artikel zu lesen. Nur den Gesandten der drei süddeutschen Staaten wurde Einsicht in die ganze Bundesakte gewährt; freilich kannten sie alle wichtigen Bestimmungen derselben schon von den Münchener Verhandlungen her. Und den nassauischen Gesandten, von Gagern, lud Talleyrand am Abend des 6. Juli, als man sich eben an den Whisttisch setzen wollte, in sein Kabinett und gab ihm die Akten zu lesen. „Was denken Sie davon?“ fragte er. Aber Gagern hatte sich schon durch Pfeffel einigermaßen unterrichtet. Er wies auf den zu erwartenden Groll Preußens hin: was indes auf Talleyrand keinen Eindruck machte.

Erst am 12. Juli versammelte Talleyrand die Bevollmächtigten in seiner Wohnung und ließ ihnen die ganze Rheinbundakte vorlesen. Eine Debatte jedoch verstattete er nicht. Und am 17. Juli 1806 wurde sie in Talleyrands Wohnung unterzeichnet. Es fehlten indes der Bevollmächtigte des Grafen von der Leyen, der seine Aufnahme in den Bund lediglich der Fürsprache Dalbergs, dessen Neffe er war, verdankte, sowie diejenigen des Herzog von Aremberg und des Fürsten von Liechtenstein. Kurzweg beauftragte Talleyrand einen Bureaubeamten für den Grafen von der Leyen und den Herzog von Aremberg die Akte zu unterzeichnen; für den Fürsten von Liechtenstein ist sie gar nicht unterzeichnet worden. Dann wurden die Bevollmächtigten mit der Weisung entlassen, daß am 25. Juli die Ratifikationen bei dem Marschall Berthier in München gegen einander ausgewechselt und am 1. August die nötigen Erklärungen der Bundesgenossen an den deutschen Reichstag erlassen werden sollten. Napoleon setzte am 19. Juli in St. Cloud seine Ratifikation unter die Urkunde.

So sagten sich 16 deutsche Fürsten vom Deutschen Reiche los, erklärten sich selbst für souverän und vereinigten sich zu dem Rheinbunde. Freilich hatten wenigstens die kleineren nur die Wahl gehabt, die Aufnahme in den Bund zu erlangen oder mediatisiert zu werden. Es waren die Könige von Bayern und von Württemberg, der Kurerzkanzler, die Großherzöge von Baden und von Berg, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, die Fürsten von Nassau-Usingen, von Nassau-Weilburg, von Hohenzollern-Hechingen,

von Hohenzollern-Sigmaringen, von Salm-Salm, von Salm-Kirburg, von Isenburg-Birstein und von Liechtenstein, der Herzog von Aremberg und der Graf von der Leyen.

Damit war das Deutsche Reich zertrümmert, das „römische Kaisertum“ in Wahrheit abgethan. Kaiser Franz sandte den Grafen Metternich nach Paris mit der Erklärung, daß er bereit wäre, auf die Krone des Heiligen Römischen Reiches zu verzichten, wenn ihm dafür angemessene Vorteile für Österreich zugebilligt würden. Indes das Anerbieten kam zu spät: Napoleon nahm keine Notiz davon.

In Regensburg war die Meinung verbreitet, daß eine Umgestaltung der Verfassung des Deutschen Reiches nicht ohne Zuziehung des Reichstages geschehen könne. Dalberg beugte daher allen Weiterungen vor, indem er den Reichstag am 7. Juli auf drei Monate Ferien beschließen ließ. Jetzt nun versammelte er, nachdem die Auswechselung der Ratifikationen des Bundes in München erfolgt war, einige Gesandte; es waren ihrer acht, meist von Rheinbundsfürsten. Diesen wurde am 1. August 1806 die Urkunde übergeben, laut welcher die Rheinbundfürsten vom deutschen Reichsverbande sich lossagten. Zugleich überreichte Bacher, der französische Geschäftsträger, eine Note, in welcher Napoleon dem Reichstage Anzeige von der Stiftung des Rheinbundes mit der Erklärung machte, daß er das Deutsche Reich nicht mehr als existierend anerkenne; worauf denn die Versammlung ohne weitere Verhandlung auseinanderging. Am 6. August 1806 erließ darauf Kaiser Franz II. an die einzelnen Höfe die Erklärung, daß er bei der „Überzeugung von der gänzlichen Unmöglichkeit, die Pflichten des kaiserlichen Amtes länger zu erfüllen“, die deutsche Krone niederlege und daß damit „das reichsoberhauptliche Amt und Würde“ erloschen sei. Zugleich sprach er seine gesamten Erblande von allen Verpflichtungen gegen das bisherige Deutsche Reich los. Dänemark folgte diesem Beispiele: am 9. September sagte es sich für Holstein vom Deutschen Reiche los und einverleibte das Herzogtum der dänischen Krone.

So ging mit seinem 54. Kaiser, dem 20. aus dem Hause Habsburg-Lothringen, nach einem Jahrtausend voller Macht und Ruhm wie auch voller Erniedrigung und Schwäche das ehrwürdige Heilige Römische Reich deutscher Nation kläglich zu Ende!

Als Preis ihrer Lossagung vom Deutschen Reiche ward einer Anzahl der Rheinbundfürsten Rangerhöhung zu teil: der Kurerzkanzler wurde Fürst Primas, der Landgraf von Hessen-Darmstadt Großherzog — wie Baden und Berg — mit den Ehren und Vorrechten königlicher Würde, das Haupt des Hauses Nassau wurde Herzog, der Graf von der Leyen, obgleich nur über 2½ Quadratmeilen Herr, ohne sein Zuthun (wie er

später auf dem Wiener Kongresse erklärte) Fürst. Nutzbar für Napoleon aber waren nicht ohnmächtige Kleinstaaten; sie wurden daher alle mit Ausnahme des Fürstentums von der Leyen nach der Gunst der Umstände vergrößert, daß sie leistungsfähig wurden. Zu dem Behufe wurde, was von kleinen Reichsständen dem Sturm des Jahres 1802 noch entgangen war, ihnen durch Artikel 13 der Bundesakte zugesprochen: die Gebiete von 72 Fürsten und Reichsgrafen, sowie diejenigen des deutschen und des Johanniter-Ordens, die Reichsstädte Nürnberg und Frankfurt und die Herrschaften sämtlicher Reichsritter. Man vermied zwar geflissentlich den verhaßten Ausdruck der Mediatisierung, man sprach nur von Rektifikation der Grenze, von Organisation; aber in der Sache war kein Unterschied. Die Reichsstandschaft wurde allen genommen; sie sanken zu Unterthanen der betreffenden Rheinbundfürsten herab, wenn sie auch ihre Domänen, die mittlere und niedere Gerichtsbarkeit, die Polizei und in Kriminalfällen Sondergerichtsstand behielten. Es war ein Gebiet von 550 Quadratmeilen mit 1¼ Million Einwohnern, was so dem Rheinbunde zugelegt wurde, sodaß derselbe mehr als den dritten Teil Deutschlands umfaßte, vom Inn über den ganzen Südwesten hinweg bis tief nach Westfalen hinein, in weitem Bogen Preußen und die Kleinstaaten Norddeutschlands umklammernd. Mediatisiert wurden die Fürsten von Schwarzenberg, Hohenlohe, Öttingen, Thurn und Taxis, Fugger, Fürstenberg, Löwenstein, Truchseß-Waldburg, Leiningen, Solms, Homburg, Wittgenstein, Wied-Runkel u. a., die Herzöge von Looz und von Croy, unter den Reichsgrafen Neuwied, Bentheim-Steinfurt, Wallmoden-Gimborn, Horstmar, Erbach, Metternich, unter den Reichsrittern auch der Reichsfreiherr vom Stein. Damit verschwand wiederum eine ganze Reihe unfruchtbarer Staatsbildungen: immer mehr ebnete sich der Boden für ein starkes Reich der Zukunft.

Der Zweck des Rheinbundes war: Deutschland soviel wie möglich von den deutschen Großmächten zu trennen und es Frankreich, nur in besonderer Form und ohne den Namen, einzuverleiben. Darum wurden auch nach und nach die noch übrigen 23 kleineren Fürsten Deutschlands zum Beitritte veranlaßt. Schon im September folgte der Kurfürst (Großherzog) Ferdinand von Würzburg der Aufforderung, im Dezember der Kurfürst (König) von Sachsen, in den ersten Monaten des Jahres 1807 die meisten der Kleinstaaten, gegen Ende dieses Jahres der neugeschaffene König Hieronymus von Westfalen, 1808 die Herzöge von Mecklenburg, endlich als letzter im Oktober 1808 der Herzog von Oldenburg.

Beherrscher des Bundes war der „Protektor“ Napoleon. Ihm waren mit ihrer gesamten Heeresmacht die Rheinbundfürsten zur Heeresfolge verpflichtet. Bei der Stiftung war ihr Kontingent auf 63000 Mann

bestimmt worden, zur Zeit der weitesten Ausdehnung des Bundes betrug es 119000 Mann. Für deren Unterhalt und Ausrüstung mußten die finanziellen Mittel der Bundesstaaten auf das äußerste angespannt werden. Von den weiteren Einrichtungen der Bundesakte ist nie die Rede gewesen, der Bundestag ist niemals versammelt worden, das Bundesgericht niemals eingesetzt. Von Paris aus regierte der Protektor den Bund; ihm galten die Mitglieder desselben nur als gekrönte Präfekten, die seine stetig sich steigernden Anforderungen mit unweigerlichem Gehorsam auszuführen, die Kraft ihrer Länder an junger Mannschaft und Geld für die Kriege Frankreichs darzubringen hatten. „Wenn das so weiter geht", meinte voll gerechten Unwillens Max Joseph von Bayern, „so kommt bald der Zeitpunkt, wo ich den Schlüssel unter die Hausthüre legen und auch fortgehen muß." Ja, große Raubvögel haben wohl weite Fittiche, aber auch scharfe Krallen!

Im Innern ihrer Staaten war den Bundesfürsten, da es Napoleon gleichgültig war, wie sie regierten, die volle Souveränetät zugestanden, Gesetzgebung, höchste Gerichtsbarkeit, hohe Polizei, Aushebung und Besteuerung umfassend. Daraus leiteten sie sich das Recht ab, die letzten Reste der alten ständischen Rechte in ihren Ländern zu beseitigen. König Friedrich von Württemberg forderte dem Landtagsausschusse die Schlüssel zu der ständischen Kasse ab und beseitigte die alte, drei Jahrhunderte hindurch wacker von den Ständen behauptete Landesverfassung. Sein Ziel war, aus den bunten Länderfetzen, die in Württemberg aufgegangen waren, einen einheitlichen Staat herzustellen; in diesem Sinne organisierte er die Landesverwaltung; von dem württembergischen Militärwesen ist er geradezu der Schöpfer. In dem Eifer, dem altständischen Trotz jetzt den Kopf zu zertreten, glichen ihm die meisten Rheinbundsfürsten, aber nicht alle an organisatorischer Bedeutung. König Gustav von Schweden nahm den Vorpommern ihr altes Landrecht. Am 1. Oktober 1806 wurden die Landstände in Hessen-Darmstadt beseitigt, im Mai 1806 in Baden; auch in Bayern bestanden sie nur noch bis zum 1. Mai 1808.

Das deutsche Volk sah dem gewaltthätigen Umsturz der Verhältnisse Deutschlands teilnahmlos zu. Die bisherigen elenden öffentlichen Zustände im Deutschen Reiche hatten jede vaterländische Gesinnung, jedes Nationalgefühl, selbst jede kräftige Selbstachtung geknickt und erstickt. Gegenüber den verlotterten und unwürdigen Zuständen der alten Reichswirtschaft gefiel sich der Deutsche darin, Weltbürger zu sein. In einem gefühlsseligen Kosmopolitismus war der deutsche Patriotismus untergegangen. Ja, weite Kreise, erfüllt von einer unklaren Schwärmerei für Freiheit und Gleichheit, sahen mit Bewunderung zu Napoleon empor — meinte doch selbst ein Hegel, „man müsse sich umdenken" — und begrüßten mit Genugthuung

die Einführung französischer Verwaltungsgrundsätze und französischer Rechtspflege, wo sie in Deutschland geschah. Und gewiß bedeuteten diese, so wenig auch von Freiheit darin zu spüren war, trotz alles Beamtendespotismus in mancher Hinsicht einen Fortschritt: Kräfte sind dadurch im deutschen Volke allmählich lebendig gemacht worden, welche bisher unentwickelt geschlummert hatten oder in der Jammerzeit der letzten Jahrhunderte abgestorben waren, Kräfte, welche, dermaleinst erstarkt, eine bessere Zeit für das deutsche Vaterland heraufführen sollten! Oder wer möchte in der Entwickelung des Heerwesens, durch welche der Süden und Westen Deutschlands überhaupt erst wieder wehrhaft gemacht worden ist, in der Beschränkung der grundherrschaftlichen Befugnisse, in der Erleichterung des Bauernstandes, in der Hebung des öffentlichen Unterrichts, in der Milderung der Zensur, in der Beschränkung des priesterlichen Einflusses nicht ebenso viel Verbesserungen der Zustände erkennen?

Nur ganz vereinzelt erhoben sich da und dort Stimmen, welche die Schmach fühlten, daß das vordem waffengewaltige deutsche Volk jetzt gezwungen sei, dem Fremden zu dienen. Ernst Moritz Arndt, Rügens wackerer Sohn, ließ seinen „Geist der Zeit“ ausgehen, die Gewissen zu wecken. In der Berliner Jugend regte sich laut der Unmut über die unwürdige Dienstbarkeit, welche Deutschland aufgezwungen war: bedrohte sie doch auch Preußen! Und in Nürnberg erschien eine kleine Schrift, 144 Seiten lang, welchem mit patriotischem Unwillen die Zustände Deutschlands besprach: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung.“ Zwar wußte der philisterhafte Verfasser keinen andern Rat als Klagen und Thränen für die Not und Schmach der Zeit; aber doch erschien das Schriftchen als eine Auflehnung gegen die französische Vergewaltigung. Verlegt hatte es der Buchhändler Palm in Nürnberg. Napoleon ließ ihn ergreifen und, da er sich weigerte den Verfasser zu nennen, in Braunau am 26. August 1806 erschießen.

Der Verfasser der Schrift blieb so verborgen. Es scheint ein gewisser Yelin, der später in bayrische Dienste trat, oder vielleicht Graf Julius von Soden gewesen zu sein. Aber Palm wurde in patriotischen Liedern, die bald in ganz Deutschland wiederhallten, als Märtyrer für die deutsche Sache gefeiert. Es bedurfte eben — wer könnte es verkennen? — der Erstarkung des deutschen Volkes aus der verlotterten und erniedrigenden Reichswirtschaft durch die eiserne Faust des Despoten in Paris, es bedurfte so empörender Gewaltthaten, wie die an Palm begangene war, um das deutsche Volk wachzurufen, um eine Empfindung für deutsche Ehre ihm zu geben, ja, um es fähig zu machen zu erfolgreichem Widerstande gegen die schmachvolle Gewaltherrschaft der Fremden.

Sechstes Kapitel.

Preußens Kampf und Fall.

Wie sollte sich nunmehr das Verhältnis Frankreichs zu Preußen gestalten? Konnte man wirklich glauben, daß Preußen, nächst Frankreich unstreitig die erste Militärmacht Europas, jene Stellung der Gebundenheit und Abhängigkeit, welche der Pariser Vertrag ihm auferlegte, auf die Dauer ertragen würde? Napoleon war nicht dieser Meinung, aber auch König Friedrich Wilhelm nicht!

Die großen Erfolge des Jahres 1805 hatten noch deutlicher als bisher Europa in zwei feindliche Heerlager geschieden. Auf der einen Seite stand Frankreich, auf eine eiserne Staatsverwaltung und ein allezeit schlagfertiges Heer gestützt, mit denjenigen Staaten, welche in verschiedenen Formen von ihm abhängig waren; auf der andern Seite standen die kontinentalen Großmächte, die Vertreter der legitimen und konservativen Ideen, und mit ihnen jenseit des Kanals das unbesiegte England.

Englands Großmachtstellung beruhte auf dem mittelbaren Einfluß, welchen es auf den Kontinent ausüben konnte. Daher der unversöhnliche Gegensatz zu Frankreich, dessen stetig weiter ausgreifende Machtsphäre die Geltung Englands immer mehr einengte. Nicht minder aber fühlten in ihrer Machtsphäre die kontinentalen Großmächte durch das Emporwachsen der napoleonischen Macht sich bedroht.

Einen Kampf auf der ganzen Linie des Gegensatzes hatte bisher die Politik Preußens unmöglich gemacht. Denn Preußen, in die Mitte der Gegensätze gestellt, hatte zu vermitteln gestrebt. Das eben war der tiefere Sinn seiner langjährigen Neutralität. Allein im Potsdamer Vertrage hatte Preußen sie zu ungunsten Napoleons aufgegeben; und jetzt erfuhr es durch die Stiftung des Rheinbundes unter napoleonischem Protektorate einen direkten Eingriff in seine Machtsphäre. Denn Preußens Macht beruhte sehr wesentlich auf seiner Geltung in Deutschland. Damit hatte also Napoleon sehr deutlich seine Nichtachtung der Neutralitätsstellung Preußens ausgesprochen,

die es doch mit weitgehender Nachgiebigkeit durch die Verträge von Schönbrunn und noch mehr von Paris wiederzugewinnen gestrebt hatte.

Warum aber diese Nichtachtung? Je glänzender die Erfolge des Jahres 1805 für Napoleon gewesen waren, um so hemmender war ihm das Vorhandensein einer neutralen Macht, welche die völlige Auseinandersetzung mit seinen Gegnern aufhielt. Es verlangte ihn daher, vor allem mit dieser sich auseinanderzusetzen. Der Pariser Vertrag war ihm nur ein bequemes Mittel für die Abrechnung die ihm gelegene Zeit zu wählen. Daher ließ er seine siegreichen Corps, als er selbst nach Frankreich zurückkehrte, in Süddeutschland stehen, seine Leibpferde ließ er in Straßburg zurück, um seine Truppen trotz aller Verträge im rechten Momente auf das schnellste zur Hand zu haben.

In Preußen auf der andern Seite gewahrte man auch wohl den mit einer gewissen Naturnotwendigkeit heraufziehenden Konflikt mit Frankreich, aber man faßte seine Bedrohlichkeit doch nicht klar und weit genug: man glaubte, durch diplomatische Verhandlungen, allenfalls durch militärische Demonstrationen ihn wohl beschwören zu können. Während des Winters hatten Hardenberg und Haugwitz gemeinsam die auswärtigen Angelegenheiten Preußens geleitet, nicht eben einträchtigen Sinnes. Haugwitz riet standhaft, ohne jedoch durchzudringen, zum Kriege gegen Frankreich, während Hardenberg das Heil Preußens nur in der sorgsamen Bewahrung eines freundlichen Verhältnisses mit Frankreich sah. Seine Ansicht gewann durch die Verhältnisse die Obmacht. Allein Napoleon hielt ihn in seltsamer Verkennung der Sachlage für seinen geheimen Widersacher, beschimpfte ihn im Moniteur und bestand auf seiner Entlassung. Ungern gewährte sie der König (24. April 1806). Von Stund' an waren die Rollen gewechselt. Haugwitz, der jetzt allein die auswärtigen Angelegenheiten leitete, konnte, durch die Verträge gebunden, nicht anders als im Fahrwasser französischer Politik zu steuern; Hardenberg dagegen, der sich auf sein Gut Tempelberg zurückgezogen hatte, erwies sich infolge der Beleidigungen, die er von Napoleon erfahren hatte, fortan als dessen entschiedenen Gegner. Er blieb auch ferner mit dem Könige durch geheime Korrespondenz verbunden. So bildete sich mehr als früher eine Art Doppelregierung aus, welche der preußischen Politik einen schwankenden Charakter geben mußte: bald schien sie mehr den großen Mächten, bald mehr Frankreich sich zuzuneigen. So machte sie bei den fremden Mächten nicht den Eindruck der Zuverlässigkeit, Napoleon schalt sie kurzweg „treulos“. Infolgedessen büßte Preußen das Vertrauen der Großmächte so gut wie das seiner eigenen Unterthanen ein; und das Bewußtsein, einen Rückhalt weder im Volke noch bei den auswärtigen Mächten zu besitzen, mußte natürlich die Unsicherheit der preußischen

Politik nur noch erhöhen. Es kam dahin, daß Preußen nur als Macht zweiten Ranges noch galt.

Im Oktober 1804 hatte König Friedrich Wilhelm die Aufforderung Napoleons, doch ebenso wie Österreich den Kaisertitel anzunehmen, abgelehnt: als jetzt aber mit der Anzeige von der Stiftung des Rheinbundes von seiten Napoleons am 22. Juli 1806 die Einladung wiederholt wurde, „die Kaiserkrone an das Haus Brandenburg zu bringen“ und „einen Bund der norddeutschen Staaten zu bilden, welche mehr in Preußens Wirkungskreise lägen“, war man in Berlin entschlossen, mit nachdrücklichem Ernste auf den Vorschlag einzugehen. Man müsse sich stärken, war die Meinung. Man hatte die Empfindung, was Preußen an politischer Geltung eingebüßt, durch Erweiterung seiner Machtsphäre ersetzen zu müssen.

Gewiß hatte Napoleon bei seinem Vorschlage nur die Absicht, Preußen auf das leichteste über alle wohlbegründeten Bedenken hinweg zur Anerkennung des Rheinbundes zu verlocken; aber Preußen gewährte diese nur unter der ausdrücklichen Bedingung der Nichtbehinderung des „Nordischen Bundes“, dessen Organisierung sofort eingeleitet wurde. Die Grundlage dieses Bundes — so war der Plan — sollte ein „Dreifürstenbund“ zwischen Preußen und den beiden norddeutschen Kurfürstentümern bilden. Sobald eine Vereinbarung mit diesen erreicht wäre, sollten dann alle norddeutschen Mittel- und Kleinstaaten zum Eintritt in den Nordischen Bund eingeladen werden.

Zugleich waren die Beziehungen Preußens zu Rußland von neuem befestigt worden: am 24. Juli 1806 wurde ein Vertrag zwischen beiden Mächten unterzeichnet, durch welchen Preußen sich verpflichtete, dem Pariser Vertrage auf Rußland keine Anwendung zu geben, Rußland aber, alle seine Streitkräfte für die Unverletztheit und Unabhängigkeit Preußens einzusetzen.

Der Dreifürstenbund bezweckte eine Allianz der drei Staaten ins Leben zu rufen, eine Verfassung für den Nordischen Bund zu entwerfen und ein Bundesschiedsgericht zu bilden. Preußen sollte als Oberhaupt des Bundes den Kaisertitel, die beiden Kurfürsten den Königstitel annehmen. Durch eigenhändige Handschreiben lud König Friedrich Wilhelm die Kurfürsten zur Beteiligung an dem Werke ein. Sie zeigten sich entgegenkommend, und am 30. Juli schon wurden in Berlin unter Haugwitzs Vorsitz die Konferenzberatungen eröffnet, bei welchen Waiz Hessen, Graf Görtz Sachsen vertrat. Sofort trat jetzt zutage, daß Hessen vor allem eine Gebietsvergrößerung verlange, Sachsen aber doch nicht weiter, als bis zu einer auf die Erbverbrüderung zwischen Brandenburg und Sachsen und auf den Fürstenbund des Jahres 1785 sich gründenden näheren Verbindung gehen wolle. Haugwitz suchte nun zunächst mit Hessen den Abschluß einer Allianz

zu betreiben und legte am 9. August den Plan der Organisation des Nordischen Bundes vor. Gegen diesen machte Sachsen namentlich Rücksichten gegen Frankreich geltend. Haugwitz ließ daher durch den Geheimen Rat von Hänlein einen neuen Entwurf ausarbeiten, den er am 21. August den kurfürstlichen Gesandten vorlegte. Hiernach sollten Preußen, Sachsen und Hessen das Direktorium des Bundes gemeinschaftlich haben (Artikel 6). Der hessischen Landeshoheit wurden die Grafschaften Waldeck, Lippe-Detmold, Lippe-Schaumburg, Schlitz, Pyrmont, Rietberg und Rheda überwiesen (Artikel 9). Alle Reichsritter wurden mediatisiert und ebenso wie die Besitzungen des deutschen Ritterordens denjenigen Landesherren, in deren Gebieten sie lägen, als Eigentum zugesprochen (Artikel 10 und 11). Die Reichsstädte sollten neutral und nur zu Subsidienzahlung verpflichtet sein (Artikel 12). Die Militärmacht des Bundes wurde auf 240000 Mann festgestellt (Artikel 14). Dem Oberhaupte des Bundes sollten alle Vorrechte des deutschen Kaisers zustehen (Artikel 13). Auf den 15. Oktober sollte endlich nach Dessau ein Kongreß zur definitiven Feststellung der Verfassung des Bundes berufen werden.

Sofort erhob Sachsen neue Einwendungen und kündigte die Einreichung eines Gegenentwurfes an. Waiz aber unterzeichnete wenigstens einen Allianzvertrag mit Preußen. Am 16. September schrieb daher König Friedrich Wilhelm eigenhändig an den Kurfürsten von Sachsen und empfahl die sofortige Annahme des preußischen Entwurfes, den man ja später modifizieren könne. Daraufhin ließ zwar Sachsen den Plan eines Gegenentwurfes nicht fallen, war aber doch zur Unterzeichnung des Allianzvertrages bereit. Als jedoch der Kurfürst von Hessen sich weigerte, weil Preußen die vormaligen Rechte des Kaisers in Anspruch nahm, den von Waiz unterschriebenen Allianzvertrag zu bestätigen, erhielt sofort auch Görtz am 6. Oktober den Gegenauftrag, nun auch seinerseits den Allianzvertrag nicht zu unterzeichnen. Das war das Ende des Dreifürstenbundes.

Aber auch bei den übrigen deutschen Höfen hatte Preußen kein Entgegenkommen gefunden. Im September lehnten nacheinander Dänemark für Holstein, Oldenburg, Mecklenburg und die Hansestädte den Eintritt in den Nordischen Bund ab. Es war den Kleinstaaten noch nicht das Bewußtsein aufgegangen, daß sie nur mit Preußen standen und fielen. Überdies trat auch Preußen viel zu rücksichtsvoll schüchtern ihnen gegenüber auf. Anderseits gab sich Napoleon alle Mühe, als er sah, daß Preußen mit dem vorgeschlagenen Bunde Ernst machte, das Zustandekommen desselben hinterhaltig zu hintertreiben. Er ließ im Vertrauen die norddeutschen Fürsten vor dem „preußischen Ehrgeize“ warnen, die Hansestädte gar zur Bildung eines Sonderbundes auffordern. Durant, der französische Gesandte in

Dresden, schüchterte den ängstlichen und vorsichtigen Kurfürsten mit der Drohung ein, Sachsen könne ja thun, was es wolle, Napoleon aber würde keine Verbindung anerkennen, die unter Waffen geschlossen würde. Und das Gleiche erklärte Talleyrand dem sächsischen Gesandten in Paris. Den König von Dänemark forderte Napoleon direkt zum Widerstande gegen Preußen auf und den Kurfürsten von Hessen lud er gegen das Versprechen von Fulda zum Eintritte in den Rheinbund ein. Aber Hessen fürchtete ebenso wie Sachsen, daß Preußen schließlich doch Ernst zeigen möchte: so wollten sie es beide nicht mit dem mächtigen Nachbarn ganz verderben und zogen die Verhandlungen absichtlich in die Länge: bis schließlich Hessen damit endigte, daß es sich für neutral erklärte, und Sachsen, daß es, als 36000 Preußen in das Kurfürstentum einrückten, den Allianzvertrag unterschrieb. Napoleon aber glaubte am 11. September das ganze Bundesprojekt dadurch zu zertrümmern, daß er dem Fürsten Primas anzeigte: er werde, da er die Fürsten des ehemaligen deutschen Reichskörpers als unabhängige Souveräne anerkannt habe, niemand, wer es auch sei, als deren Oberherrn anerkennen.

Natürlich erfuhr Luchesini in Paris von den geheimen Umtrieben Napoleons gegen Preußen und erstattete davon Bericht nach Berlin. Aber er erfuhr noch mehr. Bei einem Diner verriet es Lord Yarmouth, der englische Gesandte, daß Napoleon ihm durch Clarke die Rückgabe des preußischen Hannover an England als Preis des mit England abzuschließenden Friedens angetragen habe.

Diese Nachrichten wirkten in Berlin wahrhaft alarmierend. „Wenn Napoleon mit London über Hannover verhandelt, so will er mich verderben!“ schrieb König Friedrich Wilhelm an den Kaiser Alexander. Und in St. Petersburg trug diese Hinterhaltigkeit Napoleons mit dazu bei, daß Alexander von einem Abkommen mit Frankreich jetzt nichts mehr wissen wollte. Er hatte den Grafen Peter Oubril nach Paris gesandt, um über die Gesinnungen Napoleons betreffs eines Friedensschlusses sich zu unterrichten. Jetzt kehrte dieser mit dem schon fertigen Entwurfe eines Friedenstraktates zurück; aber der Kaiser verwarf am 15. August den Vertrag und verwies den übereifrigen Oubril auf seine Güter. Seine Meinung war, daß auch die preußische Armee unverzüglich jetzt in Kriegsbereitschaft gesetzt werden müsse. Hierin indessen war König Friedrich Wilhelm ihm schon zuvorgekommen. Auf Haugwitzs Rat hatte er schon am 10. August die Mobilmachung sämtlicher Armeecorps befohlen. Hardenberg hatte an dieser Entschließung keinen Anteil: er befand sich damals im Bade zu Lauchstädt, wo er den Vorstellungen des Weimarer Hoftheaters mit Vergnügen beiwohnte.

Die plötzliche Mobilmachung erweckte die größte Überraschung. Während des Juli hatte sich die Königin Luise zu Pyrmont im Bade befunden, mit

ihr die Gemahlin des Großfürsten Konstantin, die Kurprinzessin von Hessen und andere fürstliche Damen. In diesem „Frauenkongreß" bildeten nicht selten die politischen Interessen das Gespräch. Der König, davon unterrichtet, hatte der Königin Vorsicht in ihren Äußerungen empfohlen. Jetzt hatte er den Entschluß gefaßt, welchen sie für die Ehre Preußens längst ersehnt hatte!

Laforest, der französische Gesandte in Berlin, wandte sich voller Erstaunen an Haugwitz, sich Aufklärung zu erbitten. Der Minister machte kein Hehl daraus, daß die Mobilmachung gegen Frankreich gerichtet sei, indem er dem Gesandten vorhielt, was Preußen alles von Frankreich zu erfahren gehabt habe, und wie es selbst zur Stunde durch die Bewegungen der noch immer in Süddeutschland stehenden französischen Armee bedroht werde. Doch glaubte er mit der Zusicherung schließen zu dürfen, daß der König bereit sei, zu entwaffnen, sobald Napoleon ihm genügende Zusicherungen seiner friedlichen Gesinnung gebe.

Noch immer mißkannte Haugwitz Napoleons Sinn. Napoleon wollte den Krieg; aber er wünschte in den Augen der Franzosen und der Rheinbundfürsten als der zur Verteidigung Gezwungene zu erscheinen. Darum suchte er fort und fort Preußen, das den Frieden zu bewahren wünschte, durch Kränkungen und Demütigungen zum Angriffe zu reizen. Er ließ die Handschreiben des Königs unbeantwortet; er zeigte ihm die Umwandlung Hollands in ein Königreich unter seinem Bruder Ludwig gar nicht an; er ließ das Preußen verschwägerte Haus Thurn und Taxis mediatisieren; er brachte das Preußen verwandte Haus der Oranier um seine nassauischen Besitzungen; er ließ durch seinen Schwager Murat, den Großherzog von Berg, die Abteien Essen, Elten und Werden, die Preußen 1803 säkularisiert hatte, als Zubehör zu Kleve besetzen; er hatte eben erst (am 1. August) die Zusage erteilt, die Grenze Frankreichs niemals über den Rhein auszudehnen, und schob nun doch die Befestigungen von Mainz auf das rechte Rheinufer vor und fügte die Festung Wesel der 25. französischen Militärdivision ein; er nahm die Hansestädte als Entschädigung für die neapolitanischen Bourbons in Aussicht, er bot das preußische Hannover, ohne Preußen zu fragen, England wieder an; er stellte Rußland das preußische Polen als Friedenspreis in lockende Aussicht; er machte Bayern auf das preußische Bayreuth Hoffnung: und immer noch wollte Haugwitz genügende Zusicherungen erwarten! Napoleon war weiter denn je davon entfernt. Seine Erwartung war gewesen, daß er durch den Friedensschluß Rußland und Preußen trennen würde, jetzt verwarf Rußland den Traktat; demnach schien ihm auf geheimem Einverständnisse mit Rußland die preußische Mobilmachung zu beruhen. Nur als Vortrab des russischen Heeres sah er das preußische an. Aber diesen Vor=

trab wollte er, bevor die Russen im Felde erscheinen könnten, zerschmettern: er gab seinen Marschällen in Deutschland den Befehl, sich sofort nach Norden gegen Preußen in Marsch zu setzen. Mit Befriedigung berechnet er, daß diese 192000 Mann — unter Berthiers Oberkommando — zu ihrer Verfügung haben. Anfang September sendet er Offiziere ab, um die Straßen von Bamberg nach Berlin, sowie die Saale, Elster, Mulde und Elbe genau zu untersuchen. Am 28. September verlegt Berthier das Hauptquartier von München nach Würzburg, und an demselben Tage trifft Napoleon in Mainz ein, um sich selbst zu seinem Heere auf den Kriegsschauplatz zu begeben.

In Preußen aber gab es viele, welche auch jetzt noch an den Krieg nicht recht glauben wollten. Die große Menge des Volkes sah mit ziemlicher Gleichgültigkeit den kommenden Dingen entgegen; denn der Krieg sei Sache der Soldaten, den friedlichen Bürger ginge er nichts an. Nur in Berlin gab sich eine kriegerische Stimmung kund. Die Scenen des vorigen Jahres wiederholten sich im Theater. Kriegslieder und die Volkshymne begleiteten die Aufführungen, bei denen Wallensteins Lager und die Jungfrau von Orleans einmal über das andere abwechselten. In dieser zumal waren es die Worte „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre“, welche stets ein langes bedeutungsvolles Beifallsklatschen erregten. Und in den Zeitungen las man zwar nichts von Preußens gutem Rechte, nichts von der Pflicht gegen das Vaterland, aber doch hin und wieder einen kriegatmenden Bardensang. Man erzählte sich auch, einige Offiziere vom Regiment Gendarmen, das sich als das vornehmste der preußischen Armee betrachtete, hätten ihre Säbel auf dem Straßenpflaster gewetzt und vor der Wohnung des französischen Gesandten einen drohenden Lärm aufgeführt. Aber die Meinung war doch viel vertreten, daß auch in diesem Jahre die Mobilmachung wohl nur als ein blinder Lärm sich erweisen würde. Wußte man doch, daß die beiden Kabinettsräte Lombard und Beyme dem Könige zur Bewahrung des Friedens rieten, und daß auch Haugwitz nicht an Krieg glauben wolle. Jedoch in den höchsten Kreisen bestand die Überzeugung, daß die Rücksicht auf Preußens Ehre und Stellung den Krieg erheische, wenn auch höchst besonnene Männer, wie der Herzog Karl Wilhelm von Braunschweig, welcher preußischer Feldmarschall war, nicht ohne große Bedenken ihm entgegensahen. Ein Schritt geschah, der in der preußischen Geschichte ohne Beispiel war. Es war Prinz Louis, der ihn anregte, eine kühne, hochbegabte Natur, den aber sein lustiges Leben und seine großen Schulden dem streng denkenden Könige entfremdet hatten. Auf seine Anregung wurde durch den Geschichtschreiber Johannes von Müller eine Denkschrift entworfen, um den König zu bewegen seine französisch gesinnten Ratgeber zu entlassen und sich endlich gegen Frankreich zu erklären.

Die Prinzen Heinrich und Wilhelm, die Brüder des Königs, setzten ihre Namen darunter, nächst ihnen der Prinz von Oranien, des Königs Schwager, dann Prinz Louis und sein Bruder Prinz August, der Minister Reichsfreiherr vom Stein, die Generale von Rüchel und Graf Schmettau und der Oberst von Phull*). Durch das Gewicht der Unterschriften mehr noch als durch das der Gründe erwartete man auf den König Eindruck zu machen. Am 2. September 1806 wurde die Denkschrift überreicht. Allein der König nahm sie sehr ungnädig auf und ließ sie ohne alle Antwort. Nur wurde den Prinzen befohlen, sich unverzüglich zur Armee zu begeben.

Die auf Kriegsfuß gesetzten Armeecorps hatten unterdessen begonnen, sich um Magdeburg, Preußens stärkste Festung nach der Westseite hin, zu sammeln. Jedoch 40 000 Mann ließ man in Ost- und Südpreußen stehen. Denn obgleich Napoleon um mindestens diese Zahl den preußischen Streitkräften überlegen war, so hielt doch Haugwitz an der Erwartung fest, durch die militärische Demonstration den Gegner zur Nachgiebigkeit gegen die preußischen Forderungen bestimmen zu können. Daher war selbst die Mobilmachung mit einer gewissen Lauheit ins Werk gesetzt worden; obgleich es in den Herbst hineinging, wurden doch manchen Truppenteilen aus Sparsamkeit keine Zelte und Decken mitgegeben; die Infanterie rückte sogar ohne Mäntel aus. Auch waren nur wenige Regimenter mit neuen Gewehren versehen worden, obgleich das preußische Infanteriegewehr damals das schlechteste in Europa war.

Zugleich war als preußischer Gesandter am Tuilerienhofe Luchesini zu Anfang des September durch den General von Knobelsdorf ersetzt worden, der von jeher als einen entschiedenen Freund der Franzosen sich erwiesen hatte. Es durfte daher von ihm erwartet werden, daß er die preußischen Forderungen Napoleon gegenüber vertreten werde, ohne es doch darüber zu einem ernstlichen Zerwürfnisse mit Frankreich kommen zu lassen. Es stimmte zu solchen Gedanken, daß auch die Verhandlungen mit den fremden Mächten ohne Nachdruck betrieben wurden. Rußland war durch den von Napoleon wieder entfachten Krieg im Orient in Anspruch genommen; es versprach zwar, wenn es not thäte, Preußen 70 000 Mann zu Hülfe zu senden. Aber mit seinen verfügbaren Truppen rückte es in die Walachei ein: mußten demnach nicht Monate vergehen, bevor Preußen von der russischen Hülfe irgend welchen Vorteil haben konnte? Österreich besetzte, als die Russen sich der Donau näherten, auf den Rat des Erzherzogs Karl die Festung Belgrad. Es faßte mehr ein Zerwürfnis mit Rußland

*) Es ist ein verbreiteter Irrtum, den Oberst von Scharnhorst unter den Unterzeichnern zu nennen; er war nicht darunter.

als mit Frankreich ins Auge, und verhielt sich daher zu Preußen sehr kühl. England stellte wenigstens die Störungen des preußischen Handels ein und war auch zu weiterer Annäherung bereit. Es war also nicht unrichtig, wenn Haugwitz Preußens isolierte Stellung dadurch zu verbessern gedachte, daß er Zeit gewönne. Er richtete daher an Frankreich die in jeder Beziehung gerechte Forderung, daß Napoleon die Bildung des norddeutschen Bundes nicht hindere und seine Truppen Deutschland räumen lasse: bis zum 8. Oktober wolle man seiner Antwort warten. Durch einen eigenhändigen Brief begleitete König Friedrich Wilhelm dies preußische Ultimatum. Allein Napoleon hatte sich schon zu seinen Truppen begeben. Die Forderungen Preußens wurden ihm daher nach Bamberg nachgesandt. Von Gera aus beantwortete er sie. „Ich habe solche Kräfte", schrieb er an den König, „gegen welche die Kräfte Euer Majestät nicht lange standhalten werden. Euer Majestät wird besiegt werden; Sie werden die Ruhe Ihrer Tage, die Existenz Ihrer Unterthanen kompromittiert haben. Europa weiß, daß Frankreich dreimal soviel Volkes zählt, als die Staaten Euer Majestät, und militärisch ebenso ausgebildet ist wie diese. Sie haben meine Antwort zum 8. Oktober gefordert: als guter Ritter stelle ich mich dar, um sie selbst zu bringen."

So brachen also die Erwartungen Haugwitzens jäh zusammen. Aber mit dem Warten auf diese Antwort waren kostbare Wochen verloren worden, und der Vorteil der frühzeitigen Kriegsbereitschaft war dahin. Auch die geplante Aufstellung des preußischen Heeres war nicht durchzuführen. Die hannöverschen Regimenter unter General von Rüchel und die westfälischen unter General von Blücher hatten mit den kurhessischen Truppen eine Armee von 50000 Mann bilden sollen, welche auf den Main zu operieren und die französische Armee von dem Rheine, ihrer natürlichen Basis, abdrängen sollte. Aber die schließliche Weigerung des Kurfürsten, der hinterhaltig zwischen Preußen und Frankreich hindurchzulavieren suchte, sich an Preußen anzuschließen, machte die Bildung dieser Flankenarmee unmöglich: Rüchel und Blücher mußten sich an die Hauptarmee heranziehen.

Auch Sachsen war erst durch den Einmarsch der Preußen bestimmt worden, wenigstens zwei Dritteile seines Heeres mit Preußen zu vereinigen. Napoleon benutzte dies, um sich als den Beschützer der Schwachen hinzustellen, als wenn er hochherzig das Schwert nur zöge, um Sachsen zu verteidigen: während doch in Wahrheit bei dem Kriege es sich um nichts andres handelte, als von Deutschland französische Vergewaltigung abzuwehren!

Gegen das Ende des September war die preußische Armee bis an das scharf eingeschnittene Thal der Saale bei Naumburg vorgerückt. Keineswegs stellte sie die ganze militärische Kraft des Staates dar. Denn außer

jenen 40000 Mann in Ost- und Südpreußen waren auch die westpreußischen Regimenter unter dem Herzog von Württemberg, 16000 Mann stark, zurückbehalten, die man glaubte vielleicht in Westfalen verwenden zu können. Und doch sollte die Entscheidung offenbar in Sachsen oder Thüringen, und nicht in Westfalen gesucht werden! Es waren also nicht mehr als 95 000 Preußen und 20 000 Sachsen, auf denen das Schicksal des Staates ruhte. Indes befanden sie sich noch in einem großen Vorteil. Denn rückte diese Truppenmacht vereinigt jetzt über den Thüringer Wald vor, so traf sie die französischen Armeecorps noch in weit voneinander entfernten Stellungen, welche sich von Passau bis Frankfurt hindehnten. Aber freilich, jeder Tag Wartens verringerte bei dem raschen Vorrücken der Franzosen diesen Vorteil. Noch mehr aber mußte dies der Fall sein, wenn sie die Überlegenheit, welche in ihrer Vereinigung lag, aufgab. Und dies geschah! Bevor noch Rüchel und Blücher den vollen Anschluß an die Hauptarmee erreicht hatten, wurde die etwas kleinere Hälfte dieser als schlesisch-sächsische Armee davon abgezweigt und mit den kursächsischen Truppen unter den Sonderbefehl des Fürsten von H o h e n l o h e - I n g e l f i n g e n gestellt. Nur im Falle vereinten Zusammenwirkens sollte sie unter dem Oberbefehle der Hauptarmee stehen. Man hatte geglaubt, dem Fürsten eine gewisse Selbständigkeit bieten zu müssen, um den Ehrgeizigen nicht zu verstimmen. Denn er hatte in der Rhein-Campagne mit Auszeichnung kommandiert und aus den Revuen der Friedensjahre den Ruf eines vortrefflichen Befehlshabers davongetragen. Sicher war er ein Mann von Mut und Thatenlust, der überzeugt war, daß eine preußische Armee mit gut avancierenden Treffen und überspringenden Bataillonsfeuern alles schlagen müßte. Aber er war kein selbständig denkender Kopf und gewohnt, seinem Generalquartiermeister, dem Obersten von M a s s e n b a c h, der schon am Rhein als Generalstabsoffizier unter ihm gedient hatte, den größten Einfluß auf seine Entschließungen zu gewähren. Massenbach aber, ein exzentrischer Kopf, war ohne ruhige Überlegung, ohne die dem Soldaten so nötige Besonnenheit. Seine Ideen waren in beständiger Verwirrung, und doch setzte er alles daran, sie andern aufzudrängen. Durch eine unermüdete und unaufgeforderte Thätigkeit in Denkschriften und Promemorias, mit denen er sich überall hervordrängte, hatte er sich einen gewissen Namen gemacht. Württemberger von Geburt, war er aus Schwärmerei für Preußen in preußische Dienste getreten; jetzt aber war er für Napoleon begeistert und hielt für das einzig erstrebenswerte Ziel der preußischen Politik ein Bündnis mit Frankreich. Den Ideen der Hauptarmee widerstrebte er grundsätzlich; zwar zu offenem Ungehorsam ließ er es nicht kommen, aber stets erhob er Widerspruch und lamentierte über Verblendung und Unwissenheit.

Chef des Generalstabes war der General von Geusau, aber der fleißige Mann ging in der Masse von Kleinigkeiten, die ihm mit oblagen, völlig unter; großer Gedanken war er nicht fähig und einen Einfluß auf die drei Generalquartiermeister-Leutnants, die unter ihm standen, die Obersten Scharnhorst, Massenbach und Phull, besaß er nicht.

Unter diesen war Scharnhorst zum Generalquartiermeister der Hauptarmee ernannt worden. Als Schriftsteller sehr bekannt, war er doch im Generalstabe, dem er erst seit 1804 angehörte, noch sehr fremd: er galt den meisten mehr für einen sehr kenntnisreichen Pedanten als für einen ausgezeichneten Soldaten, und fand darum auch nicht die Beachtung, die ihm gebührte. Auf seinen Betrieb war die Armee in Divisionen von allen Waffen eingeteilt worden, was ihr eine größere Beweglichkeit gab. Solcher Divisionen führte Rüchel mit Einschluß des Blücherschen Corps drei, Hohenlohe fünf, und die Hauptarmee umfaßte deren nicht mehr als sechs. Rüchel war noch in jungen Jahren von Friedrich dem Großen ausgezeichnet worden; das trug ihm schnelle Beförderung ein und bestimmte zugleich sein Wesen. „Friedrich der Große“ war sein drittes Wort; ihn suchte er nachzuahmen in der Strenge und Pünktlichkeit, die sich zuweilen auf eine Kleinigkeit wirft, um zu zeigen, daß sie alles im Auge hat, wie auch in der blitzenden Soldaten-Beredtheit, die er sich zu eigen gemacht hatte. So konnte es denn wohl kommen, daß der kleine untersetzte Herr mit dem krausen grauen Haare ein Lächeln erregte, zumal wenn er die Feder in die Hand nahm; denn zu geordnetem, gründlichem Denken war er nicht gewöhnt. Aber er war höchst brav vor dem Feinde und zeigte eine gewisse kecke Zuversicht. Mit Recht konnte er daher für einen tüchtigen General gelten; jedoch zu einer selbständigen Stellung war er nicht geeignet.

Es wäre altpreußische Tradition gewesen, wenn den Oberbefehl über die Hauptarmee und damit über das ganze Heer der König in Person übernommen hätte. Man hatte auch daran gedacht; allein er hatte keine Neigung dazu, übertrug ihn vielmehr dem Herzoge Karl Wilhelm von Braunschweig, der ja der Neffe Friedrichs des Großen, sein Waffengefährte und zudem ein Feldherr von altbewährtem Ruhme war. Sicher war auch der Herzog mehr als irgend einer im preußischen Heere mit der Zeit fortgeschritten und kannte das veränderte Kriegswesen hinreichend, um sich im Geiste desselben zu bewegen. Er besaß auch Kriegserfahrung, persönliche Tapferkeit, Gewandtheit des Geistes und Ruhe im Augenblicke der Gefahr. Allein zum Befehlshaber eines ganzen Heeres fehlte es ihm an Selbstvertrauen und Autorität. Die geringen Erfolge der Rhein-Campagne hatten ihn mißtrauisch gegen sich selbst gemacht; er würdigte auch durchaus die schwierigen Verhältnisse, welche sich überall aus der Zeit entwickelten,

und fühlte sich ihnen nicht recht gewachsen. Es lag nicht in seiner Natur gebieterisch aufzutreten, vielmehr hatte er das Wesen eines verbindlichen Hofmannes und suchte durch Gewandtheit und Biegsamkeit die Menschen zu leiten. So wucherte bald eine Opposition im stillen gegen ihn auf, die ihren Witz an seinen Anordnungen übte. Der Fortgang der diplomatischen Verhandlungen hemmte ihn fortwährend, Rücksichten ohne Ende wirkten lähmend ein, Hohenlohe oder vielmehr Massenbach strebten sich stets seinen Anordnungen zu entziehen, und auch Rüchel war im Gefühle seiner eignen Wichtigkeit sehr geneigt, sich als etwas unabhängig anzusehen. So führte Braunschweig das Kommando, ohne auf dem Gipfel des Ansehens und der Macht zu stehen.

Allein in Wahrheit führte er es auch nur dem Namen nach. Denn der König hatte sich selbst in das Hauptquartier begeben: worin an sich schon ein Hemmnis für den Höchstkommandierenden liegt. Im Gefolge des Königs befand sich der greise Feldmarschall von Möllendorf, dessen Rates der König glaubte sich mit Nutzen bedienen zu können, ferner der Generalquartiermeister Oberst von Phull, der General von Zastrow, der von altersher das besondere Vertrauen des Königs besaß, der expedierende General-Adjutant Oberst von Kleist und der General Köckritz. Auch die Königin Luise begleitete ihren Gemahl ins Feld. Im Hauptquartier des Königs befanden sich endlich auch Haugwitz und Lucchesini. So lag doch für alles beim Könige die letzte Entscheidung. Braunschweig, nicht unzufrieden darüber, der großen Verantwortung entlastet zu werden, führte daher das Kommando in der Art, daß er seine Pläne mit den Generalen besprach und dann Kriegsrat hielt. Die Idee, welche in den Beratungen die Oberhand behielt, trug er dann dem Könige vor, welcher, dem Kriege vielleicht noch mehr als der Herzog abgeneigt, vor allem nichts zu übereilen strebte, da er bis zur letzten Stunde noch den Frieden erhalten zu können hoffte.

Das Sicherste wäre nun freilich gewesen, sich lediglich auf die Verteidigung zu beschränken und bei der Annäherung des Feindes langsam aber ohne entscheidendes Gefecht hinter die Elbe und dann hinter die Oder zurückzuziehen, sich mit den rückwärts stehenden Preußen zu vereinigen, den Anmarsch der Russen zu erwarten und dann etwa in Schlesien oder Polen eine Schlacht mit vereinter Macht zu liefern.*) In diesem Entscheidungskampfe würde man, da die preußische Armee anwuchs, die französische aber bei so verlängertem Vormarsche stets verlieren mußte, ein bedeutendes Übergewicht an Truppen über den Gegner gehabt haben, wenn auch, wie zu erwarten stand, die 20 000 Sachsen alsbald zu Napoleon abgefallen wären.

*) von Clausewitz, Preußen in seiner großen Katastrophe, S. 479.

Allein es schien der Ehre des preußischen Namens zu widerstreben, ohne Schlacht einen so weiten Rückzug zu machen. Daher war der Kriegsplan, welchen der Herzog von Braunschweig am 25. September dem Könige überreichte, durchaus auf den Gedanken des Angriffs gegründet: zehn Divisionen sollten in sechs Kolonnen auf nahe bei einander liegenden Wegen über den Thüringer Wald gehen, sich bei Meiningen und Hildburghausen vereinigen und dann zum Angriffe vorgehen; eine Division sollte im Bayreuthischen stehen bleiben, um die dortigen Pässe zu decken; endlich drei Divisionen sollten in der Richtung auf Frankfurt vorrücken, um das von dorther nahende Corps von Augereau festzuhalten. Sicherlich hatte es etwas Ungewöhnliches, statt der rechts und links liegenden Einsattelungen mit der Armee den Hauptrücken des Thüringer Waldes zu überschreiten; aber gerade durch dies Vordringen quer über das Gebirge wäre der Feind sehr überrascht worden. Wenn indessen die Verhältnisse die Ausführung dieses Angriffsplanes nicht zuließen, so sollte die Armee bei Erfurt oder Weimar eine konzentrierte Aufstellung nehmen, gedeckt durch das Thal der Saale, welches den Charakter eines steilen Gebirgseinschnittes hat, während die dahinter liegende Ebene schnelle Bewegungen zuläßt.

Hohenlohe und Massenbach hatten dem Könige schon früher unberufen einen Kriegsplan eingereicht, welcher darauf hinauslief, ihre Armee auf sechs Divisionen zu verstärken und an den Pässen von Saalfeld, Hof und Adorf aufzustellen, mit der Hauptarmee aber auf der Frankfurter Straße auf Eisenach und Vach vorzurücken und so mit zwei großen Massen, wie „Flügel-Bastione“, den Thüringer Wald zu umgehen. Hieß das aber nicht die bedrohliche Teilung der Streitkräfte verschlimmern? Sie gerieten über den Kriegsplan des Herzogs außer sich und glaubten die äußerste Zartheit zu beobachten, wenn sie in ihrem Hauptquartier streng verboten, sich darüber lustig zu machen. Ihr Streben ging dahin, trotz allem den Herzog in solche Schritte zu verwickeln, daß er durch die Gewalt der Umstände auf das rechte Ufer der Saale herübergezogen und dadurch gezwungen würde, mehr auf ihren Kriegsplan einzugehen. Wie aber, wenn dann die Armee über die nahe böhmische Grenze gedrängt und dadurch außer Aktion gesetzt würde?!

Die Idee des Angriffs schien aber der Herzog von Braunschweig doch nicht ernstlich festhalten zu wollen. Vielmehr verriet er immer deutlicher, daß er die Anwesenheit des Königs benutzen wollte, um sich ganz in die zweite Stelle zurückzuziehen, da er der ersten sich nicht mehr gewachsen fühlte. Er veranlaßte daher, daß am 5. Oktober unter dem Vorsitze des Königs ein Kriegsrat, an dem sehr bezeichnend auch Haugwitz und Luchesini teilnahmen, zusammentrat, um zu bestimmen, was nunmehr geschehen solle. Massenbach bestand mit Hartnäckigkeit auf dem Linksabmarsche der Armee über die

Saale, bis Scharnhorst, des ewigen Zwiespaltes der Meinungen müde und die Gefahr erkennend, welche aus der bisherigen Führung des Oberbefehls sich ergeben müsse, erklärte: es komme im Kriege weniger darauf an, was man thäte, als darauf, daß es mit der gehörigen Kraft und Einheit geschehe. Er schlug daher, um durch den doch vergeblichen Versuch, die widerstreitenden Meinungen zu einigen, nicht noch mehr Zeit zu verlieren, vor, den von Oberst Massenbach verlangten Linksabmarsch auszuführen, aber daß nun augenblicklich und mit der größten Anstrengung dazu geschritten würde. Allein Massenbachs Gedanke fand gar keinen Anklang, vielmehr beschloß der Kriegsrat, die Angriffsidee zunächst fallen zu lassen und die Truppen zu konzentrieren: Rüchel bei Craula, die Hauptarmee bei Erfurt, Hohenlohe bei Hochdorf unweit Blankenhain. Der Gedanke war, von einer Centralstellung aus dem Feinde begegnen zu können, mochte er um das Westende des Thüringer Waldes von Eisenach her, oder um das Ostende des Gebirges durch das Bayreuthische nahen.

Dementsprechend erhielt General Graf Tauentzien, welcher bis Hof vorgeschoben war, den Befehl sich auf Hohenlohe zurückzuziehen, welcher die Saale bei Kahla, Orlamünde und Rudolstadt besetzen und selbst die Stellung von Hochdorf einnehmen sollte. Hierher setzte sich auch die Hauptarmee in Marsch und erreichte es am 10. Oktober, während Rüchel an diesem Tage erst bis Erfurt gelangt war.

Zugleich wurde auf den Vorschlag des Hauptmanns von Müffling, der einen Rekognoszierungsritt ins Fränkische hinein unternommen hatte, den nahenden Franzosen mit einigen Kavallerie-Regimentern der Avantgarde in die Fersen zu fallen, der General von Rudorf über den Thüringer Wald nach Franken entsandt und der Herzog von Weimar mit der ganzen Avantgarde der Hauptarmee angewiesen, ihm zu folgen und ihn zu unterstützen. Auch Rüchel erhielt Befehl, zu ähnlichem Zwecke einige tausend Mann auf Hammelburg vorgehen zu lassen. So wurde die preußische Armee für die nahende Entscheidungsschlacht um 12 000 Mann geschwächt!

Bei all diesen Märschen und Bewegungen der Truppencorps, welche, um wirksam in einander zu greifen, leichte Beweglichkeit erforderten, machte sich eine gewisse taktische Schwerfälligkeit geltend; die großen Wagenzüge, welche zu jeder Kolonne gehörten, hemmten nicht selten den Marsch. Denn was die Truppen im Felde brauchten, führten sie alles mit sich; die ganze Verpflegung wurde aus Magazinen ihnen zugeführt. Nach der Lage dieser Magazine aber mußten die Märsche bestimmt werden; und doch erhielt der Soldat seinen Proviant nicht selten verspätet oder halb verschimmelt. Zu requirieren war unter den strengsten Strafen verboten.

Mit wie ganz andrer Leichtigkeit kamen währenddessen von Süden her die Franzosen herangezogen! Sie requirierten rechts und links im Lande, nahmen, was sie brauchen konnten, und marschierten, wohin sie wollten. Die Erinnerung an die frischen Lorbeern des vergangenen Jahres erhob die Gemüter; Vertrauen zu den bewährten Führern erfüllte selbst die Rekruten; sie glaubten an ihren unbesiegten Kaiser, dessen alles durchdringender und alles beherrschender Oberbefehl mit einer allen fühlbaren Sicherheit das Ganze leitete. Napoleon hemmten nicht die ängstlichen Bedenklichkeiten der Preußen, welche von der Idee einer Unterhandlung unter den Waffen beherrscht waren. Am 6. Oktober in Würzburg angelangt, ließ er am folgenden Tage sofort seine Truppen in das preußische Gebiet, in Bayreuth, einmarschieren. Das war seine Antwort auf das preußische Ultimatum!

Durch ein Manifest beantwortete König Friedrich Wilhelm am 9. Oktober von Erfurt aus den Einmarsch der Franzosen in Bayreuth. Der Kabinettsrat Lombard hatte es verfaßt. L o m b a r d entstammte der französischen Kolonie in Berlin, wo sein Vater Perückenmacher wor. Bei Friedrich dem Großen war er als untergeordneter Privatsekretär angestellt gewesen. Unter dessen Nachfolger empfahl er sich durch ein gefälliges Äußere und angenehme Weltformen. So gelangte er durch die Gunst der Gräfin Lichtenau zu der Stelle eines Kabinettsrates für die auswärtigen Angelegenheiten, bevor er 30 Jahre alt war. In dieser Stellung hielt er sich auch unter Friedrich Wilhelm III. dadurch, daß er sich eng an den Grafen Haugwitz anschloß. Er war weder ehrgeizig noch unternehmend; seine Bildung war mehr auf Schöngeisterei als auf gründliche Kenntnis der Geschichte gegründet; doch war er nicht ohne geistige Gewandtheit: er war gescheit genug, um die Überlegenheit der französischen Macht einzusehen, und beschränkt genug, um an keine Möglichkeit des Widerstandes zu glauben. Man merkte ihm an, daß er in der Stille seines Herzens Frankreich zugethan war.

Danach kann man ermessen, von welcher Art das M a n i f e s t war, das er im Auftrage des Königs jetzt verfaßte. Von den Zeiten der Revolution an hielt es Frankreich alles Üble vor, was es Preußen angethan, und rühmte in e i n e m Atem die Nachgiebigkeiten und Freundschaftsdienste, welche Preußen eben diesem Frankreich erwiesen. Das hieß doch ebenso sehr den Spott der Freunde wie den Zorn Napoleons herausfordern. Nicht als ob hierdurch der schmähsüchtige schnöde Ton veranlaßt wäre, in welchem die B u l l e t i n s Napoleons abgefaßt sind. Denn schon das erste derselben — vom 8. Oktober — trieft von Schmähungen über die Berliner Kriegspartei, die Königin, den Prinzen Louis. Aber es gab Napoleon doch einen scheinbaren Vorwand zu den Vorwürfen und gemeinen Schmähungen, mit denen er Preußen, das sich selbst so herabsetzte, fortan überschüttet hat. Vornehmlich

war es die hochsinnige Königin Luise, gegen welche mit dem sicheren Instinkte der Gemeinheit sich dieser Haß Napoleons richtete. In jenem ersten Bulletin heißt es von ihr: „Sie befindet sich bei der Armee, wie eine Amazone gekleidet, in der Uniform ihres Dragonerregiments, zwanzig Briefe täglich schreibend, um von allen Seiten den Brand zu entfachen. Man glaubt Armiden in ihrem Wahnsinn zu sehen, wie sie Feuer an ihr eignes Haus legt.“ Und im 23. Bulletin — vom 30. Oktober — wird sie gar mit der troischen Helena in Vergleich gestellt. Wie verkommen mußte das Volk der Franzosen sein, daß Napoleon erwarten konnte, durch so niedrige Verunglimpfungen bei ihm Beifall zu gewinnen!

General Tauentzien hatte den Rückmarsch, welcher ihm befohlen war, schon angetreten, als er am 9. Oktober bei Schleiz von den Franzosen ereilt wurde. Es waren die Spitzen des Corps Bernadotte und die Reiter Murats, welche ihn erreichten. Er warf sie zurück und schickte an Hohenlohe die Meldung, daß er die Franzosen zurückgeschlagen habe und hoffe, am nächsten Tage die Armee des Fürsten glücklich zu erreichen. Indes gegen die ihm erteilten Weisungen führte der General von Bila einen ernsten Zusammenstoß mit dem Feinde herbei, durch welchen das Tauentziensche gezwungen wurde, mit großen Verlusten, halb aufgelöst, auf Mittel-Pöllnitz zurückzuweichen.

Unterdessen hatte sich der rechte Flügel der französischen Armee unter Soult und Ney Hof genähert, und vom linken Flügel ging das Corps Lannes gegen Saalfeld vor, um den durch seine Lage wie durch seine Magazine wichtigen Platz wegzunehmen. Denn der Gedanke Napoleons war, im Saalthale vorzudringen und die preußische Armee zu umgehen.

Die Avantgarde des Hohenloheschen Corps unter dem Prinzen Louis von Preußen war am 9. Oktober nach Rudolstadt gelangt. Der Prinz, 1772 geboren, war der vollkommene Gegensatz seines königlichen Vetters. Er war geistreich, voll feiner Lebensbildung, besaß Witz und Beredsamkeit. Ebenso sehr wie den Lebensgenuß liebte er die Gefahr; ein heftiges Verlangen nach Ruhm und Größe erfüllte ihn. Die großen Ereignisse der Welt beschäftigten ihn eifrig; die neuen Ideen der Zeit rauschten durch seinen Kopf. Er spottete der Kleinlichkeit und Pedanterie, mit der man Großes thun wollte; er suchte den Verkehr der ausgezeichnetsten Köpfe, aber selbst entbehrte er des ernsten, ruhigen Nachdenkens und derjenigen Festigkeit der Überzeugung, welche zu konsequentem Handeln führt: eine genial angelegte und lebensvolle, aber ungezügelte Natur.

Die Meinung des Prinzen war, daß er den Krieg mutig eröffnen müsse, um alle weitere Unterhandlung unmöglich zu machen und den Beistand der Mächte, die sich noch nicht erklärt hatten, zu gewinnen. Daher

war er, der wahre Repräsentant des in den Preußen glühenden Kriegseifers, weit davon entfernt, das wichtige Saalfeld den heranrückenden Franzosen zu überlassen. Er rückte daher am folgenden Morgen auf die Meldung, daß der Feind stark gegen die Stadt vordringe, dorthin vor. Zwar hatte er von seiner Division einen Teil der Infanterie und Artillerie und fast die Hälfte seiner Reiterei nach Blankenburg und Pößneck entsendet und nur noch 6000 Mann (zehn Bataillone, eine Kompanie Jäger, zehn Schwadronen und zwei und eine halbe Batterie) bei sich. Zwar erwies sich die Gegend als höchst ungünstig: eine kleine Erweiterung des Saalthales jenseit der Stadt, umgeben von dem bewachsenen Fuße des Thüringer Waldes, dessen Höhen der Feind schon inne hatte. Allein er war der Überzeugung, mit preußischer Taktik und solchem Mute, wie er ihn in seiner Brust fühlte, auch einen weit überlegenen Feind schlagen zu können. Siegesfreudig rückte er den Franzosen entgegen. Aber die französischen Tirailleurs wußten die Gunst des Terrains gut auszunutzen; sie waren geübter als die Preußen, rascher, und hatten bessere Gewehre. Von dem mehr als doppelt so starken Feinde zugleich in der Front und der Flanke gefaßt, widerstanden die Preußen fünf Stunden lang in tapferster Gegenwehr, wurden aber endlich doch zurückgedrängt. An der Spitze sächsischer Husaren stürzte sich der Prinz mit Ungestüm auf den linken Flügel der französischen Kavallerie. Allein die Überzahl des Gegners war überwältigend. Die Unordnung der Geworfenen teilte sich auch den erschütterten preußischen Truppen mit; in wildem Gedränge wälzte sich alles über das Gefilde. Vergebens suchte der Prinz die Flüchtigen zum Stehen zu bringen; er wurde mit in den verworrenen Knäuel hineingerissen. Beim Übersetzen über einen Gartenzaun in Wölsdorf blieb sein Pferd mit einem Fuße im Flechtwerk hängen. Französische Husaren vom zehnten Regiment holten ihn ein; er bedeckt, um nicht erkannt zu werden, den Stern des schwarzen Adlerordens auf der Brust mit dem Hute. Er empfängt einen scharfen Säbelhieb über den Hinterkopf, und der Wachtmeister Guindet fordert ihn auf, sich zu ergeben. Ein Hieb ist die Antwort. Da stößt ihm Guindet den Säbel in die Brust. Der Prinz schwankt, zum Tode verwundet; eine kurze Strecke, davon jagend, hält er sich noch im Sattel; dann sinkt er sterbend in die Arme seines Adjutanten, des Gendarmenleutnants von Nostitz. Franzosen hoben den Toten auf; in Saalfeld haben sie ihn mit den Ehren, welche dem Helden gebührten, beigesetzt.

In völlig aufgelöstem Zustande zog sich die Division des Prinzen auf Rudolstadt zurück. Hohenlohe sandte auf die Meldung von dem unglücklichen Ausgange des Treffens dem General von Grawert den Befehl, mit seiner Division zur Aufnahme der geschlagenen Avantgarde auf Rudolstadt vorzu-

gehen. Allein Grawert erhielt diesen Befehl erst so spät, daß er es nicht mehr für möglich hielt, ihn auszuführen. Er begnügte sich daher, den Major von Massow mit einer Patrouille auf Rudolstadt vorzuschicken. Dieser fand die Stadt schon vom Feinde besetzt. Dadurch wurde den Franzosen das Saalthal jetzt frei erschlossen, während die Versprengten von Saalfeld, nirgends gesammelt, Schrecken und Bestürzung weithin verbreiteten.

Gerade aus der Heftigkeit des Widerstandes, welchen er gefunden, schloß Napoleon, daß die Preußen das rechte Saalufer behaupten wollten; daher rückte er in der Meinung, daß er hier die Hauptstärke des Feindes finden würde, auf diesem vor. Als sich jedoch herausstellte, daß diese Voraussetzung unrichtig war, schwenkte er sich links, sandte das Corps Davouts mit der Reserve-Kavallerie unter Murat, denen Bernadotte folgen sollte, gegen Naumburg und Zeitz voraus und beschloß, zwischen Naumburg und Jena über die Saale zu gehen und jenseits den Preußen eine Schlacht zu liefern. Er bestimmte daher für den 13. Oktober einen Ruhetag: am 14. sollte dann der Übergang über die Saale stattfinden.

Der Herzog von Braunschweig jedoch war nicht des Willens sich schon jetzt zu schlagen; er wünschte, sich näher an die Reserve-Armee des Prinzen von Württemberg, welche auf Halle marschierte, heranzuziehen. Er marschierte daher am 13. links ab in die Gegend von Auerstädt, indem die Division Schmettau die Avantgarde bildete, welcher die übrigen Divisionen in einiger Entfernung folgten. Der General Rüchel wurde angewiesen, in die Stellung bei Weimar nachzurücken. Von bangen Ahnungen gequält, thränenden Auges verließ die Königin die Armee, um am nächsten Morgen von Weimar die Rückreise nach Berlin anzutreten.

Der Prinz Hohenlohe erhielt den Befehl, sich in keine Schlacht einzulassen. Seine Bestimmung war, durch die Verteidigung des Thalrandes der Saale den Abmarsch der Hauptarmee zu decken und erst, wenn der Feind den Übergang bei Jena oder einem andern Punkte erzwänge, den Rückzug, jedes ernsthafte Gefecht in der Ebene vermeidend, auf die Hauptarmee anzutreten.

Natürlich war Massenbach wieder nicht dieser Auffassung; er hatte sich mit neuen Vorstellungen in das Hauptquartier des Königs begeben, sodaß in diesen ernsten Tagen die Armee Hohenlohes ohne Generalstabschef war. Und doch waren die Streitkräfte Preußens für den Entscheidungstag nicht nur durch die Unglückstage von Schleiz und Saalfeld und durch die Entsendung des Herzogs von Weimar und des Generals von Winning (vom Rüchelschen Corps) um etwa 20000 Mann geschwächt worden, sondern gerade in der Hohenloheschen Armee zeigte sich ein bedenklicher Geist des Unmutes und des Mißtrauens. Seit jenen Unfällen der Avantgarde breitete

die Meinung sich aus, daß die Armee dem offenbaren Verderben entgegengeführt würde. Die Nachricht von der Besetzung Naumburgs und dem Verlust der dortigen Magazine erweckte Bestürzung; überall wurde von Verrat gesprochen. Wie giftiger Mehltau legte sich's auf die Spannkraft und den Mut der Soldaten.

Noch mehr: Hohenlohe wußte, daß er nicht mehr als 28 000 Mann zu seiner Verfügung hatte, und daß auch Rüchel nicht über 12 000 Mann stark war. Davon, daß sich die französische Hauptarmee ihm gegenüber sammle, hatte er keine Ahnung. Die Stärke derselben betrug aber am Vormitage des 14. Oktober 78 000 Mann, wozu um Mittag noch die zweite und dritte Division Soults kamen.

Die Avantgarde Hohenlohes führte seit dem Tode des Prinzen Louis Tauentzien. Am 12. Oktober besetzte er Jena und die Saaleübergänge oberhalb und unterhalb der Stadt. Als er jedoch am nächsten Morgen die Meldung erhielt, daß Dornburg vor dem Feinde aufgegeben sei, glaubte er auch Jena nicht halten zu können, räumte die Stadt und zog sich auf die schwierigen Abhänge des linken Thalrandes zurück. Unverzüglich drängten die Franzosen nach. Die leichten Truppen Lannes' erkletterten die Berglehne, aber die Hauptmasse seines Corps führte der Marschall durch das Mühlthal hinauf, um die Höhe des Landgrafenberges, der sich im Norden der Stadt etwa 120 m erhebt, zu umgehen. Tauentzien überließ ihn wie die Schluchten und Berglehnen kampflos den Feinden und ging bis in die Linie der Dörfer Lützeroda-Closwitz zurück. Der Besitz dieser Höhen, welche das Saalthal bei Jena beherrschen, gewährte vollen Einblick in die Stellung und Stärke der Hohenloheschen Armee. Daher schickte sich der Fürst um Mittag an, den Feind mit Verstärkungen, die er selbst heranführte, von dem Landgrafenberge wieder herabzuwerfen. Allein Massenbach bestand darauf, dem Befehle des Hauptquartiers, der aber doch unter ganz andern Voraussetzungen gegeben war, entsprechend, jeden Angriff zu unterlassen.

Napoleon traf um 4 Uhr nachmittags auf dem Landgrafenberge ein, erfaßte sofort die Situation und ließ noch am Abend das ganze Corps Lannes' den Thalrand ersteigen, um für die übrigen nachrückenden Corps den Austritt aus den Saaleübergängen frei zu halten und zu decken. Denn er glaubte die preußische Hauptarmee vor sich zu haben, gegen die es gelte die ganze Kraft aufzubieten. Wege auf die Höhen werden in der Nacht hergestellt und Geschütz hinaufgeschafft.

Ein dichter Nebel lag in der Frühe des 14. Oktober über der Walstatt, als um 6 Uhr Lannes zum Angriffe gegen das Tauentziensche Corps, Preußen und Sachsen, zum Angriffe vorging. Es war ein wellig-ebenes

Gelände, das vor dem Landgrafenberge sich ausbreitete, für die preußische Taktik so günstig wie möglich. Durch einen Angriff mit Echelons hatte einst Friedrich der Große bei Leuthen die Österreicher geschlagen. Ein solches Manöver, oft geübt auf den Exerzierplätzen, galt für das rechte Mittel in gefährlichen Momenten. Mit musterhafter Akkuratesse rückte daher Tauentzien mit Echelons den Angreifern entgegen. Zwei Stunden stehen die Preußen kaltblütig im Feuer in tapferster Gegenwehr. Als aber allmählich der Nebel sich hebt und den Franzosen die geringe Zahl ihrer Gegner enthüllt, wird der Angriff ungestümer. Tauentzien zieht sich hinter die Dörfer zurück und wehrt sich, bis alle Munition verschossen ist. In guter Ordnung trat er nun erst den Rückzug auf Vierzehnheiligen an. Hohenlohe lobte die Tapferkeit der Wackeren: aber war nicht der vierte Teil seiner Armee nutzlos geopfert?

Vor den Dörfern Vierzehnheiligen und Isserstädt ließ nunmehr der General Grawert die Hauptmacht der Hohenloheschen Armee Aufstellung nehmen. Der Fürst hieß Grawerts eigenmächtiges Vorgehen gut; zugleich ließ er an Rüchel den Befehl ergehen, schleunigst von Weimar zur Unterstützung heranzumarschieren. Denn jetzt bestand ihm kein Zweifel, daß die Schlacht nicht mehr zu vermeiden sei. Und doch war es schon zu spät, das kleine Corps des Generals von Holzendorf, das seitwärts zur Rechten bis zu dem Dorfe Rödigen mit den Franzosen handgemein geworden war, zu entsetzen. Von der Hauptmacht abgeschnitten, wurde es geworfen und mußte sich am Nachmittage nach Apolda zurückziehen.

Um Vierzehnheiligen entspann sich ein sehr hitziges Gefecht. Hohenlohe setzte sich an die Spitze der Kavallerie und ging mit ihr vor. Im Geschwindschritt mit klingendem Spiele, in einer Ordnung wie nicht immer auf dem Exerzierplatze, folgten die Bataillone der Infanterie und rückten den flachgeböschten, aber an 20 m hohen Hang gegen Vierzehnheiligen hinan. Etwa tausend Schritt vor dem Dorfe ließ der Fürst Halt machen. Der Feind hatte sich des Dorfes bemächtigt. Man sah drüben seine Tirailleurketten, kleine Infanteriekolonnen, untermischt mit einigen reitenden Geschützen und Kavallerieabteilungen. Vom linken Flügel ritt der Fürst die Front der Infanterie ab: er erinnerte sie an den alten preußischen Ruhm, an die Thaten ihrer Väter, und wurde überall mit Vivats und der Aufforderung zum Angriffe empfangen. Im lebhaften Tirailleur- und Kartätschenfeuer der Feinde gingen die Bataillone mit Echelons vor; die französischen Schützen, selbst die geschlossenen Abteilungen, wichen dem Stoße aus. Auf Gewehrschußweite von dem Dorfe wurde wieder Halt gemacht; die Echelons rückten in die Linie ein; der linke Flügel bog sich um das Dorf herum. Die preußischen Batterien eröffneten ein wirksames Feuer gegen

die französische Artillerie und gegen Vierzehnheiligen, der Ort wurde in Brand geschossen; aber im Innern behauptete sich der Feind und drängte sich hinter dem Dorfe zusammen, gegen das Feuer der Preußen Schutz suchend. Allenthalben in Hecken und Baulichkeiten haben sich die französischen Tirailleurs eingenistet und feuern in die wie Scheiben vor ihnen stehenden preußischen Bataillone. Die Preußen ziehen Schützen vor und lassen antworten, dann geben sie Bataillonssalven und Pelotonfeuer, allein ohne Erfolg. Ihre Verluste werden in dem stundenlangen Ausharren im feindlichen Schußbereich immer größer und die Munition beginnt zu mangeln. Hohenlohe wartet auf Rüchel; aber Rüchel erscheint nicht, während dagegen Napoleon immer größere Truppenmassen in den Kampf bringt. Um Mittag greift bei Isserstädt Augereau in den Kampf ein und die ersten Kolonnen Murats und der Garden erscheinen vor Vierzehnheiligen. Der Druck der jetzt doppelt überlegenen Massen des Feindes macht sich auf die stark gelichteten Reihen der Preußen bald geltend. Grawert wird durch einen Prellschuß verwundet. Isserstädt geht verloren; die preußische Stellung wird dadurch in der Mitte durchrissen. Mit äußerster Anstrengung sucht Hohenlohe, niemals tapferer als in diesen bangen Stunden, die Stellung bis zum Eintreffen Rüchels zu halten. Aber auf der ganzen Front drängen dichte Tirailleurschwärme, gefolgt von Kolonnen unter Trommelschlag heran. Die Verluste der Preußen werden geradezu unerträglich, und die Bataillone des linken Flügels geben nach. Noch einmal geben bei Klein-Romstädt die wieder gesammelten Truppen Tauentziens ihnen einen Halt. Allein unterdessen ist der rechte Flügel zertrümmert und zurückgeworfen worden; und ein Strom von Flüchtigen ergießt sich über das Blachfeld.

Da langt — etwa um 2 Uhr — Rüchel bei dem Defilee von Kapellendorf an. Er läßt nur geringe Reserven auf den westlichen Höhen zurück, steigt in den tiefen Grund hinab und geht dann teils durch Kapellendorf, teils nördlich an demselben vorüber gegen die drüben ansteigende Bergwand von Groß-Romstädt vor. Auf der Höhe derselben erscheinen dichte Tirailleurschwärme mit zahlreicher Artillerie, deren Batterien sofort ihr Feuer gegen die Preußen eröffnen. Allein in fester Ordnung mit Echelons gehen die Bataillone Rüchels vor. Kampfesmutig, obgleich durch die tagelange mangelhafte Verpflegung, durch die fehlende Nachtruhe, durch die Hin- und Hermärsche zum Tode erschöpft, stimmt das Regiment Alt-Larisch, das die Spitze hat, das Reiterlied der Wallensteiner an: „Frisch auf, Kameraden! Aufs Pferd! Aufs Pferd!" Französische Kavallerie stürmt an, wird aber abgewiesen, und die Höhe erstürmt. Die Franzosen überlassen die Höhenränder den Stürmenden und weichen dem Stoße aus. Dann aber ziehen sie Verstärkungen heran und überschütten die Preußen,

ohne selbst von deren Salven viel zu leiden, mit einem mörderischen Kartätschenfeuer. Die Reihen lichten sich zusehends; die Mehrzahl der Führer liegt niedergestreckt am Boden; auch Rüchel hat einen Schuß in die Brust erhalten. Der ruhmvoll errungene Platz muß aufgegeben werden. Die Soldaten weichen in das tiefgelegene Defilee zurück. Da sprengt feindliche Reiterei auf sie ein, und der Rückzug artet in regellose Flucht aus.

Damit war denn auch das Schicksal der sächsischen Division entschieden, welche an der Schnecke stand mit der Aufgabe, diesen Punkt möglichst festzuhalten, um dadurch Hohenlohes rechte Flanke zu sichern. Von allen Seiten jetzt angegriffen, wurde sie teils zersprengt, teils gefangen genommen. Nur ihr Kommandeur, der General von Zeschwitz I., schlug sich an der Spitze einiger Schwadronen durch.

Wohl sammelten sich hier und da die geschlagenen Regimenter auf dem Rückzuge wieder; an der nahen Hauptarmee hofften sie Rückhalt zu finden: das war es, was sie zusammenhielt. Als aber während des Rückmarsches die Kunde sich verbreitete, daß an demselben Tage auch die Hauptarmee geschlagen wäre, da schien mit einem Schlage alles verloren. Der Rückzug wurde zur Flucht; viele suchten in Erfurt Zuflucht, viele liefen den Franzosen blind in die Hände, viele trugen die Fassungslosigkeit, die sie selbst erfüllte, in die Reihen der Hauptarmee, auf deren von Auerstädt zurückweichende Bataillone sie am Morgen nach dem Unglückstage trafen.

Dies unselige Zusammentreffen verhängnisvoller Ereignisse war es eben, was die Niederlage bei Jena so vollständig machte, was auch den Kampf, den die Hauptarmee am 14. Oktober zu bestehen hatte, zu einer Niederlage gestaltete.

Die Hauptarmee hatte auf ihrem Marsche zur Unstrut die Nacht vom 13. zum 14. Oktober biwakierend in der Gegend von Auerstädt zugebracht. Am Morgen des 14. setzte sie nun ihren Marsch fort. Auf der Heerstraße nach Kösen zog die Division des Grafen Schmettau voran; ihr folgten die Divisionen des Grafen Wartensleben und des Prinzen von Oranien, während die Divisionen Arnim und Kunheim in Reserve nachzogen. Zwar war Meldung gekommen, daß einige feindliche Reiterregimenter diesseit des Saaleüberganges von Kösen ständen: es war die Vorhut des Davoutschen Corps, welches, 27 000 Mann stark, die Saale überschritten und nicht nur den Paß von Kösen, sondern auch den steilen Thalrand des linken Saaleufers besetzt hatte. Allein Schmettau legte der Meldung kein sonderliches Gewicht bei, sondern zog in dem dichten Morgennebel vorwärts: als seine Spitze ganz nahes Kartätschenfeuer erhielt und dadurch die Division gezwungen wurde, weiter rückwärts zwischen den Dörfern Tauchwitz und Hassenhausen aufzumarschieren, um das Herankommen von Wartensleben abzuwarten.

Unterdessen erhielt der General von **Blücher**, welcher seit dem Abzuge des Herzogs von Weimar, von dem Rüchelschen Corps abberufen, die neu formierte Avantgarde der Hauptarmee führte, den Befehl, jene feindlichen Reiterregimenter zurückzuwerfen. Er setzte sich an die Spitze eines Dragoner- und eines Kürassierregimentes; hinter dem Dorfe Poppel traf er auf französische Reiter. Diese hielten jedoch nicht stand, sondern verschwanden in dem dichten Nebel. Allein von der linken Seite her empfangen Blüchers Reiter starkes Artilleriefeuer; und rechts von ihnen zeigt sich in langer Linie Infanterie. Er zieht zu seiner Verstärkung noch ein zweites Kürassierregiment und eine reitende Batterie heran und dringt nun auf die Feinde, trotz der von der links liegenden Höhe herabsausenden Kartätschen, ein. Die französische Kavallerie wird auf ihre Infanterie zurückgeworfen; jedoch diese schart sich in Carrés und widersteht dem Angriff. Blücher beschließt, den rechten Flügel des Feindes zu umgehen und die Infanterie in Flanke und Rücken zu fassen. Jedoch kaltblütig halten die Franzosen stand. Seine Reiter geraten in die Schußlinie der eigenen Batterie: sie wähnen sich vom Feinde umringt, weichen zurück, und die Ordnung löst sich auf. Dennoch versucht der mutige General die Reiter wieder vorwärts zu bringen. Allein er war ihnen fremd, wie sie ihm. Sein Pferd wird erschossen. Er besteigt einen Trompeterschimmel und holt die flüchtigen Reiter in dem Dorfe Spielberg ein. Er ergreift eine Standarte und stellt sich mit derselben in der Dorfstraße den Flüchtlingen entgegen. Aber er ist nicht im stande ihren Strom zu hemmen: alles flutet zurück. In hellem Zorn begiebt sich Blücher zu dem König; aber sein Anteil an der Schlacht ist vorüber.

Als der Morgennebel stieg, zeigte es sich, daß das Dorf Hassenhausen den Stützpunkt der Aufstellung der Franzosen bildete. Hiergegen rückte die Division Schmettau, welche gleich auf die Avantgarde folgte, vor. Schmettau fiel: **Scharnhorst** übernahm das Kommando und begann, verstärkt durch die Brigade des Prinzen Heinrich von der Division Oranien, indem er allmählich die Front von Osten nach Süden wandte, den rechten Flügel der Franzosen zu umfassen. Die einzige Schwadron Dragoner, welche Scharnhorst zur Verfügung hatte, klärte das Feld auf. Die Franzosen wurden stutzig. Auch die Division Wartensleben gewann gegen den linken Flügel der Feinde mehr und mehr Terrain: nun noch ein starker Stoß — und Hassenhausen wäre gewonnen gewesen. Allein die leichten Truppen waren weit zurück, um die Ilmübergänge bei Sulza zu beobachten, und die beiden Reserve-Divisionen unter General von Kalckreuth hatten eine Anhöhe bei Eckartsberge besetzt. Griffen jene 8 oder diese 13 Bataillone in die Schlacht ein, so war es unmöglich sie zu verlieren. Denn das hätte,

während jetzt die beiden Gegner mit ungefähr gleichen Kräften stritten (33 bis 35000 Mann), den Preußen ein Ausschlag gebendes Übergewicht gegeben. Warum aber geschah es nicht? Schmettau war tot, Graf Wartensleben war ein Pferd unter dem Leibe erschossen und er selbst verwundet worden. Da erhielt auch der Herzog von Braunschweig vor der Front einen Schuß in den Kopf, welcher, von der Rechten zur Linken dringend, ihn der Sehkraft beider Augen beraubte. Der König übernahm weder in einer jeden Zweifel ausschließenden Weise den Oberbefehl, noch übergab er ihn einem andern. Die Generale thaten, was ihnen angemessen zu sein schien. Alle Einheit der Führung ging verloren. Kalckreuth sah dem blutigen Ringen um Hassenhausen zu, als ginge es ihn nichts an. Um der Infanterie Luft zu schaffen, sammelte Prinz Wilhelm von Preußen eine Anzahl Schwadronen und machte eine Attacke; aber durch frisch heranrückende französische Regimenter wurde der Angriff abgeschlagen und der Prinz, selbst verwundet, auf den linken Flügel der Preußen zurückgeworfen. Nunmehr konnten sich auch die Divisionen des rechten Flügels, in der Flanke bedroht, nicht halten und wichen auf Tauchwitz zurück. Mehrere Bataillone hatten sich vollständig verschossen. In diesem kritischen Momente bat Blücher den König um die Erlaubnis, mit der Kavallerie dem Feinde nochmals „auf den Leib zu gehen." Allein Friedrich Wilhelm schlug die Bitte ab.

Noch aber stand der linke Flügel der Preußen unter Scharnhorsts Führung unerschüttert. Indes durch den Zusammenbruch des rechten Flügels wurde seine Stellung immer mehr gefährdet. Den letzten Mann und das letzte Pferd einsetzend, bedrohte Davout die Rückzugslinie der tapferen Bataillone. Wollte Scharnhorst sie nicht gefangen nehmen lassen, so mußte er sich zum Rückzuge entschließen. Zwischen Poppel und Tauchwitz stopften sich die Massen. Dem Prinzen Wilhelm wurde hier das Pferd unter dem Leibe erschossen. Scharnhorst, selbst verwundet, zog ihn unter dem toten Tiere hervor und gab ihm sein eignes Pferd. Dann ergriff er eine am Boden liegende Flinte und war, wie ein gemeiner Musketier, einer der letzten, welcher den Rückzug durch das Dorf Poppel schloß. Nun erst, einer Ohnmacht nahe, ließ er die Wunde sich verbinden. Der sonst so gelassene und schweigsame Mann war außer sich vor Zorn; als er den König beim Verlassen des Schlachtfeldes traf, machte er zu ihm seinem Ingrimm über die an allem Unheil Schuldigen mit Heftigkeit Luft. Was hatte da alle Tapferkeit der Soldaten genützt, wenn 21 Bataillone und 44 Geschütze nicht einmal zum Schuß gebracht waren!

Ohne die Sache ganz auszumachen, ging das preußische Heer auf Auerstädt, wo auch viel gekämpft war, zurück. Den König bewegte der Gedanke, im Verein mit Hohenlohe und Rüchel etwa am andern Tage die

Schlacht zu erneuern. Im Angesichte des Dorfes nahm die Armee, kaum verfolgt, nochmals Aufstellung: dann trat sie den Rückzug an. „Die Armee des Königs siegte nicht", ist Scharnhorsts Urteil, „wurde aber auch nicht eigentlich geschlagen."

Eine „regelrechte Bataille" war der Kampf bei Auerstädt so wenig wie die Schlacht bei Jena. Einzeln wie sie anlangten, wurden hier wie dort die preußischen Corps dem Feinde entgegengeführt und geschlagen. Von einem Zusammenwirken der Abteilungen, von einem Schlachtplane war nicht die Rede. War das nicht die Schuld der Führer? Ist's ein Wunder, wenn auf die „Federbüsche" das Volk seinen Haß warf? Das Verhängnisvolle aber war nun, daß die von Auerstädt zurückgehenden Bataillone von der Fassungslosigkeit der Flüchtlinge von Jena angesteckt, in deren Flucht gewissermaßen mit hineingerissen wurden. Erst das Zusammentreffen des Unglücks von Jena mit dem Mißerfolge von Auerstädt, während gerade jede der beiden Armeen an der andern Rückhalt zu finden gehofft hatte, machte die Niederlage so tief erschütternd. Der Eindruck war — wie es wenige Wochen später Wilhelm von Archenholz, der patriotische Geschichtschreiber des Siebenjährigen Krieges in der Minerva aussprach — daß nicht die Armeen Preußens besiegt wären, sondern daß der preußische Staat auf einmal von der Erde wie ein Schattenbild verschwunden sei. So wirkte der Unglückstag des 14. Oktober auf die allgemeine Vorstellung.

Von den Flüchtlingen suchten sich Tausende in die nächste preußische Festung, nach Erfurt, zu retten. Hier trafen der greise Feldmarschall Möllendorf und der Prinz von Oranien mit dem Herzog Karl August von Weimar zusammen, welcher zu spät aus dem Thüringer Walde zurückgerufen war. Er drang darauf, über Langensalza die Flüchtigen der Armee wieder zuzuführen. Kaum aber zeigten sich am Mittage des 15. Oktober die ersten Spitzen des Neyschen Corps vor der Stadt, so gaben Möllendorf und der Prinz jeden Gedanken eines Widerstandes auf. Freilich war im Beginn des Krieges nicht die Festung, sondern nur die Citadelle des Petersberges armiert worden. Noch in der Nacht wurde von dem Prinzen von Oranien die Kapitulation unterzeichnet, welche den Platz mit 10000 Mann ohne Schwertstreich dem Feinde überlieferte. Karl August jedoch führte vorher sein Corps gegen Norden von dannen. Und vier Tage später überfiel der Leutnant Hellwig mit 50 Husaren vom Regimente Pletz die Franzosen, welche die gefangenen Preußen nach Eisenach eskortierten, bei Eichenrode, hieb sie wacker zusammen, gab den Erfurter Kapitulanten die Freiheit zurück, und brachte sie nach Göttingen in Sicherheit, da es unmöglich schien, den Herzog von Weimar einzuholen. Dieser hatte durch die Avantgarde

Rüchels unter General Winning sein Corps auf 11000 Mann gebracht und war in starken Märschen über Langensalza und Mühlhausen auf Heiligenstadt marschiert.

Den Rückmarsch der Hauptarmee hatte der König auf Weimar gerichtet. Zu seiner größten Überraschung stieß er am Spätabend auf den Feind. Es gelang, einige Gefangene zu machen, welche die von Versprengten schon zugetragene unglaubliche Nachricht von der völligen Niederlage der Hohenloheschen Armee in ihrem vollen Umfange bestätigten. Auch ihnen mochte der König nicht glauben: allein bald sah man die Biwakfeuer der Franzosen vor sich, welche die Straßen nach Weimar und Erfurt sperrten. Da erst faßte der König den Entschluß, von der Marschrichtung nach rechts abzubiegen, um die Elbe und Magdeburg zu gewinnen. Er wählte aber dorthin, in der Besorgnis eines Zusammenstoßes mit dem Feinde, nicht die direkte Straße, sondern den Weg über Sömmerda und Nordhausen. Durch einen angestrengten Nachtmarsch, häufig nahe an den französischen Biwaks vorüber, unter steter Gefahr eines Zusammentreffens mit den Feinden wurde Sömmerda erreicht. Von hier ging der König über Nordhausen nach Magdeburg der geschlagenen Armee vorauf, nachdem er seine weiteren Befehle Scharnhorst anvertraut hatte. In Sondershausen fand dieser den tiefgebeugten Fürsten Hohenlohe und richtete ihm den Befehl des Königs aus, an Stelle des schwerverwundeten Herzogs von Braunschweig den Oberbefehl über die zurückziehende Armee, mit Ausnahme der beiden Divisionen des Generals Kalckreuth, zu übernehmen. Die Bestimmung war, mit Heranziehung der Reservearmee des Herzogs von Württemberg Berlin zu sichern und hinter der Oder mit den jetzt auch aus Ostpreußen heranziehenden Truppen Stellung zu nehmen.

Damit kam die erste Ordnung in die grenzenlose Verwirrung, welcher die Armee verfallen war. Manche Bataillone waren in völliger Auflösung. Die Verpflegung aus den Magazinen hatte schon vor der Schlacht vielfach gestockt; jetzt hörte sie ganz auf. Lebensmittel zu requirieren aber blieb streng verboten. So war es der Hunger, welcher die Mannschaften von der Fahne trieb. Die Straßen bedeckten sich mit Nachzüglern und die Division schwand ganz dahin.

Hart waren zudem den abziehenden Preußen die Franzosen unter Soult auf den Fersen. Bei Weißensee waren sie nahe daran, die Nachhut von der Armee abzuschneiden, sodaß Kalckreuth schon an Kapitulation dachte: habe doch, meinte er, der König ausdrücklich verboten zu schlagen. Aber mit scharfer Entschiedenheit trat ihm Prinz August von Preußen entgegen. „Wenn der König verboten hat zu schlagen“, rief er dem Kleinmütigen zu, „so hat er uns doch auch nicht befohlen, uns zu ergeben, ohne zu schlagen;

was unerhört wäre in der preußischen Geschichte!" Und nicht minder scharf war Blüchers Widerspruch: unter Waffen grau geworden, sagte er, verstehe er doch in einer Viertelstunde zu sterben, wenn die Pflicht es gebiete. So wurde denn wirklich, wenn auch unter Beschwerden und Verlusten, der Marsch auf Nordhausen fortgesetzt.

Durch die verkehrte Richtung, welche dem Rückzuge gegeben war, wurden die Trümmer der Armee an den Harz gedrängt. Man konnte jetzt das Gebirge nicht umgehen, ohne in neue Gefahren zu geraten. Wie sollte aber die Artillerie, welche noch über 30 Zwölfpfünder zählte, mit ihren abgetriebenen Pferden die steilen Gebirgspfade überwinden? Auf Scharnhorsts Vorschlag wurde daher angeordnet, daß Fußvolk und Reiterei den Weg über den Harz nach Magdeburg einschlugen, die Artillerie aber über Ellrich und Osterode das Gebirge im Südwesten und Westen umgingen. Freilich war zur Bedeckung nur ein Bataillon unter Major Rabiel und einige Schwadronen Kavallerie verfügbar; aber Blücher und Scharnhorst, hier zum ersten Male vereint wirkend, leiteten den Zug um das Gebirge so kühn, daß alle Angriffe der Franzosen abgeschlagen wurden, und zugleich mit solchem Geschick, daß der Feind schließlich alle Spur verlor, und die Kolonne, ohne ein einziges Geschütz oder auch nur einen Protzkasten zu verlieren, durch den Drömling und die Altmark die Elbe erreichte und bei Sandau etwas oberhalb der Havelmündung am 24. Oktober hinüberging.

Unterwegs hatte Blücher in Wolfenbüttel eine Zusammenkunft mit dem Herzoge von Weimar. Das Ergebnis derselben war, daß Karl August über Königslutter und Gardelegen ebenfalls seinen Marsch auf Sandau richtete. Er erreichte die Elbe am 26. Oktober; und durch das ebenso tapfer wie geschickt geleitete Gefecht bei Altenzaun wußte der Oberst von York mit seinen Jägern die nachsetzenden Feinde so lange festzuhalten, bis der Herzog fast im Angesichte Soults den Übergang bewerkstelligt hatte. Dann gab Karl August auf das ausdrückliche Geheiß des Königs den Oberbefehl über sein Corps an den General Winning ab; denn Napoleon verlangte von ihm, daß er in sein Land sofort zurückkehre, wenn er es nicht verlieren wolle.

In getrennten Kolonnen drängten allenthalben die Franzosen hinter den der Elbe zustrebenden Preußen drein. Mit der Reservearmee machte der Prinz Eugen von Württemberg den Versuch bei Halle das Corps Bernadottes aufzuhalten. Mit der größten Ausdauer kämpften am 17. Oktober die Preußen gegen die Übermacht: vergebens, sie wurden mit großen Verlusten zurückgeworfen. Zwei Fahnenjunker vom Regimente Treskow rissen das Tuch von ihren Fahnenstangen, knüpften es sich um den Leib und durchschwammen unter den Schüssen der Franzosen glücklich damit die Saale.

Aber nur die Hälfte seines Corps brachte der Prinz nach Magdeburg zurück.

In Magdeburg traf am 20. Oktober auch Hohenlohe ein. Eine Armee von mehr als 40 000 Mann war jetzt in der Festung zusammen. Allein für die Verpflegung einer solchen Truppenzahl war nichts vorbereitet; allenthalben herrschte die größte Unordnung, zahllose Troßwagen versperrten die Straßen. Deshalb verließ der Fürst schon am folgenden Tage mit etwa 24 000 Mann den starken Platz. Zwar Berlin durfte er nicht mehr hoffen noch vor dem Feinde zu erreichen. Denn wenn auch der linke Flügel des französischen Heeres, die Corps Murat, Soult und Ney, den Preußen folgte, so ließ doch Napoleon den rechten Flügel über Dessau und Wittenberg vorgehen, um die preußische Armee überhaupt abzuschneiden. Hohenlohe glaubte daher, nordwärts ausweichen zu müssen, indem er über Rathenow und Ruppin Stettin gewönne. Dementsprechend teilte er seine Truppen in zwei Kolonnen, von denen die eine, aus Infanterie und Kavallerie bestehend, auf dem geraden Wege Stettin erstreben solle, die andere, nur Kavallerie umfassend, auf einem Umwege über Havelberg, Wittstock und Pasewalk. Außerdem bildete er noch am nächsten Tage eine dritte Kolonne aus leichten Truppen, welche, unter dem Befehle des Generals von Schimmelpfennig nahe am Feinde über Fehrbellin und Zehdenick marschierend, seinen Flankenmarsch decken sollte. Wäre nun Hohenlohe in starken Märschen in der geraden Richtung auf Stettin losgegangen und entschlossen den Spitzen der französischen Corps, die sich ihm etwa in den Weg schieben wollten, entgegen getreten: so würde er sicher seine Armee gerettet haben. Jedoch schon am vierten Marschtage beginnt er die unheilvollen Ausbiegungen nach links, welche seinen Marsch verlängerten und den Franzosen Zeit gewährten, näher heranzukommen. Man erkennt wieder das Werk des unseligen Massenbach, seines General-Quartiermeisters.

In Neustadt beschied Hohenlohe Blücher und Scharnhorst von Sandau zu sich. Er ließ Blücher die Wahl, entweder die Kavallerie-Kolonne oder die Nachhut, der auch Winning zugeteilt wurde, zu führen. Ohne Besinnen entschied sich der alte Held für das gefährlichere Zweite; denn so hatte er den Rückzug gegen die nachdrängenden Franzosen zu decken. Aber würde dazu die kleine Schar, die ihm überwiesen war — Winning befand sich noch jenseits der Elbe — genügen? Es waren außer seinem eigenen Husaren-Regimente nur die Reste des Corps des Prinzen von Württemberg. Er wartete daher das Herankommen Winnings ab, der am 26. die Elbe überschritt. Allein an dem gleichen Tage überfiel Murat das Corps Schimmelpfennigs bei Zehdenick und sprengte es ganz auseinander. Nur zwei Schwadronen rettete von seinem Regimente der Fürst Pleß über die

Oder. Infolge der Meldung von diesem Vorstoße des Feindes auf Zehdenick glaubte sich Hohenlohe in seiner rechten Flanke bedroht, wich wieder nach links auf Fürstenberg aus und sandte Blücher den Befehl, durch einen Gewaltmarsch sich mit ihm zu vereinigen. Es war eine starke Zumutung für Blüchers sehr erschöpfte Truppen. Jedoch einen Nachtmarsch zu Hülfe nehmend, erreichte seine erste Division Fürstenberg am 27. Oktober um zehn Uhr abends, die zweite Lychen am 28. um drei Uhr morgens, sodaß einige von seinen Truppenteilen in 36 Stunden 90 km zurückgelegt hatten.

Unterdessen war aber Hohenlohe weiter marschiert. Sichtlich schwand seine Armee immer mehr und mehr ein. Massenbach häufte in der Bestimmung der Märsche und Quartiere Fehler auf Fehler, sodaß die Truppen, abgehetzt und hungernd, den Rest des Vertrauens zu der Führung verloren. Nicht wenige machten sich, wenn sie ihre heimatlichen Kantonnements berührten, nachts heimlich davon. In Templin waren Lebensmittel bereit gewesen, aber durch den Seitenmarsch auf Fürstenberg gingen sie den Truppen verloren. Von Fürstenberg ging der Marsch auf Boitzenburg, wo für die Verpflegung der Truppen im voraus Sorge getragen war. Aber da eine feindliche Kavallerie-Patrouille dort eine halbe Stunde früher ankam, ließ Hohenlohe die Lebensmittel im Stich und schwenkte über Krewitz nach Schönermark ab, wo er am 28. gegen Morgen ankam.

Zugleich sandte er der Kavallerie-Kolonne die Weisung, sich jetzt mit ihm zu vereinigen. Allein nur einigen Regimentern kam der Befehl zu: nicht mehr als 35 Schwadronen stellten sich bei der Hauptarmee ein. Das stolze Regiment Gendarmen wurde auf dem Marsche bei Wichmannsdorf von überlegener feindlicher Kavallerie angehalten und zur Kapitulation genötigt; nur eine Schwadron, von Major Jürgas geführt, schlug sich glücklich durch.

Schon mit Tagesanbruch brach Hohenlohe von Schönermark wieder auf und marschierte auf Prenzlau zu. Er erreichte es fast zugleich mit der französischen Kavallerie. Es war die Spitze des Kavallerie-Corps Murats, dem das Corps Lannes' folgte. Ein kleines Gefecht entspann sich. Massenbach hielt einen rekognoszierenden Umritt. Er sah die Situation als höchst bedenklich an: in wenigen Augenblicken, meinte er, werde die Einschließung der Preußen vollendet sein. Denn in seiner völligen Fassungslosigkeit sah er Franzosen da, wo gar keine standen. Der Fürst hatte eine persönliche Zusammenkunft mit Murat, welcher auch Lannes beiwohnte. „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort", versicherte, lebhaft mit den Händen gestikulierend, der phantasievolle Gascogner, „daß Sie von 100000 Mann eingeschlossen sind!" Es war eine sinnlose Übertreibung; aber körperlich erschöpft, wie Hohenlohe war, machte sie doch Eindruck auf ihn: es schien ihm

unrecht, nur um seines Ruhmes willen — als ob es sich nicht um mehr gehandelt hätte! — das Leben von Tausenden aufs Spiel zu setzen. Er entschloß sich zu kapitulieren: 10000 Mann Fußvolk und 1800 Reiter setzten ihre Gewehre zusammen und ergaben sich kriegsgefangen, während die Franzosen mit Jubelrufen die Lüfte erfüllten.

Auch diejenigen Truppenabteilungen, welche noch weiter zurück waren, ergaben sich, des Rückhaltes beraubt, meist in den nächsten Tagen. Ganz anders Blücher! Auch er stieß am 28. Oktober im Vormarsche auf Boitzenburg auf den Feind. Aber seine „Roten" wiesen zusammen mit dem Husaren-Regimente Usedom dessen Angriffe wacker zurück und nahmen sogar eine stattliche Anzahl Franzosen gefangen. Indessen als er am Abend vor Boitzenburg anlangte, fand er das Städtchen schon von dem Feinde besetzt. Sollte er ausbiegen, wie es Hohenlohe gethan? Seine Soldaten waren so ermattet, daß auf dem Marsche schon manche in Reih' und Glied tot zusammengebrochen waren. Ein Weitermarschieren war unmöglich: so griff er denn getrost an, und siehe da, die Franzosen zogen es vor, die Stadt zu räumen. Einige Stunden wenigstens ließ er nach dem achtzehnstündigen Marsche hier seine Leute ruhen. Doch schon um 3 Uhr morgens wurde wieder zum Aufbruche geblasen. In geschlossener Kolonne wurde ausgerückt, um jeden Widerstand über den Haufen zu werfen. Da langt ein flüchtiger Gardist an und bringt die Schreckenskunde, daß Hohenlohe mit seinem ganzen Corps, mit dem man sich heute hatte vereinigen wollen, bei Prenzlau kapituliert habe. Ein Train-Korporal folgt und bestätigt die Meldung; und bald trifft man auf weitere Versprengte, welche jeden Zweifel ausschließen.

Sofort hält Blücher mit Scharnhorst Rat. Es wird beschlossen, den Marsch auf Prenzlau nicht fortzusetzen, sondern sich über Fürstenhagen nach Strelitz zu wenden. Denn die Meinung war, den Marsch nach Westen zu richten, das Winningsche Corps heranzuziehen und auf diese Weise so viel feindliche Streitkräfte zu beschäftigen, daß die nun endlich mobil gemachten ostpreußischen Truppen, vereint mit den heranrückenden Russen, die Oderlinie zu erreichen vermöchten. Aber Blüchers Lage war höchst gefährdet: seine Boten vermochten Winning nicht aufzufinden, und zwei Stunden von ihm stand Murat, während Bernadottes Corps ihn im Rücken und in der Flanke bedrohte. Bernadotte ließ ihn daher zur Ergebung auffordern: allein mit derber Entschiedenheit verbat sich der alte Held dergleichen Zumutungen.

Noch eine andre Gefahr drohte dabei dem kleinen Blücherschen Corps. Haufenweis erschienen Versprengte des Hohenloheschen Heeres und bald auch von andern Corps, die infolge der Prenzlauer Kapitulation sich ebenfalls ergeben hatten. Sie brachten Unglücksbotschaft über Unglücksbotschaft:

daß die Generale Hagen und Poser bei Pasewalk, General Bila bei Anklam, andre Abteilungen bei Wolgast kapituliert hätten, daß selbst die Kanonen, welche Blücher um den Harz herum gerettet, bei Boldekow den Franzosen unversehrt ausgeliefert wären. So verbreiteten sie allenthalben Unmut und Unzufriedenheit. Es blieb nichts anders übrig, als durch Patrouillen sie fortzuweisen und ihnen anzukündigen, daß im Falle des Ungehorsams sie würden erschossen werden. „Erschießt uns nur", erging auf diese Androhung die Antwort, „wir wissen nichts anzufangen; wir sind doch unglücklich: uns ist am Leben nichts gelegen."

Auch General Winning erhielt die Kunde von der Prenzlauer Kapitulation. Er war nach glücklich bewerkstelligtem Elbübergange auf dem Wege gewesen, dem Blücherschen Corps nach Verabredung sich anzuschließen. Jetzt bog er nach Norden ab, um Rostock zu erreichen und dort sich einzuschiffen. So kreuzte sich seine Marschlinie mit derjenigen Blüchers, und ein günstiger Zufall fügte es, daß die beiden Corps am 30. Oktober zwischen Strelitz und Waren ganz unerwartet auf einander trafen. Jetzt schloß sich Winning an Blücher an, dessen südliche (linke) Marschkolonne bildend. Dadurch wuchs die Truppenmacht Blüchers bis auf fast 22 000 Mann an: immerhin eine Zahl, welche die ernsteste Aufmerksamkeit des Feindes erforderte, zumal ein Blücher es war, welcher sie anführte.

Verweilen wir daher einen Moment bei dem greisen Helden, dem es beschieden war, unter allen Gegnern Napoleons als den einzigen an militärischem Talente sich ihm durchaus ebenbürtigen durch die That zu erweisen.

Gebhard Leberecht von Blücher, zu Rostock am 16. Dezember 1742 geboren, war der jüngste Sohn eines ehemaligen hessen-kasselschen Rittmeisters. Des Hauses Mittel waren äußerst schmal, sodaß die neun Kinder ohne jegliche Verwöhnung aufwuchsen. Der Vater beschränkte seine Erziehung auf strengste Gewöhnung an Ehrenhaftigkeit und militärische Ordnung; aber die fromme Mutter, eine geborene von Zülow, pflanzte in den Knaben jene Liebe zu Gottes Wort, die auch das Herz des Greises noch in den Nöten und Gefahren des Lebens erfrischt und gestärkt hat. In der Rostocker Stadtschule lernte er sein „Bißchen Latein"; aber die Geheimnisse der hochdeutschen Sprechweise und Rechtschreibung wollten sich ihm nicht recht erschließen, da in Elternhaus und Schule gewöhnlich plattdeutsch gesprochen wurde. Der Unterschied von mir und mich blieb ihm sein Lebtage gleichgültig. Und doch war der Knabe ungewöhnlich begabt: er besaß eindringende Verstandesschärfe, klare Auffassung, ein starkes Gedächtnis und große Gewandtheit und Kraft des Ausdruckes. Im Verkehr mit den Schulkameraden trat diese natürliche Beredsamkeit, durch die er sie nach seinem Willen lenkte, nicht selten zutage.

Vierzehnjährig schloß er die Zeit seiner Schulbildung ab. Anderthalb Jahre verlebte er jetzt in fröhlicher Ungebundenheit bei seinem Schwager, dem Kammerjunker von Krackwitz, auf der damals schwedischen Insel Rügen und trat dann, noch nicht 16 Jahre alt, als Junker in das schwedische Husaren-Regiment Graf Sparre ein. Als solcher kämpfte er während des Siebenjährigen Krieges gegen Preußen. Da begegnete es ihm in dem Gefecht bei Neumühl in Pommern am 29. August 1759, daß mehrere Husaren von dem Freicorps des Obersten von Belling ihn umringten; sein Pferd wurde verwundet, bäumte sich auf und warf seinen Reiter ab. Ein Bellingscher Husar packte den schmächtigen schwedischen Kornett, warf ihn vor sich über den Sattel und führte ihn als seinen Gefangenen fort.

So geriet Blücher in preußische Kriegsgefangenschaft. Indes der Oberst Belling, zudem sein Verwandter, fand Wohlgefallen an dem kecken Junker: er veranlaßte, daß Blücher nach angemessener Regelung seiner Verhältnisse den schwedischen Dienst aufgab und bei den Bellingschen Husaren, die auf ihrem hohen Filzhute die Devise „Vincere aut mori" trugen, als Kornett eintrat. Damit war nun Blücher freilich der Gegner seines Heimatlandes geworden; denn Mecklenburg stand zu den Widersachern Friedrichs des Großen. Bald wußte Belling, ein ausgezeichneter Soldat, das offene, ungestüme Gemüt des Jünglings zu gewinnen und zu zügeln: ihm verdankt Blücher für seine militärische Ausbildung wohl das meiste. 1760 wurde der Kornett Sekondeleutnant und anderthalb Jahre später Premierleutnant.

Im April 1762 fanden die Kämpfe mit Schweden ihren Abschluß. Die Bellingschen Husaren wurden der Armee des Prinzen Heinrich in Sachsen zugeteilt. Mehrfach fand hier Blücher Gelegenheit sich vorzuthun; aber in der Schlacht bei Freiberg erhielt er durch einen Granatsplitter eine so schwere Verwundung am Fuße, daß die Heilung fast bis zum Friedensschlusse in Leipzig ihn festhielt.

Nach dem Hubertusburger Frieden wurden die Bellingschen Husaren in ein Linienregiment umgestaltet; sie erhielten dabei 1764 statt ihrer schwarzen eine rote Uniform. Ihre Garnison wurde Stolp in Pommern. Sieben Jahre eintönigen Garnisonlebens verbrachte Blücher hier und später in Bütow. Dann führten ihn die polnischen Wirren wieder ins Feld. In dem Gefecht bei Schneidemühl bot sich ihm Gelegenheit besonderen Ruhm zu ernten; sogar der König erklärte ihn bei der nächsten Revue für einen tüchtigen Offizier und ernannte ihn 1771 zum Stabsrittmeister. Gleichwohl wurde Blücher beim Aufrücken zum Major überschlagen. Tief verletzt forderte er mit Ungestüm seinen Abschied. Er erhielt ihn Ende 1772

durch den schlichten Bescheid des Generals Lollhöfel, „daß Se. königl. Majestät ihn seiner Dienste entlassen" habe.*)

Ein anderes Leben begann jetzt für Blücher: aus dem schneidigen Husaren wurde ein wackerer Landmann. Er verheiratete sich mit Karoline von Mehling und übernahm zunächst von seinem Schwiegervater eine Pachtung. Sein rühriges Schaffen hatte Erfolg: bald gelangte er zu eigenem Besitz; er kaufte das Gut Groß-Raddow in Hinterpommern. Mit aller Treue und gutem Ertrage bewirtschaftete er sein Gut; daneben beschäftigte er sich aus Standesinteresse mit der Hebung des ritterschaftlichen Kredits, sodaß die Stargarder Landschaft ihm das Amt eines Deputierten bei der Landschaftsdirektion übertrug. So gewann er eine gewisse Vielseitigkeit und Einsicht in Verwaltungsverhältnisse, die ihm später trefflich zu statten gekommen ist; es war die Zeit, in welcher seine Anschauungen und Neigungen bestimmte Färbung und Festigkeit erhielten. Aber im Kriegswesen erkannte er sein Element; mit brennendem Verlangen trachtete er danach, wieder Soldat zu werden. Immer wieder wandte er sich an den König und bat um Wiederaufnahme in das Heer. Allein der alte Fritz schrieb kurz auf die Eingaben: „Ist nichts!" oder gab auch gar keine Antwort. Doch überwies er, um dem ehemals so trotzigen Stabsrittmeister seine gute Meinung auszudrücken, ihm 9550 Thaler zur Besserung seiner Güter zu dem Zinsfuße von einem Prozent.

Erst König Friedrich Wilhelm II. erfüllte die unablässig wiederholte Bitte: Blücher wurde 1787 als Major in das vordem Bellingsche, jetzt Schulenburgsche Husarenregiment wieder eingestellt. Als solcher machte er sofort den kurzen Feldzug in Holland mit. 1788 wurde er Oberstleutnant, 1790 Oberst. Da traf ihn ein schwerer Schlag: er verlor 1791 seine von ihm auf das innigste geliebte Frau.

Der Krieg gegen Frankreich brach aus; auch Blücher zog mit seinen roten Husaren an den Rhein. Mit dem Kommando über die preußischen Vorposten betraut, wußte er, wenn er auch an den großen Schlachten nicht teilnahm, doch mit Kühnheit und Geschick manchen Handstreich auszuführen. Neben dem Erbprinzen von Hohenlohe und dem Generalmajor von Rüchel nannte man ihn bald unter den kriegstüchtigsten Offizieren. Sein Ehrentag war der 28. Mai 1794, an dem er die 6000 Mann starke Kolonne des Generals Desaix mit seinem Vorpostencorps bei Kirrweiler in die Flucht schlug. Vierzehn Tage darauf wurde er zum Generalmajor und Chef seines Husarenregimentes ernannt, das während der Rheinkampagne

*) Die oft angeführte Kabinettsordre, daß „der Stabsrittmeister von Blücher sich zum Teufel scheren könne", ist erdichtet.

elf Kanonen und fünf Fahnen erobert und 3327 Gefangene gemacht hatte, ohne selbst einen einzigen Offizier zu verlieren. Blüchers Name war in aller Munde.

Nach dem Frieden fiel es ihm zu, den nördlichsten Teil der Demarkationslinie zu beobachten. Er nahm sein Hauptquartier in Emden, wo er nicht müde wurde, seine Truppen einzuüben und zu rechter Zucht zu gewöhnen, bis es „wieder losginge“. Hier schloß er seine zweite glückliche Ehe mit der 31 Jahre jüngeren Amalie von Colomb; hier schrieb er auch in schlichter Einfachheit und größter Bescheidenheit und mit der strengsten Wahrhaftigkeit sein „Kampagne-Journal der Jahre 1793 und 1794“. Der König aber lohnte seine großen Verdienste dadurch, daß er ihm das Gut Duninow bei Kowno mit fünf Nebengütern schenkte. Einige Jahre später verkaufte Blücher diese „Gratialgüter“ für 140 000 Thaler. Auch sonst liebte er es, öfter seinen Besitz zu wechseln: ein Spielen um hohen Einsatz, wie er denn gern die Eintönigkeit des Garnisonlebens durch die Aufregung hohen Spieles sich belebte.

Nachdem er 1801 Generalleutnant geworden, ward ihm die unerfreuliche Aufgabe, die nach dem Luneviller Frieden von Preußen in Anspruch genommenen Teile des Bistums Münster militärisch zu besetzen. Er entledigte sich des Auftrages mit solchem Geschicke, daß nicht gar lange danach das Domkapitel und die Stände des Bistums von dem Könige sich Blücher zum Gouverneur erbaten.

Die Gewährung dieser Bitte brachte Blücher nach Münster. Hier wohnte er mit dem Freiherrn vom Stein, der Präsident von Westfalen war, in einem Hause, und bald verband die Wackeren eine enge Freundschaft. Als Stein 1804 Minister wurde, erbat sich Blücher von dem Könige zum Präsidenten und Hausgenossen den „kleinen Kammerpräsidenten Vincke in Ostfriesland“, den er wohl kannte als einen „Menschen mit einem kleinen Körper, aber einem brauchbaren Geist und von großer Autorität“. Der König erfüllte ihm gern diesen Wunsch. Denn in Berlin war Blücher sehr wohl gelitten. Der König schätzte ihn seit den Rheinfeldzügen außerordentlich, und die Königin Luise erkannte in ihm den heldenmütigen Sinn, sie fand Wohlgefallen an dem lebensfrischen, munteren General, der trotz seines ergrauenden Haares auf den Hofbällen wie ein Leutnant tanzte.

Mit wahrhafter Verehrung aber standen seine Soldaten zu Blücher. Die mannhaft-stattliche Gestalt imponierte; die hohe Stirn, der schwermütige, aber in der Erregung aufflammende Blick verriet den bedeutenden Mann; seine Ungezwungenheit, seine Gerechtigkeit und seine Milde gewannen ihm die Herzen; seine hohe militärische Begabung, seine Heldenkühnheit,

seine Vaterlandsliebe, seine seltene Charakterfestigkeit und Lebensklugheit befähigten ihn zu dem höchsten.

Von Münster nun hatte ihn der Ausbruch des Krieges nach Thüringen auf den Kriegsschauplatz gerufen.

Jetzt, wo er am Müritzsee stand, blieb auch, trotz der Vereinigung mit Winning, Blüchers Lage sehr gefährlich. Denn seine Truppen waren erschöpft, abgerissen und nur teilweise mit ausreichender Munition versehen, während das Corps von Bernadotte und dann auch das von Soult sich ihm an die Fersen hefteten. Indessen Oberst York, der gestrenge, eisenfeste Führer der Nachhut, gab den Franzosen am 1. November bei Nossentin eine so derbe Lektion, daß sie einstweilen von Angriffen Abstand nahmen. So schnell es nur der Zustand seiner Truppen erlaubte, zog nun Blücher durch Mecklenburg, um die Elbe zu erreichen, bevor der Feind ihm den Weg dorthin verlegen könnte. Jedoch am 3. November warf sich Bernadotte wieder mit Übermacht auf Blüchers Nachhut; zwar die altberühmten Zietenschen Husaren warfen im Verein mit einem Dragoner-Regiment bei Kriwitz die französische Reiterei wacker zurück, nahmen deren Führer, den Oberst Gerard, gefangen und waren nahe daran, dem Marschall selbst das gleiche Schicksal zu bereiten; allein am Abend gestaltete sich das Gefecht sehr ungünstig. Denn da die Truppen bei ihrer unzureichenden Bekleidung in den kalten Herbstnächten nicht biwakieren konnten, so mußte in die weit zerstreuten Nachtquartiere schon zeitig abmarschiert werden. Dadurch verlor die Nachhut ihren Rückhalt und mußte das Dorf Fähre den Feinden überlassen, deren Hauptquartier bis auf eine halbe Stunde dadurch an dasjenige Blüchers heranrückte. Unter diesen Umständen verzweifelte Blücher daran, noch über die Elbe zu gelangen; schienen doch auch auf der rechten Elbseite die beiden Hauptstädte ihm reiche Hülfsmittel zu bieten. Die Rücksicht auf die Erschöpfung seiner Truppen, scheint es, bestimmte ihn Lübeck, die nähere der beiden, zum Ziele zu wählen. So schwenkte denn am 4. das Corps nordwärts um den Schweriner See herum. Der gesamten Bagage gab Scharnhorst absichtlich*) die falsche Richtung auf Wismar. „Der Teufel mag sie holen“, sagte er zu Hauptmann Müffling, „nun sind wir sie los!“ Am Nachmittage des nächsten Tages war Lübeck erreicht.

Die altberühmte Hansestadt war zwar keine Festung mehr, aber die Stadtmauern standen noch, und die Trave breitete sich unterhalb der Stadt so aus, daß sie mit geringen Kräften verteidigt werden konnte. Auch stromaufwärts war die Verteidigungslinie nicht allzulang, da schon in 7 km Entfernung die dänische Grenze lag, welche General Ewald deckte. Endlich

*) v. Höpfner, der Krieg von 1806 und 1807, IV, 751.

boten die einzigen Zugänge zu der Stadt drei Dämme, welche durch das Burgthor im Norden, das Hörterthor im Osten und das Mühlenthor im Süden gesperrt wurde.

Lübeck war neutral. Als daher Blüchers Husaren am Stadthor anlangten, fanden sie es verschlossen. Indes ohne Umstände hieben sie es ein. Blücher selbst erschien vor dem versammelten Senate, sprach sein Bedauern aus, die Stadt auf einige Tage berühren zu müssen, erbat sich aber Geld, Lebensmittel und Schuhe für seine Leute. Der Bürgermeister Plessing betonte zwar in seiner Antwort die Neutralität der Stadt, erklärte jedoch, daß man der Übermacht weiche; und der Senat sandte eine Bewillkommnungsdeputation gleich darauf in Blüchers Hauptquartier im „Goldnen Engel" und lieferte ihm nach Kräften, was er verlangte.

Der Einmarsch der Truppen dauerte die ganze Nacht. Unverzüglich aber machten sich die Preußen daran, die Stadt in Verteidigungszustand zu setzen. Und als am nächsten Morgen Blücher mit Scharnhorst die Runde machten, gewannen sie die Ermutigung, wenigstens eine Zeitlang sich halten zu können, wenn auch gegen das Burgthor Bernadotte heranzog und von Ratzeburg her Soult und Murat nahten.

Allein schon um Mittag drangen die Franzosen in die Stadt ein. Der Herzog Wilhelm von Braunschweig, der Sohn des bei Auerstädt schwer verwundeten Feldmarschalls, hatte am Burgthore, dessen Obhut ihm anvertraut war, die Anordnungen Scharnhorsts nicht bloß sehr mangelhaft und ungeschickt ausgeführt, sondern auch den bedrohten Posten vorzeitig verlassen. So war das Thor verloren gegangen, und Bernadottes Soldaten ergossen sich jetzt in die Stadt hinein. Als man im Goldenen Engel die Schüsse hörte, warf sich Blücher sofort, Böses ahnend, aufs Pferd. Scharnhorst aber, der nur seinen Hut holen wollte, wurde gefangen, da die Franzosen schon in den Hausflur des Gasthofes eingedrungen waren. Zwar raffte Blücher sofort alle Truppen, deren er habhaft werden konnte, zusammen und warf sich den Franzosen entgegen; er kam auch bis vor den Engel, aber am Hausthore warfen ihn die Franzosen wieder zurück. Jetzt wurde auch die Besatzung der andern Thore, von außen und innen zugleich angegriffen, überwältigt, und um 4 Uhr nachmittags war der Feind Herr der Stadt. Auch York war im Straßenkampfe schwer verwundet worden.

Blücher wurde gezwungen, sich durch das Holstenthor aus der Stadt zurückzuziehen. Im Pfarrhause des nahen Dorfes Ratkau nahm er sein Hauptquartier. Von seinen 16 Bataillonen hatte er nur vier, von seinen 52 Kanonen nur zwei aus der Stadt gerettet. Dennoch gab er den Gedanken an Kampf nicht auf; gestützt auf das befestigte Travemünde, wollte er mit seiner Reiterei sich schlagen, so lange er es vermöchte, und dann mit dem

Fußvolke den Ort verteidigen, bis der letzte Schuß verschossen wäre. Allein gegen Mitternacht erschien der Herzog von Braunschweig mit der Kunde bei ihm, daß Travemünde gefallen wäre. Da sieht der greise Held keinen Ausweg mehr; seine waffenfähigen Soldaten sind bis auf 7500 Mann zusammengeschmolzen, aufs äußerste erschöpft, ohne Brot, ohne Munition. Dennoch verwirft er die Kapitulation, welche Bernadotte durch einen Adjutanten, den der Herzog einführt, anbieten läßt. Er will zu Unterhandlungen den Tag abwarten. Schon am frühen Morgen des 7. November läßt Bernadotte durch zwei abgesandte Generale sein Anerbieten wiederholen. Jetzt bleibt Blücher, der noch ganz heiser von dem lauten Schreien am gestrigen Tage ist und von Fieberschauern geschüttelt wird, nichts übrig als zur Kapitulation sich zu verstehen. Bernadotte bietet die ehrenvollsten Bedingungen. So unterzeichnet denn Blücher die Übereinkunft, indem er seiner Unterschrift die Worte beifügt: „Ich kapituliere, weil ich kein Brot und keine Munition habe“. Mit fliegender Fahne zieht das preußische Corps an den französischen Regimentern vorüber; dann liefert es die Waffen ab und begiebt sich in Kriegsgefangenschaft. Nur Blüchers „Rote“ zerbrechen lieber ihre Säbel, als daß sie dem Feinde sie abliefern.

Gelungen war es dem Heldenkühnen, drei ganze französische Armeecorps auf längere Zeit von der Oder fern zu halten. Aber größer war, daß er gezeigt hatte, was preußische Soldaten unter rechter Führung vermöchten, daß die preußische Armee Kräfte des Widerstandes, Elemente der Wiedergeburt besaß, die nur des Weckrufes bedurften, um Großes zu vollbringen. Blücher hat die Preußen gelehrt, an sich nicht zu verzweifeln; und Scharnhorst, am folgenden Tage gegen Oberst Gerard ausgewechselt, schrieb: „Ich habe gesehen, daß man mit Mut und Willenskraft alles überwindet.“

Kaum geschlossen, war die Kapitulation Blücher schon wieder leid. Denn die Nachricht vom Falle Travemündes erwies sich als unrichtig. Aber auch so mußte die Untersuchungs-Kommission, welche auf Befehl des Königs 1808 die geschlossenen Kapitulationen zu prüfen hatte, entscheiden, daß diese Kapitulation von Ratkau „zu den seltenen gehöre, die sich rechtfertigen.“

Vier Monate mußte Blücher in Hamburg warten, bis seine Auswechselung gegen den General Victor erfolgte. Wie erschreckte damals der gefangene Löwe den französischen Civilkommissar Bourrienne durch den Freimut, mit dem er seiner sicheren Erwartung eines baldigen Umschwunges der europäischen Angelegenheiten durch den Sturz Napoleons zu ihm Worte gab! Und wie begeisterte er am 10. März 1807 die bei dem preußischen Gesandten von Grota in Altona versammelten patriotischen Freunde, als

er mit dem Glase in der Hand sich erhob — es war der Geburtstag der Königin Luise — und auf die Herrlichkeit hinwies, mit der Preußen aus dieser kurzen Zeit der Prüfung und des Ungemachs hervorgehen würde!

Endlich am 16. März erhielt der grimme Franzosenhasser die Mitteilung von seiner Auswechselung. Jetzt durfte er das gastliche Hamburg mit seinen „Östern“ (Austern), die er spät abends dort im Keller von Burmester zu essen pflegte, verlassen. Mit begeisterten Huldigungen empfingen ihn die Preußen, sobald er in Lenzen preußischen Boden betrat; denn zu seinem Könige zog es ihn, der jetzt fern im Osten seines Reiches weilte. In helle Flammen lohte die Begeisterung dann in Stendal und Kyritz auf, sodaß der französische Gouverneur von Berlin, General Clarke, ihn bitten ließ, auf seiner Reise die Hauptstadt nicht zu berühren. Denn die Franzosen glaubten dort von dem Erscheinen des greisen Helden einen Auflauf, vielleicht den Ausbruch einer Volkserhebung besorgen zu müssen. So ging denn die Fahrt über Werneuchen, Frankfurt und Thorn nach Rosenberg ins französische Hauptquartier, wo die Auswechselung geschehen sollte. Napoleon wohnte in dem nahen Städtchen Finkenstein. Dorthin lud er am 22. April den gefeierten General ein, um ihn persönlich kennen zu lernen. Denkwürdiges Zusammentreffen: Napoleon stand vor seinem dereinstigen Überwinder!

Die Unterredung der beiden großen Feldherren dauerte eine Stunde; niemand war dabei zugegen. Die Verständigung war nicht ganz leicht; denn Blücher verstand wohl einigermaßen Französisch, sprach es aber nicht. Doch bemühte sich der Kaiser auf alle Weise, ihn zu verstehen und sich ihm verständlich zu machen. Mit großer Vertraulichkeit und Verbindlichkeit sprach sich Napoleon aus, faßte Blücher mehrfach — wie er pflegte, wenn er eifrig wurde — an den Rockknopf, reichte ihm zweimal die Hand, drückte ihm seine Freude aus, den bravsten preußischen General kennen zu lernen, und betonte nachdrücklich seinen Wunsch, mit dem Könige von Preußen Frieden zu schließen. Das verfehlte doch des Eindruckes auf den Alten nicht. „Er ist ein verfluchter Kerl“, erzählte er nachher, „so charmant, daß ich gar nicht an einen Haß gegen ihn dachte. Doch“, setzte er lächelnd hinzu „der verfluchte Fuchs fängt mich nicht!“ Den Auftrag des Kaisers, den König von Preußen zum Frieden zu stimmen, war er weit entfernt auszurichten.

In Bartenstein traf Blücher am 27. April die verbündeten Fürsten. König Friedrich Wilhelm empfing ihn mit wahrer Herzlichkeit. Er umarmte und küßte ihn wiederholt: „Ich werde Ihre Dienste nie vergessen!“ sagte er bewegt und verlieh ihm den schwarzen Adlerorden. Dann führte er ihn zum Kaiser von Rußland. Mit hinreißenden Worten entwarf diesem

Blücher seinen Plan, bei dem Zustande, in welchem er die französische Armee gesehen hätte, den Krieg sofort mit allem Nachdruck wieder aufzunehmen und den Franzosen im Rücken die Erhebung des Volkes zu entfachen. Alexander wurde ganz dafür eingenommen: Blücher, meinte er, sollte sich darüber mit Bennigsen verständigen. Aber der russische Oberfeldherr war für kühne Entschließungen unempfänglich; ohne Teilnahme, die Hand in die Weste gesteckt, hörte er Blücher zu und verriet seinen Wunsch, Preußen, „dies elende Land", zu verlassen. Da stand der kühne Kämpe mit zornfunkelnden Augen auf. „So? Also auf die Manier wollt ihr den Krieg führen?" warf er verächtlich dem Russen hin. Mit einer Handbewegung forderte er seine Begleiter zum Weggehen auf: „Hier ist alles verloren", sagte er laut, „wir sind verraten und verkooft!" und verließ in unwilliger Erregung das Zimmer.

Und doch stand damals Preußens Hoffnung allein noch auf Rußland. Denn die fassungslose Bestürzung, welche nach dem Unglückstage von Jena in den militärischen Kreisen Preußens um sich gegriffen, hatte die traurigsten Früchte gezeitigt: die festen Plätze des Königreichs, welche die Ausgangspunkte eines neuen Widerstandes hätten werden sollen, waren fast ohne Schwertstreich in die Hand des Feindes gefallen.

Unter dem Eindrucke der Kapitulation Hohenlohes überlieferte der einundachtzigjährige General von Romberg, sobald sich nur die Franzosen zeigten, ihnen am 29. Oktober die starke Festung Stettin. Es waren Reiter von der leichten Kavallerie Murats, welche den altersschwachen Gouverneur so erschreckten, daß er mit seinen 120 Kanonen und seiner 6000 Mann starken Besatzung keinen Widerstand zu leisten wagte.

Schon vier Tage zuvor waren die Franzosen, ohne Widerstand zu finden, bevor noch die Kapitulation unterzeichnet war, in Spandau eingedrungen. Zwar waren die Verteidigungsgeschütze erst am 19. Oktober, die dazu gehörige Munition gar nicht eingetroffen; aber der Kommandant Major von Beneckendorf hatte sich in die Citadelle zurückgezogen, von der er — wie er dem Könige schrieb — nur die Trümmer dem Feinde überlassen werde. Allein ehe noch ein Schuß gefallen war, ergab er sich, da durch ein Bombardement „dem königlichen Interesse Schaden zugefügt" werden würde.

Am 1. November überlieferte Oberst Graf Ingersleben das fast uneinnehmbare Küstrin den Franzosen, die nicht einmal Schiffe hatten, um über die Oder zu kommen. Die Garnison machte ihrem Unmute darüber in so drohender Weise Luft, daß der Kommandant vor seinen eignen Leuten sich flüchten mußte. Durch den Verlust von Stettin und Küstrin war jetzt die Oderlinie unhaltbar geworden und alles Land bis zur Weichsel den

Feinden preisgegeben. Nur hinter der Weichsel war jetzt noch die Neuorganisierung des Widerstandes möglich.

Am 8. November kapitulierte auch Preußens Hauptfestung, das starke Magdeburg. Mit 24118 Mann Besatzung, 6563 Pferden und 600 Geschützen wagte trotz reichlicher Vorräte an Munition und Proviant der dreiundsiebzigjährige Gouverneur Graf Kleist keinen längeren Widerstand gegen Ney. Und doch war dessen Corps kaum halb so stark und nicht im geringsten mit dem nötigen Material zur Belagerung einer so großen Festung versehen.

In Hameln verlangte die Besatzung, daß man sich verteidige. Allein der fünfundsiebzigjährige General von Schöler überlieferte die Festung am 19. November heimlich den Franzosen. Da brach in den Truppen die Wut der Verzweiflung aus: sie setzten den eindringenden Franzosen Widerstand entgegen, aber sie wurden überwältigt. Manche schossen in sinnlosem Zorn ihre Kugeln dem Kommandanten in die Fenster; andre zerschmetterten ihre Gewehre auf dem Straßenpflaster und zogen in hellen Haufen von dannen, sodaß von der 9000 Mann starken Besatzung nur einige hundert in Kriegsgefangenschaft gerieten. Zwei Brüder aber, Warnawa mit Namen, von der Kompanie des Hauptmanns Britzke, Soldatensöhne, setzten sich gegenseitig das Gewehr auf die Brust und erschossen sich, um die Schmach der Kapitulation nicht zu überleben.

Am 25. November übergab General Graf Strachwitz Nienburg, die andre Weserfestung, mit 3000 Mann Besatzung. Dann folgten nach kurzer schwacher Gegenwehr im Winter die schlesischen Festungen. Glogau am 2. Dezember, Breslau am 5. Januar 1807, Brieg am 12. Januar. Auch das sehr feste Schweidnitz übergab nach nur dreitägiger Beschießung der Oberstleutnant von Haacke am 16. Februar mit 249 Kanonen und großen Vorräten.

Infolge der späteren Prüfung dieser Kapitulationen wurden 1808 die Kommandanten wegen bewiesener Feigheit zum Tode verurteilt. Der König indes verwandelte bis auf eines die Todesurteile in lebenslängliche Festungshaft. Denn, wenn man genauer abwägen will, so war es nicht sowohl persönliche Feigheit, was das Verhalten dieser Festungskommandanten bestimmte, als dieses vielmehr ein Symptom der Erkrankung gewisser innerer Zustände Preußens. Sie waren Edelleute von gutem Namen, ihrem Könige bisher treu ergeben, in Ehren grau geworden. In ihrer Jugend waren sie tüchtig auf den Dienst dressiert worden; dann hatten sie andre dressiert, hatten scharf zugesehen, daß die Knöpfe blank und die Zöpfe von der rechten Länge waren; über das geistlose Einerlei des Dienstes reichte ihr geistiger Horizont nicht hinaus. Freilich waren sie alt, aber doch meist noch nicht so alt, daß

sie stumpf gewesen wären. Aber gewöhnt, in dem Gefühle eines Sonderstandes sich abzuschließen, wußten sie nichts von Staat und Volk: für sie gab es nur König und Armee. Jetzt aber war die Armee zerschlagen und der König weilte an der fernsten Grenze seines Reiches; so überkam sie das Gefühl völliger Vereinsamung, die trostlose Ansicht, daß nichts mehr vorhanden wäre, wofür sie sich zu schlagen hätten. Damit verloren sie allen inneren Halt und sanken jäh zu jener Niedrigkeit der Gesinnung hinab, deren Verächtlichkeit sie nicht einmal selbst zu empfinden schienen.

Um so heller aber leuchtet darum der Ruhm derjenigen, welche, in den gleichen Anschauungen großgezogen, doch in der Stunde der Not vor sittlichem Bankrott sich bewahrten. General Steensen hielt Neiße monatelang: er kapitulierte erst am 16. Juni. Noch ruhmvoller verteidigte Oberst von Neumann Kosel; erst nach seinem Tode ergab sich die Festung an dem gleichen Tage wie Neiße. Graf Kalckreuth hielt Danzig bis zum 26. Mai. Glücklicher als diese Wackeren war Graf Götzen in Glatz, der mit Hülfe der Freischaren, die er in den benachbarten Bergen ins Leben rief, sich bis zum Friedensschluß behauptete. Auch dem greisen General de l'Homme de Courbière in Graudenz gelang dies, der auf die Kunde, die so manchem die Fassung raubte, daß es keinen König von Preußen mehr gäbe, wie man erzählte,*) ruhig erwiderte: „So bin ich König von Graudenz!“ Freilich, daß es dann immer noch ein Preußen gab, kam dem alten braven Holländer nicht in den Sinn. Auch die kleine Felsenfeste Silberberg blieb unbezwungen. Ruhm aber über alle hat das kleine Kolberg errungen, wo es die Bürgerschaft war, welche den Kapitulationsgelüsten des kleinmütigen Kommandanten Oberst von Lucadou mit erfolgreichem Nachdruck sich widersetzte.

Noch während des Auerstädter Kampfes hatte König Friedrich Wilhelm von Napoleon einen Brief erhalten, der von freundschaftlichen Ergüssen über die Segnungen des Friedens überfloß. Er beantwortete das Schreiben von Sömmerda aus, indem er, einen Waffenstillstand vorschlagend, um Angabe der Bedingungen bat, unter welchen der Kaiser „alles das der Vergessenheit anheim geben wolle, wodurch das Mißverständnis zwischen ihnen herbeigeführt worden sei.“ Indes Napoleon lehnte den Waffenstillstand ab, zu Friedensverhandlungen würde er jedoch in Berlin bereit sein. Bevor nun dem Könige diese Antwort zuging, sandte er von Magdeburg aus, obgleich die Verfolgung der Franzosen ihm zeigte, daß der Waffenstillstand nicht angenommen war, den Marchese Luchesini an Napoleon, um Friedensverhandlungen mit ihm einzuleiten. Er selbst begab sich nach Küstrin, wo er mit der tief gebeugten, aber unverzagten Königin zusammentraf, und setzte

*) Historisch nachzuweisen ist indessen das bekannte Wort nicht.

dann mit ihr zusammen seine Reise nach Ostpreußen fort; denn von hier aus galt es, den neuen Widerstand gegen den siegreichen Feind zu organisieren.

Alles Land bis an die Elbe und bald auch bis an die Oder war unterdessen dem rücksichtslosen Sieger preisgegeben. Überall herrschte die Gewalt der Bajonette, gewaltthätige Requisition und Verachtung aller göttlichen und menschlichen Rechte. Die Bevölkerungen, ausgesogen und gemißhandelt, seufzten schwer unter dem Druck, der ihnen das Mark auspreßte. Jetzt lernte auch Preußen und mit ihm Norddeutschland die Franzosen als Sieger kennen! 159 Millionen Francs wurden an Kontributionen ausgeschrieben. In Leipzig wurden alle englischen Waren aufgespürt und konfisziert; in Halle wurde die Universität geschlossen und die Studenten auf der Stelle aus der Stadt gejagt, weil sie mit burschikoser Ungeniertheit sich herzugedrängt hatten, um den einreitenden Sieger sich anzusehen.

Am 25. Oktober war Napoleon in Potsdam; er besuchte die Gruft Friedrichs des Großen. In Sanssouci nahm er den Degen*) des großen Königs, seinen Ordensstern und seine Schärpe weg und sandte sie nebst den Fahnen, welche die preußische Garde im Siebenjährigen Kriege geführt hatte, als Trophäen dem Invalidenhause in Paris. Hier in der Havelresidenz erschien eine Deputation des Berliner Magistrats vor dem Sieger, um ihm die Schlüssel der Hauptstadt darzubieten. „Sie haben den Krieg gewollt“, herrschte er ungnädig die Erschrockenen an, „Sie haben ihn jetzt.“ Die Magistratsherren schoben die Schuld auf die Offiziere und den Zaren, und Napoleon ließ sich die unmännliche Entschuldigung gefallen.

Am Nachmittage des 27. Oktober hielt Napoleon auf einem andalusischen Schimmel unter den Klängen der Marseillaise durch das Brandenburger Thor seinen Einzug in Berlin, Mamelucken voran und am Schlusse des glänzenden Zuges die französischen Gardereiter. Dann wurden unter dröhnenden Trommelwirbeln die eroberten Fahnen feierlich einhergetragen, denen später in beschimpfender Schaustellung die Linden hinab das ehemals so glänzende Regiment der Gendarmen folgte, entwaffnet, abgerissen, bleich, wie eine Herde von bewaffneten Franzosen eskortiert.

Der Gouverneur von Berlin, Graf Schulenburg-Kehnert, hatte sich begnügt das Unglück, welches den preußischen Staat betroffen, den Bürgern durch rote Zettel an den Straßenecken anzuzeigen; „Der König hat eine Bataille verloren; die erste Bürgerpflicht ist Ruhe. Ich bitte darum.“ Dann hatte er seinen Schwiegersohn, den Grafen Hatzfeld, zum Civilgouverneur ernannt und selbst die Stadt verlassen. So fielen all' die reichen

*) Man gab ihm einen der Paradedegen Friedrichs, nicht den Leibdegen des Königs mit der bekannten geflickten Scheide.

Vorräte an Kriegsmaterial und Plänen dem Sieger in die Hände. Nicht einmal die Kanonen aus dem Zeughause waren gerettet. Als Siegestrophäe ließ Napoleon das Viergespann der Victoria, Schadows herrliches Werk, von dem Brandenburger Thore herunter nehmen und nach Paris senden, wo es dann, in Kisten verpackt, in einem Schuppen verschwand, bis die Preußen es sich wieder holten. Nur eine eiserne Haltstange blieb hochaufgerichtet auf dem Thore stehen, für die Berliner — wie Friedrich August Wolf meinte — fortwährend ein Stachel.

Und fürwahr, sie schienen dessen zu bedürfen. Man möchte fast meinen, daß der starke Zusatz gallischen Blutes in den Berlinern jetzt sich regte. Zwar die Stimmung der Bürgerschaft war bei dem Einzuge der Franzosen eine gedrückte gewesen, aber die höheren Stände zeigten vielfach zustimmende Haltung. Eine gewisse Genugthuung gab sich kund, daß dem Übermute der Junker jetzt ein Ende gemacht sei. Ranzionierte Offiziere, welche nach Berlin kamen, wurden nicht selten mit Schmähungen überhäuft. Wohlhabende junge Leute bildeten sogar ein Freiwilligen-Corps, welches in einer hellgrünen, goldgestickten Uniform den Dienst in den Vorzimmern der französischen Generale versah. Stadt und Land wurde wie eine französische Präfektur verwaltet. Ein „Verwaltungs-Ausschuß" wurde auf das Verlangen der französischen Behörden gewählt, welcher die Verantwortung für die genaue Ausführung der Anordnungen derselben zu tragen und sich eidlich zu verpflichten hatte, „keine Verbindung mit den Feinden des Kaisers unterhalten zu wollen." Graf Hatzfeld teilte dem Fürsten Hohenlohe die Anzahl der in Berlin anwesenden französischen Soldaten mit: er wurde dafür zum Tode verurteilt und nur auf die flehentlichen Bitten seiner Gemahlin, die sich Napoleon zu Füßen warf, begnadigt. Lieferanten für die französischen Truppen fanden sich in Berlin mehr, als man brauchte; verächtliche Denunzianten schlichen im Dunkeln; erbärmliche Kriecherei vor den Siegern zeigte sich offen am Tage. Eine einzige Unterredung machte Johannes von Müller, den Lobredner schweizerischer Freiheit, zu einem begeisterten Verehrer des Franzosenkaisers, sodaß sein alter Freund, Friedrich Gentz, voller Empörung ihm die Freundschaft aufkündigte.

Indes wenige Monate genügten, und die Stadt der aufgeklärten Überbildung war nicht wieder zu erkennen. „Sire" — hatte bei der Vorstellung der Behörden der greise Prediger Erman zu Napoleon gesagt — „ich wäre des Kleides nicht wert, welches ich trage, noch des Königs, welchem ich diene, wenn ich nicht den tiefsten Schmerz empfände, Ew. Majestät an dieser Stelle sehen zu müssen." Das war jetzt nicht mehr eine vereinzelte Empfindung. Denn der Druck der französischen Besatzung vernichtete ohne Akte besonderer Gewaltthätigkeit nicht den Wohlstand nur, sondern fast die

Existenzmöglichkeit. Die meisten Handwerker waren ohne Beschäftigung und darum ohne Verdienst; den Beamten wurden die Gehälter nicht mehr gezahlt; das tiefe Sinken der Staatspapiere verschlang die kleinen Vermögen; die Häuser wurden wertlos, da keine Mieten mehr gezahlt wurden; Geld war nur durch schwerste Opfer aufzutreiben. Auf allen Straßen und Plätzen sah man zerlumpte Kinder und Bettler; im Lustgarten lagerten sie in ganzen Haufen und sammelten sich scharenweis in den Vorhallen und an den Eingängen der Kirchen. Wie ein täglich wiederholter Weckruf wirkte Not und Elend; gleichsam ein Gefühl von Reue kam über die Gemüter. Ein dumpfes Grollen ging durch alle Stände. Das Klagelied um den Prinzen Louis wurde zum Volksliede, das die Leierkasten auf allen Höfen spielten; und am Geburtstage der Königin Luise, als die Schauspieler des Nationaltheaters mit einer weißen Rose auf der Brust auftraten, durchzitterte sofort ein brausendes Hoch auf die „edle weiße Königsrose“ das Haus, und hinter leichten Vorhängen hatte den Franzosen zum Trotz Berlin die Fenster illuminiert. Atemlos lauschte alles auf Nachrichten von dem Kriegsschauplatze in Ostpreußen. Jeden Tag glaubten die französischen Gewalthaber eine Volkserhebung erwarten zu müssen, ein Losbrechen des patriotischen Zornes, der in den Gemütern wogte. Und die Siegesbulletins Napoleons gossen mit ihren nichtswürdigen Schmähungen immer noch Öl in die verhaltene Glut.

Aber, woher auch Nachrichten kamen, sie lauteten alle, eine wie die andre, betrübend. In Hannover waren jetzt die schwarzen Adler eilfertig von den öffentlichen Gebäuden herabgenommen und die Entfernung der altpreußischen Beamten mit einer gewissen schadenfrohen Genugthuung aufgenommen worden. Auch im Bistum Münster hatte man geeilt, die schwarzweißen Schlagbäume umzustürzen. So wenig hatte noch das preußische Regiment in diesen neuen Provinzen sich angewurzelt. Sie wurden wie alles preußische Land bis an die Elbe dem französischen Kaiserreiche vorläufig einverleibt.

Das gleiche Schicksal traf das oranische Fürstentum Fulda. Die Entthronung der braunschweigischen Dynastie sprach Napoleon in dem 24. Bulletin (vom 31. Oktober 1806) aus. „Ich will diese Welfen“, meinte er nachher, „in die Sümpfe Italiens zurückjagen, aus denen sie hervorgegangen sind.“ Der auf den Tod verwundete Herzog hatte von dem Auerstädter Schlachtfelde sich in seine Hauptstadt bringen lassen: jetzt mußte er in der Fremde eine Zuflucht suchen. In Ottensen bei Altona ist er zehn Tage später gestorben.

Es fehlte nicht viel, so hätte auch der wackere Karl August von Sachsen-Weimar sein Land verloren; denn, wie der Herzog von Braun-

schweig stand auch er in preußischen Kriegsdiensten. Allein das ebenso würdige wie entschiedene Auftreten der Herzogin Luise machte Eindruck auf den erzürnten Sieger, und die nahe Verwandtschaft mit dem badischen Fürstenhause gebot Rücksicht. So behielt der Herzog sein Land, den preußischen Dienst aber mußte er verlassen.

Keinerlei Rücksicht dagegen erfuhr der Kurfürst Wilhelm von Hessen-Kassel, welcher in zweideutiger Neutralität „an beiden Ufern hatte fischen wollen." Jetzt kam es ihm heim: von zwei Seiten her rückten die Franzosen in das Kurfürstentum ein und entwaffneten das kurhessische Militär. Der Kurfürst, seines Thrones für verlustig erklärt, flüchtete sich nach Itzehoe, dann nach Prag, bis die Zeiten sich wieder gewandelt hatten. Das 27. Bulletin (vom 7. November) rückte ihm vor, daß er, der früher seine eigenen Unterthanen an England verkauft, der sein Land stets tyrannisiert habe, unwürdig wäre, es länger zu regieren. Dennoch erhob sich hie und da für das angestammte Fürstenhaus das Landvolk; allein der Anführer des einen Haufens, der Feldwebel Schuhmann, wurde gefangen genommen und von den Franzosen in Kassel erschossen, und der des andern, Mensing, bestimmte die Bauern, die ihn zu ihrem Führer gewählt hatten, selbst, die Waffen niederzulegen und friedlich nach Hause zu gehen.

Sicher erschienen diese Maßregeln Napoleons zunächst als Strafe; aber ebenso sehr gebot sie die Vorsicht. Denn hier im Nordwesten Deutschlands wohnte ein ganz anderes Geschlecht von Deutschen, als die lenksamen und gelehrigen Süddeutschen waren. Hier bestand ein eigenartiges, allem Fremden unholdes Volkstum, protestantische Kultur, altständische Verfassungen, fest angewurzelte Fürstenhäuser. Darum griff der Eroberer hier mit viel größerer Schärfe als im Süden ein, um des Landes und Volkes sich zuverlässig zu versichern. Auch die übrigen kleinen Fürsten des Nordens war er willens zu beseitigen, da er nur Vasallen Preußens in ihnen sah. Indes gerade der zähe Widerstand Preußens rettete sie; denn der Krieg im fernen Osten nahm so wenig den Verlauf, welchen er wünschte, daß die Kontingente dieser Fürsten ihm als eine wertvolle Verstärkung erschienen. Daher entschied er in Posen, wo er sich damals befand, daß sie alle um den Preis sofortigen Eintrittes in den Rheinbund ihre Selbständigkeit behalten sollten. So bekam er ihre Mittel an Geld und Mannschaft zur Verfügung für seine Kriegszwecke; doch blieb er ihnen stets ein gestrenger Herr: von Vergrößerung für irgend einen von ihnen war nicht die Rede. Nur die Grafen von Lippe-Bückeburg erlangten damals die Fürstenwürde. In dem Vertrage war kurzweg von den beiden Fürsten von Lippe die Rede: es war ein Irrtum, aber der Irrtum blieb unberichtigt.

Durchaus anders gestaltete Napoleon dagegen das Verhältnis zu

Sachsen. Der Schutz Sachsens hatte ja für ihn den Vorwand zu dem Kriege gegen Preußen hergeben müssen, und der Kurfürst Friedrich August hatte ihm auch schon in Paris anzeigen lassen, daß er nur aus Zwang dem Bündnisse mit Preußen beitrete. Jetzt galt es, aus dem alten Nebenbuhler Brandenburgs ein Gegengewicht gegen dessen überwiegenden Einfluß in Norddeutschland zu machen. Die kriegsgefangenen Sachsen wurden daher sofort in Freiheit gesetzt, das Land zwar zunächst durch Kontributionen und Requisitionen gehörig ausgepreßt, dann aber am 11. Dezember 1806 mit einem Frieden beschenkt, durch den es sofort in den Rheinbund aufgenommen und verpflichtet wurde, 6000 Mann zum Kriege gegen Preußen zu stellen. Der Kurfürst empfing die Königswürde. Vergrößerungen in Polen wurden außerdem für ihn in Aussicht genommen und, um eine Aussöhnung mit Preußen zu verhindern, das preußische Land Kottbus an Sachsen gegeben.

So war Preußen aus Deutschland hinausgewiesen. Wirksame Unterstützung konnte es nur noch von den fremden Mächten, von Rußland und England, erwarten. Und wirklich hatte der König von England in einer Deklaration die Erneuerung des Kampfes gegen Frankreich angekündigt und die Engländer aufgefordert, alle ihre Kräfte zum Kampfe anzustrengen; denn England sei das Bollwerk der Freiheit der Menschheit. Hierdurch auf das heftigste erbittert, schickte Napoleon sich an, England, das seinem Schwerte unerreichbar war, durch eine Gewaltmaßregel unerhörter Art zu treffen: er wollte den englischen Handel vernichten.

Schon in dem 15. Bulletin (vom 23. Oktober) hatte er gedroht, England in „Kontinental-Blockadezustand" zu erklären; am 24. November erließ er wirklich von Berlin aus das Blockade-Dekret gegen England. Durch dasselbe wurden die britischen Inseln in Blockadezustand erklärt: jeder Verkehr mit ihnen, jede Korrespondenz dorthin wurde verboten; alle aus englischen Fabriken oder aus englischen Kolonien kommenden Waren, alles Eigentum englischer Unterthanen sollte konfisziert, kein Fahrzeug, das aus England oder einer englischen Kolonie käme, sollte in einem kontinentalen Hafen zugelassen werden. Natürlich wäre, wenn diese Maßregel wirklich zur Durchführung gekommen wäre, England von einem großen Teile des europäischen Kontinentes abgesperrt worden. Allein sehr bald bekam das System große Lücken; nicht nur, daß Rußland und Portugal den Anschluß an die Kontinentalsperre gegen England ablehnten, sondern auch innerhalb der Machtsphäre Frankreichs entwickelte sich bald ein äußerst schwunghafter Schmuggel mit englischen Waren. Immerhin empfing jedoch der Handel Englands eine sehr empfindliche Schädigung. Die nächste Folge davon war, daß England, durch das Blockade-Dekret aufs äußerste gereizt, sich jetzt um

so mehr Preußen näherte, das, zwar tief gebeugt und weit zurückgedrängt, doch noch nicht niedergeworfen war. Aber wie lange würde Preußen sich noch halten können? Die Streitkräfte, welche ihm geblieben, waren gering, und die versprochene russische Hülfe verzögerte sich von Woche zu Woche.

Es war begreiflich, daß unter diesen Umständen das Verlangen nach Frieden im Hauptquartier des Königs allgemein war; auch Friedrich Wilhelm war bereit, den Frieden, selbst mit großen Opfern, zu erkaufen. Er beauftragte Luchesini, als er ihn von Magdeburg zu Napoleon entsandte, Hannover, Bayreuth und die preußischen Besitzungen links von der Weser mit Ostfriesland als Friedenspreis anzubieten. Allein Napoleon wies dies Anerbieten zurück. König Friedrich Wilhelm entschloß sich zu noch größeren Opfern. Von Küstrin aus sandte er nochmals Luchesini mit dem General von Zastrow an Napoleon und erklärte sich bereit, bis zur Elbe Verzicht zu leisten und zehn Millionen Francs zu zahlen.

Napoleon war im Begriffe in Charlottenburg zu Pferde zu steigen und seinen Einzug in Berlin zu halten, als die preußischen Unterhändler bei ihm anlangten. Er fragte den General, ob die Russen schon die preußische Grenze überschritten hätten, und brach, als dieser es für möglich erklärte, in die raschen Worte aus: „O, wenn die Russen kommen, so marschiere ich gegen sie und will sie schlagen!“ Die beiden Bevollmächtigten erhielten Anweisung, mit dem Großmarschall Duroc zu unterhandeln. Vor wenig Tagen erst hatte sich Napoleon dem Frieden geneigt erklärt, wenn Preußen die Elbgrenze annähme und 100 Millionen Kontribution zahlte. Jetzt genügte das bei weitem nicht mehr; jeder neue Erfolg erhöhte die Begehrlichkeit der Franzosen: sie verlangten jetzt auch die Auslieferung aller Festungen bis zur Weichsel, den Rückmarsch der Preußen bis in den fernsten Nordosten und die Zusicherung, daß der König auch die Russen zum Rückmarsche stimmen wolle. Ganz wehrlos sollte sich Preußen dem Kaiser zu Füßen legen. Luchesini und Zastrow gingen darauf ein und unterschrieben die Konvention, welche unter diesen Bedingungen Preußen überhaupt nicht den Frieden, sondern nur einen Waffenstillstand gewährte. Duroc begleitete sie, als sie sich in das preußische Hauptquartier zurückbegaben, um die Zustimmung des Königs einzuholen.

Am 21. November wurde die Charlottenburger Konvention dem Könige in Osterode vorgelegt. Er sammelte seine Kriegführer und Staatsmänner zur Beratung. Haugwitz sprach sich für den Waffenstillstand aus, und die Mehrzahl der Versammelten stimmte ihm zu. Allein die Minister Graf Voß und Freiherr vom Stein machten geltend, daß der Waffenstillstand keine Bürgschaft eines Friedens gewähre, welcher die Existenz Preußens sicher stelle. Dieser Meinung waren auch die Generale Köckritz und Laurens

und der Kabinettsrat Beyme legte mit Klarheit die großen Bedenken dar, welche der Waffenstillstand in sich schlösse.

Man kann sagen, Preußen stand in diesem Augenblicke an einem Wendepunkte seiner Geschichte: sollte es sich jetzt an Napoleons Gnade dahingeben oder sollte es das Äußerste wagen? König Friedrich Wilhelm war kein Mann der kühnen Entschlüsse; aber ihn bewegte die Empfindung, daß Napoleon es auf die Vernichtung der politischen Stellung Preußens abgesehen habe — und er verwarf den Waffenstillstand und damit die Konvention. Die Zeit der Franzosentümelei war abgethan: enttäuscht verließ Duroc Osterode. „Ew. Majestät“, schrieb Napoleon darauf von Posen an den König, „haben alle Negociationen abgebrochen. Die Zukunft wird entscheiden, ob sie die bessere und wirksamere Partei ergriffen haben.“

So war die Scheide fortgeworfen, und der Krieg entflammte von neuem. König Friedrich Wilhelm verließ Osterode und begab sich nach Pultusk, wo die Russen standen. Er fand bereites Entgegenkommen. Nicht bloß die 70 000 Mann Hülfstruppen, die ihm früher schon zugesagt waren, und die, wenn sie zur rechten Zeit an dem Kampfe teilgenommen hätten, das Mißverhältnis in der Zahl der französischen und preußischen Streitkräfte würden ausgeglichen haben, sollten sich jetzt nach Preußen in Marsch setzen, sondern die doppelte Zahl wurde dem Könige zugesichert und selbst von der Armee, welche gegen die Türken im Felde stand, wurden zwei Divisionen abberufen. Denn Rußland selbst fühlte durch die Bewegungen, welche Napoleon unter den Polen angeregt hatte, sich auf das ernstlichste bedroht. Daher diese Willfährigkeit, nicht bloß ein Hülfscorps zu senden, sondern in Wahrheit den Kampf gegen Napoleon, da die preußische Armee nur noch 25 000 Mann zählte, so gut wie allein auf sich zu nehmen.

Seit den Tagen des Unterganges der Selbständigkeit ihres Vaterlandes hatten die Polen sich gewöhnt, in Frankreich ihren Beschützer zu sehen. Schon in den Heeren der französischen Republik hatten nicht wenig Polen mitgefochten. Auch jetzt stand unter Dombrowski eine polnische Legion in französischem Dienste. Auf Veranlassung Napoleons, der sich selbst vorsichtig zurückhielt, erließ nun der General am 1. November 1806 eine Proklamation an seine Landsleute, in welcher er in hochtönenden Worten sie zum Kampfe für Freiheit und Unabhängigkeit aufrief. Davouts Einmarsch in Posen am 3. November unterstützte den Aufruf. In lodernder Begeisterung ergriffen die Bewohner des preußischen Polen die Waffen, die Warschauer voran, verjagten die preußischen Beamten, überwältigten die wenig zahlreichen Besatzungen von Czenstochau, Kalisch und andern Orten und sandten eine Deputation nach Berlin, um von Napoleon die Wiederherstellung Polens zu erbitten. Der Kaiser ermahnte sie zur Eintracht

und zum Waffendienste, vermied es aber, ihnen etwas Bestimmtes zu versprechen. Dombrowski organisierte die Aufständischen zu kampffähigen Bataillonen; denn aus der Heimat wie aus der Fremde strömten, von stolzen Hoffnungen erhoben, die Polen in Menge ihm zu. So hielt unter dem begeisterten Jubel des polnischen Volkes Napoleon am 27. November seinen Einzug in Posen und am 2. Januar 1807 in Warschau. Er hatte erreicht, was er wollte: ohne daß es ihn einen Schuß gekostet, hatte er von dem preußischen Staate dessen polnische Provinzen abgerissen.

Zwar legte sich die stürmische Begeisterung der Polen gar sehr, als sie sahen, daß durchaus nichts für die Wiederherstellung des polnischen Reiches geschah. Nicht einmal der Name Polen wurde erneuert; nichts als vage Versprechungen empfingen sie, sodaß sich bald ein großer Teil des polnischen Adels, enttäuscht und verstimmt, von dem Franzosenkaiser wieder abwandte. Aber doch war die Bewegung zu bedeutend gewesen, als daß nicht Rußland hätte mit Recht besorgen sollen, sie jeden Tag nach dem russischen Polen hinüberwogen zu sehen.

Das war es vor allem, was die Russen jetzt endlich in Bewegung setzte. Am 15. November waren die ersten russischen Truppen unter General von Bennigsen an der Weichsel angekommen und hatten von Warschau bis Plock Stellung genommen. Was Preußen noch an Truppen in seinen Ostprovinzen hatte aufbringen können, deckte während des die untere Weichsel.

Der Generalleutnant von L'Estocq, der die Preußen führte, Hannoveraner von Geburt, war ein Greis von 70 Jahren, ohne geistige Regsamkeit und Strapazen nicht mehr gewachsen. Sein Ruhm rührte aus dem holländischen Kriege her, in welchem es ihm gelungen war, mit Husaren eine feindliche Fregatte zu erobern. Mit großen Bedenken, nur um ihn nicht zu kränken, hatte der König ihm den Oberbefehl anvertraut. Doch als Assistenten in der Kommandoführung, nicht bloß als General-Quartiermeister hatte er ihm Scharnhorst beigegeben, den er nach der Auswechselung mit wahrer Freude in dem Hauptquartier zu Wehlau am 8. Dezember empfangen hatte. Er sollte, so lautete die Weisung, L'Estocq, der „schon die Schwächen des Alters fühle, auf alle Art unterstützen.„

Jetzt setzte sich auch die zweite russische Armee unter dem Grafen Buxhöwden in Marsch. Den Oberbefehl über die gesamte Streitmacht der Russen führte Graf Kamenski. Indes der greise Feldmarschall verfiel, kaum bei dem Heere angelangt, in Irrsinn. Er befahl den allgemeinen Rückzug nach Wilna und machte sich zugleich selbst eilfertig auf den Heimweg, ohne über den Heeresbefehl etwas anders zu verfügen, als daß er Bennigsen anwies, sich unter Buxhöwden zu stellen.

In der Verwirrung, die darob entstand, drängten die Franzosen über

die Weichsel. Es kam zu wiederholten Zusammenstößen mit den Russen, aber das schlechte Wetter und die Grundlosigkeit aller Wege in Polen hemmte die Kriegführung. Dazu kam, daß Bennigsen, welcher mit allen Mitteln den Oberbefehl zu erlangen strebte, absichtlich die Vereinigung der beiden russischen Armeen hintertrieb. Erst als er seine Ernennung in Händen hatte, gelang ihm der vorher stets vergeblich versuchte Übergang über den Narew. Jetzt erst gingen die Russen wirklich vor, drangen in Ostpreußen ein und vereinigten sich mit dem 13 000 Mann starken Corps L'Estocqs, das bis dahin mit zäher Tapferkeit die Weichselübergänge im Kulmer Lande gegen die Franzosen verteidigt hatte, aber schließlich doch bis an die großen ostpreußischen Binnenseen zurückgedrängt war. Damit brachen alle Greuel des Krieges über das unglückliche Ostpreußen herein: die Roheit der russischen Soldaten wurde eine furchtbare Geißel für das Land, während ihre Offiziere mit Verachtung auf alles herabsahen, was preußisch war.

Die Absicht Bennigsens war, die Franzosen, welche unter Ney und Bernadotte bis gegen den Pregel hin sich vorgeschoben hatten, von der Gegend von Königsberg aus gegen die untere Weichsel zurückzudrängen, die belagerten Festungen Danzig und Graudenz zu entsetzen und Verbindung mit Kolberg zu eröffnen. Wirklich wurde auch Bernadotte am 25. Januar 1807 bei Mohrungen zurückgeworfen; und die verbündeten Armeen breiteten sich bis gegen Thorn und Graudenz aus.

Napoleon verließ auf die Kunde hiervon unverzüglich Warschau. Er wünschte die Entscheidung; denn es entging ihm nicht, daß seine an rasche Erfolge und das Wohlleben des Südens gewöhnten Soldaten unter den Leiden des rauhen Winterhimmels murrten, daß die Zahl der Kranken sich erschreckend vermehrte, und daß die Siegeszuversicht des Heeres ins Wanken kam. Demnach setzten sich die französischen Armeecorps auf dem rechten Weichselufer nordwärts in Bewegung, um die Aufstellung der Russen in der Mitte zu zerreißen. Bennigsen aber, ohne erst die Preußen heranzuziehen, wich vor ihnen in der Richtung auf Königsberg zurück.

Ein Zusammenstoß der beiden Heere wurde damit in kürzester Frist unvermeidlich. Bei dem Städtchen Preußisch-Eylau war der äusterste Punkt, wo Bennigsen noch die Wahl blieb, im Falle weiteren Rückzuges entweder Königsberg oder die nächste Verbindung mit der russischen Heimat aufzugeben. Außerdem geht das Terrain gegen Eylau zu mehr und mehr in wellige Fläche über, die Höhen werden niedriger, das Land freier, so bot es, zumal der strenge Frost selbst Moräste für alle Waffen wegsam machte, ein der taktischen Ausbildung der russischen Armee günstiges Schlachtfeld dar. Beides bestimmte ihn, gerade hier die Entscheidung zu wagen.

Nach einem scharfen Nachtmarsche traf die russische Armee in der Frühe des 7. Februar vor Eylau ein, defilierte durch die Stadt und formierte sich hinter derselben zur Schlacht zwischen Schloditten und Serpallen. Allein so dicht hefteten sich die Franzosen an ihre Fersen, daß deren Avantgarde unter Murat, unterstützt von dem Corps des Marschalls Soult, die russische Arrieregarde unter dem Fürsten Bagration schon vor der Stadt angriff und auf das heftigste bedrängte. Mit Mühe eroberten die Franzosen die Anhöhe des Kirchhofes und drangen nun in die Stadt ein. Furchtbar blutig gestaltete sich hier das Gefecht. Nur um die Straßenbreite von einander getrennt, beschossen sich hier die Geschütze, bis endlich Bagration zu weichen begann. Allein Bennigsen gab ihm den Befehl, die Stadt, es koste, was es wolle, zurückzuerobern. Bagration stieg vom Pferde und stellte sich an die Spitze seiner wackeren Russen, denen es wirklich gelang, in mörderischem Straßenkampfe die Stadt gegen Abend wieder einzunehmen. Da geschah das Unerwartete: kaum im Besitze der Stadt, zogen sich die Russen zurück und überließen sie ohne einen Schuß den nachdrängenden Franzosen.

Es war Bennigsen, welcher die freiwillige Räumung der Stadt befohlen hatte. Er hatte dabei — nach seiner eignen*) Erklärung — die Absicht, die Franzosen dadurch zu einem Angriffe auf sein gerade hinter der Stadt aufgestelltes Centrum zu verlocken; denn dies schien in seiner Stellung allein ihm „vorteilhaft plaziert" zu sein. Indes Napoleon folgte nicht dem ihm hiermit erteilten Winke! Konnte er doch nicht nur die Bewegungen seiner Truppen durch die Stadt selbst verbergen, sondern auch von den Höhenzügen, die er beherrschte, zumal dem Kreege-Berg, dessen Rücken bis zu den Teichen von Auklappen sich herabzieht, die gedrängte Aufstellung der Russen überschauen, überdies hatte er gegen deren 58 000 Mann 80 000 in die Schlacht zu führen. Er ließ daher noch in der Nacht dem Marschall Davout den Befehl zugehen, die Stellung der Russen hinter Eylau rechts zu umgehen.

Das preußische Corps unter L'Estocq war dabei gar nicht in Rechnung gebracht: war doch das ihm weit überlegene Corps des Marschalls Ney angewiesen, ihm die Vereinigung mit den Russen unmöglich zu machen. Die Preußen hatten einen Marsch von 30 km in verschneiten und für Geschütz beinahe ungangbaren Wegen gemacht, der sie zum Teil erst spät in der Nacht oder gar erst am Morgen des 8. Februar in die Quartiere führte, als ihnen die Weisung zuging, bei dem immer noch 10 km entfernten Dorf Althoff auf dem rechten Flügel der russischen Armee für die bevorstehende

*) Bei v. Höpfner, der Krieg von 1806 und 1807. 3. B., 225.

Schlacht Aufstellung zu nehmen. In der Morgenfrühe des 8. Februar setzte sich daher das Corps, bevor noch die Arrieregarde unter General von Prittwitz den Anschluß erreicht hatte, über das Dorf Wackern, 50 Towarczys voran, auf Althoff in Marsch. Man kam nur langsam vorwärts; denn die Kälte war so schneidend, daß die Reiterei zum Teil absitzen und die Pferde am Zügel führen mußte. Bei einer in die Marschrichtung vorspringenden Waldecke stieß man auf die Vortruppen Neys, welcher den Preußen den Weg abschneiden und sie dem Corps des Marschalls Bernadotte entgegen drängen wollte. L'Estocq warf ihnen fünf Kompanien entgegen, ohne sich aufhalten zu lassen. Allein eine zweite französische Kolonne entwickelte sich aus dem Walde und suchte sich zwischen das preußische Corps und dessen sich jetzt nahenden Nachtrab einzuschieben. Sie aufzuhalten, warf sich eine einzige Kompanie Füseliere in den Wald; jedoch die Übermacht des Feindes war erdrückend: das Häuflein Preußen wurde in das Dorf Wackern hineingedrängt, das die Franzosen sofort besetzten. Da ließ Prittwitz im Laufschritt die nächste Kompanie vorgehen: mit gefälltem Bajonett wirft sie die Franzosen wieder aus dem Dorfe hinaus. Jetzt dringt Ney rechts und links von Wackern vor. Jedoch Prittwitz, dem es gelingt das kleine Reservecorps des Generals von Plötz an sich heranzuziehen, weiß so wacker seine Schwäche zu verdecken, daß er das Corps von Ney festhält. Dadurch erhält L'Estocq die Möglichkeit, jene fünf Kompanien wieder an sich heranzuziehen und seinen Marsch auf Althoff fortzusetzen. Ihm zur Seite marschiert eine Abteilung der Franzosen, nur durch die von Althoff herabkommenden morastigen Bäche von den Preußen getrennt. Allein L'Estocq wirft ihr bald Fußvolk bald Reiterei entgegen, sobald sie nur Miene zeigt, das Eis zu überschreiten, und verhindert sie dadurch mit Erfolg seinen Marsch aufzuhalten.

Beim Näherkommen entrollt sich immer deutlicher das Bild der Schlacht, die bei Eylau zwischen den Russen und den Franzosen tobt. Aber merkwürdig: man sieht nur den Blitz der Kanonenschüsse, hört aber keinen Knall! Endlich um 1 Uhr mittags ist Althoff erreicht.

Bennigsen war verwundert, als er das kleine Häufchen der Preußen sah. Denn noch nicht ganz 5600 Mann brachte L'Estocq mit sich; die andern waren noch zurück im fortwährenden Kampfe gegen die andrängenden Franzosen. Um so ruhmvoller aber war der Anteil, der diesem Häufchen an der Schlacht beschieden war. Es wurde alsbald nach dem linken Flügel der Russen gesandt, um dort dem Feinde die durch seine Überlegenheit erlangten Vorteile wieder zu entreißen.

Mit dem grauenden Morgen hatte Bennigsen die Schlacht durch eine gewaltige Kanonade auf dem rechten Flügel eröffnet. Napoleon ließ unver-

züglich zahlreiche Batterien auffahren, um den Geschützkampf aufzunehmen, und begab sich auf den Kirchhofshügel hinter der Stadt, und von hier aus, durch drei Regimenter Garde gedeckt, die anhebende Schlacht zu leiten. Zugleich sandte er an Ney den Befehl, an den linken französischen Flügel in der Gegend von Althoff sich anzuschließen. Wenn der sich nur so schnell von den Preußen hätte losmachen können! Als daher gegen den schwachen linken Flügel die Russen vorgehen, weicht dieser auf Eylau zurück. Dafür rückt aber vom rechten Flügel das Corps des Marschalls Augereau mit der Division St. Hilaire vom Corps Soults gegen den linken Flügel der Russen vor. Denn hier gedachte Napoleon, sobald das Corps des Marschalls Davout so weit heran sein würde, um durch Umgehung dieses Flügels die feindliche Rückzugslinie zu bedrohen, den Entscheidungsstoß zu führen. Allein ein heftiges Schneetreiben, das sich erhob, kreuzte den Plan. Der scharfe Wind trieb den Franzosen den Schnee entgegen. Augereau verlor völlig die Richtung und geriet gegen das Centrum der Russen, die ihn mit Kartätschenfeuer empfingen und nach sehr blutigem Handgemenge mit dem Bajonett auf Eylau zurückwarfen; ja eine russische Kolonne drang im Schneegestöber hitzig bis gegen die Kirchhofshöhe vor, wo indes der Anblick der französischen Garde sie stutzen ließ. Auch St. Hilaire war weit aus der Richtung gekommen; litauische Ulanen und kleinrussische Kürassiere zwangen ihn zum Rückzuge. Nur mit Mühe gelingt es Murat mit der gesamten französischen Reiterei die Schlacht wieder herzustellen, die sich infolge der beiderseitigen Erschöpfung wieder in einen Geschützkampf verwandelt.

Jetzt erst erscheint Davout; er geht gegen das Dorf Serpallen auf dem linken Flügel des Feindes vor; die Russen weichen auf Klein-Sausgarten zurück. Nun nimmt auch St. Hilaire, an Davout sich anlehnend, den Angriff wieder auf und gewinnt den Kreege-Berg. Immer wieder wird die russische Aufstellung aufgerollt: die Franzosen erobern das Vorwerk Auklappen, verlieren es, gewinnen es wieder; sie setzen sich in dem Birkwäldchen östlich von Auklappen fest und nehmen endlich gar das Dorf Kutschitten im Rücken der Russen ein. Die Umklammerung des Feindes ist Davout vollständig gelungen. Halbwegs zwischen Kutschitten und Althoff liegt das Dorf Schmoditten. Das ganze Feld bis dorthin ist mit einzelnen Soldaten bedeckt, welche die zahlreichen Verwundeten aus der Schlacht führen. Das Kreuzfeuer Davouts und des französischen Centrums hatte fürchterlich gewirkt: an manchen Stellen lagen die Toten buchstäblich in Haufen aufgetürmt.

Es war 4 Uhr. Die Franzosen hatten die Schlacht gewonnen. Da nahen von Althoff her über Schmoditten die Preußen L'Estocqs als Helfer

in der Not — wenn es nicht schon zu spät ist. Der General erkennt die Situation. Er gebietet den flüchtigen Russen, die in großer Zahl ihm begegnen, Halt: sie sammeln sich auch in einem Haufen, aber nur um fassungslos ihre Flucht fortzusetzen. So geht er denn allein ohne Verzug gegen Kutschitten vor; nur das einzige Regiment Wyburg vermochte er noch an sich zu ziehen. In Sektionen mit größter Ruhe, das Gewehr über, dringt das Regiment Rüchel in das Dorf ein und treibt die Franzosen hinaus. Dicht hinter dem brennenden Dorfe wollen sich die Feinde wieder setzen, aber sie werden mit solchem Ungestüm angegriffen, daß die meisten auf dem Platze bleiben und der Rest von den preußischen Towarczys niedergestochen oder gefangen wird. Auch einen französischen Adler erbeuteten hier die Towarczys.

Nun geht es weiter gegen das Birkwäldchen, das die Division Friant besetzt hatte. Die preußische Artillerie leitet den Angriff ein; dann rückt im Scheine der untergehenden Sonne mit klingendem Spiele die Infanterie in höchster Ordnung, ohne einen Schuß zu thun, gegen das Gehölz vor. Die den Rand festhaltenden Tirailleurs werden geworfen; dann dringen die Preußen ein: auf 50 Schritt stehen sich die preußischen und französischen Bataillone gegenüber. Ein sehr hitziges Feuergefecht entsteht, bis die Preußen das Bajonett fällen und die Franzosen gänzlich aus dem Wäldchen hinauswerfen.

Hierdurch angefeuert, dringen jetzt auch die Russen wieder vor und treiben im Verein mit den Preußen die Franzosen aus dem brennenden Vorwerk Auklappen wieder hinaus. In großer Unordnung, ja in solcher Bestürzung weichen die Franzosen auf Klein-Sausgarten zurück, daß sie sogar ihre Geschütze auf dem Kreege-Berge im Stiche lassen. Davout eilt persönlich herbei, sammelt die Flüchtigen, besetzt einige Höhen mit Geschütz und versucht das Gefecht zum Stehen zu bringen. Der Einbruch der Nacht kommt ihm zu Hülfe; auch die Russen verweigern die weitere Mitwirkung, nur das Geschützfeuer dauert noch eine Weile fort. Wenn jetzt die ganze Linie der Russen zu einem Angriffe vorgegangen wäre, so konnte der Sieg der Preußen sich leicht in einen Sieg der verbündeten Armeen verwandeln; man dachte auch daran und suchte den kommandierenden General; aber Bennigsen war in der Dunkelheit nicht aufzufinden.

Jetzt — erst nach 7 Uhr — traf auch Ney auf dem Schlachtfelde ein, fast auf jedem Schritt von detachierten preußischen Truppen aufgehalten. Als er sich nun bei Althoff entwickelte, zogen sich diese in festgeschlossenem Carré auf Kutschitten zurück und vereinigten sich dann mit L'Estocq wieder, dessen siegreiche Truppen bei dem Birkwäldchen biwakierten. Ney, weiter vordringend, gewann das Dorf Schloditten, welches südlich von Schmoditten

liegt; indes als Bennigsen russische Grenadiere gegen ihn sandte, vermochte er es nicht zu behaupten und ging wieder auf Althoff zurück.

Damit endigte um 10 Uhr in der Nacht die mörderische Schlacht: aber war sie entschieden? Unter den russischen Generalen waren mehrere mit Entschiedenheit für Fortsetzung des Kampfes am nächsten Tage, um die errungenen Vorteile ausnutzen zu können. Aber Bennigsen berechnete, daß er nicht mehr als 30000 Mann noch unter Gewehr hätte, und auch diese erschöpft durch die Anstrengung der letzten Tage. So entschied er sich denn für den Rückzug: um Mitternacht trat ihn die russische Armee in zwei Kolonnen in der Richtung auf Königsberg an.

Infolgedessen brachen auch die Preußen um 2 Uhr nachts aus ihren eisigen Biwaks auf, aber auf Scharnhorsts Rat nicht den Russen folgend, sondern über Domnau nach Friedland, um so die Verbindung der russischen Armee mit Rußland zu sichern. Indes niemand kannte den Weg nach Domnau; Führer waren in den verödeten Dörfern nicht aufzutreiben; endlich fanden sich zwei Grenadiere, die in der Gegend zu Hause waren. Man setzte sie auf eine Kanone: so eröffneten sie den Zug, der querfeldein, aber doch glücklich von statten ging. Die Haltung der Truppen war bewundernswert. Gestern waren die meisten erst spät in der Nacht, manche gar erst am Morgen in Quartiere gekommen; sie waren aus diesen ohne Rast, viele ohne auch nur das Geringste zu genießen, wieder aufgebrochen, meilenweit auf scharf gefrorenen Wegen bis Kutschitten marschiert, dort sofort ins Gefecht gegangen, hatten sich mit Freudigkeit und Auszeichnung geschlagen, dann ohne Feuer, meist ohne jede Verpflegung bei bitterer Kälte auf dem Schlachtfelde gelagert und endlich noch bei gutem, ja heiterem Mute den Nachtmarsch in der höchsten Ordnung angetreten, ohne Marode zurückzulassen, ohne im geringsten Mißmut zu zeigen: kann es bessere Soldaten geben? Kann der Besonnene wirklich da noch die Meinung festhalten, das preußische Soldatenmaterial, das sich jetzt so über jedes Lob hinaus bewährte, wäre vier Monate zuvor schlecht gewesen?

Napoleon hatte im Sinne gehabt, eine Schlacht wie bei Austerlitz oder Jena zu liefern; statt dessen war er auf einen Widerstand gestoßen, den er nicht zu überwinden vermochte. Das änderte für ihn die Sachlage durchaus. Jetzt lag ihm alles daran, Preußen von der russischen Waffengemeinschaft abzuziehen. Es war noch nicht lange her, daß er mit der Absetzung des Hauses Hohenzollern gedroht hatte: jetzt sandte er, acht Tage nach der Schlacht, mit einem fast freundschaftlich klingenden Schreiben den General Bertrand an den König. Er hoffte, daß die Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit des Generals mithelfen würde, den König von Preußen und dessen Berater für den Abschluß eines Separatfriedens mit Frankreich günstig zu stimmen.

Der König befand sich in Memel. An der äußersten Grenze der Monarchie hatte die königliche Familie ihren ärmlichen Hofhalt einrichten müssen. In wildem Schneesturm, selbst leidend, war die Königin Luise mit den Kindern über das Eis des Kurischen Haffes vor den Franzosen flüchtend, ihrem Gemahl dorthin nachgeeilt. Hier nun bot Bertrand dem Könige die Rückgabe seines Reiches an. Napoleon, sagte er, werde seine Ehre darin suchen, den König in den Besitz seiner Landschaften und seiner Rechte wieder einzusetzen; er werde ihm alles zugestehen, was dazu gehöre, daß der König seinen Rang unter den europäischen Mächten wieder einnehme. Auch die polnischen Provinzen werde er zurückerhalten; denn der Kaiser habe sich überzeugt, daß die Polen unfähig seien, einen unabhängigen Staat zu bilden. Die einzige Bedingung sei, daß Preußen unverzüglich mit Frankreich Frieden schlösse.

Drei Tage danach — am 19. Februar — fand bei dem Könige über diese Anträge eine Beratung statt, zu welcher auch Rüchel, der Kommandant von Königsberg, und Hardenberg, der seit langer Zeit von allen Staatsgeschäften ausgeschlossen gewesen, zugezogen wurden. General Zastrow, der damals als Nachfolger von Haugwitz die auswärtigen Angelegenheiten leitete, war ganz dafür, der Stimme der Versuchung zu folgen. Aber König Friedrich Wilhelm, durch Hardenbergs Ausführungen bestärkt, ließ sich nicht wankend machen; denn er meinte mit Recht, daß nach der Besiegung Rußlands Preußen ganz von der Gnade Napoleons abhängig sein würde. Oberst von Kleist, welcher expedierender Generaladjutant bei dem Könige war, wurde mit der ablehnenden Antwort nach Osterode in das französische Hauptquartier gesandt.

Der russische Minister Budberg sprach dem Könige seine Bewunderung über die Festigkeit aus, die er „trotz der unerhörtesten Unglücksschläge“ bewahre. Und am 2. April erschien Kaiser Alexander selbst am Hofe in Memel, von dem Königspaare mit herzlicher Freude bewillkommnet. Noch an demselben Nachmittage begab er sich in Person zu Hardenberg, um mit ihm die ganze Lage der Dinge zu erwägen. Weitere Besprechungen folgten: der Kaiser ging ganz auf den Gedanken Hardenbergs ein, eine Koalition zustande zu bringen, deren geringstes Ziel „die Entfernung der Franzosen über den Rhein und die Begründung eines Defensivsystemes in Deutschland“ sein sollte.

Der erste Schritt zur Verwirklichung dieser Koalition war der Abschluß einer Konvention zwischen Preußen und Schweden im russischen Hauptquartier zu Bartenstein am 20. April 1807, durch welche sich Preußen verpflichtete, zur Unterstützung Schwedens eine kleine Armee nach der Insel Rügen zu schicken. Dann erneuerten Preußen und Rußland am 26. April ebenfalls in Bartenstein ihren alten Waffenbund. Das Ziel war die Un=

abhängigkeit Deutschlands. Um Deutschland wie sich selbst verteidigen zu können, sollte Preußen in dem Besitzstande von 1805, jedoch mit besserer Grenzumrandung wieder hergestellt werden. Zu dem Behufe vereinbarten beide Mächte, daß keine von ihnen ohne die andre die Waffen niederlegen sollte.

Es ist, wenn man alles erwägt, vielleicht die größte That Hardenbergs, den Separatfrieden Preußens mit Frankreich verhindert zu haben. Natürlich erhielt jetzt Zastrow die Entlassung, und indem Hardenberg zum leitenden Minister für alle Angelegenheiten Preußens, besonders die diplomatischen und die mit dem Kriege zusammenhängenden Geschäfte, ernannt wurde, kehrte auch das stark erschütterte Vertrauen der Mächte zu Preußen zurück. Zugleich wurden die letzten Reste der alten Kabinettsregierung, die sich zwischen den König und seine Minister eingeschoben hatte, mit dem Kabinettsrat Beyme entfernt. Hardenberg wird jetzt die Seele der preußischen Politik. Unablässig ermahnt er aber auch den Kaiser Alexander zur Standhaftigkeit: indem er für Preußen kämpfe, schreibt er ihm, kämpfe er doch zugleich für seinen eignen Ruhm und seine eigne Existenz!

Karl August Freiherr von Hardenberg war am 31. Mai 1750 zu Essenrode im Lüneburgischen geboren. Durch weite Reisen gebildet, ein Mann von Talent und Regsamkeit, teilnehmend an allen Geistesströmungen der vorwärtsdrängenden und reformlustigen Zeit, gelangte er in der Verwaltung seines hannöverschen Heimatlandes bald zu solcher Bedeutung, daß er in den Grafenstand erhoben wurde. Der kecke Plan, sich die Stelle des bei dem Könige in London residierenden hannöverschen Ministers zu erwerben, führte ihn nach London. Indes die Liebesintrigue, in welche sich seine leichtfertige Frau mit dem Prinzen von Wales einließ, brachte einen so großen Skandal zuwege, daß er sich veranlaßt sah, den hannöverschen Staatsdienst aufzugeben und in die Dienste des Herzogs von Braunschweig zu treten. Hier bewährte er sich, begeistert für die Idee eines gemeinnützigen, ordnenden, fürsorgenden Staates, als ein rüstiger Vorkämpfer für die landesfürstliche Gewalt gegen die eigensüchtigen und jedem Fortschritt unzugänglichen Landstände. Indessen auch hier wurde nach einigen Jahren seine Stellung unhaltbar. Die Ursache lag in seinen häuslichen Verhältnissen. Er wurde von seiner Frau geschieden und verheiratete sich gleich darauf mit einer Dame, die sich, wie man wissen wollte, seinetwegen von ihrem bisherigen Gemahle hatte scheiden lassen. Auf Empfehlung des preußischen Ministers Hertzberg stellte ihn der Markgraf Alexander von Ansbach und Bayreuth an die Spitze der Verwaltung seiner Länder, eine Stellung, die Hardenberg auch behielt, als der Markgraf, ohne Erben und der Regierungssorgen überdrüssig, seine Länder an das Haupt des Hohenzollernschen Hauses,

den König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, abtrat. Mit Gewandtheit, Sachkenntnis und Rührigkeit führte Hardenberg sein Amt und rief eine Menge von Verbesserungen auf allen Gebieten der Verwaltung und Rechtspflege ins Leben. Der König gewann eine hohe Meinung von ihm und beauftragte ihn, als Graf Golz, der preußische Bevollmächtigte bei der Baseler Friedensverhandlung, starb, den Abschluß des Friedens mit Frankreich zustande zu bringen. Es gelang ihm indessen nicht, die ländergierigen Franzosen von ihren Gelüsten nach dem linken Rheinufer abzubringen, sodaß er den Frieden nur mit großem Widerstreben unterzeichnete. Dagegen verstand er es in den nächsten Jahren, auf alte Rechtsansprüche der Hohenzollern gestützt, eine ganze Anzahl kleiner Territorien und Ortschaften zur Anerkennung der preußischen Landeshoheit zu bestimmen und dadurch den Umfang der von ihm regierten Markgrafschaften nicht unerheblich zu erweitern. Selbst die freie Reichsstadt Nürnberg brachte er dazu, um die Vereinigung mit Preußen zu bitten; doch der König lehnte die Einverleibung der Stadt ab.

Seit Jahren mit Haugwitz, dem damaligen preußischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, eng befreundet, wurde Hardenberg von diesem im Jahre 1803 zu seiner Stellvertretung während eines Urlaubes nach Berlin berufen. Dies führte dazu, daß er, als Haugwitz im folgenden Jahre aus dem Ministerium schied, wiederum zu seinem Vertreter und im August 1804 zu seinem Amtsnachfolger ernannt wurde. Sein Ziel war nun, alle Gelegenheiten zu benutzen, um Preußen Vorteile zu verschaffen. Obenan stand ihm dabei die Erwerbung des Kurfürstentums Hannover. Dies führte ihn zu einer Annäherung an Frankreich, doch ohne daß er darüber Preußens Neutralität aufgeben wollte; auch als König Friedrich Wilhelm, empört über die Verletzung des neutralen Gebietes von Ansbach durch Bernadotte, an Krieg gegen Frankreich dachte, war Hardenberg durchaus dagegen. Seine Meinung ging dahin, jetzt zur Entschädigung für die Verletzung der preußischen Neutralität von Napoleon die Einräumung Hannovers zu verlangen. Doch war er auch der Annäherung an Rußland, die der König wollte, nicht gerade entgegen. Der König schloß mit Kaiser Alexander den Potsdamer Vertrag, bestimmte aber, unzufrieden mit Hardenbergs Lauheit, daß er fortan gemeinsam mit Haugwitz, welcher standhaft zum Kriege gegen Frankreich geraten hatte, die Geschäfte des auswärtigen Ministeriums führen solle.

Indessen das unsinnige Losschlagen der Russen bei Austerlitz und der Separatfrieden, welchen Kaiser Franz mit Napoleon schloß, drängten Preußen wieder auf die Bahn des Friedens zurück. Es mußte den Schönbrunner Vertrag schließen, den Pariser Vertrag vom 3. März 1806 über sich ergehen lassen; der Unwille über diese Demütigungen richtete sich gegen Haugwitz, den Unterhändler beider Verträge, der doch in Wahrheit für den Krieg gewesen war.

Die wenigsten wußten, daß Hardenberg es gewesen, der wiederholt in den letzten Jahren dem Bündnisse mit Frankreich zugestrebt hatte. Man rechnete es ihm zum Verdienste an, daß während seines Ministeriums der stolze Potsdamer Vertrag abgeschlossen worden war. Napoleon selbst schien diese Auffassung zu bestätigen. Nach dem Entgegenkommen Hardenbergs hatte er eine ganz andere Politik von seiten Preußens erwartet, als der Potsdamer Vertrag sie zeigte. Jetzt nannte er Hardenberg im Moniteur den ehrlosesten Menschen Europas, einen Meineidigen und Verräter, und drang darauf, daß er (am 24. April) aus dem Ministerium entlassen wurde.

Damit erschien denn allen Patrioten der Verfolgte als der tapfere Vorkämpfer gegen die allgemeine Unterdrückung. Und wirklich haben die Beschimpfungen, welche Hardenberg von Napoleon erfuhr, ihn dazu gemacht. Sein Wesen, seit diesem Tage völlig gewandelt, ging jetzt in dem Gedanken des Kampfes gegen den Bezwinger Europas auf. Für diesen Zweck zeigte er Kühnheit, Zähigkeit, Rastlosigkeit; und der leichte Sinn, der von jeher ihm eigen war, gab ihm in allen Stürmen die unverwüstliche Gewißheit des endlichen Sieges. Und jetzt zu Bartenstein war der erste folgenschwere Schritt dazu gethan.

Für die kühnen Pläne, welche dort feste Gestalt gewannen, kam es natürlich sehr darauf an, wie sich die alten Gegner Napoleons: Österreich und England, dazu stellen würden. Auf Österreichs thätige Teilnahme am Kampfe war schon beim Ausbruche des Krieges, wenigstens von manchen Seiten, gerechnet worden. Aber Graf Stadion, der damalige Leiter der österreichischen Politik, war zu vorsichtig, um trotz alles Drängens des russischen Gesandten, des Fürsten Rasumowski, über den Preßburger Frieden hinauszugehen. Nur seine Vermittelung zum Frieden mit Napoleon stellte Österreich den Verbündeten zur Verfügung.

Ebenso wenig entgegenkommend war während der ersten Monate des Jahres 1807 das Verhalten Englands. Das Whigministerium, welches nach Fox' Tode die Geschäfte führte, lauter mittelmäßige Leute, schien durch die kühne Beharrlichkeit der Verbündeten eher erschreckt als angespornt zu sein. Zögernd hatte es mit Preußen, nachdem der Kriegszustand längst allen Sinn verloren hatte, am 28. Januar 1807 Frieden geschlossen. Allein zur Zahlung von Subsidien, deren die Verbündeten dringend bedurften, wollte es sich nicht verstehen: eine krämerhafte Knauserei, welche nur Napoleon zu statten kommen konnte. Das einzige, was zu thun England sich bereit erklärte, war, daß es Rußland von dem Kriege gegen die Türken zu befreien versprach. Indes die Demonstration, welche zu diesem Zwecke die englische Flotte gegen Konstantinopel unternahm, erwies sich als ein leerer Schlag ins Wasser; ja, sie hatte zur Folge, daß Napoleon mit dem Schah

von Persien Verbindungen anknüpfte, um durch ihn die Stellung der Engländer in Indien zu bedrohen. In Elbing, im französischen Hauptquartier erschien ein Gesandter des Schah, durch welchen am 7. Mai 1807 ein Schutz- und Trutzbündnis zwischen Frankreich und Persien abgeschlossen wurde.

Inzwischen aber war am 25. März das Whigministerium in England gestürzt worden; ein Torykabinett unter dem Herzoge von Portland hatte die Regierung übernommen. Das machte sich sofort geltend. England wandte sein Augenmerk wieder dem Kontinentalkriege zu und stellte jetzt mit ziemlicher Bereitwilligkeit den Verbündeten Subsidien in Aussicht. Dadurch gewann der Bartensteiner Vertrag eine festere Grundlage.

Zugleich erhielt König Gustav von Schweden, der fanatische Gegner Napoleons, von England Subsidien gewährt, um in den großen Kampf eingreifen zu können. Zugleich wurde ein englisches Hülfscorps ihm zugesagt, damit er in den Stand gesetzt würde, eine Diversion im Rücken der französischen Hauptarmee auszuführen.

Auch Preußen hatte für diesen Zweck zu Bartenstein ihm Unterstützung versprochen. Schon im Mai schiffte nun das preußische Hülfscorps in Pillau sich nach der schwedischen Insel Rügen ein, eine ziemlich bunt zusammengewürfelte Schar, für welche die Freicorps von Schill und von der Marwitz, die aus Pommern nach Rügen gewiesen wurden, die Reiterei abgeben sollten. Auf den Wunsch König Gustavs wurde Blücher an die Spitze des Unternehmens gestellt. Sein Auftrag ging dahin, von Schwedisch-Pommern aus die belagerten Festungen Kolberg und Danzig zu entsetzen und durch Operationen im Rücken der Feinde den Armeen der Verbündeten in Ostpreußen Erleichterung zu verschaffen. Mit wahrem Feuereifer übernahm Blücher den Befehl: er hoffte sein kleines Corps bald zu ansehnlicher Stärke zu bringen, um dann damit eine allgemeine Erhebung Norddeutschlands gegen die Franzosen hervorzurufen.

Wirklich strömten ihm, sobald er auf Rügen gelandet war, Freiwillige und Ranzionierte, die sich der Gefangenschaft entzogen hatten, in Menge zu: Oberst von Bülow organisierte die Infanterie, Oberstleutnant von Borstell die Reiterei. Auch Schill und Marwitz verstärkten sich ansehnlich. Am 12. Juni führte Blücher sein Corps von der Insel nach dem Festlande über und wies ihm von Loitz bis zur Peenemündung seine Stellung an, so daß es den linken Flügel der schwedischen Aufstellung bildete. Allein Englands Hülfe ließ auf sich warten; kostbare Tage verstrichen ungenutzt. Erst am 17. Juni wurde die Konvention zwischen Schweden und England zum Abschlusse gebracht; und jetzt kündigte König Gustav auf Blüchers Drängen den Waffenstillstand, den er am 18. April geschlossen hatte, den Franzosen

zum 13. Juli auf. Endlich am 5. Juli begann auch das englische Hülfscorps, freilich kaum halb so stark, als es versprochen war, auf Rügen zu landen. Da konnte der alte Held sich kaum noch zurückhalten; wie „einen Tag des Segens“ erwartete er den 13. Juli. Doch bevor dieser kam, erhielt er durch ein Schreiben des Königs die Mitteilung, daß Preußen mit Frankreich einen Waffenstillstand geschlossen, in welchen Blüchers Truppen einbegriffen wären. Da war es vorbei! Zwar schlug Marwitz vor, zusammen mit den Engländern und Schweden auf Berlin zu marschieren, aber Blücher unterwarf sich dem Befehle seines Königs und stieß den Säbel zurück in die Scheide. Langsam zog er, von den Franzosen unbehelligt, als am 13. die Schweden doch die Feindseligkeiten begannen, auf Wolgast von dannen. Über Swinemünde und Wollin ging der Marsch in die Kantonnementsquartiere, welche der König zwischen Greifenberg und Köslin ihm anwies.

Entscheidendes hatte unterdes auf dem großen Kriegsschauplatze sich zugetragen. Der Widerstand, auf den er bei Eylau gestoßen, das Mißlingen des Versuches, Preußen von Rußland abzuziehen, belehrten den französischen Kaiser, daß es ganz anderer Mittel, als er besaß, bedürfen würde, um des Erfolges sicher zu sein. So war denn seine Sorge, während seine Truppen wieder Winterquartiere bezogen, von allen Seiten Verstärkungen an sich heranzuziehen; selbst von der Aushebung des nächsten Jahres ließ er 80000 Mann vorweg einberufen. Die Kriegspause, welche eingetreten war, wurde für ihn zu einer Zeit gewaltiger und umsichtiger Rüstung. Denn schon die Behauptung des Gewonnenen erforderte große militärische Kräfte.

Die Rheinbundstruppen hatten unter Napoleons Bruder Hieronymus und dem General Vandamme Schlesien unterworfen; nur wenige Plätze hielten sich noch unbezwungen: Neiße, Kosel, Glatz und das kleine Silberberg. Aber es gärte und wogte ein patriotischer Unmut in der Provinz, der, durch kühne Freischaren genährt, jeder Augenblick schien zu einer Volkserhebung gegen die Franzosen führen zu können. Auch an der Weichsel widerstanden noch Graudenz und Danzig und an der Ostseeküste Kolberg. Welch einen Eindruck machte diese zähe patriotische Gegenwehr auf das ganze Preußenvolk! Das gab diesen Festungen eine größere Bedeutung, als ihre militärische Wichtigkeit rechtfertigte.

Bei Danzig indessen trafen beide Momente zusammen. Es bedrohte die Franzosen auf das gefährlichste im Rücken, wenn sie sich gegen die russische Grenze wenden wollten. Darum setzte Napoleon alles daran, den starken Platz in seine Gewalt zu bringen. In der Festung befehligte General Kalckreuth eine Besatzung von 17500 Mann. Allein bei der großen Ausdehnung der Werke war diese Zahl doch zu schwach, um in

genügender Stärke alle wichtigen Punkte zu besetzen. So kam es, daß es den Franzosen gelang, sich auf der Danziger Nehrung, welche die Verbindung der Stadt mit dem Meere beherrschte, festzusetzen. Dann fiel auch der Holm, eine Insel in der Weichsel, den Franzosen in die Hände. Ein Entsatzversuch, den ein russisches Corps unter dem Sohn des Feldmarschalls Kaminski unternahm, mißlang; und das preußische Corps unter Oberst Bülow, das mit der größten Kühnheit von der Frischen Nehrung her bis nahe an die Stadt vordrang, war zu schwach, um sich zu behaupten. Dazu kam, daß durch die lange Belagerung die Besatzung um ein Drittel verringert und tief erschöpft war. Daher entschloß sich Kalckreuth, als auch die Lebensmittel anfingen auszugehen und Pulver nur noch für sechs Tage vorhanden war, zur Kapitulation. 76 Tage hatte die Festung widerstanden, 55 davon hatten die Franzosen in offenen Laufgräben gegen sie angekämpft. Gern bewilligte Napoleon daher ehrenvolle Bedingungen des Abzuges. Am 27. Mai rückte die Garnison — nur noch 335 Offiziere und 12448 Mann stark — mit Waffen und Gepäck, mit fliegenden Fahnen, klingendem Spiele, brennenden Lunten und zwei bespannten Geschützen aus, um über die Nehrung nach Pillau zu gehen. Indessen die Verpflichtung, ein Jahr lang nach nicht gegen Frankreich zu dienen, schloß sie von der ferneren Teilnahme am Kampfe aus.

Danzig fiel, aber Kolberg, die kleine Seefestung an der Ostsee, behauptete sich: sie behauptete sich durch die Verbindung unbeugsamen Heldenmutes und opferwilliger Vaterlandsliebe, welche sechs Jahre später das ganze Vaterland gerettet hat. In Kolberg hatte, bei Auerstädt verwundet, aber der Gefangenschaft glücklich entronnen, der Husarenrittmeister Ferdinand von Schill, geboren 1773 zu Sotthof bei Pleß in Oberschlesien, Zuflucht gefunden. Sobald nun die Franzosen vor der Festung erschienen, begann er, von wenigen Reitern begleitet, seine verwegenen Streifzüge, bis ihm der König am 12. Januar 1807 die Erlaubnis zur Bildung eines Freicorps gab. So bunt zusammengewürfelt und so mangelhaft bewaffnet seine Schar auch war, er wußte sie trefflich zu organisieren und anzuführen und mit todesverachtender Begeisterung für die Sache des Vaterlandes zu erfüllen. Bald war der kühne Reitersmann gefeiert wie keiner.

Neben dem jungen Helden stand der Greis, der in der Bürgerschaft der bedrohten Festung die Säumigen anspornte, die Schwankenden ermutigte, allenthalben mit Rat und That eingriff, der mit seinem entschlossenen Mute und seinem freudigen Gemeinsinn bald die Seele der Bevölkerung war, der Ratsherr Joachim Nettelbeck. Er war 1738 in Kolberg geboren, hatte sich bis zu seinem fünfundvierzigsten Jahre als Seemann in Gefahren und Abenteuern mannigfaltigster Art versucht, eine wetterharte, unbeugsame Natur,

dann aber in seiner Vaterstadt sein väterliches Gewerbe, die Brauerei und Branntweinbrennerei, betrieben. Sein ehrenhafter Sinn und sein rastloser Eifer verschafften ihm unter seinen Mitbürgern mit der Zeit eine sehr angesehene Stellung. Der Kommandant aber, Oberst von Lucadou, schaute mit Geringschätzung auf den Bürger wie mit Abneigung auf den Freischärler, um so mehr, als er dem Drucke der öffentlichen Meinung, welche eben jene beiden bestimmten, sich doch nicht entziehen konnte.

Unterdessen wurden die Franzosen vor der Festung immer zahlreicher. Zwar gelang Schill mancher kühne Streich — wie die Gefangennahme des General Victor — aber doch wurde die Lage immer bedrohter, nachdem Ende Februar die Einschließung der Festung begonnen hatte. Voll Sorge daher, daß dem Kommandanten bei dem Steigen der Gefahr der Widerstandseifer erlahmen würde — sollte er doch schon von Kapitulation gesprochen haben — wandte sich auf Nettelbecks Betreiben der Rat der Stadt an den König und bat um einen andern Kommandanten. Die Not der Zeit rechtfertigte den außerordentlichen Schritt: der König gab nach und sandte auf Rüchels Empfehlung den Major von Gneisenau. Ende April traf dieser in Kolberg ein. „Damit kam", wie Nettelbeck sagt, „ein neuer Geist und ein neues Leben wie vom Himmel herab in alles, was um und mit uns vorging."

August Neidhard von Gneisenau war der Sohn des Artillerieleutnants der Reichsarmee von Neidhard, der später nach einem früheren Familiengute in Österreich den Beinamen von Gneisenau seinem Namen hinzufügte. Der Sohn war am 27. Oktober 1760 in Schilda bei Torgau geboren. Als nach dem frühen Tode der Mutter der Vater sich wieder verheiratete und in dürftige Umstände geriet, nahmen die begüterten Großeltern den Knaben zu sich. Doch auch sie starben nach wenigen Jahren. Gneisenau, damals siebzehnjähriger Student in Erfurt, verbrauchte aber schnell das ihm zufallende mütterliche Erbe in den Zerstreuungen ungebundener Jugend. Dann trat er 1778 in das österreichische Husarenregiment Wurmser ein. Jedoch schon im nächsten Jahre vertauschte er den kaiserlichen mit dem markgräflich-ansbachischen Dienste in der Hoffnung, dadurch an dem Kriege in Amerika, für welchen der Markgraf seine Truppen an England vermietete, teilzunehmen. Wirklich kam Gneisenau auch als Jägerleutnant nach Amerika, aber erst zu einer Zeit, als dort schon die Waffen ruhten. Machte er somit auch kein Gefecht mehr mit, so lernte er doch in Amerika die beiden Elemente praktisch kennen, welche die ganze Kriegführung umgestalten sollten: die Volksbewaffnung und das zerstreute Infanteriegefecht. Zurückgekehrt begab er sich nach Potsdam, er machte auf Friedrich den Großen einen sehr günstigen Eindruck und sah daher bald seine Bitte

um Anstellung in preußischen Diensten erfüllt. Zwanzig Jahre Garnisonlebens in kleinen Städten folgten jetzt für ihn, nur durch den Feldzug in Polen 1794 unterbrochen; aber er wußte seine Zeit trefflich zu militärischen Studien auszunutzen. Seine Mußestunden verwandte er auf Landwirtschaft; er hatte sich bei Jauer das Gut Mittelkauffungen gekauft, das früher seinem Schwiegervater, dem Baron von Kottwitz, gehört hatte. Als dann der Krieg gegen Frankreich ausbrach, wurde das Bataillon, welches er als Hauptmann führte, dem Hohenloheschen Corps zugeteilt. Bei Saalfeld wurde er verwundet, führte aber sein Bataillon in Ordnung aus dem Gefechte; bei Jena indes erlitt das Bataillon schwere Verluste. Doch er selbst gelangte glücklich nach Königsberg, wo er zum Major ernannt und mit der Organisation von zwei Reservebataillonen beauftragt wurde.

In Kolberg nun wußte Gneisenau das offensive Element der Verteidigung zu beleben und jeden an die Stelle zu weisen, in welcher er am besten wirken konnte. Dem thätigen Nettelbeck übergab er die Leitung der Feuerlöschanstalten und vereinigte Bürgerschaft und Garnison in dem gleichen Geiste der Standhaftigkeit und Aufopferung. Seiner geistigen Überlegenheit und seiner Willenskraft, die doch mit einem heiteren leutseligen Wesen gepaart war, ordnete sich alles willig unter. Neue Verschanzungen wurden dem Feinde entgegen geworfen, durch Ausfälle und Streifzüge die Gegner unablässig beschäftigt. 14000 Franzosen unter General Loison lagen vor der Stadt, aber der Mut der Soldaten, die Hingebung der Bürgerschaft, die Aufopferung aller widerstanden jedem Angriffe. Dreißig Stunden hintereinander bombardierte Loison die Stadt, ein großer Teil der Häuser geriet in Brand, aus dem Stockhause brachen die Gefangenen aus und drangen plündernd in die Wohnungen ein, immer näher kamen die Franzosen an die Stadt. Allein Gneisenau, überall gegenwärtig, steuerte der Verwirrung ebenso, wie er das Andringen des Feindes abwehrte. Durch einen allgemeinen Sturm schickten die Franzosen sich an, den Widerstand zu brechen und die Festung zu erobern: da kam die Nachricht, daß der Krieg zu Ende wäre. Kolberg war gerettet. Herrlich hatte der Mann seine erste Probe bestanden, welcher wie kein zweiter den echten preußischen Soldatengeist, schneidige Verwegenheit und helle Einsicht, in sich verkörperte.

Auch Graudenz hielt sich. Die Festung lag auf dem rechten hohen und steilen Thalrande der Weichsel, etwa 1800 Schritt von der Stadt Graudenz entfernt. Armiert war sie mit 152 Geschützen und besetzt von 4500 Mann, worunter sich aber viel unzuverlässige Polen befanden. Ihr Gouverneur, der 71jährige General de l'Homme de Courbière, Holländer von Geburt, war im Siebenjährigen Kriege Anführer eines Freibataillons gewesen. Mitte Januar erschienen die Franzosen vor Graudenz.

Sofort kam es zu einem blutigen Zusammenstoß mit ihnen, und acht Tage später forderte General Rouyer den greisen Gouverneur auf, die Festung zu übergeben. Am 24. Januar gab Courbière ihm deutliche Antwort: „Auf Ew. Excellenz Schreiben, worin dieselben für gut befinden, mich mit wenig Truppen und ohne Belagerungsgeschütz bei sich zu haben auffordern, Hochdenenselben eine der stärksten Festungen von Europa zu übergeben, verfehle ich nicht in dienstlicher Antwort zu erwidern, daß diese Aufforderung so unbescheiden ist, daß sie gar keine Antwort verdient." Napoleon legte jedoch so großes Gewicht auf den Besitz der Festung, daß alles angewandt wurde, um sie gewinnen. Doch Courbière wußte allem zu begegnen. Im Mai begann die regelmäßige Beschießung. Den Mut der Verteidiger erschütterte sie nicht. Der Frieden kam. König Friedrich Wilhelm ernannte voll Anerkennung den wackeren Gouverneur zum Generalfeldmarschall; aber wider das Völkerrecht setzten die Franzosen die Belagerung fort. Erst am 12. Dezember begriffen sie, daß unter solchem Oberbefehle Graudenz unbezwinglich sei, und zogen ab.

Gutmachen indes konnte die mannhafte Verteidigung der kleinen Weichselfestung nicht, was der Fall des großen Danzig der Sache der Verbündeten geschadet hatte. Denn jetzt konnte Napoleon sich mit seiner ganzen Macht gegen die Verbündeten wenden, die seinen 150000 Mann nicht mehr als 88000 entgegenzustellen hatten. Überdies war je länger je mehr die völlige Unfähigkeit Bennigsens zutage getreten, und auch bei den Preußen sträubte sich L'Estocq gegen die Ratschläge Scharnhorsts.

So waren die Umstände Napoleon günstig. Er überschritt die Passarge, zur Entscheidung drängend. Indes der erste Vorstoß, den er am 10. Juni bei Heilsberg führte, mißlang. Bennigsen hatte hier eine verschanzte Stellung eingenommen, mit dem rechten Flügel an die Alle, mit dem linken an den sumpfigen Simser Bach sich lehnend.

Der Gedanke Napoleons war, den rechten Flügel seines Gegners zu umfassen und von der Verbindung mit Königsberg ihn abzuschneiden. Dem entsprechend bestimmte er, daß die Corps von Soult und Lannes, denen Murat vorangehen sollte, auf den linken Alleufer sich gegen Heilsberg wendeten, um die Russen dort festzuhalten, während Davout und Mortier die Umgehung ausführten. Ney und die Garde behielt er in Reserve. General Victor sollte das Corps L'Estocqs beschäftigen und womöglich über Mehlsack zurückwerfen.

Am 10. Juni stieß Murat auf dem linken Ufer der Alle auf eine schwache Vorhut der russischen Armee und drängte sie zurück. Sogleich folgte ihm, während Murat wieder vorrückte, Soult und bemächtigte sich des Dorfes Lawden. Zwar zog Bennigsen nunmehr immer größere Truppen-

massen von dem rechten auf das linke Ufer der Alle herüber, aber doch vermochte er den Vormarsch der Feinde nicht zu hemmen und mußte auf Heilsberg zurückweichen. Darüber war es fast 6 Uhr abends geworden. Und nun erst vor dem Städtchen fanden die Franzosen an den dort errichteten Schanzen hartnäckigen Widerstand. Der Angriff der Division St. Hilaire auf die erste Uferschanze hatte keinen Erfolg. Gegen die zweite Schanze setzte sich vom Lawdener Gehölze aus die Division Legrand in Marsch. Hier hielten indessen die Russen nicht stand. Bevor jedoch die Schanze noch von dem Feinde besetzt werden konnte, drang der russische General Warneck mit 3 Regimentern gegen ihn vor. Heftiges Gewehrfeuer empfing sie; Warneck fiel, von einer Flintenkugel durchbohrt, vor seinen Truppen; aber die Franzosen gingen zurück, bevor noch die russischen Bajonette sie erreichten.

Gleichzeitig hatten sich von der preußischen Kavallerie, die sich bei der russischen Armee befand, ein Bataillon Dragoner und zwei Bataillone Towarczys gegen die vor dem Lawdener Gehölze haltende französische Reiterei gewendet. Die Kürassier-Division Espagen kam ihnen im Schritt entgegen: ein mörderisches Handgemenge entstand, in welchem schließlich die Franzosen auf ihre eigne Infanterie zurückgeworfen wurden. Die Preußen verfolgten sie mit verwegenem Mute, drangen in die feindlichen Batterien ein, hieben die französischen Artilleristen an den Geschützen nieder und gingen erst zurück, als sie von heftigem Infanteriefeuer beschossen wurden.

Der weichenden Division Legrand sandte General St. Hilaire das 55. Infanterie-Regiment zu Hülfe. Die Bedrohung, welche dadurch die Flanke der vorgegangenen russischen Regimenter erfuhr, war klar. Der preußische Major Cosel wurde von der Gefahr unterrichtet. Zwar hatte er nur zwei Schwadronen (schwarze) Prittwitz-Husaren bei sich, doch ritt er unverzüglich mit diesen dem heranmarschierenden feindlichen Regimente im Trabe entgegen. Die Franzosen sahen die kleine Schar nahen: von Schrecken ergriffen, brachen sie in Sektionen ab und eilten, das schützende Lawdener Gehölz zu gewinnen. Da ließ Cosel Galopp blasen. Die Franzosen machten darauf teils Front, teils marschierten sie weiter. Allein Cosel, 15 Schritt vor der Front wie auf dem Exerzierplatze, sprengte hinein in die feindlichen Bajonette. Mit einem kräftigen Hurra, alle Offiziere vor den Zügen, folgten ihm die Schwadronen und durchbrachen auf allen Punkten die feindlichen Reihen. Ein fürchterliches Gemetzel begann. Die französische Linie war viel zu lang für die kleine Schar der Preußen; aber die Husaren warfen ihre Pferde rechts, und bald focht jeder Husar einzeln gegen mehrere Franzosen. Und nicht eher ward ein Ende, als bis der letzte Franzose des Regiments zu Boden gestreckt und der Regimentsadler

erobert war. Da erst sammelten sie sich wieder und ritten, von den Franzosen mit Kartätschen beschossen und von großen Reitermassen verfolgt, zu den Russen zurück, die sie mit lebhaften Beifallsrufen empfingen.

Die Franzosen waren mit großen Verlusten über den Spuibach zurückgedrängt worden; nur im Besitze des Lawdener Gehölzes behaupteten sie sich. Die preußischen Generalstabsoffiziere rieten im russischen Hauptquartier, jetzt das Gehölz durch Infanterie zu nehmen und durch einen großen Kavallerie-Angriff den geschlagenen linken Flügel des Feindes über den Haufen zu werfen und so durch einen großen Schlag die Schlacht zu entscheiden. Allein Bennigsen konnte den Entschluß dazu nicht finden. Er war während der Schlacht mehrere Male ohnmächtig vom Pferde gesunken. Die Krankheit lähmte ihn.

Wohl aber machten die Franzosen, als am Abend auch das Corps von Lannes auf dem Schlachtfelde anlangte, noch einen Versuch, das entweichende Glück zu bannen. Indes auch dieser schon in der Dämmerung unternommene Angriff auf die Schanzen wurde von den Russen mit Erfolg zurückgewiesen, und die Nacht machte sehr zu Gunsten der Franzosen dem Kampfe ein Ende.

Tief verstimmt über den Nichterfolg des Tages schlug Napoleon in der Nähe des Schlachtfeldes sein Biwak auf. Hoffte er, daß die Russen zurückgehen würden? Allein am Morgen des 11. Juni stehen sie unbewegt in ihren siegreich behaupteten Stellungen: auf die geringe Entfernung von 3000 Schritt befinden sich die feindlichen Armeen einander gegenüber. Napoleon zieht seine Streitkräfte näher zusammen, auch Victor wird von Mehlsack zurückgerufen; dann sendet er den Marschall Davout auf Großendorf und bedroht damit die russische Aufstellung in der rechten Flanke. Infolgedessen geht Bennigsen auf das rechte Alleufer zurück und marschiert in der Richtung auf Bartenstein und Schippenbeil von dannen. Am 13. Juni erreicht er das Städtchen Friedland. Über Domnau ist auf Befehl Napoleons das Corps des Marschalls Lannes ihm gefolgt.

Am 14. Juni um 3 Uhr morgens erscheint die Division Oudinot, welche die Spitze des Corps bildet, vor Friedland. Bennigsen in der Meinung, daß das Corps vereinzelt sei, beschließt, es zu vernichten. Er führt seine Armee durch Friedland hindurch auf das linke Alleufer und stellt sie dort so auf, daß der linke Flügel an den Sortlacker Wald stößt, der rechte hinter dem Dorfe Heinrichsdorf, welches Lannes besetzt hat, Stellung erhält. Allein zur rechten Zeit ist auch das Corps des Marschalls Mortier schon auf dem Schlachtfelde eingetroffen. So wird der Angriff der Russen auf Heinrichsdorf abgewiesen und die Gegner begnügen sich, aus der Ferne mit Geschütz sich zu belästigen.

Während dieser Unthätigkeit Bennigsens erreicht indessen auf die Meldung Lannes' ein Corps der Franzosen nach dem andern — Ney, die Garde, Victor — das Schlachtfeld. Napoleon rekognosziert persönlich den Feind; dann stellt er seine Armee vom Sortlacker Walde nach Norden den Russen gegenüber zur Schlacht auf; und um fünf Uhr nachmittags giebt ein Kanonenschuß das Zeichen zum Beginn des Kampfes. Die Russen hatten schon angefangen sich hinter die Alle zurückzuziehen, als Ney vom rechten Flügel her gegen Friedland vorgeht: sie empfangen ihn mit überwältigendem Feuer, bringen das Corps dadurch in Verwirrung und werfen es dann in kräftigem Gegenstoße völlig zurück. Indes auf die siegreich Vordringenden stürzt sich die Division Dupont vom Victorschen Corps und drängt sie wieder auf Friedland zurück und hier überschüttet sie die Artillerie Victors, welche bis dicht an die russische Linie vorgeht, mit einem vernichtenden Hagel von Geschossen. Eilig ziehen sich die Russen durch Friedland und über die Alle zurück, während Dupont und Ney in die Stadt eindringen. Lange hat sich Fürst Gortschakow, der den rechten Flügel der Russen führt, gegen den Rückzugsgedanken gesträubt: jetzt muß auch er, von Lannes heftig bedrängt, weichen. Und unter dem Schutze der sinkenden Nacht tritt die geschlagene russische Armee den Rückzug auf Wehlau an.

Die Folgen der Niederlage der Russen machten sich sofort auch bei dem preußischen Corps L'Estocqs geltend. L'Estocq hatte sich, um Königsberg mit seinen reichen Vorräten sichern zu können, von Bennigsen das russische Corps des Generals Kaminski (des jüngeren) zur Unterstützung erbeten. Den an Victor ergangenen Befehl Napoleons, die Preußen auf Mehlsack zurückzuwerfen, gelang es ihm aufzufangen; und wenn auch der Überbringer, der Kapitän Challière, als er gefangen wurde, die Depesche zerriß, so gaben doch auch die Fetzen noch ausreichende Belehrung. L'Estocq wich daher, da er Victor bei weitem nicht gewachsen war, auf Zinten aus, um mit Kaminski sich möglichst bald vereinigen zu können. Zugleich sandte er diesem den Befehl, zu diesem Zwecke nach Ludwigswalde zu marschieren, während er selbst mit seinem Corps nach Gollau zog und somit dicht vor Königsberg Aufstellung nahm. Schon am Nachmittage des 13. Juni traf hier denn auch auf der Ebene bei Ludwigswalde die Spitze des Kaminskischen Corps mit der gesamten Kavallerie desselben ein, welcher bald die Infanterie folgte.

Es war nicht zu früh, denn gegen Abend schon zeigten sich die Feinde. Es war Murats Reiterei, welche mit dem Soultschen Corps Napoleon gegen Königsberg gesandt hatte. Man sah Murat auf einem Schimmel in seiner glänzenden phantastischen Uniform vor der Front hin und her reiten.

Er schickte ein Kürassierregiment gegen Gollau vor, allein die preußischen Husaren warfen es zurück. Jetzt ließ Murat drei Dragonerregimenter mit reitender Artillerie gegen die preußische Infanterie vorgehen. Die Kavallerie der ersten preußischen Division schwenkte hinter einer Anhöhe rechts ab und trabte fort, um die Franzosen näher heranzulocken. Als diese aber nahe genug waren, eröffneten die preußischen Batterien ein lebhaftes Feuer auf sie: zugleich brach die russische Kavallerie gegen die rechte Flanke der Feinde vor und im Hintergrunde wurde die preußische Kavallerie sichtbar. Da stutzten die Franzosen und jagten ohne Besinnen nach dem hinter Gollau liegenden Walde bis jenseit des Dorfes Wermsdorf zurück.

Indes L'Estocq erschien die Stellung bei Gollau zu sehr bedroht: er konnte gegen das Haff oder gegen den Pregel geworfen, jedenfalls von Königsberg abgeschnitten werden. Er entschloß sich daher in sichere Position hinter die Wälle von Königsberg zurückzugehen. Denn schon zeigten sich die Truppen Soults, und auf der großen Straße von Eylau her zog Davout heran. Hart drängten die Franzosen nach, und nur unter fortwährenden Kämpfen konnte die preußische Nachhut die Thore gewinnen. Auf dem Nassegarten ließ der Feind eine Batterie auffahren und beschoß die Wälle am Brandenburger Thor und die Stadt bis zum Abend. Auch vor dem Friedländer Thor fuhr bei dem Ziegelhof eine französische Batterie auf und eröffnete eine lebhafte Kanonade.

Am Morgen des 15. Juni indes war von dem Feinde nur noch wenig vor Königsberg zu sehen. Die Friedländer Schlacht hatte ihn abgerufen. In der Stadt erfuhr man jedoch erst um Mittag von dieser und dem Rückmarsche der Russen auf Wehlau. Dadurch wurde die Lage des preußischen Corps sehr bedenklich. Denn es war klar, daß nur mit Hülfe der Russen es den jetzt zurückkehrenden großen Truppenmassen des Feindes würde gewachsen sein. War aber auf die Russen zu rechnen? Bennigsen gab selbst die Antwort auf diese berechtigte Frage. Er schrieb an General Rüchel, den Gouverneur von Königsberg, daß er erst in acht Tagen zu seiner Unterstützung marschieren könne. So mußte denn geschehen, was die Umstände erforderten. Nachmittags um vier Uhr verließ das Corps L'Estocqs und die Besatzung von Königsberg die Stadt.

Das erste Nachtquartier war in Kaymen. Hier war es, wo zum erstenmale in diesem Kriege die Truppen Ausbrüche von Mißmut zeigten. Begreiflich werden sie durch die großen Anstrengungen der vergangenen Tage, durch den schleunigen Abmarsch von Königsberg, durch die reichlich dabei ausgeteilten geistigen Getränke, durch die erdrückende Hitze, welche herrschte, hauptsächlich aber durch die Äußerungen einiger russischer Offiziere, daß die preußischen Truppen unter die russischen Regimenter verteilt werden

würden: jetzt glaubten die Soldaten nach Rußland geführt zu werden; sie hielten sich für verraten und schossen im Zorn darüber ihre Gewehre ab. Hauptsächlich war es das Freicorps der Krockowschen Jäger. Doch war am nächsten Morgen die Ordnung wiederhergestellt. Allein jene Furcht äußerte sich in Desertionen, welche während der nächsten Tage vorkamen.

Bennigsen, selbst vom Feinde anfangs bedrängt, trieb die Preußen zur Eile an, um sich mit ihnen zu vereinigen. So ging es denn in Gewaltmärschen vorwärts. Jeder Tag brachte empfindliche Verluste. Denn die erstickende Hitze, der Mangel an Schlaf, der Hunger, die enge Uniform der Soldaten bei schwerer Bepackung führte täglich nicht wenige Schlagflüsse herbei; zahlreiche Marode blieben am Wege liegen und fielen dem Feinde in die Hände. Immer mehr schmolz die kleine Schar der Preußen zusammen. Endlich wurde die Vereinigung mit den Russen erreicht. Am 18. Juni überschritten die verbündeten Armeen bei Tilsit die Memel; die Russen besetzten die rechten Thalhöhen der Memel, die Preußen schlossen sich an den rechten russischen Flügel an, indem sie bis zum 20. die Gilge verteidigten, dann aber über die Ruß zurückgingen.

Bennigsen hatte erreicht, was er erstrebte: einen Waffenstillstand mit den Franzosen, der am 21. Juni unterzeichnet wurde. Dem konnte sich jetzt auch Preußen nicht entziehen, das nun ebenfalls am 25. einen Waffenstillstand mit Napoleon abschloß. Hoffnungslos indes war die Lage der Verbündeten keineswegs; vielmehr war der Augenblick nahe, wo ein Umschwung der Dinge eintreten mußte — wenn nicht Kaiser Alexander die bisher festgehaltene Politik verlassen und damit Preußen dem Todfeinde preisgegeben hätte!

Alexander weilte in Tilsit, als er Bennigsens Bericht über den Verlust der Schlacht bei Friedland, über den traurigen Zustand der russischen Armee und über die daraus sich ergebende Notwendigkeit eines Waffenstillstandes erhielt. Er war aufs höchste erschreckt: was sollte er thun? Sein Bruder Konstantin drang in ihn, Frieden zu schließen, wie es das ganze Heer verlange. Andere Stimmen in seiner Umgebung wiesen auf die große Gefahr hin, daß Napoleon jetzt die Grenze Rußlands überschreiten und in dem Lande einen furchtbaren Aufstand anfachen möchte, indem er den russischen Leibeigenen die Freiheit verspräche. Das machte natürlich großen Eindruck auf das erregbare Gemüt Alexanders. Da empfing er mitten in diesen Besorgnissen eine Einladung Napoleons zu einer persönlichen Zusammenkunft. Denn auch Napoleons Lage war von der Art, daß er sehr lebhaft den Frieden wünschen mußte. Seine Armee war bei weitem nicht stark genug, um den Krieg in das Innere des weiten Zarenreiches hineinzutragen, in den besetzten preußischen Provinzen gärte es in bedenklicher Weise, die

schwedische Diversion in seinem Rücken hatte begonnen, England schickte sich zu einer Landung auf dem Kontinente an, und Österreich war ihm sicherlich kein zuverlässiger Freund.

Mit einer Art hastiger Begier, seinen Gegner persönlich kennen zu lernen, ging Alexander auf den Vorschlag Napoleons ein. Nach der alten Sitte halbbarbarischer Zeiten ward der Grenzfluß, welcher die beiderseitigen Machtgebiete schied, für die Zusammenkunft bestimmt. Auf einem Prahm, der im Niemen fest geankert lag, war für diesen Zweck ein anmutig verzierter Pavillon errichtet. Von einigen ihrer Generale begleitet, begegneten sich hier am 25. Juni die beiden Kaiser. Sie reichten sich die Hand, während die russischen und französischen Garden, welche die Flußufer besetzt hatten, ein lautes Hurra ertönen ließen. Dann traten die Kaiser in den Pavillon ein, wo sie sich eine Stunde lang ohne Zeugen unterhielten. Was dort gesprochen ist, wissen wir nicht. Nur das eine ist verlautet, daß Alexander die Unterredung mit Klagen über das Verhalten Englands begann.

Als ein völlig umgewandelter Mensch verließ der Zar den unseligen Prahm. Bisher hatte er sich in der Rolle eines Schirmvogtes des europäischen Gleichgewichtes, eines Verteidigers der Unabhängigkeit der Völker gegen napoleonische Vergewaltigung gefallen. Allein nicht Ruhm, wie er erwarten durfte, sondern nur Demütigung hatte diese Rolle ihm eingetragen, sollte er sie fortsetzen? Jetzt trug ihm Napoleon nun ein Bündnis an, dessen Lohn die gemeinschaftliche Herrschaft über Europa war, mit der unbeschränkten Befugnis, auf Kosten Schwedens oder der Türkei sich zu vergrößern. Dieser Lockung widerstand die Beweglichkeit und Bestimmbarkeit Alexanders nicht: aus dem Schirmvogt des Völkerrechtes wurde der Genosse des Unterdrückers! Der Verpflichtungen gegen den alten preußischen Verbündeten wurde gar nicht gedacht; Alexander, statt mit Nachdruck für den einzutreten, der unentwegt stets ihm Treue gehalten, beschränkte sich auf sentimentale Bitten zu Gunsten seines „unglücklichen“ Verbündeten.

Diesen mußte Napoleon in etwas wenigstens Rechnung tragen. Eine zweite Zusammenkunft auf demselben verhängnisvollen Prahm fand statt, an welcher nun auch der König von Preußen teil nahm. König Friedrich Wilhelm zeigte auch bei dieser Gelegenheit seine einfache schlichte Haltung; er war weit davon entfernt, Napoleon zu schmeicheln oder sich um dessen Gnade zu bewerben. Er suchte vielmehr den unglücklichen Krieg dadurch zu rechtfertigen, daß er an eine und die andere Unbill erinnerte, welche Preußen von Frankreich erfahren hatte. Das war jedenfalls unpolitisch. Napoleon antwortete auch sofort mit Heftigkeit, daß die preußische Politik ein Ergebnis englischer Intriguen wäre, und begann dann die preußische Militärverfassung zu kritisieren. Das verstimmte natürlich den König, sodaß er bald

wieder den Prahm verließ. So führte die Zusammenkunft statt zu einer Annäherung eher zu einer Entfremdung.

Napoleon hatte die Stadt Tilsit besetzt. Dorthin bewog er auch den Kaiser Alexander jetzt überzusiedeln, indem er dem Gefolge des Zaren und einem Bataillon der Preobraschenskischen Garde einen Teil der Stadt einräumte. Auch dem Könige von Preußen, sowie einer Kompanie der preußischen Garde, wurde ein kleiner Teil der Stadt überwiesen; indessen König Friedrich Wilhelm verbrachte stets nur einige Stunden täglich in Tilsit; jede Nacht kehrte er in das Lager seiner Truppen zurück. Napoleon suchte nun seine hohen Gäste durch militärische Schauspiele zu unterhalten, aber sie machten bei den Truppenbesichtigungen fast den Eindruck, als wären sie die Adjutanten des kriegsgewaltigen Corsen. Überhaupt kümmerte er sich wenig um den Preußenkönig, der ihm nicht huldigen wollte; ganz unzertrennlich war er dagegen vom Kaiser von Rußland: täglich speiste er mit ihm zusammen.

Auf die Einladung Alexanders geschah es, daß auch die preußische Königin nach Tilsit kam. Die Königin Luise, eine Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, 1776 am 10. März geboren, lebt noch heute als das Ideal einer Fürstin in sonniger Verklärung in der Erinnerung des preußischen Volkes. Anziehend durch die holde Anmut ihrer Erscheinung, durch die ungesuchte Natürlichkeit ihres Wesens, gewann sie die Gemüter durch ihre Herzensgüte und imponierte doch zugleich durch die sittliche Reinheit ihrer Gedanken, welche Wort wie Miene wiederspiegelte. Die Mängel ihrer französischen Erziehung war sie noch als Kronprinzessin bestrebt gewesen durch ernste Studien, namentlich der Geschichte, auszugleichen. Raschen Geistes, reger Einbildungskraft urteilte sie stets nach hohen Gesichtspunkten und übte auf ihren Gemahl, obgleich sie von Staatsangelegenheiten sich möglichst fern hielt, fast gegen ihren Willen den segensreichsten Einfluß. Denn sie war ihm eine Lebensgefährtin, welche das Ideal der Weiblichkeit, von dem er beseelt war, verkörperte und in manchem Betracht sein Wesen harmonisch ergänzte. Ihr starker Mut, ihr froher Sinn war in den Tagen des Unglücks ihm Trost und Stütze, während er mit der ganzen Kraft seines Herzens sie als sein Kleinod umfaßt hielt.

Jetzt glaubte sie nicht umhin zu können, der Einladung des Zaren zu folgen. In der Hoffnung dem Lande zu nützen, setzte sie sich über alle Beleidigungen hinweg, die von Napoleon ihr zugefügt waren, und kam nach Tilsit. Napoleon machte ihr seinen Besuch. Die Königin forderte ihn zu großherziger Mäßigung auf; nur dadurch werde er sich den König zu seinem Freunde machen, aber unmöglich werde das sein, wenn er ihn schwäche und erniedrige. Am nächsten Tage war es, wo der Kaiser zum Pfande seiner

guten Gesinnungen ihr eine Rose bot, die er in der Hand hielt. „Aber wenigstens mit Magdeburg!“ sagte die Königin, zögernd die Rose annehmend. Denn die starke Elbfestung wollte Napoleon nicht bei Preußen lassen. Der Kaiser erschöpfte sich in wiederholten freundschaftlichen Versicherungen; nachher indessen erklärte er laut, das seien alles nur Höflichkeitsphrasen gewesen, und rühmte sich der Standhaftigkeit, mit der er den beredten Bitten der Königin kein Gehör wollte gegeben haben!

Unterdessen wurden die Friedensverhandlungen zum Abschlusse gebracht. Im persönlichen Verkehre hatten die beiden Kaiser alles geregelt: wie wenig zeigte sich da der jugendlich unerfahrene Zar einem Unterhändler wie Napoleon gewachsen! Die verhandelnden Diplomaten hatten nichts weiter zu thun, als das, was ihre Herren miteinander verabredet hatten, in regelrechte Form zu bringen.

Mit Preußen wurde überhaupt nicht verhandelt. Nachdem am 7. Juli der Frieden mit Rußland unterzeichnet war, lag Napoleon nur daran, so schnell wie möglich auch mit Preußen Frieden zu schließen. Denn der Umschwung der allgemeinen Lage kündigte sich schon an: die Landung der Engländer auf Rügen war soeben erfolgt, zugleich war als englischer Bevollmächtigter Lord Gower in Memel eingetroffen, um für den Fall der Fortführung des Krieges den Verbündeten eine Million Pfund Sterling (20 Millionen Mark) Subsidien anzubieten. Dazu war im Hauptquartier auch der General Stutterheim erschienen, um über einen etwaigen Anschluß Österreichs an die Verbündeten Verhandlungen anzuknüpfen. Dem allen zu begegnen, diktierte Napoleon kurzweg Talleyrand die Bedingungen, unter denen er willens sei, auch Preußen den Frieden zu gewähren, und sandte ihn damit an den Grafen Golz, welcher bisher preußischer Gesandter in St. Petersburg gewesen war.

Hardenberg wäre berufen gewesen, die Vertretung Preußens zu führen. Allein Napoleon hatte mit Ausdrücken des heftigsten Unwillens ihn zurückgewiesen; nicht einmal als preußischen Minister wollte er ihn länger dulden. So hatte denn der König es dem General Kalckreuth übertragen, die Verhandlungen zunächst zu eröffnen, diesem aber an Hardenbergs Stelle den Grafen Golz beigegeben. Auf einzelnen Blättern zog Talleyrand aus seinem Portefeuille die Bedingungen des Friedens hervor und übergab sie Golz mit der Erklärung, daß weder eine Änderung noch auch eine Verzögerung der Annahme gestattet sei. So drängend erschienen die Umstände. Und Kalckreuth und Golz gaben dem Drucke nach und unterschrieben am 9. Juli Napoleons Bedingungen.

Napoleon erreichte in allem, was er wollte. Rußland schloß sich der Handelssperre gegen England an und in den Geheimartikeln, welche dem

Friedenstraktate angehängt waren, war ausgesprochen, daß Rußland und Frankreich sich zu Schutz und Trutz verbänden: jeder Krieg sollte gemeinsam sein, die Kriegführung gemeinschaftlich festgestellt, Frieden nicht anders als gemeinschaftlich geschlossen werden. Also mittelbare Abhängigkeit von Frankreich, eine verderbliche Handelspolitik mit den empfindlichsten Verlusten, neue ganz unberechenbare Kriege: das war das, was der Tilsiter Frieden für Rußland brachte; dazu die Unehre, dem langjährigen Bundesgenossen, allen Verträgen zum Trotz, nicht Treue gehalten zu haben! „Jetzt müssen Sie mich wegjagen und mit Geräusch wegjagen!“ sagte der in Volksbeglückungsideen schwärmende Nowosiltzow zu seinem kaiserlichen Freunde; er war nicht der Meinung dessen jähen Gesinnungswechsel mitzumachen.

In dem vierten Artikel des russisch-französischen Friedensvertrages war ausgesprochen, daß „Se. Majestät der Kaiser Napoleon mit Rücksicht auf Se. Majestät den Kaiser von Rußland und in dem Wunsche, einen Beweis des aufrichtigen Verlangens zu geben, welches er hat, die beiden Nationen durch die Bande eines unwandelbaren Vertrauens und einer unwandelbaren Freundschaft zu einen, zustimmt, zurückzugeben an Se. Majestät den König von Preußen, den Verbündeten Sr. Majestät des Kaisers von Rußland, alle Länder, Städte und Gebiete, welche u. s. w.“ Also als eine Gnade sollte es erscheinen, dem neugewonnenen Freunde zu Liebe geübt, wenn Napoleon Preußen nicht ganz vernichte! Für König Friedrich Wilhelm war es eine neue Demütigung, nicht Provinzen abzutreten, sondern überhaupt aus Gnade noch irgendwelche zurückzuerhalten. Alexander verlangte dies, um an Preußen ein Bollwerk gegen Frankreich zu behalten. Dem Andringen Alexanders konnte sich Napoleon nicht ganz widersetzen; aber das Preußen, welches er bestehen lassen mußte, wollte er wenigstens so wertlos wie möglich machen. Die vier Provinzen Brandenburg, Pommern, Schlesien und (Ost- und West-) Preußen wurden ihrem Könige zurückgegeben, aber es wurden Militärstraßen hindurchgelegt, welche für die französischen Truppen freigehalten werden mußten. In die Oderfestungen Glogau, Küstrin und Stettin wurden französische Besatzungen gelegt, die Größe des preußischen Heeres wurde auf 42 000 Mann beschränkt, und überdies bestimmt, daß drei französische Armeecorps so lange in Preußen bleiben und auf Kosten des Landes erhalten werden sollten, bis die Kontribution, die er dem Lande sich vorbehielt noch aufzulegen, bezahlt sein würde. Die Höhe dieser Kontribution aber war in dem Friedenstraktate gar nicht angegeben. So war auch mit diesen Bestimmungen der Zar hinters Licht geführt: Alexander hatte an Preußen eine Grenzwehr haben wollen; aber Preußen, militärisch jetzt unbedeutend, finanziell ruiniert, blieb doch in Wahrheit in der eisernen Faust Napoleons! „Keine Flinte, kein Pulverkorn“,

sagte er, „darf im Lande bleiben, auch nicht, wenn die Preußen es bar bezahlen wollen.“ Aber die Vorsehung hat ihre eigenen Wege.

Erst auf der Rückreise in Dresden ließ sich Napoleon herbei, die Höhe der Kontribution überhaupt nur zu bestimmen: er verlangte 150 Millionen Thaler, dann, um milde zu erscheinen, erließ er 10 Millionen, und als der Zar auch diese Summe noch für zu hoch erklärte, setzte er die Kontribution endgültig auf 120 Millionen Thaler fest, eine für das ausgesogene und vom Kriege erschöpfte Land ganz unerschwingliche Summe; aber sie sollte auch unerschwinglich sein, damit er, auf seinen Schein bestehend, mit dem Rechte des Wucherers, der die Not seines Opfers mißbraucht, das unglückliche Land dauernd in seiner Hand behielte.

So war denn Preußen auf den Besitzstand von 1740 herabgebracht. Mit 2856 Quadratmeilen und $4^1/_2$ Millionen Einwohnern hatte es kaum noch die politische Bedeutung einer Mittelmacht. Mit ergreifenden Worten nahm König Friedrich Wilhelm von den Bewohnern der Reichshälfte, die er verlor, Abschied: „Was Jahrhunderte und biedere Vorfahren, was Verträge, was Liebe und Vertrauen verbunden hatten, mußte getrennt werden. Das Schicksal gebietet: der Vater scheidet von seinen Kindern. Euer Andenken kann kein Schicksal, keine Macht aus Meinem und der Meinigen Herzen reißen.“ Und voll herzbewegender Klagen gingen von allenthalben aus den altpreußischen Landen, welche der Tilsiter Traktat von Preußen abriß, dem Könige Abschiedsbriefe zu. „Das Herz wollte uns brechen“, schrieben die treuherzigen Bauern der Grafschaft Mark, „als wir Deinen Abschied lasen: so wahr wir leben, es ist nicht Deine Schuld!“ —

Siebentes Kapitel.

Der Fürstentag in Erfurt.

Diejenigen Landschaften Preußens, welche Napoleon in dem Tilsiter Frieden nicht wieder an den König zurückgab, verwandte er dazu, um in wenig verhüllter Form die Grenze seiner Macht weit nach Osten vorzuschieben. Aus den polnischen Provinzen, welche Preußen unter König Friedrich Wilhelm II. gewonnen hatte, wurde das Herzogtum Warschau gebildet, 1851 Quadratmeilen mit $2\frac{1}{3}$ Millionen Einwohnern umfassend. Ein Reichstag nach Art des alten polnischen mit einer Kammer des Senates und einer Kammer der Landboten wurde eingerichtet, eine Verfassung für das Herzogtum ausgearbeitet, die Leibeigenschaft aufgehoben, die Gleichstellung der Bürger vor dem Gesetze verfügt, die französische Gerichtsordnung mit dem Code Napoleon und die französische Präfekten-Verwaltung eingeführt. Von einer Wiederherstellung Polens war so wenig die Rede, daß sogar der Name Polen geflissentlich vermieden wurde. Napoleon meinte vielmehr, in dem Herzogtume, das ganz an seinen Willen gebunden blieb, ein Gegengewicht gegen das erhaltene Preußen, eine Art Grenzwehr gegen Rußland sich zu schaffen.

Mehr zur Repräsentation als zur Regierung ernannte Napoleon zum Herzoge von Warschau den König Friedrich August von Sachsen, für den quer durch Schlesien hindurch eine freie Heerstraße festgestellt wurde. Der ehrenwerte Fürst, von der hohen Bedeutung seiner Person und seines Landes erfüllt, hatte sich schwer dem preußischen Oberbefehle vor dem Kriege untergeordnet, aber auch nur zögernd und ungern dazu entschlossen, dem Sieger seine Huldigung darzubringen. „Wie lebt man eigentlich mit diesem Menschen?“ fragte er, als er sich aufmachte, Napoleon zu begrüßen. Indessen er kam sehr verändert zurück; Napoleon im Kreise seiner Marschälle, umstrahlt von der Glorie des Sieges, hatte ihm bis in den Grund der Seele imponiert. Und als nun vollends noch die Belehnung mit dem Herzogtum Warschau dazu kam, da fühlte sich der König an seinen „großen Alliierten“ gebunden.

Aus Danzig wurde ein Freistaat gemacht, dessen eigentlicher Regent

indessen der französische Gouverneur war. Überdies wurde eine so starke französische Besatzung hineingelegt, daß die feste Stadt geradezu eine Grenzwacht gegen Rußland wurde.

Schon von Tilsit aus hatte Napoleon sofort nach Unterzeichnung des Friedenstraktates mit Rußland seinem jüngsten Bruder Hieronymus geschrieben, daß er ihn zum Könige von Westfalen ausersehen habe. Dies Königreich wurde nun im Westen der Elbe aus altpreußischen Landschaften, dem Herzogtum Braunschweig und dem Kurfürstentum Hessen zusammengeflickt. Auch das Fürstentum Corvei und die Grafschaft Kaunitz-Rittberg kamen dazu, sowie von Hannover Göttingen, Grubenhagen und Osnabrück, sodaß der Umfang 688 Quadratmeilen mit fast zwei Millionen Einwohnern betrug. Eine Verfassung sollte das zusammenhaltende Band sein. Sie war in den Grundzügen der französischen nachgebildet und diente dazu, viel mittelalterliches Unwesen auch in diesen Gegenden Deutschlands zu beseitigen. Französische Beamte und Offiziere begannen sofort die Organisation des neuen Königreiches. Am 10. Dezember 1807 hielt Hieronymus an der Seite seiner württembergischen Gemahlin seinen Einzug in Kassel: ein junger Mensch, wie ihn ein französischer Zeitgenosse charakterisiert, schlecht erzogen, ohne Grundsätze, ohne Fähigkeiten, ohne einnehmende Persönlichkeit.

Dem Rheinbunde sich anzuschließen lehnte Preußen beharrlich ab. Westfalen natürlich trat ebenso wie die sämtlichen norddeutschen Staaten dem Bunde bei. Damit war dessen Protektor jetzt der wahrhafte Herr in Deutschland geworden. In Erfurt, Hanau, Fulda und Bayreuth lagen französische Garnisonen, regierten französische Gouverneure, um die zähe Bevölkerung des Nordens in sicherer Unterwürfigkeit zu halten. Auch in dem westfälischen Magdeburg lag französische Garnison. Die Hansestädte hatten nicht nur das ganze Corps Bernadottes (40 000 Mann) zu erhalten, sondern auch schwere Kontributionen zu zahlen und erdrückende Lieferungen zu leisten, während doch die Kontinentalsperre ihren Handel zu Grunde richtete. Kehl, Kastel und Wesel wurden mit Frankreich vereinigt; Hannover unter französische Verwaltung genommen, um, wenn der Frieden mit England zustande käme, an König Georg zurückgegeben zu werden. Durch die Zertrümmerung der preußischen Macht schien die Knechtschaft der Deutschen besiegelt. Und nirgends vermochte ein menschliches Auge den Rosenschimmer besserer Zeiten zu entdecken.

Denn die Macht Napoleons war ohne gleichen. Sie stützte sich vor allem auf ein Heer, das von Siegesvertrauen und Begeisterung für seinen Kaiser durchglüht war. Aber sie gründete sich nicht weniger auf die Niederbeugung der drei östlichen Großmächte, von denen ja Österreich besiegt, Preußen tief gebeugt, Rußland aber gewonnen war.

Allein dies Heer, dessen Stärke zu Ende des Jahres 1807 ohne die Kontingente der Vasallenstaaten 620000 Mann betrug, erwies sich doch für die immer weiter ausgreifenden Pläne Napoleons nicht als ausreichend. Er hatte das spanische Königshaus entthront, aber die Spanier widerstrebten hart dem ihnen aufgedrungenen Könige Joseph Napoleon, und das unbezwungene England schickte sich an in ihrem Kampfe sie thatkräftig zu unterstützen. Napoleon zweifelte zwar keinen Augenblick, daß es ihm gelingen müsse die spanischen „Banditen“ mit der besten Armee Europas zu überwinden: aber doch lehrten ihn wenige Monate schon, daß er dazu einer außerordentlichen Kraftanstrengung bedürfen würde. Und war er einer solchen ohne fremde Unterstützung gewachsen? Denn wenn die französischen Regimenter aus Deutschland nach Spanien beordert wurden, wer sollte dann die Herrschaft Napoleons in Deutschland sicher stellen? Wer sollte dem abgeneigten Österreich dann die Wage halten? Niemand anders konnte das sicherlich, als Napoleons begeisterter Freund Alexander. Mit ihm also galt es sich zu verständigen, ihn — wie einst auf dem Niemen — durch persönlichen Einfluß für die Aufgabe, die aus der Sachlage ihm erwuchs, zu gewinnen.

Bereitwillig ging Alexander auf den Vorschlag einer persönlichen Zusammenkunft mit Napoleon ein. Erfurt, die östlichste Stadt des napoleonischen Reiches, wurde dafür ausersehen. Hier war Napoleon der Wirt und lud dorthin, der Kaiser-Zusammenkunft den rechten Glanz zu geben, und auch nach außen in der Glorie seiner Allgewalt zu erscheinen, die deutschen Rheinbundfürsten ein. Das sollte blenden und der Eitelkeit der Franzosen schmeicheln. Sie kamen alle oder schickten wenigstens ihre Kronprinzen: 4 Könige und 34 Fürsten und Prinzen erschienen. Mehr zur Parade als zur Bedeckung wurden auch mehrere französische Regimenter nach Erfurt kommandiert. Preußen und Österreich jedoch lehnten die Einladung ab; König Friedrich Wilhelm begnügte sich den Grafen Golz, Kaiser Franz den Baron Vincent zu senden, um die Kaiser zu begrüßen. Einige Tage war auch Prinz Wilhelm von Preußen, des Königs jüngster Bruder, in Erfurt anwesend, nicht um Napoleon zu huldigen, sondern um die in Paris geführten Unterhandlungen über Ermäßigung der preußischen Kriegsschuld zum Abschlusse zu bringen.

In der Frühe des 27. September 1808 traf Napoleon in Erfurt ein. Am Nachmittage desselben Tages langte auch Kaiser Alexander, von Kanonendonner begrüßt, dort an. Anderthalb Meilen (10 km.) war Napoleon ihm entgegengeritten. Seite an Seite hielten dann die Kaiser zu Pferde ihren Einzug in die Stadt. Sie schienen fast unzertrennlich. Täglich speiste Alexander bei Napoleon, abends waren sie zusammen im Theater, und

danach blieb Napoleon noch in der Regel ein bis zwei Stunden bei seinem Gaste. Selbst vor dem Mittagessen pflegten sie einige Stunden mit einander zu verbringen. Alexander wurde vollständig für die Pläne Napoleons gewonnen, und er war es, der das innige Einverständnis, das zwischen ihnen herrschte, auch äußerlich den versammelten Königen und Herren kund zu geben bestrebt war.

Napoleon hatte, um den gewöhnlichen Hofunterhaltungen zu entgehen, die Schauspieler des Théâtre français von Paris kommen lassen. Jeden Abend führten sie eins von den klassischen Stücken der Franzosen auf, welche ja auf die Glorifizierung Frankreichs mehr oder weniger deutlich hinauslaufen. Da Kaiser Alexander etwas schwerhörig war, so war in dem Orchesterraume eine Estrade für die beiden Kaiser errichtet. Dort hatten auch die Könige ihren Sitz, jedoch niedriger und auf schlichten Sesseln, nicht auf Armstühlen wie die Kaiser. Die ersten Reihen des Parketts waren für die Fürsten und die Herren des kaiserlichen Gefolges bestimmt, die also genau die beiden Herrscher beobachten konnten. Da ereignete sich eine Scene, die als das grelle Widerspiel zu derjenigen erscheint, welche sich drei Jahre zuvor in Potsdam zugetragen hatte. Am 3. Oktober wurde Voltaires Ödipus gegeben. Im ersten Akte des Stückes spricht Philoktet zu seinem Freunde Dinos: „Die Freundschaft eines großen Mannes ist eine Wohlthat der Götter.“ Bei diesen Worten wandte sich Alexander zu Napoleon und reichte ihm mit verbindlicher Miene die Hand. Napoleon verbeugte sich gegen ihn, jedoch mit einem Ausdrucke, als wolle er das Kompliment ablehnen. Niemand im ganzen Hause war die demonstrative Huldigung entgangen.

Einige Tage später bemerkte Alexander in dem Augenblicke, als man zu Tische gehen wollte, daß er seinen Degen nicht zur Hand habe. Sofort bat ihn Napoleon, den seinigen anzunehmen. Sichtlich erfreut nahm ihn Alexander. „Ich nehme ihn“, sagte er, „als ein Zeichen Ihrer Freundschaft an: Euer Majestät wissen, daß ich ihn nie gegen Sie ziehen werde!“

Die Frage liegt nahe: war diese Freundschaft, die Kaiser Alexander in so auffälliger Weise für Napoleon zeigte, nur eine sentimentale Schwärmerei für das Genie? Oder war sie geschickte Schauspielerei? Beides ist sicherlich falsch: Alexander meinte vielmehr durchaus aufrichtig, was er sagte und that; aber seine Handlungen entsprangen aus Gefühlen, und seinen Gefühlen fehlte es an ausdauernder Stetigkeit. So hat er sich abgenützt zwischen Hingebung und Enttäuschung.

Kaiser Alexander war am 12./23. Dezember 1777 geboren. Laharpe, sein Erzieher, hatte ihn mit Ideen von Liberalismus und Philanthropie erfüllt, aber wenig mit positiven Kenntnissen ausgerüstet, nicht einmal lebhaftes Interesse für die Wissenschaft in ihm erweckt. Dadurch wurde der

heranwachsende Großfürst, der doch rings um sich her das machtvolle Walten des Despotismus sah, in einen inneren Widerspruch gebracht, aus welchem er keine Lösung fand. Sein Leben lang hat er zwischen Extremen geschwankt.

Ohne Zweifel besaß Alexander Geist; aber sein Geist, obwohl fein und scharf, ermangelte durchaus der Tiefe Daher kam es, daß die Erregungen seines beweglichen Gefühles die Erwägungen des Verstandes überfluteten. Wie durch plötzliche Eingebung erfaßte er irgend eine Idee mit äußerster Wärme; bald beherrschte sie ihn vollständig; sein ganzes Handeln regelte er danach — bis eine andere Idee ihn ebenso vollständig wieder gefangen nahm. Dadurch verwickelte er sich nicht selten in Verpflichtungen völlig widerstrebender Art. Aber als ein ehrlicher Mann suchte er aufrichtig alle einzulösen, sodaß sein Thun höchst widerspruchsvoll erscheinen mußte: eine Sache, ebenso peinlich für ihn wie schädlich für das allgemeine Wohl.

Seinem Auftreten war ein romantisch-ritterlicher Zug eigen, der zusammen mit der Idealität der Anschauung, die periodisch ihn durchwärmte, nicht zum wenigsten dazu beigetragen hat, ihn populär zu machen. In seinen Liebhabereien war er einfach, nüchtern von Temperament; die Arbeit im Kabinett liebte er, soweit sie nicht über Politik und militärische Details hinausging. In den großen politischen Fragen wollte er, wie er sagte, sein eigner Minister sein: um so leichter wurde es für einen Mann wie Napoleon ihn in Tilsit sowohl wie in Erfurt sich willfährig zu machen.

Napoleon, an Jahren etwas voraus (wahrscheinlich am 8. Februar 1768 geboren), war gewiß als Organisator, Gesetzgeber und Feldherr dem Zaren überlegen; aber er war es auch in der persönlichen Verhandlung. Als Kaiser hatte er sich eine eigenartige Redeweise angewöhnt, farbenreich und feurig, häufig zusammenhangslos, welche hinriß, wenn auch nicht überzeugte; daneben aber konnte niemand wie er zugleich herrisch und freundlich, einschmeichelnd und hochfahrend sein: er sprach wie jemand, der sich stets des Eindruckes sicher weiß. Er liebte es, humane Rücksichten geltend zu machen, seine Handlungweise aus idealen Gründen zu erklären, die sehr geeignet waren, das Gefühl des Hörers gefangen zu nehmen; durch Fülle und Ungestüm der Gedanken suchte er ihn dann vollends zu überwinden.

Das alles war erkünstelt und berechnet: auch im Gespräch war Napoleon Stratege. Seine Kleidung war immer auf den Effekt berechnet, bald durch auffällige Pracht, bald durch gesuchte Einfachheit. Er ließ den Schauspieler Talma zu sich kommen, um Körperhaltung und Stellung von ihm zu lernen; er zog die Schultern etwas hoch und ging auf den Fußspitzen, um größer zu erscheinen, als er war. So erschien er gezwungen bei öffentlichem Auftreten; aber im kleinen Kreise legte er die Rolle ab und war einfach, selbst entgegenkommend: um so mehr nahm er dann für sich ein.

Die Freundschaft indes, welche Alexander für Napoleon so offen zeigte, konnte keine gegenseitige sein, so geschickt auch Napoleon die Freundesrolle spielte: dazu waren ihre Charaktere im Grunde zu verschieden. Hineingeworfen in eine Welt voll innerer Auflösung, unter Menschen, welche ohne feste Lebensrichtung jedem Ehrgeiz, jeder Begehrlichkeit sich überließen, hatte Napoleon es allein verstanden, einen Plan zu entwerfen, festzuhalten, zu Ende zu führen. Durch seine Energie, durch die Thätigkeit und Klarheit seines Geistes und durch sein militärisches Genie hatte er sich zu der Stelle erhoben, die er einnahm. So war er der starre Egoist geworden, welcher von Menschenverachtung erfüllt, niemals auf diejenigen Rücksicht nahm, die es nicht verstanden, beizeiten aus seinem Wege zu treten, welcher niemals an die ungeheure Summe von Leiden dachte, die aus der Durchführung seiner Projekte über die einzelnen kommen mußten. Von Ritterlichkeit besaß er keine Spur. Er wußte mit Damen nur von ihrer Toilette zu reden, oder er fragte sie nach der Zahl ihrer Kinder; und wenn er ihnen ein besonderes Interesse zeigen wollte, so erkundigte er sich wohl, ob sie ihre Kinder selbst genährt hätten. Für uninteressierte Hochherzigkeit war keine Stelle in seinem Herzen: seine Gunstbezeugungen und Wohlthaten verteilte er nach der Nützlichkeit, die er sich von dem Empfänger versprach.

Je mehr seine Erfolge sich anhäuften und ihn von Zwang und Zucht befreiten, um so deutlicher trat der wahre Gehalt seines Wesens zutage: aber noch blendete der strahlende Glanz des Ruhmes, der ihn umgab, Augen und Urteil.

Das waren die beiden Männer, welche auf der welthistorischen Bühne in Erfurt durchaus allein agierten; die Rheinbundfürsten, auch die Könige, spielten lediglich die Rolle von Statisten. Um so größeren Eindruck machte es, daß Napoleon dem Fürsten der deutschen Litteratur seine Aufmerksamkeit zuwandte. Goethe wurde eingeladen nach Erfurt zu kommen. Napoleon betrachtete den Eintretenden lange; dann begrüßte er ihn mit den Worten: „Sie sind ein Mann!“ Die Unterredung drehte sich hauptsächlich um litterarische Gegenstände, Goethes Werther, die Schicksalstragödien, Voltaires Julius Cäsar. „Kommen Sie nach Paris“, schloß der Kaiser, „dort giebt es eine größere Weltanschauung. Dort werden Sie überreichen Stoff für Ihre Dichtungen finden.“ Und als er wenige Tage darauf nach Weimar kam, um die Herzogin Luise zu begrüßen, suchte er auf dem Hofballe alsbald wieder Goethe auf. Auch nach Wieland fragte er, den sein hohes Alter von den Festlichkeiten zurückgehalten hatte: er wurde herbeigeholt, und der Kaiser vertiefte sich mit den beiden berühmten Dichtern in ein langes Gespräch.

Von Weimar begab sich Napoleon zur Treibjagd auf das Schlachtfeld von Jena. Es war eine Roheit; daß er dazu den Prinzen Wilhelm einlud:

aber sie rettete ihn aus großer Gefahr. Bei einem kleinen Gehölz vor Weimar hielten zwei Preußen zu Pferde; sie waren gekommen, bei dieser Gelegenheit Rache für die Unterdrückung ihres Vaterlandes an Napoleon zu nehmen. Als sie jedoch den Bruder ihres Königs an der Seite des Verhaßten reiten sahen, getrauten sie sich nicht Feuer auf den Kaiser zu geben.

An demselben Abende kehrten die beiden Kaiser nach Erfurt zurück. Die vertraulichen Besprechungen zwischen ihnen wurden täglich fortgesetzt. Alexander zeigte das bereiteste Entgegenkommen, ohne doch in dem, was er selber wünschte, recht vorwärts zu kommen. Er gab Spanien preis, um freie Hand gegen die Türkei zu bekommen; aber durchaus nicht zu mehr wollte Napoleon sich verstehen, als daß Rußland die Moldau und Walachei — wenn auch gegen den Willen Österreichs — in Besitz nehme. Der Hoffnung auf Konstantinopel mußte Alexander entsagen. Napoleon hatte sich wieder als der Überlegene behauptet.

Am 12. Oktober schlossen die beiden Kaiser ein Abkommen, mit England nur dann Frieden zu machen, wenn es den durch die Erfurter Besprechungen in Aussicht genommenen Zustand Europas anerkenne, und einander beizustehen, wenn sie angegriffen werden sollten. Es war kein Zweifel, daß dabei an Österreich gedacht war. Denn würde dies gutwillig die Donaumündung den Russen überlassen?

So gestaltete sich die Erfurter Zusammenkunft, die nichts weniger als ein Kongreß — wie man sie wohl genannt hat — war, zur Vollendung der Besprechungen von Tilsit. Durch die Verbindung mit Rußland war Napoleon auf den Gipfel der Macht erhoben. Und die Freundschaft der beiden Kaiser schien auf das dauerhafteste befestigt, als sie sich am 14. Oktober auf derselben Stelle, wo Napoleon seinen Gast empfangen hatte, anderthalb Meilen vor der Stadt, mit wiederholten Umarmungen von einander trennten.

Zweites Buch.

Der Widerstand der nationalen Eigenart.

(1809—1815).

Es war das Reich Karls des Großen, welches Napoleon erneuert hatte. Doch genügte es ihm? Mit jedem neuen Erfolge stellte immer deutlicher die Idee einer europäischen Gesamtmonarchie seinem Geiste sich dar. Allein zu einem einheitlich-festen Staatsbau ließ sich Europa nur durch die Vernichtung der historisch gewordenen Eigenart der Nationen zusammenfügen. So mußte Napoleon also jeder Schritt, den er auf der Bahn der Eroberungen über die karolingischen Grenzen hinaus that, in Konflikt mit den Nationalitäten bringen; denn nicht mehr gegen die Throne, sondern gegen die Eigenart der Völker richteten sich seine Angriffe.

Ein neuer Gegner erwuchs damit dem Unbesiegten. Und er, der die Benutzung materieller Kräfte wie kein anderer verstand, hatte von der Gewalt sittlicher Ideen in der Menschenbrust keine Ahnung. Er hatte altverwachsene Stämme zerschnitten, aus den Stücken lediglich nach der Landkarte neue Staaten gebildet, anderen andre Fürsten gegeben. Er ahnte nicht, daß eine Nation ein lebendiges Wesen ist, das die Abreißung von Gliedern, Eingriffe in seine Eigenart nur mit Schmerz erträgt und mit seiner ganzen Lebenskraft sich anstrengt, seine Nationalität unversehrt wieder zu gewinnen, deren Wesen in der Gemeinehre und einem Schatze gemeinsamer Überlieferungen, Anschauungen und Sitten besteht. Dabei ist es gleichgültig, ob, an sich betrachtet, die neuen Einrichtungen besser sind als die alten; sie werden als Gewaltakte empfunden, weil sie nicht national sind; denn auf dem Gefühle, nicht auf dem Verstande beruht ihrem Wesen nach die Nationalität, die in der nationalen Eigenart sich darstellt. Daher fehlte dem berechnenden Verstandesmenschen auf Frankreichs Throne das Verständnis für diesen neuen Gegner, der mit elementarer Kraft sich gegen ihn erheben sollte, als er, von innerem Zwange gedrängt, auch die Völker, welche in Jahrhunderte langer Entwickelung zu Nationen geworden waren, mit Gewaltthat und Unterjochung bedrohte. Zwar so lange sie vereinzelt ihm

gegenüberstanden, vermochte er sie zu besiegen, wenn auch nicht zu unterwerfen. So erlag Spanien, so Österreich, aber doch nur, um sich alsbald wieder zu erheben, als das Gefühl gemeinsamer Gefahr die bedrohten Nationalitäten alle zu einem Waffenbunde zusammenschloß. Achtsam schaute Spanien auf Preußen und ordnete, als der Krieg dort gegen Napoleon losbrach, eine Art Volksbewaffnung an und brachte den Adel in Bewegung. Mit Spannung waren dann in Österreich und Preußen die Blicke auf die Kämpfe in Spanien gerichtet; in Preußen verlangte, als Österreich gegen die Unterdrückung ankämpfte, die öffentliche Meinung den Anschluß an die Schwesternation. Und als sie endlich, Preußen voran, nun alle gemeinsame Sache machten, da zerbrachen sie im Ansturm ihres vereinten Ingrimmes dem Unterdrücker Schwert und Scepter.

Erstes Kapitel.

Die Erhebung Österreichs.

Am 15. August 1808 war in dem Schlosse von St. Cloud das diplomatische Corps versammelt, um seine Glückwünsche dem Kaiser wie alljährlich zu seinem Namenstage auszusprechen. Napoleon trat in den Audienzsaal; jedes Gespräch verstummte; er blieb einige Augenblicke stehen; die Augen aller Anwesenden richteten sich auf ihn; dann schritt er mit ernster Miene bis auf zwei Schritte an den Grafen Metternich, den österreichischen Gesandten, heran. „Wohlan, Herr Botschafter", sagte er, laut die Stimme erhebend, „was will der Kaiser, Ihr Herr? Gedenkt er mich nach Wien zurückzurufen?"

Was sollte diese drohende Erinnerung an den Dezember 1805? Sechs Wochen später wurde es klar: Napoleon wollte Österreich einschüchtern, damit es nicht seinen Abmachungen mit Rußland widerstrebe, die doch empfindlich wider die Interessen Österreichs liefen.

Allein das Österreich des Jahres 1808 war nicht mehr dasjenige, welches drei Jahre zuvor den raschen Schlägen Napoleons erlegen war. An die Stelle Ludwig Cobenzls war Graf Philipp Stadion getreten, den schon der scharfblickende Fürst Kaunitz als einen „gesetzten Kavalier mit vortrefflichen Studien, vieler Brauchbarkeit und besten sittlichen Charakters" bezeichnet hatte. Durch zeitgemäße Reformen war er bestrebt, das öster-

reichische Staatsleben zu beleben und zu kräftigen. Erfüllt mit warmem Gefühle für Ehre und Volkswohl, suchte er allenthalben die Geistesfesseln zu lockern, den Sinn für gemeinnützige Interessen zu erregen, Aufklärung zu befördern, das Heerwesen zu verbessern. Bald durchdringt ein neuer Geist der Standesehre die Armee; ihr zur Seite steht die Landmiliz (Reserve) und die Landwehr: ein Volk in Waffen kündigt sich an. Mit hohem Gedankenfluge ist Stadion in allem und jedem der Treibende, unermüdlich Drängende. Mit sorgsamer Bedächtigkeit steht der Erzherzog Karl neben ihm, seit 1806 Oberfeldherr des Heeres; auch ihm steht außer Zweifel, daß die geistigen und sittlichen Kräfte des Volkes losgebunden werden müssen, um eine Wiederherstellung Österreichs herbeizuführen. Selbst Kaiser Franz empfindet das Erfrischende der patriotischen Strömung, die politische Bedeutung des Volksgeistes.

Das Ziel Stadions ist, daß in neuer Kraft das österreichische Volk sich gegen den erhebe, der das Vaterland so tief gedemütigt hat. Ganz stimmt Erzherzog Johann, mehr als sein bedenklicher Bruder Karl, ihm zu. Auch die junge Kaiserin Ludovica von Este ist voll kriegerischer Begeisterung; und bald verlangt das ganze Volk in patriotischem Kriegseifer die Abrechnung mit dem Überwinder; begeisterten Schwunges stimmen Österreichs Dichter, Collin voran, Kriegslieder an.

Schon im Jahre 1807 begannen die Rüstungen. Eben als Rußland und Preußen den Tilsiter Frieden abschlossen, bot Österreich bewaffnete Vermittelung an. Es war zu spät. Aber immer erdrückender empfand Österreich das Übergewicht Frankreichs. Die Kontinentalsperre verschloß die natürlichen Handelswege des Kaiserstaates; die Errichtung des Herzogtums Warschau regte die Polen in Galizien auf; und nun schickte sich auf Grund der Erfurter Abrede Rußland an, die Donaufürstentümer zu besetzen und damit Österreich vom Schwarzen Meere abzusperren. Das war eine Lebensfrage für Österreich, welche selbst die Bedenken des Erzherzogs Karl überwand: die Drohung von St. Cloud verfehlte durchaus ihre Wirkung. Sobald Napoleon über die Pyrenäen gegangen war, um Spanien niederzuwerfen, erhob sich Österreich.

Stadion war der Überzeugung, daß Österreich an Streitkräften Napoleon zweifellos überlegen wäre. Um so leichter, meinte er, würden die alten Verbündeten sich ihm wieder anschließen. Rußland lehnte jede Mitwirkung ab, und Preußen, noch in den Fesseln der französischen Besatzung, konnte nicht mehr thun, als insgeheim zu rüsten, um nötigenfalls Österreich Beistand zu bringen. England dagegen zeigte sich entgegenkommend. Doch wartete Österreich das Ergebnis der Verhandlungen nicht ab: wichtiger schien es, durch rasches Losschlagen Süddeutschland mit sich fortzureißen.

Mit begeisterter Opferfreudigkeit zog Österreich hinaus in den Krieg. Reiche patriotische Gaben wurden für die ausmarschierenden Krieger dargebracht; Nationalsubskriptionen wurden für die zurückbleibenden Familien der Landwehrmänner eröffnet; die Fahnenweihe der Freiwilligen gestaltete sich zu einem nationalen Feste und verkündete aller Welt die innige Übereinstimmung zwischen Volk und Herrscherhaus. Der glühende Haß gegen die drohende napoleonische Zwingherrschaft machte die Vielheit der Stämme Österreichs zu einer Nation. Mit begeisterten Proklamationen rief Erzherzog Karl, im Begriff, gen Westen zu marschieren, die Süddeutschen auf für die gemeinsame deutsche Sache. Friedrich Gentz, der geistvolle Schriftsteller, und Friedrich von Schlegel, der Dichter, führten die Feder als scharfe Angriffswaffe in seinem Hauptquartier.

Wohl fehlte es in Süddeutschland nicht an Unmut und Mißbehagen. Denn die unablässigen Forderungen des „Protektors“ des Rheinbundes bedingten eine scharfe Regierung, welche die Volkskräfte erschöpfte. Aber der Unwillen richtete sich gegen die Beamten, gegen den Stock, der traf, nicht gegen die ferne Faust, welche den Stock führte. Eine deutsche Nationalempfindung hatte es seit Jahrhunderten in diesen Gegenden, die erst eben zu dem Begriffe eines Staates gelangt waren, nicht gegeben.

In Bayern überdies war das alte Mißtrauen gegen österreichische Politik noch nicht erstorben. So verhallte des Erzherzogs Aufruf hier ganz ungehört; ja, die Rücksicht auf Tirol, das vor wenigen Jahren erst von Österreich an Bayern gekommen war, machte den König Max Joseph gegen jedes Zusammengehen mit Österreich entschieden abgeneigt. Mit Kraft und Einsicht förderte er die Hebung seines Staates. Die Leibeigenschaft war aufgehoben, die bäuerlichen Zehnten beseitigt, die Konskription eingeführt. Ebenso rücksichtslos wie unermüdlich war der Minister Montgelas, ein savoyischer Graf, den Max Joseph von Zweibrücken mitgebracht hatte, beschäftigt, Bayern der Toleranz und Aufklärung zu erschließen. Zahlreiche Klöster waren aufgehoben, Gleichberechtigung der Konfessionen verkündigt, das Schulwesen unter die Aufsicht des Staates gestellt worden. Aber die Hast, mit der diese neugestaltenden Verordnungen ergingen, verletzte fortwährend und erbitterte in Bayern jeden, dem das Altgewohnte wert war. Vollends als gewaltthätige Eingriffe in seine nationale Eigenart empfand sie das einfache und biedere Gebirgsvolk der Tiroler. Die Grobheit der bayrischen Beamten reizte den Ingrimm der selbstbewußten Jäger und Bauern, sie haßten die Konskription, welche ihre Söhne außer Landes führte, sie verabscheuten, bigott wie sie waren, die Aufklärung und die kirchlichen Neuerungen. Und die 4024 Geistlichen im Lande thaten dazu das ihrige. Die Tiroler wollten eben bleiben, wie sie waren, wie sie unter der viel-

hundertjährigen Herrschaft Österreichs gewesen waren. Darum verlangten sie zurück nach dem Scepter Österreichs, das die Wahrung ihrer Nationalität ihnen verbürge.

Die Gefahr des Hochgebirges macht seine Bewohner kühn, die Kargheit des Bodens genügsam, die Abgeschiedenheit der Thäler konservativ in Anschauungen und Sitten. Vertrautheit mit den Bergpfaden und Gebrauch des Stutzens lernt schon der Knabe. Als nun Österreich zum entscheidenden Waffengange mit Napoleon sich rüstete, zog man in Wien auch die festgewurzelte Anhänglichkeit des abgerissenen Tirolerstammes in Betracht. In den Gemächern des Erzherzogs Johann wurde in aller Form ein Plan zur Befreiung Tirols ausgearbeitet, dessen Durchführung dem Baron Hormayr übertragen wurde. Auch etliche angesehene Tiroler wurden ins Vertrauen gezogen.

Die Bayern merkten nichts von der Bewegung, die durch das ganze Land ging. Mit völliger Sorglosigkeit blieben ihre Truppen in kleinen Abteilungen durch die Thäler zerstreut. Ihnen ganz unvermutet schlug plötzlich die Flamme des Aufruhrs empor. Ein österreichisches Corps unter General Chasteler kam am 9. April 1809 das Pusterthal heraufgezogen. Da gellten in allen Dörfern die Sturmglocken, Feuerzeichen auf den Bergen kündigten die Stunde der Erhebung an; Mehl und Blut, das alte Zeichen, schwamm die Flüsse hinab, den Thalbewohnern zur Mahnung. Von allen Bergen zogen bewaffnete Bauern herbei und wurden lawinenartig, in die Thäler hinabsteigend, zu großen Haufen. Jeder wählte sich selbst seine Führer. Da war jeder Stand recht, nur der Manneswert entschied. Neben Joseph Speckbacher, dem waghalsigen Wildschützen, stand Joachim Haspinger, der Kapuziner mit dem roten Barte, und Martin Teimer, der Gastwirt, ein alter Soldat. Denn nur „Waffen und ein alttirolisches Herz und männlichen Entschluß“ verlangte in seinem Aufrufe der Erzherzog, der unvergessene Statthalter der gefürsteten Grafschaft Tirol.

Es giebt kein Land in Europa, das für die Verteidigung so geschaffen ist, wie Tirol. Nur das breite Innthal ermöglicht die geordnete Entwickelung größerer Truppenmassen. Der strategische Mittelpunkt Tirols ist aber nicht das leicht erreichbare Innsbruck, sondern Brixen; die Brenner-Defileen müssen genommen werden. Aus den Thälern führen die Straßen über steile Anhöhen, durch enge Schluchten, über ungestüme Wildbäche. Überall sind die Verteidiger durch natürliche Bollwerke gedeckt, gegen die Reiterei nichts ausrichtet und auch Artillerie meist nicht zu verwenden ist.

Etwas Mehl im Rucksack, den sicheren Stutzen im Arm, ohne Reglement, ohne Kommando zogen die an Gefahren und Strapazen gewöhnten Hirten und Jäger dem Feinde entgegen, lauerten kleineren Abteilungen in

Wäldern und hinter Gehöften auf und flohen, wenn größere Scharen gegen sie anrückten, auf die unzugänglichen Höhen. Während sich dann die feindliche Kolonne durch das Thal wand, fingen die Berge an zu dröhnen, Felstrümmer und Baumstämme rollten in die Tiefe, und wenn die Staubwolke sich verzogen, so wurde, was noch nicht erschlagen war, die sichere Beute der Kugeln, die aus allen Büschen pfiffen.

An der Brücke von St. Lorenzen bei Bruneck kam es zum ersten Kampfe. Mit Ungestüm trieben die Bauern die ihnen so sehr verhaßten „Blauen“ zurück. Dann drangen die Haufen der Innthaler, von Teimer und Speckbacher geführt, gegen Innsbruck, warfen die bayrischen Vorposten zurück und zwangen den General Kinkel sich zu ergeben. So war am 12. April schon die Landeshauptstadt in der Hand der Freischaren. Am nächsten Tage kam unter General Bisson ein französisches Corps von 4000 Mann über den Brenner gegen Innsbruck herangezogen. Aber dicht vor der Stadt wurde es von allen Seiten mit Übermacht angegriffen und gleichfalls zur Ergebung gezwungen. Das war ein großer Erfolg: mehr als 6000 Soldaten mit 7 Kanonen waren in die Hände der aufständischen Bauern gefallen. Die Musikbande des gefangenen Regimentes mußte jetzt den Siegern zu ihrem Einzuge in Innsbruck aufspielen; ein kräftiger Bursche trug den General in seiner glänzenden Uniform auf den Schultern; zwei Mädchen aus dem Zillerthal gingen mit den eroberten französischen Adlern dem jubelnden Zuge voran. Tirol war befreit; nur in der kleinen Feste Kufstein behauptete sich noch die bayrische Besatzung.

Mit dem gleichen Ingrimm war unterdessen auch in dem südlichen Tirol der Kampf gegen die „Blauen“ entbrannt. Hier hatte Andreas Hofer, der Sandwirt, die Passeirer versammelt. „Morgen“, so lautete bündig sein Aufruf, „wird für Gott, Kaiser und Vaterland ausgezogen, und jedermann wird ermahnt, brav dreinzuschlagen.“ Und am andern Tage stiegen sie aus ihrem Thal über den Jaufenpaß und griffen (am 11. April) im Sterzinger Moos zwei Kompanien Bayern unter Major Speicher an, die auf der Höhe des Brenner Wacht hielten. Hinter zwei Heuwagen, die von Mädchen gelenkt wurden, nahmen sie Deckung gegen die Kanonenschüsse des Feindes, sprengten die Carrés der Bayern und zwangen sie trotz verzweifelter Gegenwehr die Waffen zu strecken. Da war Hofers Namen in aller Munde und in hellen Haufen zogen aus den Bergen die bewaffneten Bauern ihm zu.

Im Thale der Passer, das mit seinen Tannenwäldern und kahlen Felsen eher einen düsteren als heiteren Eindruck macht, steht zwischen St. Martin und St. Leonhard, dreist an den wilden Gebirgsbach hingebaut, das Wirtshaus am Sand, wo Andreas Hofer 1767 geboren war. Der Vater

hatte nicht gut gewirtschaftet; darum verlegte sich Andreas mehr auf den Handel mit Pferden und Wein. So durchzog er mit seinen Saumtieren die Thäler und war von Welschland bis zur bayrischen Grenze ein wohlgekannter Mann. Er war von mittlerer Größe, aber breitschultrig-gedrungenem Wuchse, den Kopf etwas vorgebeugt, mit breitem, offenem Gesichte, von dem dunkelbraun der dichte Bart lang herabflutete, langsam in seinen Bewegungen und langsam im Sprechen, aber mit einem Anfluge von Humor in seiner Redeweise, treuherzig und bieder.*)

Man kann nicht sagen, daß Hofer an persönlicher Bedeutung die andern Führer der Bewegung überragt hätte. Hormayrs organisatorisches Talent leistete mehr für die Lebensfähigkeit der Erhebung; der Mann der That war Speckbacher, ebenso listig wie verwegen; neben ihm Haspinger, verschlagen, fanatisch, unermüdlich, wo es zu schüren, zu überreden, zu überrumpeln galt. Hofer dagegen war langsam im Erfassen, schwankend in der Ausführung seiner Entschlüsse; aber in seinem harmlosen und ungeschminkten Wesen lag ein eigner Zauber, und die tiefe Religiosität, welche ihn durchwärmte, meisterte auch den Willen seiner Umgebung und hielt sie bei Milde und Mäßigung fest.

Schon 1796 hatte Hofer als Schütze im Passeirer Landsturm die Grenze gegen die Franzosen verteidigt; 1799 war er Hauptmann der Schützen gewesen. Im Januar 1809 war er als Vertrauensmann in aller Stille in Wien gewesen, und hatte danach das Seinige gethan, den Aufstand vorzubereiten. Der Sieg von Sterzing gab ihm den ersten Ruhm. Nun zog er nach Bozen und Meran, um Südtirol zum Anschlusse an den Befreiungskampf zu bewegen, als im Etschthal Baraguay d'Hilliers mit 11 000 Franzosen heraufzog, um der großen Armee an der Donau sich anzuschließen. Aber die Tiroler, von österreichischen Truppen unterstützt, griffen ihn bei Trident an und trieben ihn eiligen Marsches nach Italien zurück. Der Aufstand hatte allenthalben gesiegt; die Tiroler hatten das Gefühl, als ob die Heiligen des Himmels sie beschützt hätten; auf einem weißen Roß, erzählte man, sei St. Jakob, der Landespatron, bei Innsbruck vor ihnen hergeritten. Kein Feind stand mehr, außer in Kufstein, auf Tiroler Boden. Nach den bayrischen Wappenschildern veranstalteten sie Wettschießen und hefteten unter Hochrufen auf den Kaiser Franz den österreichischen Doppeladler wieder an.

Mit Bewunderung schaute ganz Europa auf die Heldenthaten der kühnen Tiroler. Wie glückverheißend erschien dieser Anfang des Krieges! Aber wie bald kam der Umschlag!

*) So schilderte ihn 1878 in St. Leonhard dem Verf. ein Greis, der als „Bub'" oft um Hofer gewesen war.

Mit drei Armeen war Österreich ins Feld gerückt. Die Hauptarmee, 200 000 Mann stark, führte Erzherzog Karl gegen Bayern; mit 80 000 Mann zog Erzherzog Johann nach Süden zum Kampfe gegen den Vizekönig von Italien; mit 36 000 Mann sollte Erzherzog Ferdinand von Este Galizien gegen das Herzogtum Warschau und gegen Rußland decken.

Vergebens wartete Erzherzog Karl auf den Anschluß der süddeutschen Fürsten. Darüber vergingen kostbare Tage. Statt am Rheine den Franzosen entgegenzutreten, überschritt er endlich den Inn. Noch standen die französischen Truppen in Deutschland weit von einander getrennt. Die Gefahr war groß, daß sich die Österreicher zwischen sie einschieben möchten. Allein sobald Napoleon in Deutschland angelangt war, ließ er in Gewaltmärschen die einzelnen Corps in der Richtung auf die Donau näher an einander heranrücken; Lefebvre, der Eroberer von Danzig, ein Deutscher, eines Müllers Sohn von Ruffach im Elsaß, wurde mit der Führung des bayrischen, General Vandamme mit der des württembergischen Kontingentes betraut; überhaupt wurde aus den Rheinbundstruppen das Centrum des Aufmarsches gebildet.

Am 18. April langte Napoleon in Ingolstadt an. Der Zusammenstoß der Gegner war jetzt unvermeidlich. Erzherzog Karl, obwohl an Truppenzahl überlegen, hatte in dem Winkel zwischen Isar und Donau seine Armee in künstlichen Aufstellungen verzettelt, um die drohende Vereinigung der feindlichen Corps zu verhindern. Napoleon aber wußte so geschickt zu manövrieren, daß er allenthalben, wo es zum Kampfe kam, in der Übermacht erschien, durch eine Reihe siegreicher Gefechte die Vereinigung seiner ganzen Armee zustande brachte und nun in imposanter Haltung mit Nachdruck die Offensive ergriff. Drei Tage (20.—22. April) lang ward bei Abensberg und Pfaffenhofen, bei Landshut und endlich bei Eckmühl um den Sieg gerungen. Zwei Tage begnügte sich Karl die feindlichen Angriffe nur abzuwehren, erst am dritten ging auch er zum Angriff über. Aber der blutige Tag von Eckmühl endete mit der Niederlage der Österreicher; der Rückzug auf Wien war ihnen verlegt, nur die Straße nach Böhmen stand noch offen. So zog sich denn das österreichische Heer nach Regensburg hin und überschritt, teils in der Stadt auf der alten Steinbrücke, teils weiter unterhalb auf einer Schiffbrücke die Donau. Sobald die Franzosen den Abmarsch des Gegners bemerkten, in der ersten Morgenfrühe des 23. April, machten sie sich zum Nachsetzen auf. Marschall Lannes ließ die Schiffbrücke in Brand schießen; aber schon war fast die ganze österreichische Armee über den Strom hinüber, und mit heldenmütiger Ausdauer hielten kleine Abteilungen von Reiterei und Fußvolk den gegen die Stadt herandrängenden Feind zurück.

Regensburg war unbefestigt, nur mit einer einfachen Mauer und einem tiefen Graben umgeben. Mit Heftigkeit beschossen die Franzosen die Stadt, um die Steinbrücke in ihre Gewalt zu bekommen; bald schlugen die Flammen aus den brennenden Häusern empor, aber mit unüberwindlicher Tapferkeit behaupteten sich die Österreicher darin. Erst als in die Mauer eine breite Bresche geschossen war, durch welche die Franzosen eindrangen, zogen sich die Österreicher kämpfend von Straße zu Straße zurück und entrannen endlich meist glücklich über die Brücke, dem abziehenden Heere nach.

Der Erzherzog nahm seinen Marsch nach Cham; auf dem Passe von Tauß überschritt er den Böhmerwald, um in Böhmen sein Heer wieder herzustellen. Denn die Kämpfe an der Donau hatten ihn den dritten Teil seiner Truppen gekostet, der linke Flügel unter Hiller war sogar ganz von ihm abgedrängt worden und mußte seinen Rückzug über den Inn nehmen. Gleichwohl ließ Napoleon den abziehenden Erzherzog nur eine kurze Strecke verfolgen, denn sein Gedanke war, wiewohl Karl in Böhmen und der siegreiche Aufstand der Tiroler seine Flanken bedrohten, doch auf dem kürzesten Wege gegen Wien vorzugehen, um, wie vor vier Jahren, Österreich gleich ins Herz zu treffen. Hiller daher auf dem Fuße nachrückend, stand er am 10. Mai vor den Mauern der Kaiserstadt.

Gegen die Gefahr indes, welche seinem rechten Flügel durch die Tiroler drohte, suchte sich Napoleon dadurch zu sichern, daß er die Bayern unter Lefebvre gegen sie sandte. Speckbacher lag vor Kufstein, als die Bayern nahten. Er wich bis gegen Schwaz zurück: aber hier wurde sein Widerstand gebrochen und der Flecken in Brand gesteckt. Ein anderes bayrisches Corps unter General Wrede war gleichzeitig gegen den Strubpaß vorgegangen. Die Tiroler verteidigten sich mit äußerster Hartnäckigkeit: viermal mußte Wrede stürmen lassen, bis er den Paß nahm und nun ins Innthal hinabsteigen konnte. Aber so sehr hatte der Widerstand die Bayern gereizt, daß sie alle Gefangenen, die sie gemacht hatten, erbarmungslos niederschossen.

Gegen den General Chasteler, einen belgischen Emigranten, hatte Napoleon die Ächtung geschleudert und in dem 23. Bulletin gedroht, sobald er ihn finge, ihn binnen 24 Stunden erschießen zu lassen. Das hatte den Mut des Mannes gebeugt. Ohne viel Widerstand ließ sich das österreichische Corps bei Wörgl von Wrede zurückdrängen und zog dann ostwärts von dannen. Der Weg nach Innsbruck war frei. Am 19. Mai hielt Lefebvre seinen Einzug in die Landeshauptstadt, während von Südtirol Franzosen heraufzogen.

Da gab es allerorten verzweifelten Kampf. Der Haß erstickte jede Rücksicht, jede Großmut. Stets sahen sich die Soldaten auf dem Todeswege.

Dem offenen Gefecht entronnen, wurden sie von einem verborgenen Feinde niedergestreckt. Der Tag zeigte ihnen ihre Ohnmacht gegen die Felsen, und die Nacht deckte den heimlichen Überfall. Weiber schossen aus dem Hinterhalte die „Blauen" nieder, und die Kinder schleppten der Mutter die Kugeln herbei. Im Thale rauchten Dörfer und Gehöfte; bis zum ewigen Eise klomm die Rachsucht empor, in tiefen Klüften und auf schwindelnden Felsgraten geschahen Thaten beispiellosen Mutes, beispielloser Grausamkeit. Wieder heulten die Sturmglocken durch das Land und von den Kanzeln predigten die Mönche den Makkabäerkampf. Andreas Hofer gab die Losung: „Für die Religion und den Kaiser siegen oder sterben!" In wenigen Tagen sammelten sich an die 6000 Bauern um ihn; und der österreichische General Buol ließ sich bewegen, mit 3000 Mann an dem Kampfe teilzunehmen. Über den Brenner zog Hofer gegen den Islberg heran; fort und fort mehrte neuer Zuzug die Schar; auch Speckbacher und Teimer stießen mit ihren Haufen zu Hofer. Die Bayern warfen sich ihnen entgegen. Ein furchtbares Ringen begann. Wie ein Rasender tummelte sich Haspinger, der rotbärtige Kapuziner, nichts als einen Bergstock in der Hand, ratend, anfeuernd, zwischen den Reihen der Landleute. Als die Bayern die Höhen erstürmt hatten und dort Erdwälle aufwarfen, stellte sich Hofer selbst an die Spitze, und der Kampf entbrannte aufs neue. Beim Einbruche der Nacht waren die Bayern zwar nicht geschlagen, aber doch auf das obere Feld zurückgedrängt, und in der Nacht zogen sie in aller Stille im Schutze der Dunkelheit nach Kufstein ab. Speckbacher setzte ihnen nach und nahm die Belagerung der kleinen Feste wieder auf. Hofer aber zog in Innsbruck ein, und Kaiser Franz versprach den Tirolern, die mit solchem Heldenmute ihr Land zum zweitenmale von der Fremdherrschaft befreit hatten, in keinen Frieden zu willigen, der das treue Land von Österreich trenne.

Durch dies Beispiel angefeuert, standen nun auch die Nachbarn der Tiroler, die Leute von Vorarlberg, auf. Von dem Advokaten Anton Schneider angeführt, trieb das Bauern- und Jägervolk die französischen und württembergischen Truppen aus dem Lande und besetzte Bregenz; selbst bis nach Konstanz dehnte es seine verwegenen Streifzüge aus. Allenthalben bis an die Schweizer Grenze hin war aus dem altösterreichischen Alpenlande der gallische Hahn verjagt.

Mächtig war die Wirkung des Beispiels, welches der siegreiche Befreiungskampf der Tiroler gab. „Ich weiß nicht", schrieb Blücher, „warum wir uns nicht den Tihrollern und Spaniern gleich achten wollen". Freilich im Süden Deutschlands war alles gewaltsam umgestaltet und napoleonisch geworden. Aber in den Rheinbundländern des Nordens war der Widerhall um so kräftiger; denn hier waren die Fürstenhäuser und die Landesgrenzen

unverändert geblieben; hier hatten sich die alten Staatseinrichtungen, nur daß die französische Konskription hatte eingeführt werden müssen, behauptet. Von allen norddeutschen Rheinbundsfürsten war der Herzog von Anhalt-Köthen der einzige, welcher die Einführung französischer Verwaltung und Rechtspflege in dem „Anhalt-Köthenschen Reiche“ anbefahl.

Um so tiefer fühlte sich die zähe norddeutsche Art durch die Umgestaltung der Verhältnisse verletzt, welche die Errichtung des Königreiches Westfalen zur Folge gehabt hatte. Napoleons Meinung war gewesen, in dem neuen Königreiche einen Musterstaat zu schaffen, der namentlich den Preußen die napoleonische Herrschaft als wünschenswert sollte erscheinen lassen. Natürlich ließen die Westfalen sich auch die Einführung einer konstitutionellen Verfassung, die Beseitigung der Standesvorrechte, die Aufhebung der gutsherrlichen Gewalt und der Leibeigenschaft gern gefallen; auch die ungewohnte Höflichkeit der neuen königlichen Beamten fand Beifall. Aber als man sah, durch was für wüste Orgien der König Hieronymus sich beschmutzte, wie ein Schwarm hungriger Glücksritter sich frech in die wichtigsten Ämter des Staates einfilzte, wie die Spürerei einer geheimen Polizei den persönlichen und brieflichen Verkehr, Lehrstuhl und Kanzel überwachte, wie eine Regierung, deren Sprache man nicht einmal verstand, Domänen verschleuderte, Forste und Bergwerke verpfändete, öffentliche Anstalten, selbst milde Stiftungen um ihr Vermögen betrog: da steigerte sich zumal in den früher preußischen Landesteilen der Widerwillen, und gar manches Auge blickte sehnsüchtig über die Elbe nach Preußen hinüber.

Und Preußen? Wohl hatte es, als Österreich im Frühling um seine Waffengemeinschaft geworben, an den Schwertgriff gefaßt — aber blank gezogen hatte es nicht. Es hatte, obgleich noch seine Oderfestungen in den Händen der Franzosen waren, die Kontributionszahlungen an Frankreich eingestellt, für das Geld Pferde gekauft und in aller Stille begonnen seine Armeen in Kriegsstand zu setzen. Dafür verlangte es von Österreich im Falle des gemeinsamen Sieges die bindende Gewähr der Wiederherstellung in seine alten Grenzen. Diese einfach-natürliche Forderung ging aber dem Kaiser Franz zu weit: nur den Besitzstand des Tilsiter Friedens wollte er verbürgen. Preußen sollte also alles wagen, um nichts zu gewinnen!

Dennoch brach König Friedrich Wilhelm die Verhandlungen nicht ab. Er bat vielmehr den Kaiser Alexander um die Zusicherung, keinen Angriff auf Preußen zu machen, wenn es sich mit Österreich verbände, und als der Zar diese Zusage zu machen ablehnte, wenigstens um das Versprechen, den völligen Untergang des preußischen Staates nicht zugeben zu wollen. Unter lebhaften Freundschaftsbeteuerungen erklärte indes Alexander, nichts dabei thun zu können, und stellte sogar ein Armeecorps an der preußischen Grenze

auf, um Preußen sofort zu besetzen, wenn es doch an Österreichs Seite in den Kampf einträte. Das erst gab dem Könige die Entscheidung. Eine tiefe Verstimmung ergriff ob derselben das Volk; so groß war das allgemeine Verlangen, die verhaßten fremden Bedrücker aus dem Lande zu jagen! Mit wahrhafter Verbitterung verurteilte man die Friedensliebe des Königs, deren Gründe doch nur die wenigsten kannten; und der Vielgeprüfte mußte auch die schwerste Prüfung über sich ergehen lassen, daß sein Volk in Mißkennung sich von ihm abwandte. „Borussia, du schläfst!“ schrieb Blücher; und der Gedanke fuhr ihm durch den Kopf, Preußen zu verlassen, um in fremden Diensten für das Vaterland zu streiten.

Von jüngeren preußischen Offizieren nahm wirklich eine Anzahl den Abschied, um in den Reihen der Österreicher gegen die verhaßten Franzosen mitzukämpfen. Noch mehrere schlossen sich der Verschwörung an, welche im Königreich Westfalen unter Beamten und Offizieren zu dem Zwecke entstanden war, durch gleichzeitige Aufstände in verschiedenen Gegenden die Sache Österreichs zu fördern. Zwar scheiterten diese Aufstandsversuche sämtlich, aber sie zeigten, wie mächtig der Ingrimm gegen die fremden Herren in ganz Norddeutschland gärte. Sobald der erste Kanonenschuß an der Donau fiele, sollte — so war der Plan — der frühere preußische Hauptmann von Katt die Festung Magdeburg überrumpeln, Major von Schill von Berlin aufbrechen und Oberst von Dörnberg, der ebenfalls früher in preußischen Diensten gestanden hatte, in Kassel den König Hieronymus mit der ganzen französischen Sippschaft gefangen nehmen. Allein Katt konnte sich nicht zügeln und brach schon am 3. April los; der Anschlag scheiterte, da man in Magdeburg auf der Hut war, und nur mit Mühe gelang es Katt nach Österreich zu entkommen. Dörnberg machte sich am 22. April mit seinen Scharen, etwa 8000 Mann stark, auf den Marsch nach Kassel; indes französisch-westfälische Truppen unter General Eblé verlegten den Aufständischen den Weg und zersprengten sie durch Kartätschenschüsse. Dörnberg rettete sich wie Katt nach Österreich.

Noch trauriger endete die Erhebung des wackeren Ferdinand von Schill. Nach dem Friedensschlusse war sein Freicorps in ein Husaren-Regiment verwandelt worden und hatte den Ehrenlohn empfangen, an der Spitze der preußischen Truppen nach dem Abzuge der Franzosen von Berlin in die preußische Hauptstadt einzurücken. Die allgemeine Bewunderung berauschte den schlichten Soldaten, sodaß er sich schließlich zu außerordentlichen Dingen berufen wähnte. In der Hasenheide in Berlin auf dem Exercierplatze versammelte er am 28. April seine Husaren und forderte sie auf, zur Befreiung Deutschlands mit ihm hinauszuziehen. Er gab vor, im geheimen Auftrage des Königs zu handeln: da folgten ihm in begeisterter Zustimmung

Offiziere wie Gemeine, alle bis auf den letzten Mann. Über Potsdam und Wittenberg nach (dem westfälischen) Halle ging der verwegene Zug. Der König rief ihn zurück, aber er folgte nicht; denn er glaubte den Willen des Königs nicht frei. Die Besonnenen waren bedenklich, aber auf die Menge wirkte die That hinreißend. Von dem leichten Fußvolk, das er vor Kolberg angeführt hatte, zogen unter Leutnant von Quistorp 160 Mann ihm nach; in hellen Haufen stießen von allenthalbenher Freiwillige zu seiner Schar: so groß war das Vertrauen zu ihm, aber auch der Ingrimm über die französische Bedrückung.

Aus Magdeburg zog Schill eine Abteilung französischer und westfälischer Soldaten entgegen: er schlug sie bei Dodendorf am 4. Mai. Aber die Massenerhebung des Volkes in Westfalen, auf die er rechnete, erfolgte nicht. Dazu lähmten die Nachrichten von Napoleons Siegen an der oberen Donau die Unternehmungslust: das Wagnis war mißlungen. So wandte sich denn Schill nach Norden, um die Küste zur Überfahrt nach England zu gewinnen. Am 15. Mai besetzte er die mecklenburgische Festung Dömitz an der Elbe. Hieronymus ächtete ihn und setzte einen Preis auf seinen Kopf. Als nun die Freischar ostwärts auf Stralsund zu marschierte, schickte der französische Gouverneur von Schwedisch-Pommern ihr polnische Reiterei und zwei Bataillone mecklenburgischer Truppen entgegen. Indes die Mecklenburger hatten keine Lust mit Schill zu kämpfen, bei Damgarten ließen sich 600 Mann mit 34 Offizieren von ihm gefangen nehmen. Da sandte Napoleon ein 6000 Mann starkes Corps von Westfalen, Dänen und Holländern unter General Gratien zu seiner Verfolgung aus. Durch einen kühnen Handstreich brachte Schill am 25. Mai Stralsund in seine Gewalt; hier hoffte er englische Unterstützung an sich ziehen zu können. Denn zur Verteidigung der Festung war seine Schar von 1600 Mann zu schwach. Unverzüglich aber ging Gratien zum Angriff vor; Stralsund wurde erstürmt, und in dem heftigen Straßenkampfe fand Schill am 31. Mai mit hunderten seiner tapferen Waffengefährten unter den Säbelhieben der weit überlegenen Feinde seinen Tod. Nur einer kleinen Schar von 180 Reitern gelang es, am Frankenthore sich einen Weg durch die Feinde zu bahnen und nach Preußen zu entrinnen; 557 Mann wurden gefangen genommen und größtenteils wie Banditen auf den französischen Galeeren in Brest und Cherbourg angeschmiedet. So wenig wußte Napoleon bei dem Feinde die Tapferkeit zu ehren! Die gefangenen Schillschen Offiziere ließ Napoleon am 16. September in Wesel erschießen. Wie Helden ertrugen sie den Tod: eine Binde um die Augen zurückweisend, brachten sie auf ihren König ein Hoch aus und kommandierten dann selbst „Feuer!“ Zehn sanken auf der Stelle tot zu Boden; der elfte, Leutnant von Wedell, nur in den Arm

getroffen, riß sich die Weste auf. „Hierher, Grenadiere!“ rief er den französischen Soldaten zu, auf sein Herz weisend. Drei Grenadiere legten auf ihn an. „Feuer!“ rief er und hatte ausgelebt. Aber unvergessen, weiter wirkend im Volke, blieb der Elfe todeskühner Heldenmut, ihre todverachtende Hingebung wie des Siegers blutdürstige Rache.

All' diesen Erhebungsversuchen des Nordens schenkte indes Napoleon nur geringe Aufmerksamkeit; er war der Meinung, daß die Entscheidung an der Donau auf dem großen Kriegstheater auch ihnen bald ein Ende bereiten würde, zeigten sich doch schon die Folgen der siegreichen Kämpfe um Regensburg auf den Schauplätzen, auf welchen die Erzherzöge Johann und Ferdinand die Flanken der großen Armee des Erzherzogs Karl zu decken hatten. Johann hatte den Süden des Reiches gegen Italien zu schützen. Ihn zwangen, obgleich er den Vizekönig Eugen bei Sacile geschlagen hatte, die Unglücksnachrichten von der Donau doch bis Laibach zurückzugehen, und als vollends Napoleon Wien einnahm, mußte Johann seinen Marsch nach Ungarn richten, wo sein Bruder Joseph, der Palatin von Ungarn, ihm das ungarische Aufgebot, freilich meist noch unbärtige Rekruten, zuführte.

Nicht anders gestalteten sich die Dinge auf dem polnischen Kriegstheater. Hier hatte zwar Ferdinand von Este die Polen bei Raszyn besiegt, sich Warschaus bemächtigt und endlich sogar den Brückenkopf von Thorn erstürmt, um dadurch der erwarteten Erhebung Preußens einen Stützpunkt zu geben, ohne daß die an der Grenze stehenden Russen, Napoleons Verbündete, ihn irgendwie gehindert hätten. Als aber Napoleon in Österreich eindrang, setzten sich die Russen in Bewegung, schoben sich zwischen die Polen und den Erzherzog und nötigten ihn dadurch, sich nach Mähren zurückzuziehen. Von hier hoffte er den Anschluß an die Hauptarmee zu gewinnen.

Erzherzog Karl hatte das Corps Hillers und die 25000 Mann Landwehr des Erzherzogs Maximilian, welche vor dem Andrängen Napoleons nach dreitägiger Gegenwehr über die Donau aus Wien hatten entweichen müssen, an sich gezogen, sodaß er wieder 80000 Mann unter seinen Befehlen vereinte. Napoleon dagegen hatte sein Heer auf 90000 Mann gebracht. Aber noch trennte der breite Strom die Gegner.

Schon am 13. Mai hatte Napoleon den Versuch gemacht, die Donau bei Nußdorf oberhalb Wiens zu überschreiten. Allein der Versuch war mißlungen. So entschied er sich denn dafür, den Übergang unterhalb der Stadt zu wagen, wo zwei Inseln, der Schneiderhaufen und die Lobau, den Strom in drei Arme teilen, zumal die dichte Bewaldung der Lobau seine Bewegungen den Feinden verbergen mußte. Er ließ die schwachen Besatzungen von den Inseln vertreiben und dann diese durch Schiffbrücken

mit dem südlichen Ufer verbinden. 600 Schritt waren vom Ufer bis zum Schneiderhaufen, 300 von dort bis zur Lobau; dann war nur noch ein schmaler Flußarm von 160 Schritt Breite bis zum nördlichen Ufer zu überschreiten. Mit Hülfe von 15 großen Kähnen wurde er überbrückt. Am Abend des 20. Mai ging General Molitor mit leichter Kavallerie hinüber, zersprengte die österreichischen Vorposten und säuberte die ganze Uferebene, das Marchfeld, welches, auf einer Strecke von 10 km vom Flusse sanft aufsteigend, zu den Höhen von Neusiedl und Wagram ausläuft. Auf diesem Felde hatte einst Rudolf von Habsburg seinem Hause die Herrschaft über die österreichischen Lande erkämpft: um denselben Preis sollte hier jetzt von neuem gestritten werden.

Hart an dem schmalen Donauarme auf dem linken Ufer liegt das Dorf Aspern, zwei Kilometer davon etwas weiter landeinwärts Eßling, beide für das übergehende Heer von der größten Wichtigkeit. Unverzüglich wurden daher die Dörfer besetzt. Da riß der Strom, durch das frühe Schmelzen des Alpenschnees plötzlich um mehr als einen Meter gestiegen, reißend dahinflutend, aus der längsten Brücke mehrere Kähne mit sich fort. Napoleon war nun doch bedenklich, wenn auch die Brücke in der Nacht wiederhergestellt wurde, ob er vor einer so wenig zuverlässigen Brücke es wagen könne, eine Schlacht zu liefern. Aber die schon besetzten Dörfer wollte er nicht wieder aufgeben. So zogen denn immer neue Kolonnen über die schwankenden Brücken hinüber: von einem Feinde indes war nichts zu sehen.

Da erkannten um Mittag (am 21. Mai) die südlich von Aspern aufgestellten Truppen Massenas das Heer des Erzherzogs Karl, wie es in einem weiten Halbmonde die geneigte Ebene des Marchfeldes herabmarschiert kam, um die Franzosen in den beiden Donaudörfern einzuschließen. Und nicht lange, so gingen die Österreicher unter rauschenden Schlachtfanfaren zum Sturm auf die beiden Dörfer vor. Um 4 Uhr nachmittags begann die Schlacht. Von beiden Seiten wurde mit äußerster Heftigkeit gefochten: in stürmischem Ungestüm griffen die Österreicher an; mit zäher Ausdauer verteidigten die Franzosen jedes Haus. Fünfmal erobern die Österreicher Aspern, um es immer wieder zu verlieren; endlich als sie es zum sechsten Male erstürmt haben, bricht die Nacht herein und macht dem Kampfe ein Ende. Aspern blieb in der Hand der Österreicher, aber in Eßling behaupteten sich die Franzosen. Eine Entscheidung war nicht gegeben.

Die ganze Nacht hindurch marschierten ohne Unterbrechung die französischen Brigaden von der Lobau herüber auf das Schlachtfeld, sodaß Napoleon am 22. Mai die Übermacht so entschieden auf seiner Seite hatte, wie er sie am 21. nicht gehabt hatte. Schon um 2 Uhr morgens, beim ersten Grauen

des Tages begann der Kampf von neuem: Marschall Massena ging zum Sturm auf Aspern vor. Es wiederholte sich das blutige Spiel des vorigen Tages. Da suchte Napoleon durch eine gewaltige Kavallerieattacke gegen das österreichische Centrum die Entscheidung herbeizuführen. Mit größter Standhaftigkeit hielten die Österreicher sie aus, aber, ermüdet vom vorigen Tage, begannen sie doch allmählich vor der Wucht des Angriffs zurückzuweichen. In diesem kritischen Augenblicke ergriff Erzherzog Karl selbst die Fahne des Regimentes Zach und führte die wankenden Reihen in den Kampf zurück; Reserven wurden herangezogen und die Franzosen wieder in die alten Stellungen zurückgedrängt.

Jetzt war der Moment, die französischen Reserven heranzuziehen: aber sie waren nicht zur Stelle. Immer höher war die Donau gestiegen, immer reißender ihre Strömung geworden. Die Österreicher hatten dies benutzt, um Schiffsmühlen, Flöße, Balken gegen die Schiffsbrücken der Franzosen antreiben zu lassen. Die längste Brücke war gerissen und die französischen Reserven dadurch auf dem rechten Donauufer abgeschnitten worden. Da beschloß denn Napoleon, bevor der Mißerfolg in eine Niederlage ausarte, sein Heer auf die Lobau zurückzuführen.

In größter Ordnung ging der Rückzug vor sich: kein Verwundeter, kein Geschütz wurde zurückgelassen; was an Gewehren und Panzern am Ufer lag, wurde aufgerafft, um nicht als Trophäe den Österreichern in die Hände zu fallen. Im Schutze der Nacht wurde das französische Heer nach der Lobau in Sicherheit gebracht. Zwei Tage mußte es dort ohne Munition, ohne Nahrung ausharren. Pferde wurden geschlachtet, um gegessen zu werden; als Getränk war allein das lehmig-schmutzige Wasser der Donau da, in welchem fort und fort Leichen vorübertrieben. Wurden jetzt, erschöpft und entmutigt, die Franzosen angegriffen, so mußten sie allesamt kapitulieren! Wirklich ließ auch der Erzherzog am 24. Mai Brücken zum Angriff schlagen, aber der ungestüme Strom riß stets die Kähne wieder fort. Und wie, wenn Wien, damals eine Stadt von 400 000 Einwohnern, aufgestachelt durch das stolze Gefühl des Sieges, über die Ermatteten auf der Lobau herfiel?!

Stets hatte bisher der Nimbus der Unbesiegbarkeit Napoleon umglänzt und furchtbar gemacht: jetzt war er zerstört! War auch die Armee nicht vernichtet, so war sie doch zurückgeworfen. Wie aus schwerem Banne atmeten alle Gegner der französischen Gewaltherrschaft auf: an den Tag von Aspern knüpfte sich die Erwartung eines Umschwunges der Dinge in Europa!

Am größten war natürlich die Aufregung in Österreich. Die Pilgerscharen, welche zum Feste des heiligen Nepomuk nach Prag wallfahrteten, sangen Spottlieder auf Napoleon und Lobgesänge auf den tapferen Erzherzog

und die brave Landwehr. Jetzt glaubte Kaiser Franz der Waffengemeinschaft sicher zu sein: er sandte den Freiherrn von Steigentesch mit einem eigenhändigen Schreiben an König Friedrich Wilhelm, um ihn zur Waffenerhebung aufzufordern. Und Steigentesch erschien ganz offen allenthalben in der Uniform eines österreichischen Obersten. So sicher glaubte man des Erfolges zu sein.

Allein in Preußen war wohl die allgemeine Stimmung mit Entschiedenheit für den Krieg, aber für Österreich war sie nichts weniger als günstig. Denn mit Bedenken erkannte man, daß gar nichts an der Donau geschah, den Sieg der österreichischen Waffen auszunutzen; und auf die Zuverlässigkeit Österreichs warf vollends sein Verhalten zu Tirol das trübste Licht. Wohl ließ man in preußischen Kreisen der österreichischen Armee volle Gerechtigkeit widerfahren, aber ebenso laut tadelte man ihre Anführung und fand die allgemeine Erwartung von den Folgen der Schlacht bei Aspern getäuscht.*) Noch viel schärfer sprach man sich darüber aus, daß Österreich die Tiroler ganz ruhig ihrem Schicksale überlassen habe. Steigentesch erkannte, daß dies „einen fürchterlichen Eindruck auf die öffentliche Meinung mache, da alle deutsche Völker, die sich unter günstigen Umständen an Österreich anschließen würden, ein gleiches Schicksal befürchteten.**) Es war von vornherein klar, daß diese Momente auf die Entschließung des preußischen Königs nicht ohne Einfluß bleiben konnten.

Gewiß sollte es dem berechtigten Mißtrauen des Königs begegnen und der Sendung Steigenteschs die Wege bereiten, daß der Freiherr von Wessenberg, der österreichische Gesandte in Berlin, dem Grafen Golz den Entwurf einer Konvention zwischen Österreich und Preußen überreichte,***) nach welcher nicht nur Preußen sich bemühen sollte Rußland zu gewinnen, sondern auch Österreich versprach auf jeden Separatfrieden Verzicht zu leisten.†)

Aber der König hielt seine Abneigung fest. Als Steigentesch in Königsberg ihm das Schreiben des Kaisers Franz überreichte, welches „die Absicht seiner Sendung" enthalte, antwortete ihm König Friedrich Wilhelm, rasch einfallend, bitter: „Ich weiß es schon; es soll vermutlich sein, damit ich die Ehre habe zugleich mit Österreich zu Grunde zu gehen?"††)

---

*) Steigentesch an Stadion, Glatz, 9. Juni 1809. W. St. A.

**) Steigentesch an Stadion, ebenda.

***) Wessenberg an Stadion, 16. Juni 1809. W. St. A.

†) Note officielle, 13. Juni 1809. W. St. A. „La cour de Vienne regardera les interêts de l'Autriche et de la Prusse comme inséparables du moment que S. M. le roi de Prusse aura pris l'engagement formel de cooperer sans delai à la guerre de l'Autriche contre la France.

††) Steigentesch an Stadion, Königsberg, 16. Juni 1809. W. St. A.

Mit jenem hoffnungsfreudigen Vertrauen dagegen, das ihr so gut stand, aber doch vielleicht nicht mit der vollen Kenntnis aller Momente, beurteilte die Königin Luise die Sachlage. Mit einer Rührung, deren sie nicht ganz Herr wurde, erklärte sie dem abgesandten Mahner des österreichischen Kaisers, daß wohl kein Mensch an Österreichs noch an des Königs gutem Willen zweifeln könne, daß man aber sorgfältig erst seine Mittel berechnen müsse, ehe man einen Kampf wie diesen, wo zwischen Steigen und Vernichtetwerden kein Mittelweg sei, unternähme; daß sie glaubten bald imstande zu sein, mitwirken zu können und daß sie dann in Glück und Unglück treue Teilnehmer sein würden, da sie sich nicht verhehlen könnten, daß die Leidenschaftlichkeit und Persönlichkeit des französischen Kaisers, die sich zu laut gegen sie erklärt hätten, ihren gewissen Untergang beschlossen habe, und sie recht gut einsähen, daß sie nur durch festes Anschließen an Österreich diesem entgehen könnten.*)

Über die militärische Lage Preußens, die freilich jetzt nicht die allein bestimmende war, gab Scharnhorst selber Steigentesch allen Aufschluß: die preußische Armee würde ohne Unterstützung von außen in einigen Wochen auf 100000 Mann gebracht werden, für welche Pulver und Munition aller Art — wie auch für die Artillerie — vorhanden wäre. Danzig zudem und Küstrin hätte man die Gewißheit mit goldenen Schlüsseln zu öffnen. Übrigens hätte er schon mit Gneisenau in einer Denkschrift alle diese Momente dem Könige vorgetragen, daß, wenn Österreich siege, Preußen seine verlorenen Provinzen als ein Almosen aus den Händen Österreichs zurückerhalten würde; wenn es besiegt werde, so werde die preußische Armee wie die Miliz einer Reichsstadt selbst ohne Widerstand entwaffnet werden.**)

Von der Art war die Stimmung, welche so ziemlich den ganzen Hof in Königsberg beherrschte. Manchen erschien die Politik des Königs nur wie unbegreiflicher Eigensinn. Zu Wessenberg sagte der Geheime Kabinettsrat Nagler: „Der König ist unentschlossen von Charakter; aber hat er einmal einen Entschluß gefaßt, so bringt ihn nichts wieder von diesem Entschlusse ab. So sieht er jetzt die Notwendigkeit des Krieges ein, ohne sich dazu entschließen zu können.“ ***) Rückhaltslos mißbilligte nicht ohne Schärfe auch Prinz Wilhelm die Haltung seines königlichen Bruders. „Sie werden“, sagte er zu Steigentesch „die Stimmung des Königs nicht so finden, wie Sie und wir alle es wünschen. Es ist nicht der erste schöne Augenblick, den wir

*) Steigentesch an Stadion, Königsberg, 17. Juni 1809. W. St. A.

**) Steigentesch an Stadion, ebenda.

***) Wessenberg an Stadion, den 27. Juni 1809. W. St. A.

ungenutzt vorüber gehen lassen, und wofür wir büßen werden"*) Und der Prinzessin Wilhelm, Amalie von Hessen-Homburg, deren freie Offenheit und selbständige Denkungsart bekannt war, verbot der König überhaupt, den Oberst Steigentesch bei sich zu sehen.

Allein die übereinstimmende Auffassung der Sachlage verfehlte doch nicht, wie es scheint, auf den König Eindruck zu machen. Wohl hielt er jene Bedenken betreffs Österreichs fest; aber die Waffengemeinschaft mit Österreich, selbst unter österreichischem Oberbefehle, wurde ihm doch mehr und mehr ein Gedanke, den er nicht mehr mit der früheren Schärfe abwies. In der letzten Unterredung, die er Steigentesch gewährte, wies er auf den Preßburger Frieden hin. „Der hat", sagte er, „auch mein Unglück nach sich gezogen. Kein Mensch war damals bereiter als ich, alle unsre Rüstungen waren gemacht; man hat damals auch wie jetzt die Sprache geführt, daß an keinen Frieden zu denken sei, und einige Tage nach Austerlitz ist der Friede eingeleitet und abgeschlossen worden, von dem ich die Kosten bezahlt habe. Indessen ich warte nur noch einen glücklichen und entscheidenden Schlag ab, und dann werde ich alle meine Kräfte der Einsicht des Erzherzogs Generalissimus übergeben."**)

Jedoch auch so hielt er unwandelbar daran fest, ohne Rußland oder hinter dem Rücken Rußlands keinen Schritt zu thun. Denn Rußland blieb, was eben die wenigsten klar erkannten, durchaus diejenige Macht, mit der er am ersten zu rechnen hatte. „Dadurch soll mich Rußland kennen lernen", sagte er zu der Prinzessin Wilhelm, „wie treu ich in meinen Verpflichtungen bin, daß ich auch nicht den Schein einer andern Verbindung, ohne diese Macht, haben will."***)

Steigentesch verließ Königsberg; es war ihm nicht gelungen, die Haltung des Königs von Preußen zu erschüttern. Er glaubte jedoch dies, ja sogar ein halbes Entgegenkommen erreicht zu haben, und gab in diesem Sinne über seine Unterredungen mit dem Könige dem westfälischen Gesandten von Linden in Berlin Bericht, der natürlich nichts eiliger zu thun hatte, als an Napoleon alles zu melden. Der Sinn war klar: man wollte den König bloßstellen und ihn dadurch auf die Seite Österreichs drängen. Aber auch dem hielt der König fest und klar Stand. Die Intrigue glitt an ihm ab, wie der Unmut und Kriegseifer seines Volkes.

Gneisenau nahm seinen Abschied, um nach England zu gehen. Tief verstimmt schrieb auch der alte Blücher, damals General-Gouverneur von

*) Steigentesch an Stadion, Königsberg, den 16. Juni 1809. W. St. A.
**) Steigentesch an Stadion, Königsberg, den 18. Juni 1809. W. St. A.
***) Steigentesch, dem es Gneisenau erzählte, an Stadion, ebenda.

Pommern und der Neumark, an den König und bat um seinen Abschied ohne Pension. Aber der König ließ den greisen Helden nicht, er ernannte ihn vielmehr zur Antwort zum General der Kavallerie. Allein dessen Sehnen ging nach wie vor nach einer Kriegserklärung. In Schlesien stand Graf Götzen bereit, auf das erste Wort mit 12000 Mann loszubrechen.*) Sehr zustimmend schrieb Blücher an ihn: „Trage Fesseln, wer da will, ich nicht."

Es war nur die starke Autorität des Königs, welche die Volkserhebung in Preußen zurückhielt. Aber wo sie nicht wirkte, brach da und dort auf die Siegeskunde von Aspern der Aufstand aus. In der Umgegend von Marburg erhoben sich die Bauern unter der Führung des greisen Oberst Andreas Emmerich, der in seinen jungen Jahren als kühner Parteigänger m Siebenjährigen Kriege und später im englischen Solde in Amerika mit gefochten hatte, und des Professors Heinrich Sternberg. Allein den Truppen des Generals Boyer waren sie nicht gewachsen. Die Führer wurden gefangen genommen und erschossen. Ruhig nahm Emmerich seine Meerschaumpfeife aus dem Munde und rief: „Es lebe der Kurfürst!", als ihn die Kugeln durchbohrten (18. Juli 1809).

In Franken, in dem altpreußischen Ansbach, erschien mit einem fliegenden Corps Karl von Nostitz, bei Saalfeld einst des Prinzen Louis Adjutant. Jubelnd empfing ihn das alte Preußenvolk. In Nürnberg öffnete die Bürgerschaft, als die bayrischen Beamten sich widersetzten, gewaltsam ihm die Thore, verhaftete die Beamten und riß allenthalben die bayrischen Wappen herunter. Und in Böhmen sammelte der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig seine „Legion der Rache."

Um sich in Besitz der Kriegsvorräte des Königreichs Sachsen zu setzen, hatte Erzherzog Karl die Besetzung des Landes befohlen. Mit 10 000 Mann österreichischer Landwehr setzte sich zu dem Zwecke General Am Ende in Marsch. Mit lautem Freudengeschrei begrüßten die Dresdener den einmarschierenden Feind; so wenig waren sie mit der Rheinbundspolitik ihres Königs einverstanden. Sehr streitbar war gerade das Auftreten der Landwehr nicht: in grauen Waffenröcken von filzartigem Tuche ein schmuckloses, vierschrötiges Volk, dessen Musik die Dresdener „allerliebst" fanden.

„Von den Segenswünschen der Dresdener begleitet" zog Am Ende dann nach Leipzig weiter. Auch hier wurden die kaiserlichen Landwehren mit Freuden empfangen; in freundschaftlicher Bewillkommnung drängten sich die Bürger zwischen die Reihen der Einmarschierenden.

---

*) Steigentesch an Stadion, Glatz, den 9. Juni 1809. W. St. A.

Aber jetzt zog der König von Westfalen heran. Vor dessen Übermacht mußte Am Ende Sachsen räumen und ging über den Paß von Nollendorf nach Böhmen zurück, um sich dem dort stehenden Feldmarschall-Leutnant Kienmayer anzuschließen. Denn dieser, eben erst nach Sachsen und Franken vorgerückt, war jetzt durch die Nachrichten, welche aus dem Hauptquartier des Erzherzogs ihm zugingen, nach Böhmen wieder zurückgerufen worden.

Die Avantgarde Kienmayers hatte der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg mit seiner schwarzen Legion gebildet. Ihm war der Rückzug verhaßt: er verließ die österreichische Waffengemeinschaft und folgte jetzt seinen eigenen Gedanken. Herzog Friedrich Wilhelm, 1771 geboren, war der vierte und jüngste Sohn des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, ein feuriger, früh nach Ungebundenheit strebender Knabe, den der Vater mit unnachsichtlicher Strenge erziehen ließ. Ohne Hoffnung auf die Thronfolge setzte er sich das Ziel, in einer ausländischen Armee eine hohe militärische Stellung zu erringen. Als Stabskapitän trat er in das preußische Heer, in welchem auch sein Vater diente. In der Rheinkampagne gab er Beweise persönlicher Tapferkeit; 1792 wurde er gefährlich verwundet. Die Erbschaft der Fürstentümer Öls und Bernstadt in Schlesien gab ihm eine freiere Stellung; der unerwartete Tod seines ältesten Bruders rückte ihn, da seine beiden anderen Brüder fast gänzlich erblindet waren, dem Throne nahe. An dem Kriege gegen Frankreich, in welchem sein Vater den Oberbefehl führte, nahm Herzog Wilhelm als preußischer Generalmajor in dem Corps des Herzogs Karl August von Weimar teil; dadurch kam er nicht zum thätigen Eingreifen in die Auerstädter Schlacht. Auf dem Rückzuge traf er mit seinem auf den Tod verwundeten Vater in Wasserleben bei Wernigerode zusammen, wo ihn dieser zur Nachfolge in der Regierung des Herzogtums mit Übergehung der beiden älteren Söhne berief. Dann machte er den Rückzug des Blücherschen Corps mit, geriet mit diesem in Kriegsgefangenschaft, ward jedoch auf Ehrenwort entlassen und eilte nun sofort nach Ottensen an das Sterbelager seines Vaters. Indes er traf ihn nicht mehr unter den Lebenden: nur das letzte Geleit noch konnte er ihm geben.

Das Herzogtum Braunschweig war zu dem Königreich Westfalen geschlagen, ohne daß Kaiser Alexander in Tilsit für seinen Schwager — denn auch Herzog Wilhelm war mit einer Tochter des Erbprinzen von Baden vermählt — sich verwandte. In Herzeleid über die Bedrängnis der Zeit starb im nächsten Frühlinge dem Herzoge die innig geliebte Gattin: der Gedanke gewann Gewalt über ihn, daß wie den Verlust von Vater und Thron, so auch ihren Tod Napoleon verschuldet hätte. Mit der ganzen Kraft seiner starken Seele, tief verbittert, voll brennenden Verlangens nach

Rache, warf er seinen Haß auf den gekrönten Corsen. Als deutscher Reichsfürst verbündete er sich mit Österreich, als dies die Waffen gegen Frankreich erhob, und sammelte in Böhmen, in den Städten Nachod und Braunau „die Legion der Rache“. Als Uniform gab er seinen „Schwarzen“ einen schwarzen Schnürenrock mit blauen Aufschlägen; den Tschako zierte ein Roßschweif, darunter ein Totenkopf mit kreuzweis gelegten Gebeinen von weißem Metall. Mit unerschütterlichem Vertrauen hing die verwegene Schar an ihrem tapferen Führer, dem stattlichen Manne schlichten Wesens, der jede Gefahr, jede Entbehrung mit ihnen teilte. Männer, voll deutscher Kraft, voll Ingrimmes über die französische Gewaltherrschaft, darunter auch Dörnberg und Katt, sammelten sich um ihn: denn nicht der Rache nur, der Befreiung des Vaterlandes galt ihr Kampf.

Schon am 14. Mai war der Herzog mit etwa 1200 Mann über die sächsische Grenze gegangen und hatte Zittau besetzt; allein die sächsischen Truppen unter General von Thielemann hatten ihn wieder nach Böhmen zurückgedrängt. Indes noch in der folgenden Nacht überfiel er das sächsische Corps und trieb es wieder aus Zittau hinaus. Dann übernahm er die Avantgarde des österreichischen Corps, welches Am Ende nach Sachsen führte, zog mit ihm in Dresden und Leipzig ein, vermochte aber nicht den General zu größeren Unternehmungen hinzureißen. Jedoch mit Kienmayer zusammen drang er nach Franken vor; die Truppen des Marschalls Junot wurden bei Berneck geschlagen, und nun dem Könige Hieronymus, der mit seinen Westfalen von Dresden her nahte, Schach geboten. Allein der König wich bis nach Schleiz zurück, und Herzog Wilhelm übernahm, als die Österreicher nach Böhmen zurückberufen wurden, allein die Verfolgung der Westfalen in der Hoffnung, durch sein Vordringen nach Norddeutschland einen Volkskrieg gegen die Franzosenherrschaft dort entfachen zu können, als von der Donau her eine Kunde ihm zuging, die alle seine Erwartungen vernichtete: Erzherzog Karl war von Napoleon geschlagen worden, und Österreich hatte mit dem Sieger einen Waffenstillstand abgeschlossen!

Der Erzherzog hatte darauf gerechnet, daß die Nachricht von seinem Siege bei Aspern Preußen zur Teilnahme am Kampfe bestimmen und eine Volkserhebung in Süddeutschland im Rücken der Franzosen zuwege bringen würde. Daher war er unthätig auf dem Marchfelde stehen geblieben. Sein Lager machte damals einen sehr friedlichen Eindruck: die Soldaten trieben ihre gewöhnlichen Waffenübungen, die Offiziere standen gelangweilt umher, und der Oberfeldherr phantasierte in seinen Mußestunden auf dem Klavier.

Auch Erzherzog Johann war noch nicht imstande gewesen, den Anschluß an die Armee seines Bruders zu erreichen. Am 14. Juni an der Raab

geschlagen, hatte er erst bei Komorn die Donau überschreiten können, und zog nun dem Strome entgegen auf Preßburg und das Marchfeld zu.

Mit fieberhafter Thätigkeit hatte unterdessen Napoleon die wochenlange Kampfespause, die ihm gewährt wurde, ausgenutzt, um sich instand zu setzen, die erlittene Niederlage wieder wett zu machen; er wollte, wenn er wieder nach dem Marchfelde hinüberginge, auf jeden Fall des Sieges sicher sein. Herden von Schlachtvieh wurden aus Ungarn herbeigetrieben, der Adel und die Klöster mußten Wein in ganzen Wagenladungen liefern; Bäckereien wurden auf der Lobau angelegt, große Vorräte von Holz und Pulver dort angehäuft. Dann wurde eine feste Pfahlbrücke nach dem Südufer der Donau gebaut, Schanzen aufgeworfen, Batterien dem Nordufer gegenüber errichtet, Flachböte von größter Tragkraft gezimmert und Verstärkungen in Menge herbeigezogen. In den ersten Tagen des Juli hatte er 180000 Mann, mit 600 Geschützen zum Übergange bereit.

Auch der Erzherzog hatte erhebliche Verstärkungen an sich gezogen sodaß seine Streitmacht 137000 Mann mit 450 Kanonen betrug. Sie war demnach um ein Viertel schwächer als die französische; doch stand in nur zehn Stunden Entfernung bei Preßburg das Corps des Erzherzogs Johann und etwas weiter zurück, bei Komorn, Erzherzog Joseph mit 8000 Mann ungarischen Aufgebotes.

Karl erwartete den Übergang der Franzosen an der alten Stelle; täglich donnerten hier die französischen Batterien auf dem Nordufer der Lobau, um die Österreicher in die Irre zu führen; denn in Wahrheit hatte Napoleon sich entschieden, von dem Ostufer der Insel in der Richtung auf Wittau zu den Übergang zu unternehmen.

Unter dem Schutze eines furchtbaren Gewitters, während der Regen herabgoß und rabenschwarze Finsternis unter dicht bewölktem Himmel Strom und Inseln deckte, ließ Napoleon am Spätabend des 4. Juli sein Heer den Übergang antreten. Sechs Brücken wurden gleichzeitig über den Strom gelegt, und in ununterbrochenem Zuge marschierten die Regimenter die ganze Nacht hinüber. 50000 Mann standen, als der Morgen tagte, schon auf dem Marchfelde und immer weitere Tausende rückten ununterbrochen nach.

Ein Kranz niedriger Erhebungen umgrenzt im Bogen an der Nordseite das Marchfeld. Gerade nördlich von Wittau bildet er eine geringe Hochfläche, vor welcher der Rußbach zur Donau sich hinwindet. Vor der Südostecke dieser Hochfläche liegt das Dorf Markgrafneusiedl, nordwestlich davon in der Biegung des Baches das Dorf Deutsch-Wagram. Von hier führt die Fahrstraße über die Dörfer Aderklaa und Süssenbrunn in südwestlicher Richtung nach der Donau, Wien gegenüber, während gerade

westwärts die Bodenschwelle sich weiter erstreckt, bis sie mit dem Bisamberge die Donau erreicht.

Auf diesem langen Höhenzuge hatte die österreichische Armee Stellung genommen bis nach Markgrafneusiedl hin; an den Erzherzog Johann erging der Befehl, von Preßburg sich in Marsch zu setzen und bei Markgrafneusiedl an den linken Flügel der Hauptarmee sich anzuschließen.

Der Tag verging mit Gefechten gegen das vorgeschobene Corps des Erzherzogs Karl. Erst gegen 7 Uhr abends näherten sich die Franzosen der starken Stellung der Österreicher hinter dem Rußbache. Eugen, der Vicekönig von Italien, soll den Höhenzug zwischen Deutsch-Wagram und Parbasdorf wegnehmen, während Bernadotte links von ihm auf das erstere, Oudinot rechts auf das letztere Dorf vorrücken. Denn hinter diesen Dörfern steht das österreichische Centrum, aus dem Corps Hohenzollern hinter Parbasdorf und dem Corps Bellegarde bei Wagram gebildet. Allein Fürst Hohenzollern setzt Oudinot entschlossenen Widerstand entgegen; dagegen dringen die Sachsen in Wagram ein, und der Vicekönig ist nahe daran, die Verbindung zwischen Hohenzollern und Bellegarde zu durchbrechen. Mit Kolben und Bajonett wird gekämpft; schon wanken die Österreicher, als der Erzherzog Reserven heranführt, und nun vor dem Kartätschenfeuer der Österreicher, vor den ungestümen Angriffen ihrer Reiter die Franzosen, und mit ihnen die Sachsen, in Unordnung zurückgehen. Die Nacht schützt sie. Allenthalben haben die Österreicher in ihren Stellungen sich behauptet.

Mit dem nächsten Morgen (6. Juli) entschließt sich der Erzherzog nun seinerseits zum Angriffe überzugehen. Er läßt die beiden Flügel vorrücken, um die französische Armee zu umklammern und zu erdrücken. Dies gelingt auf dem rechten Flügel vollkommen, wo die Österreicher bis über Wittau hinaus vorgehen. Da bildet Napoleon unter Macdonalds Führung eine gewaltige Angriffskolonne, um zwischen dem Centrum und dem rechten Flügel die österreichische Schlachtlinie zu durchbrechen. Ein furchtbares Kartätschenfeuer aus 10 Geschützen bahnt ihr den Weg. Zwischen Aderklaa und Breitenlee dringt Macdonald ungestüm vor: von beiden Seiten faßt der Erzherzog die Sturmkolonne. Napoleon schickt ihr die Gardekavallerie und General Nansoutys Kürassiere zu Hülfe: sie werden von den österreichischen Geschützen zerschmettert. Truppen über Truppen zieht Napoleon heran, alle Bedenken außer acht lassend; denn an diesem Angriffe hängt die Entscheidung. Aufs äußerste bedrängt, weichen die Österreicher zurück, Schritt für Schritt bis hinter Süssenbrunn; trotz furchtbarer Verluste drängt Macdonald nach und erobert Süssenbrunn. Da bricht der Erzherzog die Schlacht ab, es war um zwei Uhr. Die wackeren österreichischen Grenadiere verlassen in stolzer Haltung, unverfolgt das Schlachtfeld. Der

Tag ist entschieden. Ruhig, wie auf dem Exercierplatz gehen die Österreicher zurück; zwölf französische Adler nehmen sie als Trophäen mit sich, während sie nur eine Fahne in den Händen des Siegers lassen. Aber sie räumen das Schlachtfeld, sie bekennen sich damit als besiegt. So deutet das stets die öffentliche Meinung.

Drei Stunden danach trifft Erzherzog Johann ein: aber hätten die 13000 Mann, welche er führt, das Schicksal des Tages wenden können? Er kehrt nach Ungarn zurück, während die große Armee nach Mähren auf Znaim zu von dannen zieht.

Napoleon stand als Sieger da. Aber doch lange nicht in der glänzenden Weise wie vor vier Jahren hatte er den Sieg errungen. Jetzt hatte er einen Gegner gefunden, der, von patriotischer Hingebung erfüllt, die Grundsätze der neuen Taktik ihm abzulernen anfing, das österreichische Volksheer, während die französische Armee, durch die fortwährenden Kriege ihrer geübtesten Soldaten, ihrer bewährtesten Führer mehr und mehr beraubt, nur mit Mühe noch ihre Überlegenheit behauptete. Das Erscheinen einiger Streifpartien des Erzherzogs Johann hatte am Nachmittage des Siegestages einen panischen Schrecken in den Reihen der Franzosen hervorgerufen, so daß Tausende in wilder Auflösung der Donau zuflohen. Und solche „panischen Schrecken", sagt Marmont*) mit Recht, „sind ein trauriges Anzeichen des sittlichen Zustandes einer Armee. Sie sind immer der Beweis eines starken Nachlassens der Manneszucht, eines Mangels an Vertrauen und einer Verkümmerung der militärischen Tugenden."

Dem entsprach es denn auch, daß Napoleon, noch eine lange Dauer des Feldzuges erwartend, Wien als den Stützpunkt für weitere Unternehmungen in Verteidigungszustand setzen und mit großen Vorräten jeder Art versehen ließ. Dann erst nahm er die Verfolgung des Feindes nach Mähren auf. Um die Stadt Znaim kam es am 11. Juli zu einem erbitterten Kampfe; am Nachmittage brach über dem Schlachtfelde ein heftiges Gewitter los, der Regen goß in Strömen herab; das Gewehrfeuer mußte schweigen; mit Säbel und Bajonett wurde weiter gekämpft. Gegen Abend neigte sich die Entscheidung immer mehr auf die Seite der Franzosen, als die Meldung den Kampf zu Ende brachte, daß die beiden Kaiser Waffenstillstand mit einander geschlossen hätten.

Kaiser Franz hatte dem blutigen Würfelspiel auf dem Marchfelde von der Höhe des Bisamberges aus zugeschaut. Als er sah, daß der linke Flügel der Österreicher von Markgrafneusiedl, noch bevor Erzherzog Johann da war, zurückgedrängt wurde, sagte er kalt zu seinem Gefolge: „Nun

*) Graf Yorck von Wartenburg, Napoleon als Feldherr: 2, 89.

wollen wir nach Hause gehen!" Er ergab sich, wie es schien, in sein Schicksal. Dennoch wollte er den achttägigen Waffenstillstand von Znaim, für dessen Gewährung Napoleon die ungeheuerliche Forderung der Einräumung des dritten Teiles der österreichischen Monarchie stellte, nicht bestätigen. Er dachte daran, sich selbst an die Spitze seiner Armee zu stellen. Allein Graf Metternich, der sich in Komorn bei dem kaiserlichen Hoflager eingefunden hatte, dämpfte den Kriegseifer.

Unterdessen hatten die Vorgänge auf dem Kriegsschauplatz, auch der Mißerfolg Österreichs bei Wagram, die Aufregung, welche in Preußen gegen die Politik des Königs zumal in militärischen Kreisen herrschte, nicht gemindert, sondern eher noch gesteigert: es schien die höchste Zeit zu sein, Österreich beizuspringen, wenn es nicht unterliegen sollte. Eine Menge von Offizieren bat um ihre Entlassung, um für Österreich ihren Degen zu ziehen. Ein einziger Posttag brachte dem Könige Friedrich Wilhelm 82 solcher Abschiedsgesuche. Es war begreiflich, daß er darüber sehr aufgebracht war*); aber doch verfehlte solch kriegerischer Eifer des Eindrucks auf ihn nicht. Der Oberst von dem Knesebeck wurde in das österreichische Hauptquartier gesandt, und ging dahin ab in der Hoffnung, daß „noch alles gut zu machen" **) sei. Allein die Unterhandlungen, welche er in Olmütz mit Stadion führte, gediehen nicht zu einem Einverständnis. Denn da Stadion um soviel an Einfluß verlor, wie der friedliebende Metternich gewann, so lag die Befürchtung für Preußen allzu nahe, wie 1805 so auch jetzt durch einen Separatfrieden von Österreich im entscheidenden Augenblicke verlassen zu werden. Es hielt sich daher so reserviert, daß nur von außerordentlichen Mitteln noch die Erzielung eines Einvernehmens zu erwarten schien.***)

Immer kleinmütiger wurde die Stimmung des Kaisers Franz. Die militärischen Vorteile Napoleons waren augenscheinlich, und das Urteil des alten Hofkanzlers Thugut, den man um Rat fragte, ging dahin, daß „die Existenz der Monarchie und des Kaisers auf dem Spiele" stände. So wurden denn durch Metternich zu Ungarisch-Altenburg mit Champagny, dem französischen Bevollmächtigten, die Verhandlungen eröffnet, um den Waffenstillstand zum Frieden zu gestalten. Auch das Erscheinen Stadions im kaiserlichen Hoflager in Totis vermochte nichts mehr zu ändern.

---

*) Oberst von Hünerbein, Königsberg, Mitte Juli 1809. W. St. A.

**) Knesebeck an Wessenberg, am 24. Juli 1809. W. St. A.

***) Wessenberg an den Kaiser Franz, Berlin, den 10. August 1809. W. St. A.: „l'Autriche ne pourra entrainer le Roi (de Prusse) que par la force ou en faisant des conditions extrêmement favorables à la Prusse."

Der Waffenstillstand von Znaim umfaßte auch das Corps des Herzogs von Braunschweig. Allein mit Entschiedenheit wies der Herzog den Schutz der Verträge zurück; denn als deutscher Reichsfürst, nicht als österreichischer General führte er den Krieg gegen Napoleon. Bei Zwickau versammelte er seine Offiziere und erklärte ihnen seine Absicht, obgleich Kienmayer zurückgerufen wäre, nach Norddeutschland auf eigene Hand vorzudringen. Zwar die Hoffnung, den Volkshaß dort zum Ausbruche des Volkskrieges zu steigern, mußte er nach dem Erliegen Österreichs aufgeben; aber gelang es die Meeresküste zu erreichen, so bot sich die Aussicht, im Anschlusse an die Landungsexpedition, welche England plante, das Schwert wieder gegen Napoleon zu führen. Wohl erschien das Unternehmen mehreren von den Offizieren aussichtslos; sie erhielten, wie sie es wünschten, den Abschied; aber unter den Mannschaften war kaum einer, der nicht entschlossen war, dem verwegenen Führer zu folgen. So begann denn jener denkwürdige Rückzug von der böhmischen Grenze mitten durch Feindesland bis an die Gestade der Nordsee, welcher, wie den Mut und das Geschick der „Schwarzen", so auch die innere Schwäche der neugeschaffenen napoleonischen Vasallenstaaten zeigte.

Mit dem Schwerte bahnte sich Herzog Wilhelm seinen Weg; am 25. Juli war er in Leipzig, am 29. langte er in Halberstadt an. Ein westfälisches Infanterie-Regiment warf sich ihm hier entgegen; er nahm die befestigte Stadt mit Sturm und machte fast das ganze Regiment kriegsgefangen. Nun ging's nach Braunschweig; feierlich protestierte er hier gegen die feindliche Besitznahme seines Erblandes und nahm Besitz von dem Erbe seiner Väter. Da rückte auch schon der General Reubell mit 5000 Mann westfälischer Truppen heran, um ihm den Weg nach Norden zu verlegen, während von Süden her General Gratien nahte. Die Gefahr, daß die Schwarze Legion eingeschlossen würde, war groß. Sofort brach sie von Braunschweig auf, stieß aber schon nach einer halben Stunde bei dem Dorfe Ölper auf das Corps Reubells. Ein hitziges Gefecht entspann sich zwischen den ungleichen Gegnern: die Schwarzen leisteten entschlossenen Widerstand, dem Herzoge selbst wurde ein Pferd unter dem Leibe erschossen. Die Nacht brach herein: wider Erwarten zog sich Reubell zurück, um sich mit Gratien zu vereinigen. Die Gefahr des Augenblickes brach sogar manchem Offizier den Mut: ihrer 16 forderten den Abschied; aber der Herzog blieb ungebeugt. In Eilmärschen strebte er, allenthalben bereitwillige Verpflegung findend, der Weser zu, dicht hinter ihm Reubell und Gratien mit 8000 Mann. Am 4. August erreichte der Herzog den Strom bei Nienburg und zog ohne Verzug über Hoya stromabwärts nach Elsfleth und Brake. Kaum reichten die vorgefundenen Fahrzeuge aus, die kleine Heldenschar aufzunehmen. Bei

Bremerlehe stand das dänische Corps, das zu Schills Untergange mitgewirkt hatte: es schoß mit Kanonen auf die vorbeifahrenden Schiffe des Herzogs. Doch glücklich erreichte die Flotille die hohe See, wo, auf sie wartend, ein kleines englisches Geschwader lag, das mit einem donnernden Salut seiner Geschütze die tapfere Schar begrüßte und an Bord nahm. Damit waren die verwegenen Schwarzen, die 450 km weit mit elf siegreichen Gefechten ihren Weg durch Feindesland sich gebahnt hatten, der Gefahr glücklich entronnen. Die englischen Schiffe brachten sie nach Helgoland, von wo sie nach kurzer Rast nach Grimsby an der Mündung des Humber übergesetzt wurden. Zu wahrhaften Volkshelden, die in zahlreichen Gedichten in Deutschland wie in England gefeiert wurden, machte der kühne Zug den „unbesiegten Welfen“ und seine Legion; allein die Hoffnung, sofort wieder in den Kampf gegen Napoleon geführt zu werden, erfüllte sich ihnen nicht. Die große englische Expedition, 39 000 Mann umfassend, war schon zwei Wochen vorher in See gegangen, um auf der Insel Walcheren bald in der kläglichsten Weise zu scheitern.

Auch für die streitbaren Tiroler wurde der Waffenstillstand von Znaim zu einer Schicksalswende. Mit Bestürzung sahen sie die österreichischen Soldaten abmarschieren; es war nicht anders: Kaiser Franz ließ sie im Stiche! Und ein Hirtenbrief des Bischofs von Salzburg ermahnte sie überdies noch zur Waffenstreckung. Die Führer des Aufstandes hielten es für geraten, vor den nahenden Bayern sich in Sicherheit zu bringen. Auch Speckbacher fuhr mit österreichischen Offizieren das Pusterthal hinab. Da begegnete dem Wagen bei St. Nepomuk unweit Bruneck Hofer, der auszuharren entschlossen war. „Seppel“, rief er dem Freunde zu, „auch du willst mich im Stich lassen? Sie führen dich in die Schand'!“ Und ohne ein Wort zu erwidern, ohne auch nur nach dem Hut zu greifen, sprang Speckbacher vom Wagen und kehrte mit Hofer wieder um.

Nach Rache dürstend, kehrten unter Lefebvres Befehle die Franzosen, unter dem Kronprinzen Ludwig die Bayern zurück; gegen 40 000 Mann rückten von drei Seiten her in das Land ein. Wieder bezeichneten Unthaten und Mißhandlungen aller Art ihren Weg. Von Widerstand war nirgends die Rede: am 30. Juli besetzte Lefebvre Innsbruck.

Deutsche Helden sind die Tiroler nicht: daß es sich in ihrem Kampfe um deutsche Ehre handele, lag ihnen ganz fern; von Deutschland hatten sie alle, Hofer voran, nur eine höchst unklare Vorstellung. Aber auf die Deutschen machte ihre kühne Ausdauer den größten Eindruck und gewann ihnen das Mitgefühl der Edlen. Beim Ausmarsch aus München trank Kronprinz Ludwig auf die Gesundheit der tapferen Tiroler, die er doch unterwerfen sollte, und brachte, mit dem Glase anstoßend, daß es zerbrach, Napoleon

ein Pereat. Nach Kräften suchte er dem Blutvergießen zu wehren; aber Lefebvre glaubte nur durch Gewalt zu wirken.

Da trat zu Brixen eine Anzahl wackerer Männer zusammen, der Not des Volkes sich erbarmend. Eine neue Volkserhebung wurde beschlossen, und in hellen Haufen strömte den altbewährten Führern das Volk der Berge zu. Über den Brenner gegen die Zusammenrottung kam die Division Rouyer gezogen, deren Vorhut das Rheinbundskontingent von Gotha und Altenburg bildete. Bei Mittenwalde im Eisackthal ereilte sie das Verhängnis. Kaum waren die Sachsen in das enge Thal eingedrungen, als von beiden Seiten her die Tiroler Baumstämme und Felsblöcke auf die Feinde herabstürzten und zugleich aus der Höhe ein mörderisches Feuer auf sie eröffneten. Schrecklich gellte das Jammergeschrei der Zerschmetterten, der Hülferuf der in den brausenden Eisack Gestürzten; noch heute heißt der Platz die „Sachsenklamm“. Was am Leben geblieben war, streckte am folgenden Tage (5. August) die Waffen. Lefebvre wollte von Innsbruck her Hülfe bringen; aber die Tiroler trieben ihn zurück. Auch die durch das Pusterthal andringenden Feinde mußten wieder nach Klagenfurt zurückweichen.

Nun gingen die Tiroler selbst, an die 20000 Mann stark, auf Innsbruck vor und verschanzten sich durch Verhaue und Erdwälle auf den Waldhöhen des Iselberges. Am 13. August griff hier Lefebvre mit 25000 Mann und 40 Kanonen sie an, aber alle Angriffe wurden von den Bauern mit Nachdruck zurückgewiesen. Er mußte am folgenden Tage seine Mannschaft in der Stadt zusammenziehen und verließ in der Nacht, den Mantel eines gemeinen Soldaten umwerfend, mit dem Reste seiner Truppen das „verwünschte“ Land.

Als die aufsteigende Sonne Hofer und den Seinigen den Sieg zeigte, warf er sich auf die Kniee, und das ganze Volk betete laut mit ihm. Wie gottbegnadigte Kreuzfahrer zogen sie dann still und feierlich in Innsbruck ein. Der tapfere Sandwirt besetzte die Stadt und übernahm in seiner schlichten Weise, nicht durch Wahl, sondern lediglich durch die öffentliche Meinung berufen, die Regierung der wieder befreiten Heimat. Er bezog nun, dem Drängen seiner Landsleute nachgebend, die Hofburg, in deren Prachtzimmern es sich, trinkend und rauchend, auch seine Passeirer bequem machten. Aber es bezeichnet den Sinn Hofers, daß er alsbald in dem Schlosse ein großes Kruzifix aufhängen ließ. „A bißl a christlichs Zeichen“, meinte er, „kann hier auch nit schade.“ Abends vor dem Schlafengehen sang er mit seinen Adjutanten geistliche Lieder. Den Titel Excellenz, den manche ihm schmeichlerisch beilegen wollten, wies er zurück: „I heiß Andre! I bin nit besser als die andern; wir alle sind Bauern und keine Herren!“ und so unter-

zeichnete er sich schlechtweg „Andre Hofer, Oberkommandant von Diroll“. Seine Sorge galt vor allem der Sicherheit der Landesgrenze und der Förderung des geistlichen Wohles seiner Landsleute. Den Besuch des Gottesdienstes zu heben, den Dienst der heiligen Jungfrau zu mehren gewährte er der Geistlichkeit jedes Zugeständnis. Und Kaiser Franz, obwohl schon im Begriffe den Friedensschluß zu unterzeichnen, sandte zum Zeichen seiner Huld an Hofer eine goldene Ehrenkette und 3000 Dukaten. In der Hofkirche in Innsbruck hing nach feierlichem Dankamt ein Prälat dem vor Rührung weinenden Sandwirte die Kette um den Hals. Jubel erfüllte darob die ganze Stadt; denn das wackere Volk der Berge sah in dem Gnadenbeweise des Kaisers die Gewähr, daß er sie nicht verlassen würde.

Wie bald sollte diese Hoffnung zusammenbrechen! Denn im Grunde seiner Seele war Kaiser Franz dem nationalen Aufschwunge, der während des Krieges zutage getreten war, abhold. Jahrelang hatte er Stadion gewähren lassen; nun aber doch der erwartete Erfolg, die Besiegung Frankreichs, ausgeblieben war, kehrte er um so entschiedener zu seiner alten Anschauung zurück. So wurde die Rücksicht auf Tirol ihm nicht ein Hindernis des Friedensschlusses. Dazu gesellte sich ihm Furcht vor geheimen Plänen des Siegers und nicht zum wenigsten auch die Sorge um Wien, das er mehr und mehr mit der Herrschaft der Fremden sich aussöhnen sah.

Mit patriotischem Ingrimme hatten im Frühling die durch Stadion aufgerüttelten Wiener die französische Okkupation herannahen sehen. „Die Spitzbuben bombardieren uns“, schimpften sie, als Napoleon durch die Granaten die Kapitulation erzwang. Allenthalben sah der einziehende Sieger finstere, feindselige Mienen. Daß unmutige Gärung in den Gemütern aller Volksklassen wogte, war unverkennbar. Aber Napoleon hielt strenge Manneszucht unter den französischen Soldaten. Eben noch hatte in Wien infolge der Absperrung von Ungarn große Brotteurung geherrscht; sofort sorgte Napoleon jetzt für ausreichende Zufuhr und brachte das ganze Verpflegungswesen zur großen Befriedigung der Bevölkerung in Ordnung. Die beutebeladenen französischen Soldaten brachten in den Kleinhandel Leben; nach lustiger Landsknechtsart ließen sie viel daraufgehen, sodaß sogar der Kurs der Guldenzettel sich zu heben begann. Das alles wirkte sehr versöhnlich. Die duldsame französische Polizei ließ ruhig die von der österreichischen Censur verbotenen Bücher passieren; jetzt erst durften die Wiener Schillers Dramen lesen. Das gewann auch die Gebildeten; kaum jemand in Wien äußerte Verlangen nach dem Ende der französischen Besetzung. Nach dem Waffenstillstand war es ganz gewöhnlich, daß sich Napoleon von Hochrufen der Wiener begrüßt sah.

Indes Napoleon selber drängte zum Frieden. Freilich gingen seine

Friedensbedingungen so stark über die wirkliche Sachlage, da doch Österreich keineswegs vernichtet am Boden lag, hinaus, daß er auf entschiedenen Widerstand sich gefaßt machen mußte. Ganz militärisch wußte er ihn zu brechen: erst durch Kanonen die Haltung des Gegners erschüttert, dann mit dem Bajonett angestürmt! Zunächst rief er durch eine Proklamation die Ungarn zum Abfalle von Österreich auf, dann äußerte er in Gegenwart des österreichischen Bevollmächtigten, Grafen Bubna, zu Champagny, er habe an die Abdankung des Kaisers Franz zu Gunsten des Großherzogs von Würzburg gedacht; und nun, als er den Kaiser genügend in Furcht gesetzt zu haben meinen mochte, nahm er die Verhandlung ohne Rücksicht auf die in Altenburg beratenden Minister in eigene Hand. Er verlangte, daß dem zähen Bubna als Spezialbevollmächtigter des Kaisers der Fürst Johann von Liechtenstein, mit dem er schon in Znaim verhandelt hatte, beigegeben würde. Der Fürst war ein tapferer Soldat, der auf dem Marchfelde mit Auszeichnung gefochten, und nun seit dem 31. Juli an des Erzherzogs Stelle den Oberbefehl über die Armee erhalten hatte. Er sah in Napoleon nur den Soldaten, dem er sich ziemlich gleich deuchte: wie wollte er da dem Manne standhalten, der es wie keiner verstand in der Unterhandlung dem Gegner eine trügerische Sicherheit einzuflößen, durch anscheinende Offenherzigkeit ihn zu hintergehen, ihn zu binden, ohne ihm Zeit zur Überlegung zu gönnen, oder auch den Bedenklichen mit drohenden Worten für die Folgen der Zögerung verantwortlich zu machen?

Mehrmals in der Woche erschienen jetzt Bubna und Liechtenstein im Schönbrunner Schlosse, wo Napoleon wieder Quartier genommen hatte. Sie frühstückten mit ihm, konferierten dann ein oder zwei Stunden lang und kehrten nachmittags geradeswegs nach Komorn zum Kaiser Franz zurück, um ihm Bericht zu erstatten. Der in Altenburg verhandelnden Minister geschah kaum Erwähnung.

Darüber war der Herbst herbeigekommen. Um die Österreicher in Atem zu erhalten, als rechne er gar nicht auf das Zustandekommen des Friedens, hielt Napoleon jeden Morgen um 9 Uhr über die verschiedenen Truppencorps auf dem Schönbrunner Schloßhofe Parade ab. Wie gewöhnlich kam er auch am 12. Oktober die Treppe, welche aus dem Schlosse auf den Hof führte, herab; wer dem Kaiser eine Bitte vorzutragen oder eine Bittschrift zu überreichen wünschte, stellte sich dann auf den untersten Stufen der Treppe auf. Es fiel daher kaum auf, daß ein junger Mensch in einem schlichten blauen Rocke, eine Schrift in der Hand, dem Kaiser auf dem Fuße nachfolgte, als dieser auf die Treppen zuschritt. Ney bedeutete ihn, nach der Parade die Schrift dem Kaiser zu übergeben; allein der Bittsteller erwiderte, seine Bitte lasse keinen Aufschub zu, er müsse den Kaiser sofort

sprechen. Damit drängte er sich zwischen die Generale. Ärgerlich faßte ihn Rapp, Napoleons Adjutant, am Rocke und befahl ihm zurückzutreten. Dabei glaubte er jedoch den Griff eines Messers in der Rocktasche zu fühlen, hielt den jungen Menschen fest und übergab ihn zwei Gendarmen, welche ihn in die Wachstube führten. Bei der Durchsuchung fand man wirklich ein Messer mit einer großen zweischneidigen Klinge bei ihm. Ohne Umstände bekannte er, daß er damit den Kaiser habe ermorden wollen. Es war Friedrich Staps, der erst 17 jährige Sohn eines Predigers in Naumburg, ein junger Mensch von fast mädchenhaftem Aussehen, der den Gedanken des Tyrannenmordes wie einen Befehl des Himmels auffaßte.

Nach der Parade ließ Napoleon den Verhafteten vor sich führen. Staps erklärte ihm, er zähle diesen Versuch, Deutschland von seinem größten Feinde zu befreien, unter die ruhmvollsten Handlungen seines Lebens; nur um ihn auszuführen, sei er nach Wien gekommen. „Aber wenn ich Sie begnadigte", fragte Napoleon, „würden Sie sich aus Dankbarkeit nicht für verpflichtet halten, dem Plane, mich zu ermorden, zu entsagen?" „Ich rate es Ihnen nicht", erwiderte Staps, „denn ich habe Ihnen den Tod geschworen!" „Sicher ist der Mensch ein Narr", wandte sich Napoleon an seinen Leibarzt Corvisart, „fühlen Sie ihm den Puls." Allein der Puls ging ruhig; nur blieb der junge Fanatiker dabei, sich seiner Absicht zu rühmen. Er wurde durch ein Kriegsgericht zum Tode verurteilt und am 17. Oktober erschossen.

Eine solche todverachtende Schwärmerei machte Napoleon doch unruhig; er hatte das Gefühl bekommen, „von zehntausend Vendéen umgeben zu sein"; Deutschland war ihm unheimlich geworden: es drängte ihn, Wien zu verlassen. „Schließen Sie Frieden", sagte er zu Champagny, „ich will der Sache ein Ende machen!" Und am nächsten Tage ließ er Liechtenstein und Bubna nicht eher von sich, als bis sie allen seinen Forderungen zugestimmt hatten. Es war 5 Uhr morgens, als endlich Liechtenstein den Entwurf des Friedenstraktates unterzeichnete. Zu 10 Uhr hatte er Kurierpferde bestellt, um den Entwurf nach Komorn dem Kaiser Franz zur Entscheidung zu überbringen. Da weckten ihn, als der Tag anbrach, die Kanonenschüsse, durch welche Napoleon die „Unterzeichnung des Friedens" feierte. In höchster Aufregung begab sich der Fürst nach Schönbrunn, um Rechenschaft zu fordern; allein, Napoleon war soeben mit seinem Gefolge von Wien abgereist.

Und Kaiser Franz? Ohne viel Besinnen ratifizierte er den ihm so gewaltthätigerweise aufgedrungenen Frieden, welcher Österreich um fast 2000 Quadratmeilen verkleinerte, es vom Meere abschnitt und ringsum in starke Fesseln schlug. Zu Gunsten Bayerns verzichtete Österreich durch diesen Schönbrunner (Wiener) Frieden auf Salzburg, Berchtesgaden

und das österreichische Innviertel, zu Gunsten Frankreichs auf Görz, Villach, Triest, Krain und auf alle Gebiete am rechten Ufer der Save, dazu auf Istrien mit den dazu gehörigen Inseln; zu Gunsten Sachsens auf mehrere böhmische Enclaven; zu Gunsten Warschaus auf Westgalizien und Zamosk; zu Gunsten Rußlands auf Ostgalizien mit Ausnahme von Brody. Geheimartikel setzten außerdem fest, daß Österreich fortan nicht mehr als 150000 Mann unter der Fahne halten dürfe, und daß es eine Kriegskontribution von 85 Millionen Francs an Frankreich zu zahlen habe.

Dazu aber doch hatte sich Napoleon herbeigelassen, daß der Frieden (Art. 10) den aufständischen Tirolern und Vorarlbergern Amnestie gewährte. Doch wurde das Land zwischen Bayern, Illyrien und Italien geteilt, und von drei Seiten zugleich rückten Truppen zur Besatzung ein. Von Österreich im Stiche gelassen und unter sich ohne festen Zusammenhalt, leisteten die Tiroler nur schwachen Widerstand und nahmen meist die ihnen gebotene Verzeihung an. Auch Hofer war im Begriff, ins Hauptquartier des Kronprinzen Ludwig in Hall seine Unterwerfung zu bringen, als Haspinger sich an ihn machte und alles, was man vom Frieden fasele, als eitle Lügenbotschaft und jede Nachgiebigkeit als Feigheit und Verrat bezeichnete. Hofer stand eine Weile betroffen, dann stimmte er dem bösen Kapuziner zu und ergriff das Schwert von neuem. Auf dem Iselberge wieder verschanzten sich die Bergschützen; aber die Bayern stürmten nicht mit wildem Ungestüm gegen die Erdwälle an; sie pflanzten ringsum ihre Geschütze auf: und was auf den Höhen nicht niederkartäscht wurde, warf sich in die Flucht. Diese Niederlage (am 2. November) war entscheidend; auch Hofer unterzeichnete jetzt seine Unterwerfung, während Haspinger nach der Schweiz entrann und Speckbacher, monatelang in einer Gletscherhöhle verborgen, am Ende glücklich nach Österreich entkam. Endlich schien Tirol unterworfen, und der Vicekönig Eugen setzte am 12. November auf Friedensbruch jetzt die Todesstrafe.

In sein Anwesen am Sande war der Sandwirt zurückgekehrt; aber im stillen Grübeln kamen ihm, da doch noch hie und da im Lande das Geplänkel fortdauerte, bald Zweifel, ob er recht gethan, und manchen Brief, heimlich bei Nacht geschrieben, schickte er hinaus, die noch Kämpfenden zu weiterem Widerstand ermahnend. Da erschien der wilde Nepomuk von Kolb, der im Pusterthale gefochten hatte, bei ihm: und Hofer erhob die Waffen von neuem. Aber die besseren Elemente hatten sich vom Kampfe jetzt zurückgezogen; es sammelten sich Leute um Hofer, denen es um Raub und Plünderung mehr als um die Verteidigung des Vaterlandes zu thun war. Noch einmal errang er einen blutigen Erfolg über General Rusca, aber im stetigen Kampf hielten seine Genossen nicht mehr stand.

Er war wegen Wortbruches für vogelfrei erklärt und ein Preis auf seinen Kopf gesetzt: aber Baraguay d'Hilliers, der jetzt die Franzosen kommandierte, gab ihm sein Ehrenwort, daß ihm kein Haar gekrümmt werden solle, wenn er sich freiwillig stelle. Doch Hofer nahm es nicht an; auch die Gelegenheiten, aus dem Lande zu fliehen, wies er zurück, sondern zog sich mit seiner Familie, als sein Anhang zersprengt war, auf den Pfandlerhof bei Brandach zurück. Nur mit Mühe konnte er bewogen werden, in einer besser versteckten Alpenhütte am Eingang ins Hochland Fartleis sich zu bergen. Doch fand ein Strolch aus dem Passeier Thale den Versteck und führte trotz der Bitten des Flüchtlings, ihn nicht zu verraten, um den Blutlohn zu verdienen, einen Trupp italienischer Soldaten über die Bergpfade hinauf. Bei Tagesanbruch sah Hofer seine Hütte umzingelt: er trat heraus und ergab sich ohne Widerstand. Unter empörenden Mißhandlungen, mit bloßen Füßen über Schnee und Geröll, die Hände auf den Rücken geknebelt, wurde er mit seinem Sohne nach Mantua geschleppt. Napoleon befahl, eine Fürbitte des Kaisers Franz besorgend, die denn auch zu spät ankam, Beschleunigung des Verfahrens gegen Hofer: auf Grund der Verordnung vom 12. November verurteilte das Kriegsgericht den Unbeugsamen, der sich weigerte, Reue zu bekennen oder um Gnade zu bitten, zum Tode. In schlichter Fassung, wie seine Weise war, ohne Zagen, wie ohne eitles Gepränge, selbst den Feinden imponierend, ging er ihm in der Morgenfrühe des 20. Februar entgegen. Zu seinen in den Kasematten eingekerkerten Landsleuten sprach er einige ergreifende Worte und segnete sie. Dann trat er vor den Sandhügel hin, ließ noch einmal seinen Kaiser Franz leben und kommandierte mit fester Stimme: „Feuer!" Zwölf Schüsse gingen fehl: erst die dreizehnte Kugel durchbohrte das treue Herz. Ein echter Blutzeuge der Volkstreue, dessen Gedächtnis weit über die Berge seiner Heimat hinaus allezeit hoch in Ehren bleibt. Den Deutschen hatte er gezeigt, welche gewaltige Kraft in der Volksart liegt, wenn sie aufgerufen wird, ihr Teuerstes zu schirmen. Ja, „allein wir selber müssen uns helfen!" mahnte damals Fichte in Berlin in seinen Reden die deutsche Nation.

In Wien dagegen fand Hofers Katastrophe kaum noch Beachtung. Die Zeitungen hatten von großen Festlichkeiten zu berichten, und das zog den leichtlebigen Wiener mehr an.

Kaiser Franz war nach Wien in die Hofburg zurückgekehrt. Eine schwere Aufgabe harrte jetzt durch den Friedensschluß seiner. Tiefe Wunden schlug der Verlust der Meeresküste und der Anschluß des Kaiserstaates an die Kontinentalsperre (Art. 16 des Friedens) dem österreichischen Handel, harte Schläge versetzte die Abtretung der Hälfte der Wieliczkaer Salzwerke, der Quecksilberwerke von Idria, der großen Eisenhämmer von Villach der

österreichischen Industrie; eine hohe Kontribution war auf den Staat gelegt, während die Einkünfte desselben um 11 Millionen Gulden jährlich gekürzt waren, und was wohl das allerschwerste war, Österreich war durch den Friedensschluß ganz von Deutschland getrennt worden. Das alles verlangte Heilung, Linderung; neue Hülfsquellen mußten eröffnet, die Erlahmung der sittlichen Kraft im Volke geheilt, das Vertrauen zu der Regierung wieder aufgerichtet, der Glauben an eine bessere Zukunft von neuem gepflanzt werden. Dazu bedurfte es eines schöpferischen Talentes, eines weiten Blickes, großer Kühnheit und Ausdauer: für einen Stadion fürwahr eine würdige Aufgabe! Aber gerade jetzt wandte Kaiser Franz von dem bedeutenden, ideal gerichteten Manne sich ab.

Die Erweckung freier Volkskräfte hatte den bestimmt erwarteten Sieg nicht gebracht. Nur mit innerem Widerstreben hatte der Kaiser überhaupt Stadions Gedanken nachgegeben: um so entschiedener kehrte er jetzt zu der altösterreichischen Politik zurück. Und Metternich erschien nunmehr als der rechte Mann, an Stadions Stelle zu treten.

Graf Clemens Metternich-Winneburg stammte aus einer reichsfreien Familie; er war 1773 in Koblenz geboren. Durch seine Vermählung mit einer Enkelin des Fürsten Kaunitz trat er jedoch in nähere Beziehungen zu der österreichischen Aristokratie: er wurde 1801 Gesandter in Dresden und 1803, in den deutschen Reichsfürstenstand erhoben, in Berlin. Durch Laforest Napoleon empfohlen, kam er auf dessen Wunsch 1806 als Botschafter Österreichs nach Paris. Seine persönliche Liebenswürdigkeit, seine vornehme Art, sein glattes, gefügiges Wesen stimmten bald Napoleon günstig für ihn, sodaß es ihm gelang, dessen Mißtrauen über die österreichischen Rüstungen zu beschwichtigen. Gerade seine mannigfachen Beziehungen zu dem französischen Hofe und seine genaue Kenntnis desselben ließen ihn als die geeignete Persönlichkeit für die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Österreichs erscheinen. Er übernahm am 8. Oktober 1809 das Ministerium, um es erst nach 39 Jahren wieder zu verlieren. Seine Aufgabe war, den französischen Kaiser zu besänftigen, Österreich nach keiner Seite hin bloßzustellen und doch vorsichtig und gewandt den rechten Moment zum Handeln zu erspähen. Mit dem günstigsten Erfolge hat er sie gelöst.

Vom Rheine her brachte Metternich den leichten Lebenssinn, die flüchtige Auffassung der Pflicht, die kluge Berechnung der Personen und der Sachlage bei geringer Schätzung alles Grundsätzlichen. Er gewann durch eine gewisse graziöse Würde und durch die leichte Form des Verkehrs; obgleich ohne gründliche Kenntnisse, war er doch gewandt genug, um selbst hochgebildeten Männern das Gespräch mit ihm anziehend zu machen. Als Fremder war er mit den inneren Zuständen Österreichs unbekannt; daher

trübte ihm die Rücksicht auf innere Schwierigkeiten niemals den Blick. Er trieb die Diplomatie wie eine Kunst, für die ihm Österreich nicht das Ziel, sondern nur der Ausgangspunkt war; ein Gefühl von Verantwortlichkeit hat ihn niemals eingeengt. Bestechlich war er nicht, aber in Finanzsachen vornehm unwissend, war er sehr häufig des Geldes bedürftig und nahm ohne Besinnen Geschenke entgegen, ohne jedoch in seiner Politik sich dadurch beeinflussen zu lassen. Er betrachtete sich nicht als den Minister Österreichs, sondern als den Sachwalter des konservativen Europas. In Napoleon sah er den Feind der alten Staatsordnung und des Weltfriedens; er hegte daher einen gewissen kühlen Haß gegen ihn, den er nicht immer ganz verbarg. Kühner Entschlüsse war er unfähig; hinzuhalten und zu beschwichtigen galt ihm als höchste Weisheit.

Zu seinem Herrn und Kaiser paßte Metternich vortrefflich, obgleich er niemals dessen Günstling war, ja erst sehr allmählich dessen Vertrauen gewann. Wie Kaiser Franz verlangte er passiven Gehorsam, um ungehindert den Einfluß Österreichs nach außen zur Geltung bringen zu können. Auch ihm galt Opposition für Beleidigung; auch ihm stand persönliches Behagen über dem Wohle des Ganzen. Auf die Details der Geschäfte verstand er sich nicht. In dieser aber fand gerade der Kaiser seine Befriedigung; daher behielt der allezeit mißtrauische Franz unbeengt neben Metternich das Gefühl, daß eigentlich er selber die Geschäfte besorge. Das war ohne Zweifel von Wichtigkeit für die Stellung Metternichs; aber viel wichtiger war für sie doch noch, daß ihm gleich zu Anfang ein Schritt gelang, der von ebenso delikater Art, wie für die Sicherung Österreichs von hoher Bedeutung war.

Die Besiegung Österreichs hatte Napoleon zur endgültigen Regelung seiner Beziehungen zu Rußland gedrängt. Denn neben dem sich immer entschiedener darstellenden napoleonischen Universalreiche erschien ein selbstständiges Rußland unmöglich: es schloß die Möglichkeit einer Hemmung oder gar Bedrohung Frankreichs in sich. Freilich verknüpfte die beiden Kaiser eine enge Freundschaft: aber war sie fest genug, um auch trotz der Verschiedenheit der Interessen Rußland dauernd in die Gefolgschaft Frankreichs zu bannen? So war schon in Erfurt Napoleon der Gedanke gekommen, sie durch eine verwandtschaftliche Verbindung mit Alexander zu kräftigen und ihr die Gewähr der Dauer zu geben: im tiefsten Vertrauen ließ er bei seinem kaiserlichen Freunde um die Hand von dessen Schwester für sich anhalten. Allein die Kaiserin-Mutter verlobte die junge Großfürstin ohne Verzug mit dem Herzoge von Oldenburg. Trotzdem ließ Napoleon seinen Gedanken nicht fallen. Nachdem am 12. Januar 1810 seine Ehe mit der Kaiserin Josephine durch das bischöfliche Offizialat von Paris getrennt war, gab er Caulaincourt, dem französischen Botschafter in St. Petersburg, den Befehl, sich in ver-

traulicher Weise darüber zu unterrichten, wie man am Zarenhofe über eine Vermählung seines Herrn mit der zweiten Schwester Kaiser Alexanders dächte. Allein die Erfurter Freundschaft Alexanders hatte sich an der wachsenden Erkenntnis der Unvereinbarkeit der russischen und französischen Interessen erheblich abgekühlt, und die Kaiserin-Mutter war noch mit gleicher Entschiedenheit einer Verbindung mit den Bonapartes abgeneigt. Es wurde daher die große Jugend der Großfürstin Anna Paulowna vorgeschützt und die Entscheidung hingezogen.

Mit dem größten Mißtrauen hatte man in Wien auf diese geheimen Werbungen des mächtigen Siegers am nordischen Kaiserhofe gesehen. Denn unverkennbar lag für Österreich die Gefahr nahe, durch eine enge Verbindung der beiden andern Kaiserreiche, wie sie von der Vermählung zu erwarten stand, erdrückt, mindestens aller selbständigen Politik beraubt zu werden. Diese Gefahr wirksam für alle Zukunft zu beseitigen, schien es nur ein Mittel zu geben: Fürst Karl Schwarzenberg, der österreichische Botschafter in Paris, wurde angewiesen, in den Tuilerien, jedoch mit höchster Vorsicht, verlauten zu lassen, daß einer Vermählung Napoleons mit einer Erzherzogin Kaiser Franz nicht abgeneigt wäre.

Nicht ohne Überraschung erfaßte Napoleon den auf vertraulichen Umwegen ihm zugehenden Wink. Das Zögern Alexanders verstimmte ihn; auch die Vorteile einer Verbindung mit Österreich, mit dem vornehmsten Fürstenhause Europas, waren groß. Denn mit echt corsischem Familiensinne faßte er die Familienverbindung zugleich als Richtschnur für die Politik der Staaten. So wurde denn schon am 7. Februar 1810 in Paris die Konvention betreffs der Vermählung Napoleons mit der Erzherzogin Marie Luise, der ältesten Tochter des Kaisers Franz, unterzeichnet, und nun auf Weisung Napoleons die Verhandlungen in St. Petersburg ohne weiteres abgebrochen. In Wien erschien der Marschall Berthier, um die Vermählung einzuleiten. Rauschende Feste wurden gefeiert; und das kriegsmüde Wien war voller Jubel, wenig aufgelegt, auf die Todesschüsse in Mantua zu achten. Am 11. März fand durch Prokuration die Vermählung statt, wobei Erzherzog Karl die Stelle des Bräutigams vertrat, und der greise Erzbischof von Wien, der vor einem Jahre die Waffen zum Kampfe gegen den französischen Kaiser geweiht hatte, segnete jetzt die neue französische Kaiserin.

Jedoch in den Kreisen des patriotisch gesinnten Adels gab sich der Unwille über die napoleonische Werbung so unverhohlen kund, daß Kaiser Franz es für angemessen hielt, sich die Miene zu geben, als sei die Hingabe der Tochter ein ihm aufgezwungenes Opfer, welches er nur nach schweren Kämpfen aus lauterer Friedensliebe darbrächte. In Wahrheit jedoch sah er in der Heirat einen großen politischen Erfolg, und Fürst Metternich war darüber,

daß sie gelungen, wie versichert wird, „vor Freude trunken." Jetzt schien ihm Österreich vor allen weiteren Plänen Napoleons gesichert. Nicht gar lange danach erschien Graf Schuwalow in Wien mit dem Entwurfe eines Allianzvertrages für den Fall eines Krieges mit Frankreich. Aber Österreich war nicht geneigt auf das Erbieten Rußlands einzugehen; es verzichtete auf eine selbständige Politik. Und als dann gar durch das Finanzpatent vom 20. Februar 1811, durch welches der Staat seinen Gläubigern einen Akkord von 20 Prozent aufzwang, der Staatsbankrott erklärt wurde, mußte man erkennen, daß Österreich eine selbständige Rolle in der Politik Europas zu spielen nicht mehr fähig war. So trostlos war seine Lage in der Gegenwart, so aussichtslos für die Zukunft! Auf dies Österreich konnten die Gegner Napoleons fortan keine Hoffnung mehr setzen.

Zweites Kapitel.

Die Wiedererstarkung Preußens.

Noch weniger sollte, was Napoleon entgegen war, auf Preußen rechnen dürfen: das war des Gewalthabers unverhülltes Streben. Die Rücksicht auf Rußland hatte ihn gehindert, den Staat Friedrichs des Großen mit einem Schlage zu vernichten; so gedachte er ihn denn langsam zu erwürgen.

Eine unerschwingliche Kriegssteuer war durch den Tilsiter Frieden auf die vier Provinzen gelegt worden, welche fortan noch den preußischen Staat bildeten. Bis sie bezahlt wäre, blieben die Franzosen als Herren im Lande, und zogen aus den besetzten Landesteilen die Einkünfte zur Verpflegung ihrer Besatzungstruppen ein. Im Frankfurter Frieden 1871 wurde Frankreich eine Kontribution von fünf Milliarden Francs auferlegt, d. h. die Bruttoeinnahme von etwa $2\frac{1}{2}$ Jahren; vom 1. Oktober 1806 bis zum 15. Oktober 1808 zog Frankreich aber aus Preußen an Kontributionen, Verpflegungen und Lieferungen eine Milliarde und 129 Millionen Francs, d. h. die Bruttoeinnahme des damaligen Preußens von sechzehn Jahren! Durch ein solches schamloses Raubsystem, wie es Daru von Berlin aus in seinem Auftrage übte, rechnete Napoleon den preußischen Staat schnell zu kraftloser Hinfälligkeit zu bringen. Die trostlosen Zeiten, in denen einst die Wallensteiner in den Marken gehaust hatten, schienen wiedergekehrt zu sein. Vergeblich bemühte sich Prinz Wilhelm durch Unterhandlungen in Paris eine Erleichterung der unerschwinglichen Lasten zu erreichen; vergeblich bot er selbst mit seiner hochherzigen Gemahlin sich als Geisel an. Napoleon aber zwang ihn, am 8. September 1808 eine Konvention zu unterzeichnen, in welcher, trotz der schon erfolgten Abzahlungen, der noch zu zahlende Rest der Kriegskontribution auf 140 Millionen Francs festgesetzt, also diese beträchtlich erhöht wurde. Auch mußte sich Preußen verpflichten, zu dem gegen Österreich damals schon drohenden Kriege für 1809 12000 Mann, von 1810 ab aber 16000 Mann Hülfstruppen zu stellen. Auch blieben die drei Oderfestungen nach wie vor in der Hand der Franzosen und wurden mit den benachbarten Rheinbundsfestungen durch Militärstraßen verbunden, denen sich preußische Truppen höchstens bis auf einen Tagemarsch nähern durften. Seine Okku-

pationscorps freilich mußte Napoleon, da er sie gegen Spanien brauchte, abziehen lassen. Sieben patriotische Männer, voran Scharnhorst und Gneisenau, dann Grolmann, Nicolovius, Röckner, Süvern und Schön, beschworen den Minister vom Stein, die Konvention in keinem Falle durch den König bestätigen zu lassen; allein König Friedrich Wilhelm konnte dem furchtbaren Druck der Umstände sich nicht entziehen, wenn er den Vertrag auch für unausführbar hielt. Aber er gab damit Napoleon einen Schein Rechtens gegen Preußen; und dies macht es erst verständlich, daß er 1809 nur gegen bindende Zusage Rußlands die entwürdigende Konvention zu zerreißen sich entschließen mochte, sowie daß er von vornherein schon den Dank Österreichs dafür erwartete, daß er das ausbedungene Hülfscorps zum Kriege nicht stellte.

Die Wirkungen des französischen Aussaugungssystems zeigten sich alsbald. Die preußische Bank stellte ihre Zahlungen ein; der Kurs des preußischen Papiergeldes sank auf 27 Prozent, d. h. auf wenig über ein Viertel des Nennwertes; eine Anleihe des Staates von nur einer Million Thalern (3 Mill. Mark) war selbst nach drei Jahren noch nicht untergebracht. Die Einkommensteuer stieg in der Provinz Preußen bis auf 30 Prozent. Auch die königliche Familie in Königsberg mußte sich die größten Einschränkungen auferlegen: der Hof speiste von irdenem Geschirr; zu einem neuen Kleide konnte der König seiner Tochter nicht mehr als fünf Thaler (15 Mark) geben: mehr hatte er nicht. Das silberne Prunkgeschirr, wie der Schmuck der Königin waren längst verkauft. Im Bürgerstande zeigte sich allerorten bettelhafte Dürftigkeit: man trank Cichorienbrühe statt Kaffee, man rauchte Huflattich und Kirschblätter. Den König überkam mitunter das Gefühl, als sei er an all dem Elend seines Volkes schuld, als sei er dazu geboren, vom Unglücke verfolgt zu werden. Nur dem mutigen Zuspruche der herrlichen Königin gelang es, in seiner Seele die Bitterkeit über die Gegenwart nicht obsiegen zu lassen über die Vorsorge für die Zukunft.

Welche andere Aufgabe aber hatte die Zukunft, als die, von der französischen Herrschaft mit ihrer markverzehrenden Erpressung, mit ihrer frechen Anmaßung, mit ihrer heimtückischen Spürerei das Preußenvolk frei zu machen? Dazu aber bedurfte es, wie die Dinge lagen, der ganzen Kraft des Volkes: das sah ein jeder.

Der furchtbare Zusammenbruch Preußens drängte von selbst zu einer Prüfung des Bestehenden. Allerorten erhoben sich Stimmen gehässigen Tadels gegen die Besiegten von Jena: sie sollten an dem Unheile, unter dessen Folgen ein jeder seufzte, schuld sein! Aber waren sie es allein? Lag nicht vielleicht eine größere Schuld in der ganzen Organisation des Staatswesens, das den außerordentlichen Anforderungen sich nicht gewachsen gezeigt hatte? Lag nicht die größte vielleicht in der Gesinnung, welche das

Volk beherrschte? Denn wohl erkannte der schärfer Prüfende, daß der alte Staat weder eine energische Zusammenfassung seiner Kraft möglich machte, noch dem Einzelnen eine freie Entwickelung der Kräfte gewährte. Aber erschreckender als dies war doch die Wahrnehmung, daß die große Masse des preußischen Volkes mit resignierter Teilnahmlosigkeit die jähe Katastrophe, als ginge dieselbe kaum sie etwas an, mit angesehen und einen Ingrimm gegen die Fremdherrschaft erst gefaßt hatte, als deren Leiden einem jeden unmittelbar fühlbar wurden. Hier also galt es einzusetzen und die Volksmasse mit Teilnahme für den Staat zu erfüllen, den Staat ihr wert zu machen und das Bewußtsein in ihr zu erwecken, daß in der Freiheit und Kraft des Staates ihr eignes Wohlsein mit beschlossen sei. Was demnach not that, war die Umgestaltung der Staatsbehörden, die Befreiung des Individuums, die Reorganisation der Wehrkraft und mit und über allem die Erweckung eines bewußten Patriotismus. Nur hierdurch konnte Preußen wieder werden, was er sein sollte.

Eine allgemeine Vorstellung von der Unzulänglichkeit der Verhältnisse hatte der König schon vor der Katastrophe von 1806. Er gab ihr Ausdruck durch mehrere scharfe Kabinettsordres, doch ohne rechten Erfolg; denn er sah die Ursache nur in der Nachlässigkeit der Beamten, während sie viel tiefer lag.

Aus dem Geheimen Staatsrat, der von dem Kurfürsten Joachim Friedrich 1605 als oberste Centralbehörde für alle Staatsangelegenheiten eingesetzt war, hatten sich allmählich drei Departements entwickelt, bei denen nunmehr der Schwerpunkt der Geschäfte lag. Die auswärtigen Angelegenheiten waren schon unter dem Großen Kurfürsten der kollegialischen Beratung im versammelten Staatsrate entzogen und zur Erledigung an Konferenzen überwiesen worden, welche der König in seinem Kabinett mit einigen dazu besonders geeigneten Mitgliedern des Staatsrates hielt. So hatte sich für diese Angelegenheiten das Kabinettsministerium gebildet, welches wie unter Friedrich dem Großen so unter Friedrich Wilhelm III. mit zwei Kabinettsministern besetzt war. Lange waren dies Haugwitz und Hardenberg gewesen, bis an des ersteren Stelle der General von Zastrow trat.

Das zweite Departement war dasjenige für Finanzen und Inneres oder das General-Direktorium, welches 1806 aus acht Ministern bestand. Von diesen verwalteten vier Provinzial-Departements, vier Real-Departements, nämlich die Kassen-, Stempel- und Postsachen; das Berg- werks- und Hüttenwesen; die Militärsachen und das Zoll-, Manufaktur- und Kommerzwesen.

Das dritte endlich war das Justiz-Departement oder Justiz-Ministerium, dem auch die geistlichen Angelegenheiten, der Unterricht, die Kolonie- und

Lehnssachen unterstanden. Die Geschäfte waren unter vier Justizminister verteilt. —

Zu diesen 14 Ministern kam noch als fünfzehnter der dirigierende Staats- und Kriegsminister für Schlesien, welcher in Bezug auf Finanz- und Polizeiverwaltung selbständig war.

Der Nachteil der Provinzial-Departements lag deutlich zutage. Denn wie war ein Minister im stande, alle in einer Provinz ihm anvertrauten Geschäftszweige, Domänen, Forsten, Polizei, Unterricht, Bauten u. a., mit gleicher Gründlichkeit zu kennen und mit gleichem Interesse zu umfassen? Anderseits bildete sich in den Provinzen ein gewisser örtlicher, einseitiger Geist aus, sodaß man nicht mit Unrecht das alte Preußen einen „föderativen Staat" genannt hat. Friedrich Wilhelm I. hatte noch mit dem General-Direktorium persönlich gearbeitet, und dadurch der Verwaltung die gehörige Einheit gegeben. Aber diese Form einfacher Verwaltung eines kleinen Staates hatte schon Friedrich der Große aufgegeben. Und jetzt hatten die Provinzial-Ministerien keine andere Gemeinschaft als die des Schriftwechsels; jedes stand für sich und bei Kollisionen hielt sich jeder Minister für verpflichtet, das besondere Interesse seiner Provinz zu verfechten. Es gab Beispiele in Fülle, daß zu derselben Zeit bei demselben Geschäftszweige in den verschiedenen Provinzen nach sehr verschiedenen Grundsätzen verfahren wurde. Denn die fehlende Einheit schloß einheitliche allgemeine Maßregeln aus.

Freilich Friedrich der Große stellte die Einheit in sich selbst in wirksamster Weise dar. Er verkehrte wenig mit den Ministern, weil er ihres Rates wenig bedurfte. Er ließ ihnen vielmehr seine Entscheidung meistens schriftlich zugehen, in wenig Worten, aus der eigenen klaren Überzeugung geschöpft. Diese Form einer Kabinettsregierung behielten seine Nachfolger bei. Die Kabinettsräte erstatteten dem Könige Bericht über die eingegangenen Sachen und legten ihm die Verfügungen der Minister zur Unterschrift vor. So warfen sie sich, ursprünglich Beamte von untergeordneter Bedeutung, mit der Zeit zu Vermittlern zwischen dem Könige und den Ministern auf. Dadurch verloren die Minister an Macht und wahrer Verantwortlichkeit; mit neuen, großen Ideen hervorzutreten konnten sie nicht unternehmen. Und doch waren die drei Kabinettsräte — für das Äußere, für das Innere und der expedierende Generaladjutant für die Militärangelegenheiten — nicht geeignet an die Stelle der Minister zu treten; dazu fehlte es ihnen an Ansehen, Gewalt und Vertrauen. Eine große Idee können sie noch weniger auf die Bahn bringen, da sie ja zur Ausführung gleich fremden Händen sie übergeben müssen. Aber sie hemmen auch die Geistesarbeit des Fürsten. Denn während in der Arbeit mit den

Ministern der Fürst klar und einig mit sich selbst, von der Idee, die er vertritt, ganz durchdrungen und Einwendungen zu wiederlegen vorbereitet sein muß, löst sich die Thätigkeit im Kabinett in lauter Fragen und Antworten und in einzelne Entscheidungen auf: das geistlose Detail überwiegt und ermüdet die edleren Kräfte. Und zu alledem kam, daß der Staat fast noch einmal so groß geworden war, und seine Bedürfnisse außerordentlich an Mannigfaltigkeit und Verwickeltheit zugenommen hatten. Kann man bei der allseitigen Schwierigkeit ihrer Stellung die Kabinettsräte Lombard und Beyme für ihre Unzulänglichkeit wirklich im Ernste verantwortlich machen? —

Unter den Departements standen als Provinzialbehörden der Regierung die Kriegs- und Domänenkammern. Ihre Hauptthätigkeit war die Finanzverwaltung, namentlich die Aufsicht über die Domänen. Das Organ der Kreisverwaltung war der Kreistag, hauptsächlich aus den adligen Rittergutsbesitzern gebildet. Die Verhandlungen des Kreistages leitete der Landrat, welcher zwar vom Kreistage gewählt wurde, aber doch den Schwerpunkt seiner Stellung auf dem Gebiete der Staatsverwaltung hatte; ihm lag die Regelung des Kontributionswesens und des Lehnskanons sowie die Rekrutenaushebung ob.

Mit dem Landrate endete in Preußen der moderne Staat; darunter kam der alte Patrimonialstaat, welcher dem Einflusse der Staatsregierung fast ganz entzogen war. Bis zu der großen Masse der ländlichen Bevölkerung reichte die Geltung der Staatsbehörden nicht hinab. Die Dörfer schienen für sie nur dazu da zu sein, um Abgaben und Rekruten aus ihnen zu erheben. Die Städte dagegen waren gänzlich von der Centralgewalt abhängig; ihre Aufgabe war in erster Linie Packhöfe für die Accise zu sein. Die Magistrate wurden gern mit Invaliden besetzt. Wohl hatte sich daneben noch eine Vertretung der Bürgerschaft, „als welche doch niemals vollzählig zu erscheinen pflegt“, in einem Bürgerausschusse erhalten, aber seine Befugnisse in der Verwaltung der städtischen Angelegenheiten waren gering.

So ging ein Riß durch das preußische Volk: die große Masse der ländlichen und städtischen Bevölkerung hatte keinen Anteil am Staate; was sie von ihm erfuhr, war mehr Druck als Fürsorge. Dazu kamen die Beschränkungen, welche dem Besitze und Erwerbe des Einzelnen auferlegt waren und die Volksklassen kastenartig von einander schieden. Adlige Güter durften nur von Adligen besessen werden; der Bürgerliche bedurfte zur Erwerbung eines adligen Rittergutes landesherrlicher Erlaubnis. Bauernland durften nur Bauern besitzen, Bürger nur dasjenige, was zu den Städten gehörte. Jeder Klasse der Bevölkerung war zudem ihr besonderes Streben bestimmt. Der Edelmann bebaute sein Gut und übte die Gerichtsbarkeit über die Bauern aus, die von ihm abhingen; aber Bauernland zu

besitzen oder zu bebauen oder auch ein Gewerbe zu treiben, war ihm untersagt, nur dem Könige durfte er in einem Civil- oder Militäramte dienen. Der Bauer bebaute seinen Fleck Landes, indem er dem Herrn bestimmte Dienste leistete, falls er nicht als Rekrut ausgehoben wurde. Der Bürger besaß das Recht auf Handel und Gewerbe, deren Ausübung mit wenigen Ausnahmen auf die Städte beschränkt war.

Man würde nun aber völlig irren, wollte man annehmen, daß die Menge des preußischen Volkes diese Verhältnisse mit Mißbehagen und Unzufriedenheit ertragen hätte. Vielmehr galten die gezogenen Schranken als ein Ausdruck der Staatsordnung, und nur gegen ihre Verletzung wurde die Regierung angerufen. Die Regierung aber wurde in Preußen seit altersher mit einem gewissen Liberalismus geführt, welcher Aufkärung und Freiheit in dem Sinne, wie sie damals genommen zu werden pflegten, zu gewähren beflissen war. Gerade die Kabinettsräte für die inneren Angelegenheiten betrachteten sich als eine Art von Volkstribunen, welche, neben den Thron gestellt, die Regierungsgewalt in dem Sinne der Zeit glaubten fortschreiten lassen zu müssen. Allein dieser Liberalismus der preußischen Regierung, soviel Anziehung er auch auf Angehörige fremder Staaten ausüben mochte, war im Grunde nur eine Höflichkeit gegen den Geist der Zeit in nicht wesentlichen Dingen. Die wesentlichen Einrichtungen des Staates wurden weder verändert noch auch zu einer künftigen Veränderung irgendwie vorbereitet.

Die Notwendigkeit einer solchen erwies erst der unglückliche Ausgang des Krieges. Und aus der freien Überzeugung, daß das Staatswohl die Umgestaltung aller dieser Verhältnisse erfordere, ist das große Werk hervorgegangen, welches auf nicht weniger hinauslief, als den preußischen Staat gewissermassen neu zu schaffen.

Es war der hohe Gedanke Hardenbergs, sobald nur der Frieden geschlossen wäre, Hand an die große Aufgabe zu legen. Allein Napoleon verlangte schon vorher die Entlassung des Ministers. Da war es der Scheidende selbst, welcher, als er von seinem Könige am 7. Juli 1807 Abschied nahm, den Freiherr vom Stein „eindringend und in der Sprache des Herzens“ empfahl als „den einzigen Mann, von dem er jetzt Hülfe erwarten könne.“ So sehr stimmte er den Gedanken zu, welche Stein im Juni in seiner Denkschrift „über die zweckmäßige Bildung der obersten und der Provinzial-, Finanz- und Polizeibehörden in der preußischen Monarchie“ entwickelt hatte. Vor wenig Monaten erst hatte der König Stein in schroffer Ungnade entlassen; aber jetzt überwand er sich und gab Hardenberg den Auftrag, die Zurückberufung Steins sofort einzuleiten. So gewann er zu einer Zeit, wo er ernstlich an Abdankung dachte, da er sich zum Unglücke seines Landes geboren glaubte, zur guten Stunde für sich und sein Volk den Erretter.

Karl Reichsfreiherr vom und zum Stein war am 26. Oktober 1757 mitten in dem buntesten Ländergemenge der Kleinstaaterei in der Burg Stein an der Lahn geboren. Der Besitz war klein, aber das ehrenfeste, stolze Haus, dem Stein entstammte, däuchte in seiner Reichsunmittelbarkeit allen Fürsten des Reiches durchaus sich gleich. Wegen der streng sittlichen Haltung, die schon der Jüngling zeigte, bestimmte ihn, den vierten Sohn des Hauses, die Familie zum Stammhalter. Er studierte in Göttingen die Rechte, trieb aber mit Eifer dabei englische Geschichte, wie denn seine Neigung mehr auf Verwaltung und Politik ging. Großen Eindruck machte auf ihn Adam Smiths Buch von der Natur und den Ursachen des Reichtums der Nationen; lebhaft ergriffen ihn auch Justus Mösers Erzählungen von der Bauernfreiheit der germanischen Urzeit. Ein starker sittlicher Idealismus bildete sich in ihm aus. Auf Veranlassung des mit ihm verwandten preußischen Ministers Heinitz trat Stein 1780 in preußische Dienste. Bald stieg er in diesen zu maßgebenden Stellungen, bis er Oberpräsident der westfälischen Kriegs- und Domänenkammern wurde. Als solcher war er mehrere Jahre in Münster Blüchers Hausgenosse — Stein bewohnte den linken, Blücher den rechten Flügel des dortigen Schlosses; die Wackeren harmonierten sehr miteinander. 1804 trat Stein in das General-Direktorium des Ministers für das Zoll-, Manufaktur- und Kommerzwesen ein. Unablässig auf Verbesserungen drängend, empfand er mit Unmut die Hemmungen, welche für ihn in der Stellung der Kabinettsräte lagen; sie zu beseitigen war daher sein eifriges Bestreben. Der König erkannte auch bald in ihm einen „denkenden, großer Konzeptionen fähigen Kopf“ und begann sein Vertrauen ihm zuzuwenden. Der Kabinettsrat Lombard wurde entlassen, und durch die Kabinettsordre vom 16. Dezember 1806 das Verhältnis der Minister zum Könige umgestaltet. Es wurden drei Departements gebildet: für das Militärwesen unter Rüchel, für die auswärtigen Angelegenheiten unter General von Zastrow, für die inneren und die Finanzgeschäfte unter Stein. Zugleich wurde unmittelbarer Verkehr der drei dirigierenden Minister mit dem Könige und gemeinsame Beratung derselben festgesetzt. Aber den Kabinettsrat Beyme behielt der König bei und bestimmte ihn zum Protokollführer bei den Sitzungen dieses Staatsrates.

Stein indessen konnte sich, da diese Verordnungen nur vorläufig getroffen waren, da Hardenberg ihm zurückgesetzt zu sein schien, „schädliche Personen“ dagegen beibehalten waren, nicht entschließen, die ihm bestimmte Stellung anzunehmen; durch ein an Rüchel gerichtetes Schreiben lehnte er sie ab. Der König jedoch, die Mitteilung Rüchels anders auslegend, erteilte ihm Weisungen, als wäre alles in Ordnung: aber Stein kam diesen, da er den Staatsrat noch nicht als konstituiert betrachten könne, nicht nach. Es

war in der trübsten Zeit des Krieges; die königliche Familie mußte von Königsberg nach Memel flüchten, Stein, obwohl selbst krank, schickte sich an, sein am Nervenfieber erkranktes Kind zu verlassen und dem Könige an die äußerste Grenze des Reiches zu folgen, als ihm ein Feldjäger — es war am Abend des 3. Januar 1807 — ein eigenhändiges Schreiben des Königs brachte, worin ihn dieser einen „widerspenstigen, trotzigen, hartnäckigen und ungehorsamen Staatsdiener" nannte und damit schloß, daß, wenn Stein nicht sein „respektwidriges und unanständiges Benehmen" zu ändern willens sei, der Staat sich keine große Rechnung auf seine ferneren Dienste machen könne. Eine halbe Stunde darauf bat Stein um seine Entlassung. Er erhielt sie am nächsten Tage durch ein frostiges Billet des Königs von zwei Zeilen.

Am Tertianfieber lag Stein auf seiner Burg Nassau darnieder, als Hardenbergs Brief ihn im Namen des Königs zur Oberleitung der Staatsgeschäfte zurückrief. Eingelegt in das Schreiben war ein Brief Blüchers und der Fürstin Luise Radziwill, der Schwester des bei Saalfeld gefallenen Prinzen Louis. Beide drangen wie Hardenberg mit Lebhaftigkeit in Stein, das Geschehene vergessen sein zu lassen und den Ruf des Königs anzunehmen. Sofort war Stein dazu entschlossen; er diktierte seiner Gemahlin die zusagende Antwort an den König; sogleich nahm die Krankheit eine günstige Wendung: am 30. September 1807 traf der Willensstarke in Königsberg ein. Sein Gedanke war, die Revolution mit ihren eignen Waffen zu bekämpfen, den Streit der Stände auszugleichen, die Idee des Einheitsstaates in der Verwaltungsordnung zu verwirklichen: er wollte das alte preußische Wesen in seiner Urtüchtigkeit, aber umgeformt nach den Ideen der Zeit.

In Gestalt und Wesen wollte Stein manchen an die streitbaren Ritter der Reformationszeit gemahnen: eine breitschultrige, gedrungene Gestalt mit einer starken Eulennase, über den dunklen, blitzenden Augen buschige, hoch emporgezogene Brauen. Sein Auftreten war derb, wuchtig, die Formen eckig und herb, die Rede gedankenschwer, ungeduldig hervorbrechend; sein Sinn war ohne Vorurteile und ohne Selbstsucht, immer auf das Große, das Ganze gerichtet, ohne Eitelkeit, ohne Ehrgeiz, vor allem ohne Furcht, herrisch, gebietend, überwältigend: eine Natur im schweren und großen Stil.

Am 4. Oktober 1807 übernahm Stein sein Amt. Er war ein großer Skizzierer; er faßte die Sachen großartig auf, von dem Detail nahm er wenig Notiz, übersah die Schwierigkeiten, welche dies mit sich brachte, und verlangte die Ausführung, ohne sich darum zu kümmern, wie. Aber seine gewaltige intellektuelle und moralische Kraft verstand es, die Gemüter zu durchdringen und fortzureißen, fremde Talente zu beseelen und zu leiten.

Die Feder hat er selbst wenig geführt, aber doch hat er in Wahrheit alles geschaffen, was während seines Ministeriums zustande gekommen ist.

Als oberste Centralbehörde fand Stein die Immediatkommission vor, welche aus Klewitz, Stägemann, Nierbuhr, Altenstein und Schön bestand. Den beiden letzten wurde gewöhnlich der Vortrag übertragen; dadurch erschienen sie, obgleich erst Dreißiger an Jahren, als die wichtigsten Mitglieder der Kommission. Der Freiherr von Altenstein, ein Schützling Hardenbergs, war ein entschiedener Anhänger der Steinschen und Hardenbergschen Ideen; keiner verstand so wie er in ihrem Geiste ohne eigne Zuthat zu arbeiten, doch hielt er sich mit Vorliebe in der Sphäre theoretischer Allgemeinheiten. Weiter ging noch Schön; er strebte die Durchführung der Grundsätze der Smithschen Volkswirtschaftslehre und des Kantschen Naturrechtes an, ein Mann von Geist, aber von noch mehr Selbstbewußtsein, in etwas eine jener problematischen Naturen, denen keine Situation genug thut, und die im Grunde doch keiner gewachsen sind.

Minister für Alt- und Neuostpreußen war Schrötter, der mit offenem Sinne für die großen Grundsätze der Reformgesetzgebung eine außerordentliche Geschäftskenntnis und ein feines Verständnis für die Durchführbarkeit der neuen Ideen verband. In seinem Departement fungierten als vortragende Räte Friese und Wilckens, Männer von ebenso viel Einsicht und Besonnenheit als unerschöpflicher Arbeitskraft. Die laufende Verwaltung dieses Departements führte Morgenbesser, sodaß er für die Gesetzgebung kaum in Frage kam.

Schon im Sommer hatte Schrötter eine Eingabe an den König gerichtet, wie der Not in der Provinz Preußen abzuhelfen sei. Die Immediatkommission gab ihren Bericht darüber, als dessen Verfasser sich Schön bezeichnet. Der König erteilte nun Schrötter den Auftrag, einen entsprechenden Gesetzentwurf auszuarbeiten; in den Beratungen der Kommission erhielt derselbe jedoch eine wesentlich veränderte Gestalt, und wurde so Ende September dem Könige vorgelegt.

Da langte Stein in Königsberg an. Das Werk lag ganz in der Richtung seiner Gedanken, gern stimmte er ihm zu und hielt am 8. Oktober dem Könige Vortrag darüber. Stein vertrat den kühnen Gedanken, daß das Provinzial-Edikt auf alle Provinzen des Staates, da es für alle gleich wohlthätig sei, ausgedehnt werden müsse. Der König genehmigte dies und unterzeichnete schon am folgenden Tage dies „Edikt, den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigentums, sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner betreffend“. Als Zweck desselben wird in der Einleitung angegeben, „alles zu entfernen, was den Einzelnen bisher hinderte, den Wohlstand zu erlangen, den er nach dem Maß seiner Kräfte

zu erreichen fähig war". Dies Emancipations-Edikt umfaßt nicht mehr als 12 kurze Paragraphen, aber es bedeutet die Umgestaltung des preußischen Staates. Denn es legt den Grund zu einem gleichberechtigten Staatsbürgertume. Alle kastenartigen Einengungen des Besitzes werden aufgehoben, Erwerbung von Grundeigentum wird einem jeden ohne Rücksicht auf den Stand gestattet (§ 1); die Erbunterthänigkeit des Landvolkes wird beseitigt (§ 11); Edelleuten, Bürgern und Bauern wird der Übertritt in das städtische Gewerbe oder die Landwirtschaft frei gewährt (§ 2); vom Martinitage 1810 an giebt es in Preußen nur noch freie Leute (§ 12): von Standesschranken ist ferner nicht die Rede.

Der Grund zu dem modernen Preußen war gelegt: so rasch rechtfertigte Stein die großen Erwartungen, mit denen man seine Rückkehr in den Staat seiner Wahl begrüßt hatte.

Finanzielle und auswärtige Angelegenheiten, zumal die Sorge um die Abzahlung der Kontribution, nahmen Stein bis tief in den Sommer 1808 in Anspruch; vom März bis zum Mai weilte er sogar in Berlin in Unterhandlungen mit den Vertretern Frankreichs. Nach seiner Rückkehr jedoch entwickelte sich in Königsberg eine sehr rege Thätigkeit auf dem Gebiete der Gesetzgebung, deren Ziel einerseits die Schaffung einer freien Ordnung für die Städte und die Landgemeinden, anderseits die Organisation der Behörden des Staates war. Reste einer freien Gemeindeordnung hatte Stein in Westfalen noch vorgefunden; aber als Muster schwebten ihm die altgermanischen Zustände vor. Seine Gedanken nahmen hohen Flug. Über die frei waltenden Gemeinden sollten sich Kreis- und Provinzialvertretungen erheben, den Abschluß dieser ständischen Organisation die Nationalrepräsentation der Reichsstände bilden. So sollte mit Beseitigung des alten absoluten Beamtenregimentes das gesamte Volk fest an den Staat geknüpft und durch die Entwickelung des Gemeinsinnes die sittliche Kraft des Volkes gehoben werden, bis die Zeit da wäre, der schmählichen Fremdherrschaft ein Ende zu machen.

Diesen Hoffnungen gab Stein in einem Briefe an den Fürsten Wittgenstein Ausdruck und forderte ihn auf, die Hessen gegen Westfalen zu unterstützen. Längst war den Franzosen der deutsche Mann unheimlich; in seiner rastlosen Thätigkeit sahen sie die Umtriebe eines Verschwörers. Jetzt geriet Steins Brief in ihre Hände. Mit gehässigen Bemerkungen ließ ihn Napoleon am 8. September 1808 im Moniteur abdrucken, brach auf der Stelle die Verhandlungen mit dem Prinzen Wilhelm ab und schlug Preußen in die entwürdigenden Fesseln der Konvention vom 8. September. Stein sah die Wetterzeichen und drängte um so nachdrücklicher, mit seinen Reformarbeiten zum Abschlusse zu kommen.

Am weitesten gefördert war die Städteordnung. Ein Beamter in Königsberg, Namens Brand, hatte auf Grund der Erfahrungen des Krieges einen Plan zu städtischer Selbstregierung entworfen. Dieser wurde auf Steins Veranlassung im Namen der Bürger von Königsberg dem Könige vorgelegt. Friedrich Wilhelm äußerte sich zustimmend und erteilte dem Provinzialminister von Preußen, Schrötter, den Auftrag, den Plan zu einer solchen städtischen Gemeindeverfassung auszuarbeiten. Es geschah hauptsächlich durch den Geheimrat Wilckens, aber auch Friese und Morgenbesser hatten Anteil daran. Am 2. September schon konnte dieser Entwurf einer „Konstitution für sämtliche Städte in Ostpreußen, Westpreußen und Litauen“ Stein eingereicht werden. Dieser aber betrachtete ihn sogleich unter dem Gesichtspunkte des ganzen Staates. Was er hinzuthat, war äußerlich nicht allzuviel: es beschränkte sich auf einzelne Gedanken, die er in verschiedenen Schreiben aussprach und auf einen Viertelbogen voll kurzer Notizen; aber sie gaben dem Entwurfe eine vertiefte Bedeutung und eine Anwendung auf die Gesamtheit des Staates. Damit ist dasjenige, was dem Entwurfe seine historische Wichtigkeit giebt, in Wahrheit Steins Verdienst. Am 9. November wurde er von Stein und Schrötter dem Könige vorgelegt und am 19. gab der Monarch seine Bestätigung der „Städteordnung“, da die Gewährung „einer gesetzlichen Repräsentation und einer Teilnahme am städtischen Gemeinwesen den Bürgersinn und Gemeingeist beleben“ werde.

Die Städteordnung gab den Bürgern in weitgezogenen Grenzen die Besorgung ihrer Gemeindeangelegenheiten zurück; die staatliche Oberaufsicht wurde auf das notwendigste beschränkt. Es wurde dadurch in den Bürgern ein erhöhtes Gefühl von Selbständigkeit und Ehre erweckt, das Streben nach Einsicht in die städtischen Angelegenheiten wachgerufen und ihnen damit die beste Vorbereitung für eine spätere Teilnahme an den allgemeinen Angelegenheiten gegeben.

Gesetze, die so weitgehende Freiheiten dem Volke gewähren, pflegen sonst einer widerstrebenden Regierung abgerungen zu werden. Anders hier: von einem Widerstreben ist nicht die Rede, mit freier Hand bietet die Regierung alles dar; es erscheint ihr nicht billig, daß die Bevölkerung die ganze Last der Besorgung der öffentlichen Angelegenheiten auf die Regierung abwälze. Daher der strenge Ton des Gesetzes: es wird den Städten nicht gestattet, sich selbst zu regieren, es wird ihnen befohlen zu ihrem eignen Besten.

Bedeutendes war geschehen; aber nicht weniger Bedeutendes blieb noch zu thun. Doch Stein war es nicht verstattet, so große Ideen zur Ausführung zu bringen. Sobald jener Brief an Wittgenstein im Moniteur erschienen war, hatte er den König um seine Entlassung gbeeten, da er

glaubte, daß sein längeres Verweilen im Amte über Preußen Gefahren heraufbeschwören könne. Der König entsprach dem Gesuche nicht, bis auch ihm allmählich eine ähnliche Überzeugung sich aufdrängte: Napoleons Übelwollen war nicht zu verkennen. Am 24. November erteilte er dem großen Plane Steins zur Organisation der obersten Staatsbehörden seine Genehmigung und gewährte zugleich dem Mann, der „den ersten Grund zu einer erneuerten, besseren und kräftigeren Organisation des in Trümmern liegenden Staatsgebäudes gelegt", den verlangten Abschied.

Es war der Wunsch Steins gewesen, daß der König durch eine Proklamation an das Volk zu jedermanns Kenntnis brächte, was an Reformen geschehen wäre und was noch weiter beabsichtigt würde. Allein der König war dem nicht geneigt. So legte denn Stein selbst in einer Denkschrift, welche bei den obersten Regierungsbehörden die Runde machte, die Summe seiner Bestrebungen dar, und wies ernst mahnend auf das hin, was zu thun noch übrig bliebe, um eine bessere Zukunft anzubahnen. Ein Parlament in Preußen zu schaffen, ist als nächstes Ziel hingestellt. Man nannte die Schrift „Steins politisches Testament". In Steins Auftrage hatte Schön sie entworfen; aber Stein war, wie es scheint, mit der Ausführung, obgleich Schön sich bemüht hatte, in dem äußerst gedrungenen Stile Steins zu schreiben, nicht recht einverstanden; er änderte manches darin und zögerte mehrere Tage, bevor er sie zu unterschreiben sich entschloß.

Nur kurze Zeit verweilte Stein jetzt noch in Königsberg; dann begab er sich nach Berlin, wo er sich ein Haus unlängst gekauft hatte und jetzt seine Familie weilte. Hier traf anfangs Januar 1809 der neu ernannte französische Gesandte Marchese Saint-Marsan ein, ein Piemontese von Geburt, von den dort waltenden Schergen Napoleons an Gesinnung ganz verschieden. Hardenberg hatte sich Napoleon begnügt aus dem Amte zu treiben; Stein war sein Wille zu vernichten. Schon zwei Tage nach der Einlieferung jenes aufgefangenen Briefes drohte er (in einem Schreiben an Soult) damit, Stein wegzujagen und seine Güter mit Beschlag zu belegen. Am 16. Dezember erließ er aus dem Hauptquartier Madrid den Befehl dazu, indem er Stein für einen „Feind Frankreichs und des Rheinbundes" erklärte und seine Verhaftung befahl. St. Marsan ließ das Ächtungsdekret Stein in vertraulicher Weise zustellen und ihm sagen, wenn er sogleich abreise, so würde er annehmen, er wäre es schon.

Auf der Stelle mußte Stein auf seine Sicherheit bedacht sein; noch an demselben Abend (5. Januar 1809) verließ er Berlin. Im Schlitten ging es auf die österreichische Grenze zu. Unter dem Namen Karl Frücht — Frücht war der Name eines seiner Güter — gelangte er am 9. nach Buchwald im Hirschberger Thal, wo ihn sein Freund, Graf Geßler, ein=

holte, um ihn weiter zu begleiten. Das Riesengebirge lag tief im Schnee; unter großen Beschwerden ging es hinüber: er war in Sicherheit. Gern gewährte auf Stadions Fürsprache Kaiser Franz ihm Schutz, indem er Brünn ihm zum Wohnsitz anwies, wo ihn Geßler erst verließ, als die Wiedervereinigung Steins mit seiner Familie unmittelbar bevorstand. Stein verschwand damit für einige Zeit von der welthistorischen Bühne: aber seine Thaten wie seine Leiden gaben bei den Deutschen seinem Namen jetzt erst recht einen vollen Klang.

Das Departement der inneren Angelegenheiten hatte König Friedrich Wilhelm auf den Rat des scheidenden Stein dem Grafen Dohna-Schlobitten übertragen, dasjenige der Finanzen auf die Empfehlung Hardenbergs, der damals zurückgezogen in Marienwerder lebte, Altenstein. Die neuen Minister brachten die Entwürfe Steins über die Organisation der staatlichen Behörden, denen der König seine Bestätigung schon erteilt hatte, zur Ausführung: am 16. Dezember 1808 erschien das „Publikandum, betreffend die veränderte Verfassung der obersten Staatsbehörden der preußischen Monarchie", durch welche im Interesse der Regierungseinheit durchweg Fachminister eingeführt, die Kabinettsräte endgültig beseitigt und die Oberpräsidenten zu ständigen Kommissarien des Ministeriums in den Provinzen gemacht wurden, und am 26. Dezember 1808 die Verordnung, welche die Kriegs- und Domänenkammern in Regierungsbehörden umschuf. Aber war auch Dohna ein Mann von größter Redlichkeit und von dem besten Willen beseelt, und besaß auch Altenstein viel Einsicht und Geschick für besondere Verwaltungskreise, so fehlte doch beiden Steins Kraft, Einsicht und Leidenschaft und selbst die Entschiedenheit des Willens, um auf seinen Wegen fortzuschreiten. Das zeigen die Abschwächungen klar, welche Steins Entwürfe durch sie erfuhren, wie denn in dem Publikandum die schon vom Könige genehmigte Einsetzung eines Staatsrates wieder gestrichen ist. So blieb denn, zumal der König dem großen Gedanken einer Nationalrepräsentation selbst abgeneigt war, Steins Gesetzgebung unvollendet, ein großartiger Torso. —

Eine Hauptsorge Steins war gewesen, Preußen wieder wehrhaft zu machen. Denn ein großer Teil der preußischen Armee war während des Krieges auseinander gelaufen; 15 000 Mann lagen als Kriegsgefangene bei Nancy. Es mußte also die Armee so gut wie ganz neugeschaffen werden. Die Mittel dazu brachte Stein durch die äußerste Sparsamkeit in allen Verwaltungszweigen, durch die Ausgabe von Schatzscheinen mit Zwangskurs und durch den Verkauf eines Teiles der Staatsdomänen auf. Indes eine Wiederherstellung des Heeres in der Weise, wie es gewesen war, abgesehen von den Unzulänglichkeiten, welche der Krieg zutage gebracht hatte,

verboten hauptsächlich zwei Umstände. Denn einmal gaben die neuen Reformgesetze den Volksklassen in ihrem Verhältnisse zu einander und zu dem Ganzen des Staates eine völlig veränderte Gestalt, der bei der Reorganisation des Heeres notwendig Rechnung getragen werden mußte, und dann wurde mit soviel gehässiger Einseitigkeit die ganze Schuld an dem Elend, welches über Preußen gekommen war, dem Heere beigemessen, daß nur durch völlige Umformung das Vertrauen des Volkes zu seiner Wehr zurückgewonnen werden konnte.

Es ist ja begreiflich: eben noch war alles einig gewesen im Lobe der stattlichen, kriegerischen Truppen, die in den Kampf hinauszogen. Jetzt hatten sie den gehofften Sieg nicht heimgebracht, sondern Not und Elend war über Preußen gekommen: nun schlug das Urteil ins gerade Gegenteil um; nun hieß es, die Armee sei schlecht gewesen, die Soldaten zu alt, ohne Mut und militärische Übung; nun sahen die alles besser wissenden Zeitungsschreiber überall Fehler und Verrat und überboten sich in Hohnreden auf die „anmaßenden, prahlerischen und kenntnislosen" Offiziere. Indes Scharnhorst hat Recht, wenn er demgegenüber erwartet: „Ihr vergossenes Blut und hoffentlich die Zukunft wird die Armee von 1806 mit den Nachkommen versöhnen." Denn sicherlich trug die Armee als solche nicht die Hauptschuld an der Katastrophe des Staates; die Ursachen lagen tiefer.

Die Rekrutierung berücksichtigte, um die Kraft des Volkes zu schonen, soviel Ausnahmen, daß die Aushebung thatsächlich fast nur auf den Bauernstand fiel. Die Lücken wurden durch Anwerbung fremdländischer Abenteurer ergänzt, zu deren Zügelung es der Furcht vor dem Korporalstocke bedurfte. Eine Dienstzeit von 20 Jahren machte zudem die Soldaten fast zu einer Kaste. Damit war die Armee thatsächlich außer Zusammenhang mit dem Volke gestellt; sie galt nicht als Teil des Volkes; und vonseiten der Regierung wurde mit Strenge darüber gewacht, daß die Armee sich ja nicht bei den Bürgern mißliebig mache. Stets wurde den Soldaten eingeschärft, daß sie das Gnadenbrot des Landes äßen. Scharf hielt König Friedrich Wilhelm III. darauf, daß auch der geringste Bürger nicht von den Offizieren „bruskiert" werde; und 1805 beim Durchmarsche mußten die Truppenteile sich von den Dorfschulzen Zeugnisse über ihr Wohlverhalten ausstellen lassen. Dadurch kam Befangenheit über die Soldaten und das natürliche Selbstgefühl, welches die Waffe in der Hand dem Deutschen giebt, wurde in ihnen erstickt.

Der Bürger auf der andern Seite hielt es zwar für selbstverständlich, von dem Soldaten verteidigt und geschützt zu werden, aber er war weit entfernt, ihn als sich gleichstehend anzusehen. Ihn beschäftigte die Sorge um Erwerb und Lebensgenuß. Von Vaterlandsliebe, von einer Ahnung

der Bedeutung des Soldaten für das Vaterland war wenig, und am wenigsten bei den gebildeten Ständen zu finden. Der preußische Soldat blieb dem preußischen Bürger etwas durchaus Fremdes. „Ach Gott, wenn doch nur alle erst gefangen wären, damit es ein Ende hätte!" antwortete die Postmeisterin in Oranienburg dem Prinzen August nach der Prenzlauer Kapitulation.*) Nicht selten mußte sogar Gewalt angewendet werden, um Verwundete in Privathäusern unterzubringen oder Fuhrwerke zu ihrem Transport zu beschaffen. Daher kam es denn auch, daß die ins Feld rückenden Truppen alle Bedürfnisse mitnehmen mußten, da sie nicht darauf rechnen durften, unterwegs etwas zu erhalten. Das ergab den großen Troß, welchen man den Besiegten nicht scharf genug vorhalten zu können geglaubt hat. Da ist dann „sogar von Klavieren" mit Entrüstung gesprochen, weil ein musikalischer Leutnant vom Regiment Möllendorf ein kleines Spinett auf dem Handpferde mit sich zu nehmen auf den Gedanken gekommen war. Die Soldaten litten ja selbst am meisten darunter, daß sie es nicht wagen durften zu requirieren. Mit Heugabeln wurden Tauentziens Truppen nach dem Gefecht von Schleiz zurückgetrieben, als sie sich Holz, Wachtfeuer anzuzünden, aus den Dörfern holen wollten; und am 14. und 15. Oktober haben von der preußischen Armee die wenigsten auch nur das Geringste zu essen bekommen, sodaß Ermattung die Willenskraft brach.

Dazu kam, daß der in Selbstsucht und Genußsucht entartete Geist der Zeit auch in die Offiziercorps eingedrungen war. Wer die Mittel dazu hatte, lebte ganz nach Gefallen, wobei es denn auch wohl zu Äußerungen des Übermuts, wie bei dem Regiment Gendarmen in Berlin, kam. Aber die große Zahl der unbemittelten Offiziere lebte kärglich und brachte mit Mühe sich durch. Der Junker machte mit dem gemeinen Mann Menage und der Leutnant suchte sein kümmerliches Dasein möglichst ungesehen zu fristen. Denn das Avancement stockte in dem langen Frieden gänzlich und die Gehaltsaufbesserungen blieben hinter der fortschreitenden Teuerung zurück. Eine Kameradschaftlichkeit, die Freude und Leid teilt, gab es nicht; der Hochgestellte und Reiche nahm keine Notiz von dem armen Kameraden; jeder dachte und sorgte nur für sich selbst — auch als die Not über alle kam!

Der lange Frieden hatte die älteren und höheren Offiziere in einer mehr theoretischen Auffassung des Krieges gelassen. Er erschien ihnen wie ein geistreiches Spiel, bei dem es hauptsächlich auf Methode und Wissen ankäme. Sie glaubten mit dem Unglückstage der Doppelschlacht die Partie verloren: dilettantisch erschien es ihnen, nun doch noch einen Erfolg erzwingen zu wollen, und unrecht zugleich, die Leiden zu vermehren. Der

---

*) von Clausewitz, Preußen in seiner großen Katastrophe, S. 547.

Gedanke an eine Pflicht der Aufopferung ist den wenigsten gekommen. In solcher Anschauung befangen, erschienen jene allzu rasch kapitulierenden Festungskommandanten mehr kopflos und verzagt, als sie es vielleicht waren.

Wiederum hatte der Friede dazu geführt, daß die Revuetaktik zu immer größerer Feinheit ausgebildet war. Die 108 Gewehrgriffe, die linealartige Frontlinie, der Stampfstritt wurden bis zur Abstumpfung eingeübt; dabei wurden aber seit Jahrzehnten Denkschriften geschrieben und Vorträge gehalten über veränderte Gefechtsweise, Verjüngung und erweiterte Bildung der Offiziercorps und andere ähnliche Dinge, deren Notwendigkeit jeder einsah. Aber man schrieb und redete, ohne daß es zu Reformen in der That kam, sodaß nur das Vertrauen von der Trefflichkeit des Bestehenden immer mehr ins Wanken gebracht, aber ein Besseres dafür nicht gewonnen wurde. Und wenn irgend etwas, so mußte dies die Zuversicht des Soldaten, welche allein zum Siege führt, erschüttern, während bei den Offizieren jene dreiste Tadelsucht, welche an den Befehlen der Vorgesetzten sich wetzte, dadurch groß gezogen wurde. Man behauptete, dadurch, daß man die alten Einrichtungen beibehielt, das Andenken Friedrichs des Großen zu ehren: aber geschah nicht alles ihr Ansehen zu untergraben?

Dem Abwägenden wird hiernach die innere Schwäche klar werden, welche der Stellung der Armee im Staate und ihrer Organisation anhaftete, aber er wird Bedenken tragen, die Schuld mehr ihr selbst, als den allgemeinen Verhältnissen zuzumessen. Mit Entschiedenheit aber wird er jene Anschuldigungen abweisen, welche mit dreister Stirn nach der Katastrophe gegen die preußische Armee erhoben wurden: sie sei nur „ein glänzendes Luftgebilde", insbesondere unkriegerischen Geistes und zu alt gewesen. Denn höchst zahlreiche Beispiele, von denen oben nur einige wenige erwähnt sind, zeigen, mit wie frohem Kampfesmute die Soldaten dem Feinde entgegen gingen, wit welcher Ruhe sie im Feuer standen, mit welcher Standhaftigkeit sie die Strapazen ertrugen. Und was sie vollends, wenn sie unter einer Führung sich wußten, der sie vertrauten, auszuführen imstande waren, beweist Blüchers Zug und ihr Eingreifen in die Eylauer Schlacht. Der Eindruck ist unwiderstehlich, daß diese Soldaten, besser angeführt und nicht jedesmal in erheblicher Minderzahl dem Feinde entgegengestellt, dem schwarzen Adler den Sieg würden errungen haben. Auch an den Offizieren bleibt dem Prüfenden der Vorwurf nicht haften, daß sie der Gefahr sich entzogen hätten. Bei der Belagerung Kolbergs sind 52 Offiziere, und zwar meist in den Außenwerken, gefallen; bei Auerstädt verlor jedes Regiment fast die Hälfte seiner Offiziere. Selbst von den drei Oberbefehlshabern der preußischen Armee blieb keiner unverwundet; und die königlichen Prinzen zahlten sämtlich ihren Hohenzollernmut mit Wunden

(August, Wilhelm, Heinrich) und Tod (Prinz Louis), und dem Könige selber wurde bei Auerstädt ein Pferd unter dem Leibe erschossen. Es ist schmählich, daß die Zeitgenossen dem gegenüber so unwürdige Anschuldigungen gegen das Heer haben aussprechen können!

Aber auch der landläufige Tadel, daß die Armee zu alt gewesen, bedarf wenigstens erheblicher Einschränkung. Die lange Dienstzeit brachte es ja mit sich, daß das Durchschnittsalter der Mannschaften ein entsprechend höheres und daß viele derselben verheiratet waren. Aber hat es der Landwehr, die sich während der späteren Kriege in analogen Alters- und Familienverhältnissen befand, darum je an militärischer Brauchbarkeit gefehlt? Indes, wendet man ein, 1806 gab es sogar in einigen Truppenteilen noch Leute, welche schon den Siebenjährigen Krieg mitgemacht hatten. Gewiß, aber diese „weißen" Grenadiere standen bei den Mannschaften in hohem Ansehen, sie waren die Träger einer ruhmvollen Tradition und wurden mit Recht bei jeder Gelegenheit von den Vorgesetzten ausgezeichnet. Dagegen hatte bei den Offizieren der mittleren Grade das langjährige Stocken des Avancements das Durchschnittsalter so gesteigert, daß darin ein teilweiser Mißstand anzuerkennen war. So hatten von den 291 Majoren der Füsiliere und Jäger 25 das sechzigste Lebensjahr überschritten, von den 111 der dritten Musketier-Bataillone, welche das am wenigsten brauchbare Truppenmaterial zusammenfaßten, aber 50; indessen wieder von den 117 Majoren der schweren Kavallerie nur vier, von den 50 der Husaren sieben.

Den „Federbüschen" besonders hat man ihr hohes Alter vorgeworfen. Von den selbständig kommandierenden Corpsführern war der Herzog von Braunschweig 70 Jahr alt, Fürst Hohenlohe 60, Rüchel 52, Prinz Eugen von Württemberg 48, Graf Tauentzien 45, Prinz Louis 33. Der Generalquartiermeister Geusau war 70 Jahre alt, aber von seinen allein in Aktion kommenden Leutnants Scharnhorst 50, Phüll und Massenbach 48. Von den Divisionskommandeuren oder in ähnlicher Stellung stehenden Generälen waren zwei Siebziger, elf Sechziger, fünf Fünfziger, der Herzog von Weimar war 49 Jahre alt, der Prinz von Oranien 34.*) Verglich man nun, wie es damals geschah, diese Zahlen mit dem Alter der französischen Generale, von denen die meisten zwischen 35 und 42 Jahren, Lefebvre, der älteste, doch nur 51 Jahre zählte: so erschienen sie bedenklich hoch. Aber ist denn die französische Armee maßgebend? Wie anders erscheinen dieselben Zahlen, wenn man sie mit den Jahren der Generale von 1870 vergleicht: war nicht Moltke genau so alt wie Geusau, und nicht Steinmetz älter als irgend ein im Felde kommandierender General von 1806? Es ist

*) von der Goltz, Roßbach und Jena, S. 48. 49.

nicht anders: diese nur zum kleinen Teile haltbaren Anklagen, welche nach der Katastrophe gegen das Heer erhoben wurden, sollen verhüllen, daß die Entartung des gesamten Volksgeistes, das Versinken in Selbstsucht und Genußsucht, sie herbeigeführt haben, daß also das ganze Volk schuldig war. Das Heer war nicht schlechter, als es nach den Umständen der Zeit sein konnte.

Jetzt aber wurden die Umstände andere, und die veränderte Zeit verlangte auch im Heerwesen nach Ausdruck. Sobald die neue Gesetzgebung anfing, dem Landvolke Selbstgefühl und eine Vorstellung von Rechten zu geben, war das alte auf Unwissenheit und Furcht gegründete Rekrutierungssystem nicht mehr aufrecht zu erhalten. Die zahlreichen Ausnahmen mußten fallen; die Verteidigung des Vaterlandes wurde zu einer Ehrenpflicht des ganzen waffenfähigen Volkes erhoben. Das bedingte Herabsetzung der Dienstzeit und Beseitigung aller entehrenden Strafen. Die Anwerbung von Fremden fiel weg und mit ihr die alte Härte der Dienststrafen. Die Erhöhung der Durchschnittsintelligenz der Soldaten verlangte endlich auch höhere Forderungen an die Bildung der Offiziere zu stellen. In diesen klaren Konsequenzen aus den Reformgesetzen lagen die Grundzüge für die notwendige Neugestaltung des preußischen Heeres.

Damit war der „Militär-Reorganisations-Kommission“, welche der König zu diesen Behufe einsetzte, in klaren Grundlinien ihre Aufgabe gezeichnet. Nur mußten auch die Männer gefunden werden, welche des Willens wirklich waren, diese mit dem Alten völlig brechenden Konsequenzen zu ziehen. Dafür lag aber die beste Gewähr darin, daß der König keinem andern den Vorsitz in der Kommission übertrug als dem Generalmajor von Scharnhorst.

Gerhard Johann David Scharnhorst war am 12. November 1755 zu Bordenau unweit Celle im Hannöverschen geboren. Sein Vater war ein nicht unbemittelter Landwirt, doch begnügte er sich, durch einen Prozeß in Bedrängnis geraten, den Sohn die Dorfschule besuchen zu lassen und zur Hülfe bei den ländlichen Arbeiten heranzuziehen. Indes der Knabe, durch die Erzählungen eines invaliden Unteroffiziers im Dorfe begeistert, wollte nicht Landmann, sondern Soldat werden; er schwärmte für den Gedanken, dermaleinst als Unteroffizier Vorposten zu befehligen. Endlich machte der glückliche Ausgang jenes Prozesses den Vater zum Besitzer von Bordenau; jetzt gab er, der es im österreichischen Erbfolgekriege selbst bis zum Quartiermeister gebracht hatte, dem Wunsche seines Ältesten nach.

Der Graf Wilhelm zu Lippe-Bückenburg, ehemals im Dienste Portugals ein berühmter General, hatte im Steinhuder Meere das Fort Wilhelmstein angelegt und darin eine Militärschule errichtet, in die er niemand, ohne ihn selbst zu prüfen, aufnahm. Scharnhorst bestand die Prüfung nicht,

dennoch bewilligte ihm der Graf, von dem kräftig, frischen Wesen des siebzehnjährigen Jünglings angezogen, den Eintritt. Und so strebsam eignete sich Scharnhorst jetzt die ihm fehlenden Kenntnisse an, daß er schon nach wenig Jahren, als Fähnrich in ein hannöversches Regiment eingetreten, nicht bloß die Unteroffiziere, sondern auch die älteren Offiziere des Regimentes zu unterrichten beauftragt wurde. Auch durch die Erfindung, Fernröhre mit Mikrometern für den Kriegsgebrauch zu versehen, machte er sich damals bekannt; schon als Artillerie-Leutnant wurde er erster Lehrer an der Kriegsschule in Hannover. Zugleich erwarb er sich schriftstellerischen Ruf durch verschiedene Schriften, besonders durch sein Taschenbuch für Offiziere. Den Rheinfeldzug machte er unter General von Hammerstein mit solcher Auszeichnung mit, daß er von dem Könige von England einen Ehrensäbel empfing. 1801 indes trat er, von dem Herzoge von Braunschweig empfohlen, in preußische Dienste, wo er sich, dem Generalstabe zugeteilt, um das militärische Unterrichtswesen die größten Verdienste erwarb. Als Generalquartiermeister-Leutnant bei Auerstädt zweimal verwundet, leitete er doch Blüchers Rückzug nach Lübeck. Nach der Auswechselung begab er sich auf den Kriegsschauplatz nach Ostpreußen: hier war er es, der die schon verlorene Schlacht bei Eylau wiederherstellte. Und jetzt wurde er dazu ausersehen, die verlorene Wehrhaftigkeit Preußens wiederherzustellen.

Eine Fülle gediegener Kenntnisse, durchdringende Verstandesschärfe, unbeugsame Energie des Willens verbarg sich hinter dem unscheinbaren Äußern des Mannes. Man mußte Scharnhorst kennen, um ihn nicht zu übersehen. Seine Haltung war nachlässig, sein Benehmen fast verlegen, faltenreich das Gesicht, das Auge leicht verschleiert. Er war gleichgültig gegen Ehrenbezeugungen wie gegen Zurücksetzung, sein Wesen verschlossen; nur im vertrautesten Kreise gab er sich rückhaltlos. Unerschütterlich verfolgte er seinen Zweck, an dessen endlicher Erreichung er niemals zweifelte: eine jener klaren und festen Naturen, an denen nichts blendet und besticht, deren innere Gediegenheit aber überzeugt und bezwingt.

Noch bevor nach der Auswechselung Scharnhorst bei dem Könige eintraf, hatte dieser schon selbst am 1. Dezember 1806 durch das „Publikandum von Ortelsburg“ die Besserung der Heereszustände in Angriff genommen. Durch dasselbe wurde nicht nur jede Ehrvergessenheit, Insubordination und Überläuferei, sondern auch jede Plünderung und Mißhandlung eines Einwohners mit den schärfsten Strafen bedroht; Requisitionen wurden verstattet, das Gepäck beschränkt und für die Dauer des Krieges den Unteroffizieren und Gemeinen als Auszeichnung die Beförderung zum Offizier in Aussicht gestellt. Als nun der König am 25. Juli die Reorganisations-Kommission berufen hatte, stellte diese den Antrag, eine Untersuchungs-

Kommission einzusetzen, vor der sich jeder Offizier über sein Verhalten während des Krieges auszuweisen hätte. Der König genehmigte dies; Prinz Heinrich, sein Bruder, erhielt den Vorsitz. Ihre Thätigkeit, die Armee von allen unlauteren Elementen zu säubern, bestand darin, daß sie das Ortelsburger Publikandum zur Ausführung brachte. Ihre Arbeit im weitesten Umfange, mit größter Strenge geübt, dauerte mehrere Jahre: zahlreiche Stabsoffiziere wurden entlassen, von den 143 Generalen des Jahres 1806 waren 1812 nur noch acht im Dienste; über sieben Offiziere wurde das Todesurteil ausgesprochen. Der König bestätigte es auch über Oberst von Ingersleben (S. 118); doch gelang es diesem vor der Vollstreckung ins Ausland zu entfliehen. Die übrigen begnadigte der König zu lebenslänglicher Festungshaft.

Diese Strenge machte auf die Armee den allertiefsten Eindruck. Doch sie galt der Vergangenheit; der Zukunft dagegen galt die Arbeit der Reorganisations-Kommission. Allein in dieser hatten anfangs die Freunde des hergebrachten Zustandes, ohne Einsicht für die notwendigen Folgerungen aus den veränderten Zuständen des Staates, das Übergewicht. Zu Scharnhorst stand nur Gneisenau. Es kostete unendlich viel Geduld, Überwindung und Kampf, bis Scharnhorst es dahin brachte, daß in die Kommission Männer berufen wurden, welche zugleich Verständnis und Eifer für die Reform besaßen: Major von Grolman, eine feste, geschlossene Natur voll Klarheit und Entschiedenheit; Graf Götzen, der General-Gouverneur von Schlesien, dessen tapfere Seele den zarten Körper zwang; Major von Boyen, ein Schüler Kants, der bereit war jeden Augenblick für die gute Sache alles aufzugeben. Durch diese Männer erst kam ein frischer Zug in die Arbeiten der Kommission, und seitdem (31. Mai 1808) Scharnhorst selbst expedierender Generaladjutant geworden, war es ihm auch leichter gemacht, die Zustimmung des Königs zu gewinnen. Am 3. August 1808, seinem Geburtstage, unterzeichnete König Friedrich Wilhelm die drei Verordnungen, welche dem preußischen Heere seine neue Gestalt gaben. Die Schranke zwischen Civil und Militär fiel; das Heer hörte auf, ein Staat im Staate zu sein. Fußvolk und Reiterei wurden neu formiert; die Bekleidung unter Wegfall des Zopfes vereinfacht und zweckmäßiger eingerichtet; die Werbung im Auslande gänzlich abgestellt. Aus den Kriegsartikeln fielen alle beschimpfenden und grausamen Strafen weg; an die Stelle der Furcht trat das Vertrauen, an die der Menschenverachtung die Ehre; der Gehorsam, der in dem neuen Heere gefordert wurde, war nicht mehr knechtische Unterwerfung, sondern bewußte und willige Hingabe an das Vaterland. Das Vorrecht des Adels auf die Offizierstellen kam in Wegfall, das der Bildung und des Verdienstes trat an seine Stelle; bis zum Haupt-

mann blieb das Aufrücken nach dem Dienstalter die Regel, über das der Stabsoffiziere entschied allein das Verdienst.

Durch innere sittliche Bande war fortan Heer und Volk verknüpft. Um aber dies Ziel in seiner ganzen Tiefe zu erreichen, mußten die bestehenden Ausnahmen nicht bloß beschränkt, sondern ganz in Wegfall gebracht werden. Nur dann erst war das Heer, wie Scharnhorst es dachte, das Volk in Waffen. Allein gegen die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht trug der König doch Bedenken: für jetzt lehnte er den Antrag noch ab, versprach aber für später ein Gesetz in ihrem Sinne. Schon im nächsten Jahre schien jedoch die Zeit dazu mit der Erregung, welche die Schlacht von Aspern auch in Preußen hervorrief, gekommen. Eine Kommission wurde am 6. Juni 1809 eingesetzt, um unter Scharnhorsts Vorsitz die Frage zu prüfen. Am 1. Juli erstattete sie dem Könige Bericht. „Die Einführung einer allgemeinen Konskription", heißt es in demselben, „erscheint uns nicht allein ratsam, sondern dringend notwendig. — Es muß die Überzeugung den Wert jedes Soldaten erhöhen, daß, wenn von der Erfüllung der ersten Pflicht gegen König und Vaterland die Rede ist, weder die größte Summe Geldes noch Ansehen, wie dies jetzt der Fall ist, berechtigen kann, ein müßiger Zuschauer zu sein." Allein trotz dieser dringenden Fürsprache entschloß sich der König noch nicht zur Einführung des „Heerbannes" — wie die Kommission am Ende ihres Berichtes vorschlug die allgemeine Konskription zu nennen. Nach langen Erwägungen gab er im Dezember Scharnhorst die Schrift mit dem Bemerken zurück, daß er nicht in allen Punkten einverstanden wäre. Erst die Begeisterung der Befreiungskriege beseitigte die Ausnahmen sämtlich und machte damit den großartigen Gedanken des Heerbannes zur Wahrheit.

Es waren die Grafen Finckenstein und Dohna gewesen, welche im Verein mit einer großen Anzahl anderer ostpreußischer Edelleute den König mit Erfolg beschworen hatten, dem Adel das alte Vorrecht der Befreiung vom Kriegsdienste vor Scharnhorst zu retten. Aber auch sonst fehlte es Scharnhorsts Reformen nicht an Widersachern und herben Tadlern. Grimmig schalt General York auf das neumodische Wesen, das die alte strenge Zucht vernichte, und General Bülow stemmte sich mit solcher Hartnäckigkeit gegen die Reformen, daß Scharnhorst trotz seiner guten Meinung von der Tüchtigkeit des Generals doch daran dachte, ihn zu verabschieden. Allein der König ließ sich an Scharnhorst nicht irre machen, noch an dessen großem Gedanken, die Nation in eine Armee umzuformen. Ein Hindernis schien freilich die Konvention vom 8. September 1808 zu bieten, welche Preußen auf eine Armee von 42000 Mann beschränkte. Allein man überschätzt in der Regel die Bedeutung dieser Bestimmung; denn bei der drückenden Dürftigkeit

seiner Finanzen war Preußen gar nicht imstande eine viel größere Truppenzahl zu halten. Dennoch verstand es Scharnhorst, den nachteiligen Folgen so ziemlich zu begegnen. Was von den Truppen bei der Fahne notdürftig ausgebildet war, wurde, während neue Rekruten eintraten, entlassen, jedoch durch fortgesetzte Übungen in militärisch-brauchbarem Zustande erhalten. Freilich hätte es zu große Kosten verursacht, diese Entlassenen zu regelmäßigen Übungen in die Garnisonen zu berufen: es mußte daher genügen, daß Offiziere und Unteroffiziere in die Dörfer gesandt wurden, um sonntäglich dort, wenn der Gottesdienst vorüber war, die militärischen Übungen fortzusetzen. Krümper nannte man vielleicht mit leichtem Spotte diese nur notdürftig ausgebildeten Soldaten mit dem Namen der Pferde, welche aus dem Krumpfmaß der den Schwadronen ausgeteilten Fourage überzählig unterhalten wurden, um im Notfalle als Ersatz zu dienen. So bildete hinter dem stehenden Heere sich die Reserve; aber hinter ihr schwebte noch eine Landwehr und ein Landsturm Scharnhorst vor der Seele, bis das ganze Volk waffenkundig und kriegsmutig zu einem Volkskriege wäre, dem ähnlich, dessen Lohe über die Pyrenäen bis in die Ebenen Preußens hinüberleuchtete.

Und fürwahr, man dürstete in Spanien nicht heißer nach Befreiung von den Unterdrückern als in Preußen. Jetzt, wo die Bedrückung und der freche Hochmut der fremden Herren an den Einzelnen herantrat, vollzog sich eine Wandlung der Gemüter ohne gleichen. Abgethan war die dünkelhafte Flachheit der aufklärerischen Poeten, welche zumeist in den Kreisen der Halbgebildeten als Orakel gegolten hatten; abgethan die rührsame Gefühlsseligkeit, welche in Jean Pauls Schriften geschwelgt hatte. Einen Moment warf sich alles auf die Schmähschriften, welche in den Tagen des Unglücks erschienen, triefend von Lästerungen auf alles, was bisher in Preußen gegolten hatte, ebenso voll Tadel über Haugwitz und Lombard, wie über Hardenberg und Blücher.

Dann aber trat der Umschwung ein. Ingrimm gegen die Fremdherrschaft erfaßte die Gemüter; aber zugleich drang die Überzeugung in immer weitere Kreise, daß nur von einer Wandlung des Volkes die Wiederkehr besserer Zeiten zu hoffen wäre. Allerorten traten die Männer ratschlagend zusammen, hie und dort bildeten sich geheime patriotische Vereine, um die Möglichkeit einer Wiedererhebung des Vaterlandes zu erwägen. So entstand in Königsberg die „Gesellschaft zur Übung öffentlicher Tugenden.“ Freilich greifbare Erfolge hatten diese Vereine nicht; auch dieser Tugendbund wuchs nicht über 350 Mitglieder — auch Grolmann und Boyen gehörten dazu — und löste sich auf Geheiß des Königs am 31. Dezember 1809 wieder auf; aber sie trugen dazu bei,

den Ingrimm gegen die Franzosenherrschaft zu schüren und den Sinn auf ideale Güter zu richten.

Wie eine Erquickung fiel damals Goethes Faust, dessen erster Teil 1808 erschien, in die Gemüter. Dies reine Gold echtester Poesie erhob und tröstete zugleich und stärkte das Vertrauen zu dem deutschen Volke, das imstande wäre, so Herrliches hervorzubringen: so gedankentief war das Gedicht und zugleich so volkstümlich. Ganz anders wirkten Schillers vor wenigen Jahren erschienene Dramen; er ist der Dichter nicht sowohl der Freiheit als des Selbstgefühls: er schürte den Haß, aber er wirkte nicht innerlich befreiend. Mächtiger als er entflammte Heinrich von Kleist die Herzen, der mit einer Glut patriotischer Begeisterung, mit einer Wucht des Hasses zu dem Volke sprach, wie nie zuvor ein deutscher Dichter. Auch Ernst Moritz Arndt wollte mit seinem „Geist der Zeit", dessen erster Teil 1807 erschien, mit rechtem, treuem Zorn die Welschen hassen lehren; mit fast herbem Ernste rief der Treffliche die Jugend auf zum Widerstande gegen die Unterdrückung der Welt.

Neben der Poesie hat indes auch die Philosophie ihren Anteil an dieser sittlichen Erziehung des Volkes. Jetzt erst kam bei den Denkenden Kant zur vollen Anerkennung, Kant, der den Begriff der Pflicht zum Mittelpunkte der Ethik gemacht hatte. In seinem Geiste war es, daß Fichte mit einer bis zur Herbigkeit gehenden Strenge der Sentimentalität und Leichtfertigkeit der Zeit den Krieg erklärte. Das Bewußtsein der eigenen Verschuldung wollte er wachrufen, als er unter den Augen der Franzosen im Winter von 1807—1808 in dem großen Saale der Akademie in Berlin seine ernste Stimme in den „Reden an die deutsche Nation" erhob. Männer, Frauen, Jünglinge lauschten, während die Wirbel der französischen Trommeln von der Straße herauftönten, seinen kerndeutschen Worten. Schonungslos deckte er die Schäden der Zeit auf, pries die Großthaten der Vergangenheit, forderte, daß man mit opferfreudiger Liebe zum Vaterlande sich durchdringe, mahnte, daß die Bürgschaft des Sieges nicht in der Stärke der Armee, sondern in der Kraft des Gemütes liege, und gebot, ein neues Geschlecht heranzuziehen durch eine solche geistige Bildung, daß diese nur ein Mittel für die sittliche Bildung sei. So belebte er zugleich den freudigen Mut auf eine bessere Zukunft.

Der Ernst der Zeit führte auch zu einer Erneuerung des religiösen Lebens: als ein freies, Gott suchendes und an Gott sich hingebendes Vertrauen stellte sie sich dar. Erbauungsbücher sind es daher, welche jetzt wieder den Weg in die Familien finden: Krummachers sinnige und gegefühlswarme Parabeln und die Stunden der Andacht von Zschokke, der die ganze sichtbare Welt als ein Gleichnis des unsichtbaren Gottesreiches

faßt. Der Aarauer Dichter hatte sie geschrieben, um in schmerzlichem Verluste sich selber zu trösten: jetzt wurde das Buch in schwerer Zeit ein Trost für viele. Und Trost und Mahnung vereint tönen von den Kanzeln. In der St. Petrikirche ruft der wackere Probst Hanstein zur Vertiefung des Lebens durch den Glauben auf, in der Domkirche drängt mit beredtem Wort der Hofprediger Ehrenberg, zu frommer Einfalt und zu stiller Häuslichkeit zurückzukehren. So sammeln und stärken die Geistlichen die Gemüter zu frommer und patriotischer Gesinnung. Aber mächtiger als alle weiß Friedrich Schleiermacher in der Dreifaltigkeitskirche durch sein geistvolles, tief eindringendes Wort eine gesunde und kräftige Religiosität in die Herzen der Hunderte zu pflanzen, die allsonntäglich zu ihm strömen. Wie bei Fichte, so ist auch bei ihm die auf Kant weiterbauende Philosophie mit der vaterländischen Befreiung in die innigste Wechselwirkung getreten.

Aus dieser geistigen Erhebung des preußischen Volkes ist die Stiftung der Berliner Universität hervorgegangen. Welch' einen ergreifenden Eindruck macht es, daß in der Zeit der größten materiellen Not, der drückendsten Fremdherrschaft, der preußische Staat eine Pflegstätte der höchsten geistigen Interessen ins Leben ruft! Durch geistige Kräfte müsse der Staat ersetzen, was er an physischen verloren, antwortete der König den hallischen Professoren, welche 1807 mit der Bitte nach Memel gekommen waren, er möchte die durch den Frieden an Westfalen gekommene Universität Halle nach Berlin verlegen. Denn dort hatte sich schon eine Anzahl von Männern zusammengefunden, welche den Anfang einer Hochschule darstellten. Doch nicht auf Verlegung, sondern auf Neugründung im großen Stile ging der Sinn des Königs. Wilhelm von Humboldt hielt das Interesse rege und brachte die Sache in rechten Fluß. Am 16. August 1809 genehmigte König Friedrich Wilhelm die Gründung einer Universität in Berlin, welche, unabhängig in sich selbst, den großen Bewegungen der Wissenschaft und Litteratur den freiesten Raum gewähren solle. Zu Michaelis 1810 eröffneten in dem Palaste des Prinzen Heinrich die berufenen Lehrer ihre Vorlesungen, Fichte und Schleiermacher voran, dazu der Jurist Savigny, der Mediziner Hufeland, der Philologe Böckh, der Historiker Niebuhr. Fichte war ihr erster Rektor.

So heftig pulsierte schon im Frühling 1809 der freiheitdürstende Geist in dem preußischen Volke, daß, als König Friedrich Wilhelm immer wieder den Anschluß an das kämpfende Österreich hinausschob, das ungestüme Verlangen nach Befreiung in manchen Gemütern die alte preußische Königstreue verdunkelte. Nicht wenige wurden irre an dem Könige, ja man hörte wohl den ungeduldigen Wunsch, er möchte seinem Bruder, dem ritterlichen Prinzen Wilhelm, die Krone abtreten. Indes, als man den furchtbaren

Druck zu ahnen begann, unter dem seine Entschließung stand — der König hatte die Bestätigung der Konvention vom 8. September 1809 anfangs geheim gehalten — so durchbrach den Nebel sehr bald die volle Popularität, in welcher König Friedrich Wilhelm stand. Die würdige Art, in welcher er das Unglück des Staates als sein eignes fühlte und ertrug, und die Bescheidenheit, mit welcher er seinen bewährten Beratern folgte, hat gerade in den schwersten Zeiten die Volksbeliebtheit des Königs fest in Preußen begründet. Daher gestaltete sich, als nach dem endlichen Abzuge der Franzosen der König mit den Seinen nach der Hauptstadt zurückkehrte, die lange Reise fast zu einem Triumphzuge. Mit rührender Freude begrüßte Berlin am 23. Dezember 1809 das lang entbehrte Herrscherpaar.

Für die Befestigung und Kräftigung der patriotischen Stimmung in Berlin erwies sich die Rückkehr des Königs bald bedeutungsvoll. Nicht selten hatte man zumal in den höheren Kreisen Berlins noch Äußerungen hoffnungsloser Verzagtheit gehört. Jetzt wurde mehr und mehr die Stimmung der Provinzen in Berlin die herrschende. Denn Berlin, befangen in Lokalinteressen, litterarischen Händeln und Theaterklatschereien, war damals sehr weit davon entfernt, die tonangebende Landeshauptstadt, eine Richtschnur für die sehr eigenartig entwickelten Provinzen zu sein. Schon auf dem Ordensfeste am 18. Januar 1810, an welchem der König alle Dekorierten bis zu den Briefträgern hinab, die das allgemeine Ehrenzeichen erhalten hatten, im Weißen Saale an seine Tafel lud, zeigte es sich, daß auch in Berlin der Geist patriotischer Hoffnung der herrschende geworden war.

Indes auch Auswüchse dieser hohen patriotischen Gesinnung traten mit der Zeit in Berlin zutage. In Verachtung aller feinen Sitte, in Großsprecherei und hochmütigem Welschenhaß offenbarte sich jene Deutschtümelei, welche Friedrich Ludwig Jahn auf seinem Turnplatz in der Hasenheide großzog. Wohl verstand er es, der Berliner Jugend einen ehrlichen Abscheu gegen Verzärtelung und Weichlichkeit beizubringen; aber in seinen mit dröhnender Stimme vorgetragenen orakelhaften Reden klang ein Ton durch, als sei Turngeschick und Turnertracht im Grunde für die Zukunft des Vaterlandes förderlicher als die Beherzigung von Fichtes und Schleiermachers tiefernsten Mahnungen. Gewiß wollte er das Gute; aber man überschätzte damals den Mann und seine Bedeutung, wie er sich selber überschätzte.

Der König war es, dem die patriotische Hoffnung doch in erster Linie entgegengetragen wurde. Aber gerade ihn erfüllte sie am wenigsten. Wie es seine Art war, stand er zweifelnd ihr gegenüber; und gerade jetzt wurde die herrliche Frau von seiner Seite genommen, die in allen Leiden durch ihren mutigen Zuspruch ihn immer wieder aufgerichtet hatte. Ihr Trost war all die schwere Zeit über der 126. Psalm gewesen, die Hoffnung der

Gefangenen Zions. Am 19. Juli 1810 drückte auf Schloß Hohenzieritz in ihrer mecklenburgischen Heimat der König ihr die Augen zu, „seines Lebens Sterne". In tiefster Seele fühlte er ihren Verlust; das preußische Volk aber sah fortan in Luisen den Schutzengel der guten Sache.

Und fürwahr, es bedurfte eines solchen!

Während der Zeit der Annäherung an Österreich im vergangenen Jahre hatte Preußen die Zahlungen der Kriegskontribution an Frankreich ganz eingestellt und auch bisher noch nicht wieder aufgenommen. Jetzt war aber durch den Schönbrunner Frieden Napoleon wieder Meister der Situation geworden, und verlangte nun rücksichtslos den Fortgang der Zahlungen. „Die Soldatenspielerei", erklärte er am 8. Januar 1810 dem preußischen Gesandten, General von Krusemarck — „ist nicht mehr zeitgemäß in Preußen. Wozu eine Armee von 40000 Mann? Sie beunruhigt Frankreich und erweckt Mißtrauen bei allen Nachbarn." In der Abtretung einer Provinz oder der königlichen Domänen sieht er eine Auskunft.

Einen andern Ausweg aus der Zwangslage fand auch Altenstein nicht. Er sprach zu dem Fürsten Wittgenstein von der Notwendigkeit einen Teil von Schlesien an Frankreich abzutreten, also das kleine Preußen noch mehr zu verkleinern. Dem Fürsten erschien der Gedanke ehrlos; empört machte er dem Könige davon Mitteilung: Altenstein erhielt seine Entlassung. Das Finanzministerium wurde Hardenberg übertragen. Mit Überwindung nur entschloß sich Napoleon, dessen Wiedereintritt zu genehmigen. Dagegen mußte der König Scharnhorst, dessen Thätigkeit das Mißtrauen der Franzosen in besonderem Grade erregt hatte, wenigstens zum Scheine entlassen (7. Juni 1810).

Hardenberg machte zur Bedingung seines Wiedereintrittes, daß ihm die Beaufsichtigung sämtlicher Ministerien übertragen würde. So wurde denn für ihn am 29. Oktober 1810 das Amt des Staatskanzlers geschaffen, mit welchem er nach der Entlassung Dohnas einige Tage später auch das Ministerium des Innern vereinte.

Damit war die Leitung des Staates wieder in die Hand eines umsichtigen und geschickten Mannes gelegt. Sein Ziel war die Sammlung und Anspannung aller Kräfte für den künftigen Befreiungskampf, während er für die Zeit des Wartens vorsichtig jedes Zerwürfnis mit Frankreich zu vermeiden suchte. So zeigt sich seine Hauptthätigkeit zunächst in der inneren Fortentwickelung des Staates.

Schon im September 1807 hatte Hardenberg von Riga dem Könige eine Denkschrift „über die Reorganisation des preußischen Staates" übersandt, in welcher er seine Meinung über das sagte, was Preußen not thäte. Diese Denkschrift Hardenbergs ist eine der großartigsten Staatsschriften, welche jemals geschrieben worden sind. Zum Teil auf Arbeiten Niebuhrs

und Altensteins beruhend, verbreitet sie sich über die auswärtigen Verhältnisse, über die Grundverfassung des Innern, über das Militärwesen, über Polizei und Finanzen, über Religion, Erziehung und Rechtspflege, ebenso eingehend über allgemeine Grundsätze wie über specielle Details. Hardenberg steht darin ganz auf dem Standpunkte des modernen Liberalismus; ihm gilt als oberstes Prinzip, die Ideen der französischen Revolution auf Preußen zu übertragen. Er will, wie er sagt, „eine Revolution von oben, welche nicht durch gewaltsame Impulsionen, sondern durch die Weisheit der Regierung die Veredelung der Menschheit fördern." Eine Regierung, führt er aus, habe in Harmonie mit dem Zeitgeiste und dem Weltplane der Vorsehung zu verfahren und dürfe nicht zurückschrecken vor dem, was der Zeitgeist als Hauptgrundsatz fordere, vor möglichster Freiheit und Gleichheit. Die natürliche Freiheit des Individuums bildet für ihn den Ausgangspunkt. Daher verlangt er Beweglichkeit des Grundbesitzes, Gewerbefreiheit, Handelsfreiheit. Nur einen Zwang läßt er gelten: die allgemeine Schulpflicht, damit der Mensch nicht unerzogen bleibe.

Der Ausdruck dieser Grundsätze sind die Hardenbergschen Gesetze. Am 24. November 1810 erschien das „Edikt über die Finanzen des Staates", welches die Grundsteuerbefreiungen, die Gewerbesteuern, den Zunftzwang, die Baugerechtigkeiten, die Naturallieferungen und die Vorspanndienste aufhob und alle Einwohner der Monarchie gleichmäßig nach ihrem Vermögen zu den Steuern heranzog. Zugleich wurde volle Gewerbefreiheit ausgesprochen, die geistlichen Güter eingezogen, eine zeitgemäße Gesindeordnung erlassen, der Handel mit den Landesprodukten und der Marktverkehr freigegeben. Dazu erklärte, nachdem schon die hochherzige Verordnung vom 27. Juli 1808 an 47000 bäuerliche Familien auf den Domänen in Ostpreußen, Litauen und Westpreußen „das volle uneingeschränkte Eigentum ihrer Grundstücke" verliehen hatte, das Gesetz vom 11. September 1811 in allen Provinzen die auf dem bäuerlichen Grund und Boden ruhenden Lasten für ablösbar und bestimmte das Maß, nach welchem die Grundherrschaften entschädigt werden sollten. Damit war, wie der König erklärte, „auch den geringsten Klassen die Aussicht auf Glück und Wohlstand eröffnet". Gegen Abgabe eines Drittels bis zur Hälfte ihrer Ländereien konnten die gutsherrlichen Bauern, Büdner, Kossäten nunmehr das übrige als freies Eigentum erwerben. Fortan saß auch der kleine Mann frei auf freiem Erbe; und der Umfang des freien Bauernstandes stieg bald auf das Zehnfache des bisherigen Bestandes. Auch die Juden wurden durch das Edikt vom 11. März 1812 für „Einländer und Staatsbürger" erklärt, und deren Rechte mit geringen Einschränkungen ihnen verliehen.

Als den Abschluß dieser Umgestaltung des Staates betrachtete Harden-

berg die Schaffung einer Nationalrepräsentation. Auch Stein hatte in seinem „Testamente" erklärt, daß er diesen Plan gehabt, von dessen „Ausführung oder Beseitigung" — wie er sagt — „Wohl und Wehe unsers Staates abhängt; denn auf diesem Wege allein kann der Nationalgeist positiv erweckt und belebt werden."

Der König hatte sich diese Gedanken zu eigen gemacht. Schon in dem Finanzedikte erklärte er, daß er sich vorbehalte „der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräsentation, sowohl in den Provinzen, als für das Ganze zu geben. So wird", schließt er, „sich das Band der Liebe und des Vertrauens zwischen Uns und Unserm treuen Volke immer fester knüpfen." Und mit Recht durfte er dies hoffen: war es doch eine ganz freiwillige Darbringung seiner Hochherzigkeit.

Auf dem Wege der Verwaltung meinte Hardenberg zu einer Volksvertretung schrittweis zu gelangen. Eine Versammlung von Notabeln — meist aus dem Adel, jedoch auch einige Vertreter des Bürger- und Bauernstandes umfassend — wurde nach Berlin berufen, um über die ganze Finanzlage des Staates, insbesondere auch über die Aufhebung der bisherigen Steuerfreiheit des Adels zu beraten. Am 23. Februar 1811 eröffnete der Staatskanzler im königlichen Schlosse die Versammlung; in einer klaren und eindringenden Rede forderte er sie auf, sich auf einen höheren Standpunkt zu stellen, indem jeder als Bürger des ganzen Staates sich betrachte, das einzelne Interesse dem des Ganzen unterzuordnen und hiernach die Meinung zu bestimmen.

Indessen es gab unter den Entbotenen manche, welche hierin mitnichten ihre Aufgabe sehen wollten. Der Major von der Marwitz auf Friedensdorf überreichte dem Staatskanzler eine Denkschrift, in welcher die Erhaltung der bisherigen Grundeigentümer in ihren Besitzungen und Rechten gefordert wurde. Hardenberg nahm gar keine Notiz von derselben. Da richtete denn eine Anzahl von Grundbesitzern, Graf Finkenstein auf Madlitz und von der Marwitz voran, indem sie sich als die Stände des Lebusschen, Storkowschen und Beeskowschen Kreises unterzeichneten, unter dem 9. Mai 1811 eine Vorstellung an den König selber, ihr „altes ehrliches, brandenburgisches Preußen" davor zu bewahren „ein neumodischer Judenstaat" zu werden. Aber der König, wie einst sein großer Ahn, griff energisch durch: allen Unterzeichnern ließ er sein ernstes Mißfallen ausdrücken; Graf Finkenstein jedoch und von der Marwitz, in welchen er mit Recht die Anstifter der Auflehnung sah, wurden verhaftet und auf die Festung Spandau abgeführt. Erst nach fünf Wochen ließ er sie „aus Gnaden" wieder in Freiheit setzen.

Der Eindruck, den diese Strenge machte, war groß: die Widersetzlich-

keit gegen Hardenbergs weitschauende Gedanken versiegte; und am 28. Juni entließ der Staatskanzler die Versammlung mit dem Ausdrucke der Anerkennung für ihre Thätigkeit. Noch einmal im September wurden die Notabeln zu einer kurzen Sitzung einberufen.

Sofort aber reihte sich hieran ein zweiter bedeutender Schritt. Durch das „fernerweite Edikt über die Finanzen des Staates und das Abgabensystem“ vom 7. September 1811 wurde die Generalkommission errichtet, welche neben den von der Regierung ernannten Mitgliedern achtzehn Vertreter der Rittergutsbesitzer, neun grundbesitzende Vertreter der Städte, neun Vertreter der bäuerlichen Grundeigentümer (unter Voraussetzung eines Eigentums von mindestens einer Hufe) und außerdem je ein Mitglied für die Residenzen Berlin, Königsberg und Breslau enthielt. In aller Stille hatte sich Hardenberg nach dem Riesengebirge begeben und mit Stein dort eine Zusammenkunft gehabt, in der sie sich über das weittragende Projekt besprachen. Freilich entsprach die Generalkommission den Reichsständen, wie sie Stein vorschwebten, nicht, aber sie war doch der erste Anfang einer aus freien Wahlen hervorgehenden Volksvertretung in Preußen. Ihre nächste Aufgabe war: durch ihren Rat die Regulierung der Provinzial- und Kommunalkriegsschulden zu fördern; darüber hinaus indes ging ihr Bestreben von Anfang an dahin, zu einem „Organ der Nation“ sich zu erheben. Sie tagte als „interimistische National- oder Landesrepräsentation“ im königlichen Schlosse in Berlin von der Mitte des April 1812 bis zum 14. Februar 1813 und vom 21. Februar 1814 bis zum 10. Juli 1815.

Wesentlich anderer Art sind die „Organisationsgesetze“ Hardenbergs: die Verordnung vom 27. Oktober 1810 über die Verfassung aller obersten Staatsbehörden und das „Gendarmerieedikt“ vom 30. Juli 1812, durch welches das militärisch organisierte Corps der Gendarmen ins Leben gerufen wurde, zur Beseitigung der Mängel, „welche der Wirksamkeit der Staatsverwaltung in Beziehung auf das platte Land hinderlich sind“. Dadurch erst wurde die Wirksamkeit der Staatsautorität bis in die untersten Bevölkerungsschichten gewährleistet.

Indessen nicht in diesen Organisationsgesetzen, welche auf die Einführung einer Büreaukratie nach dem Muster der französischen und westfälischen hinausliefen, liegt die Hauptbedeutung der gesetzgeberischen Thätigkeit Hardenbergs, sondern in jenen wirtschaftlichen Reformgesetzen, welche jedem Preußen, nachdem das Reglement vom 6. August 1808 bestimmt hatte, daß „jeder ohne Rücksicht auf seine Herkunft gleiche Pflichten und gleiche Rechte“ habe, die freieste Verfügung über seine Kräfte und sein Eigentum gaben.

Gewiß war Hardenberg ein außerordentlicher Mann: wen er mit

seinen offenen blauen Augen ansah, der empfand es. Seine hohe gewölbte Stirn leuchtete, als ruhe auf ihr ein Licht. Von mittlerer Größe, war er eine stattliche Erscheinung, das Haar voll und lockig, um den Mund schwebte ein deutlicher Zug des Wohlwollens, wie er denn stets bereit war, anzuerkennen, zu helfen, zu ermutigen. Durch klassische Wissenschaft und vielfache Erfahrung gebildet, mit freiem Geiste, jedem großen Gedanken zugänglich, verfolgte er die Idee, die Anschauungen der Gebildeten mit den Einrichtungen des Staates zu versöhnen. Er ging dabei von den Rechten und Freiheiten des Individuums aus, Stein dagegen durchaus von den Interessen und Lebensbedingungen der Gesamtheit. Dieser fundamentale Gegensatz trennt die beiden Männer; aber jeder hat sein unsterbliches Verdienst um die innere Wiederherstellung des preußischen Staates. Denn sie treffen sich in der Sorge um sein Bestes. Man kann sagen, wie sie dort am 14. September 1810 zu Hermsdorf vor dem stillen Berghäuschen ratschlagend zusammensitzen, ist auch ein Merkpunkt der preußischen Geschichte.

Drittes Kapitel.

Die Wandlungen des Jahres 1812.

Unterdessen vollendeten sich die Geschicke. Es war am Napoleonstage des Jahres 1811. Zur Gratulationscour hatten sich in den Tuilerien die Großwürdenträger des französischen Reiches und die Gesandten der fremden Mächte versammelt. Zu den Ohren also ganz Europas sprach Napoleon, als er mit lauter Stimme den Fürsten Kurakin, den Gesandten Rußlands, anherrschte: „Ich begreife euer Verfahren nicht: entweder habt ihr Hintergedanken oder eure Regierung hat den Kopf verloren und macht es wie der Hase, der Blei in den Kopf bekommen hat: er läuft ohne zu wissen, wo er anrennen wird. Ich bin nicht dumm genug, um zu glauben, daß ihr euch um Oldenburg kümmert: ich sehe klar, daß es sich um Polen handelt. Ihr schreibt mir Kriegsprojekte zu Gunsten Polens zu, und ich fange an zu glauben, daß ihr es seid, die sich Polens bemächtigen wollen, indem ihr euch vielleicht einbildet, das sei das einzige Mittel, eure Grenzen an dieser Seite zu sichern. Daraus wird nichts!"

Damit war also Rußland der Fehdehandschuh hingeworfen. Es hatte sich erfüllt, was Napoleon zu Metternich in dessen Abschiedsaudienz schon 1809 vorausgesagt hatte: „der Krieg gegen Rußland wird ausbrechen: er liegt in der Natur der Dinge".

Was war denn aber geschehen, um die Freundschaft der beiden Kaiser sobald in Stücke zu zerbrechen?

Napoleon lebte und webte in der Tendenz, jeden widerstrebenden Willen zu beugen: nur einen Willen sollte es auf dem Kontinente Europas geben. Er war nicht zweifelhaft, daß er Rußland, sei es durch Drohung, sei es durch Gewalt, überwinden würde; dann mußte auch England, das unbezwungene, fallen! Durch den Tarif von Trianon hatte er auf die wichtigsten Kolonialwaren, um nicht nur den englischen, sondern allen Zwischenhandel abzuschneiden, so hohe Zölle gelegt, daß der neue Tarif einem

Verbote ziemlich gleich kam. Von Helgoland aus aber entwickelte sich nun ein ausgedehnter Schmuggelhandel mit englischen Waren nach der ganzen norddeutschen Küste. Durch eine Gewaltmaßregel glaubte Napoleon diesem ein Ende zu machen: er erklärte am 13. Dezember 1810 das deutsche Land von der holländischen Grenze bis zur Elbe mit Einschluß der Hansestädte, mehr als 600 Quadratmeilen, für einverleibt in Frankreich. Was kümmerte es ihn, daß er durch die Einverleibung von Hamburg und Lübeck den Tilsiter Frieden brach, welcher für Frankreich die Elbe als Grenze setzte, daß er gewaltthätig drei deutsche Fürsten ihrer Länder beraubte. Zwar der Herzog von Ahremberg und der Fürst von Salm mußten zu der Vergewaltigung schweigen, aber Herzog Peter von Oldenburg war nicht des Sinnes. Napoleon suchte ihn durch das Anerbieten von Erfurt zu beschwichtigen; indes unwillig wies der Herzog jede Abfindung mit fremdem Land und Leuten zurück und wandte sich um Hülfe an seinen Schwager, den Kaiser Alexander, der ja überdies gleich ihm ein Prinz von Holstein-Gottorp war. Und war nicht auch im Tilsiter Frieden die Integrität Oldenburgs garantiert?

Wo war die Erfurter Freundschaft geblieben? Aber freilich Napoleon meinte, daß Alexander sie zuerst verletzt habe. In Tilsit hatte Rußland dem napoleonischen Sperrsystem gegen England sich angeschlossen. Aber Rußland war darauf angewiesen, seine Rohprodukte, Getreide, Holz, Hanf, gegen die Manufaktur- und Kolonialwaren Englands in Tausch zu geben. Jetzt war daher mit einem Schlage der Absatz vernichtet: die Steuerkraft Rußlands sank, der Kredit nahm ab, der Wechselkurs fiel, kein Zweifel, von Jahr zu Jahr verarmte Rußland mehr. Da gab denn Alexander den Vorstellungen seines einsichtigen Ministers, des Grafen Michael Speranski, nach und erließ am 31. Dezember 1810 eine Zollordnung, welche sowohl die Einfuhr der überseeischen Waren unter neutraler Flagge gestattete, als auch englischen Schiffen unter gewissen Modalitäten die russischen Häfen öffnete. Alsbald bildete sich nun für die so in Rußland eingeführten Kolonialwaren in dem galizischen Grenzstädtchen Brody ein großer Markt aus, von dem sie ihren stillen Weg in eben solchen Massen nach Deutschland fanden, wie es eben noch von Helgoland her geschehen war.

Kam das nicht England zu gute? Napoleon nahm daher auf Rußland keine Rücksicht, und ließ in Oldenburg die öffentlichen Kassen versiegeln und eine französische Verwaltung in dem Lande einrichten. „Das ist eine Ohrfeige, die man einer befreundeten Macht vor den Augen Europas giebt", sagte Alexander zu dem französischen Gesandten in St. Petersburg, und ließ durch den Fürsten Kurakin Napoleon einen Protest, zur Wahrung der Rechte des holsteinischen Hauses, überreichen.

Dazu kam noch bei Alexander das Mißbehagen, daß er sich in seinen hochfliegenden Plänen gegen die Türkei fortwährend durch Napoleon gehemmt fühlte, der dem Widerstande der Türkei den Rücken stärkte, und mehr noch die nie ganz schlummernde Sorge wegen Polens. Wie leicht konnte das durch Napoleon errichtete Herzogtum Warschau der Ausgangspunkt einer allgemeinen Erhebung Polens werden, von dem ja Rußland die ganze östliche Hälfte besaß!

Man kann nicht sagen, daß Alexander oder Napoleon eigentlich den Krieg wollten, aber keiner von beiden wollte dem Frieden Opfer bringen. Vielmehr ließ Rußland bei Bobrinsk, Dünaburg und Kiew Befestigungen anlegen und begann zugleich langsam sein Heer mehr gegen Westen zu ziehen, während Napoleon im Herzogtum Warschau gewaltige Kriegsvorräte anhäufte, die Besatzungen von Danzig, Glogau, Stettin verstärkte und beträchtliche Truppenmassen nach Sachsen und Preußen vorschob. Schon im Mai 1811 standen in Norddeutschland an fremden Truppen 71000 Mann mit 2000 Offizieren, wovon 14838 Mann mit 259 Offizieren sich sogar schon rechts von der Oder und doppelt so viel zwischen Oder und Elbe befanden*).

Wohl mochte den anfänglichen Übergriffen Napoleons eine speciell gegen Rußland gerichtete Absicht fern gelegen haben, aber gerade durch die Geringschätzung, die sich in dieser Unbekümmertheit aussprach, war der Stolz Rußlands tödlich verletzt; und die trotzige Resignation, in die es sich nunmehr hüllte, wurde wiederum für Napoleon unerträglich. So verschärfte sich der Konflikt der beiden Großmächte fast von Monat zu Monat; und **Preußen** war in ihn hineingezogen, ohne auch nur gefragt zu sein.

Der lebhafte Wunsch König Friedrich Wilhelms freilich war, wie es seiner friedliebenden Natur entsprach, neutral zu bleiben. Wohl war es der geschickten Finanzpolitik Hardenbergs gelungen, in Preußen nicht nur dem drohenden Staatsbankrotte vorzubeugen, sondern auch die Mittel zur Wehrhaftigkeit des Staates zu beschaffen; aber doch war der Staat noch nicht wieder zu einer solchen Kraft im Innern geführt, daß er in einer neutralen Stellung sich hätte behaupten können. Damit wurde also der Anschluß Preußens an einen der beiden Gegner zu einer unausweichlichen Notwendigkeit; es mußte sich entscheiden; seine Existenz stand auf dem Spiele, wie die Wahl fiel.

Preußen that, was zunächst das Nötigste war: es begann sich zu rüsten. Als aber Frankreich deswegen sich argwöhnisch zeigte, glaubte Hardenberg seine Wahl treffen zu müssen. Unter Zuziehung des französischen Gesandten St. Marsan wurde ein Vertrag entworfen, durch welchen

---

*) M. Lehmann, Scharnhorst 2, 373.

Preußen gegen Verbürgung der Unabhängigkeit und des Vollbestandes des preußischen Staates sich bereit erklärte, Frankreich ein Hülfscorps zu stellen. Auf dieser Grundlage wurde dann mit Zustimmung des Königs am 14. Mai 1811 Frankreich der Abschluß eines Bündnisses mit Preußen angeboten. Maret, Herzog von Bassano, Talleyrands Nachfolger, nahm auch das Anerbieten so wohlwollend auf, daß Krusemarck, der preußische Gesandte in Paris, wirklich glaubte, das Vertrauen Frankreichs wieder hergestellt zu haben.

Allein Napoleon gab keine Antwort auf den preußischen Bündnisantrag. Monate vergingen; die Situation wurde immer schwüler. Da erfolgte der beleidigende Ausbruch am Napoleonstage gegen den Fürsten Kurakin. Täglich schien jetzt die Kriegserklärung Rußlands an Frankreich erwartet werden zu müssen. Konnte die Lage Preußens bedenklicher sein, als sie es war? Allen patriotisch Gesinnten war überdies die Hinneigung zu Frankreich verhaßt: mit allem Nachdruck hatte Scharnhorst im Mai sich gegen Hardenberg ausgesprochen. Erst jetzt gab man ihm Recht: im September wurde er nach St. Petersburg gesandt, um mit Kaiser Alexander eine Verständigung zuwege zu bringen. Allein dieser, verstimmt durch die Haltung der preußischen Politik, ließ den Abgesandten länger als eine Woche warten, bevor er ihn (am 4. Oktober) im Schlosse von Zarskoje Selo empfing. Indes den beredten und eindringlichen Vorstellungen Scharnhorsts gelang es den Kaiser völlig umzustimmen; schon am 17. Oktober wurde eine Konvention unterzeichnet, durch welche die Gemeinsamkeit der kriegerischen Aktion Preußens und Rußlands geregelt wurde, und in einem eigenhändigen Schreiben (vom 9. Oktober) an den König erklärte Alexander, wie er selbst sagte, an Vertrages statt, daß er jede Feindseligkeit gegen Preußen als Kriegserklärung gegen Rußland ansehen und die Waffen nur mit Zustimmung Preußens niederlegen würde.

Die Nachricht von diesem Erfolge der Sendung Scharnhorsts gelangte nach Berlin zu derselben Zeit, als endlich nach fünfmonatlichem Zögern die Antwort Napoleons auf das preußische Bündnisanerbieten einging. Am 29. Oktober eröffnete St. Marsan dem Staatskanzler, daß Preußen entweder dem Rheinbunde beizutreten oder ein Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich für alle Zeiten und Fälle zu schließen habe. Alle Bedingungen, welche Preußen betreffs der besonderen Stellung des preußischen Hülfscorps, betreffs Ermäßigung der Kriegskontribution gestellt hatte, waren kurzweg verworfen. Zugleich wurde Preußen, das von selbst schon seine Rüstungen eingestellt hatte, befohlen, völlig abzurüsten.

Hardenberg hatte im Mai, als er das französische Bündnis empfahl, gemeint, Gefühle müßten schweigen: jetzt beschwor er seinen königlichen

Herrn geradezu, das russische Bündnis zu ergreifen: denn dies sichere dem Könige selbst im Falle größten Unglückes ein ehrenvolles freies Privatleben; im Bunde mit Frankreich dagegen werde selbst Sieg und Vergrößerung keinen Segen, Unglück aber den Untergang bringen! So völlig war der Kanzler jetzt auf die Gedanken des besonnenen Scharnhorst, des ungeduldigen Gneisenau eingegangen. Dringend riet er darum, mit Rußland abzuschließen und mit England und Österreich zu verhandeln. Und wirklich lagen nicht nur auf der Kolberger Reede englische Schiffe, mit Waffen und Munition beladen, bereit, auf die erste Weisung die Ladung abzuliefern, sondern auch Österreich schien nicht abgeneigt, auf einen Waffenbund mit Preußen einzugehen. Wiederum war es Scharnhorst, der auf Hardenbergs Vorschlag entsandt wurde, um in Wien den Abschluß eines Bündnisses zu betreiben, wenigstens zu vereinbaren, welche Unterstützung von seiten Österreichs Preußen, wenn es auf die Seite Rußlands trete, zu erwarten habe.

Nur von einem Feldjäger begleitet, langte Scharnhorst, unter dem Namen eines Geheimrats Ackermann, am 30. November 1811 in Wien an. So geheimnisvoll war die Sendung, daß nicht einmal der preußische Gesandte in Wien, Wilhelm von Humboldt, darum wußte. Eben erst hatte Metternich in einer Denkschrift*) an den Kaiser Franz sich dahin ausgesprochen, daß in dem drohenden Kriege unzweifelhaft Frankreich siegen würde; wenn Preußen sich ihm anschlösse, so würde es damit große Entschädigungsansprüche erlangen und Österreich gewissermaßen den Vorsprung bei Napoleon abgewinnen: wenn es dagegen an Rußland sich anschlösse, so würde es vernichtet und seine „Bruchstücke“ an die Bundesgenossen Napoleons ausgeteilt werden. Für Österreich ergäbe sich also in keinem Falle ein Vorteil. Daher glitt alle Beredsamkeit Scharnhorsts an Metternich ab. Aber doch so viel erreichte er, daß Metternich erklärte, Österreich wolle Preußen, wenn es auch kein Bündnis mit ihm abschließen könne, doch zufriedenstellen, so weit es seine Lage gestatte. Allein auch dies waren nur glatte Worte; denn als Scharnhorst auf bestimmte Erklärungen drang, gab Metternich sein letztes Wort am 26. Dezember dahin ab, daß Österreich zurzeit völlig außerstande wäre, Preußen Hülfe zu gewähren. Den Kaiser Franz hat „Ackermann“ gar nicht gesehen.

Auf Umwegen kehrte Scharnhorst von der vergeblichen Sendung zurück. Die Hoffnung der Patrioten in Preußen war vernichtet, Preußen für den Anschluß an Rußland zu gewinnen. Rasch ergab sich jetzt die Entwickelung.

Zu Anfang des Jahres 1812 machte Napoleon selbst Friedensvor-

---

*) Aus Metternichs nachgel. Papieren II, 426 (vom 28. Nov. 1811), bes. S. 434.

schläge. Er verlangte von Rußland Anerkennung der französischen Handelsdekrete und die Abschließung eines Handelsvertrages zwischen Frankreich und Rußland und bot dafür die Entschädigung des Herzogs von Oldenburg an. Aber hierauf gab Kaiser Alexander gar keine Antwort.

Mit beleidigender Rücksichtslosigkeit erfuhr währenddessen Preußen die Härte des französischen Gewalthabers. Auf das Verlangen, die Bedingungen des Bündnisvertrages vom Oktober zu ermäßigen, erhielt es keinen Bescheid. Vielmehr rückten ohne weiteres französische Truppen in Pommern ein, und die Division Gudin, 15000 Mann stark, setzte sich von Magdeburg auf Brandenburg in Marsch. Das war dem Könige doch zu stark. Scharnhorst, Gneisenau und Boyen hatten, durch die Verhältnisse entmutigt, den König um ihren Abschied gebeten. Jetzt beauftragte er sie, mit Truppenmacht dem Vordringen der Feinde zu begegnen. Kaum vermochte noch Scharnhorst das Ungestüm des Leibregimentes, das unter Gneisenau einst Kolberg verteidigt hatte, zu zügeln, als ein Kurier aus Paris die Meldung brachte, das preußisch-französische Bündnis sei am 24. Februar von Krusemarck unterzeichnet worden.

Jetzt waren die Rüstungen Napoleons so weit vorgeschritten, daß sich Preußen schwerlich noch ihm entziehen konnte. Das trotzige Schweigen Rußlands auf die Friedensvorschläge hatte den Ausbruch der Feindseligkeiten sehr nahe gerückt. Da war es für Napoleon ein unermeßlicher Vorteil, den Krieg nicht an der Elbe, sondern erst am Niemen beginnen zu müssen und die Kriegs- und Lebensmittel Preußens für sein Heer zu seiner Verfügung zu bekommen. Jetzt also sollte das Bündnis, wie er es wollte, Preußen aufgedrängt werden. Maret lud daher den preußischen Gesandten am 22. Februar zu einer Konferenz ein, in welcher er ihm eröffnete, daß Napoleon den preußischen Bündnisbedingungen bis auf einige leichte Modifikationen zustimme, jedoch die sofortige Unterzeichnung verlange. Mit Mühe erlangte Krusemarck 24 Stunden Bedenkzeit, und fand denn auch, daß die „leichten Modifikationen“ Preußen in die Abhängigkeit eines eroberten Landes hinabdrückten. Ohne Instruktion und ohne Vollmacht getraute er sich nicht die Verantwortung für die Folgen der Ablehnung auf sich zu nehmen, da es ja dem Könige frei stand, die Ratifikation des Vertrages zu verweigern. So unterschrieb er ihn denn, nachdem die Bedenkfrist schon überschritten war, am 24. Februar morgens um 5 Uhr.

Nur schwer fand Hardenberg den Entschluß, dem Könige die Bestätigung anzuraten. „Wissen Sie“, sagte er zu einem Freunde, „was es mich kostet, vor den Augen von ganz Europa die schmachvolle Rolle zu spielen, die ich jetzt spiele?“ So unterzeichnete König Friedrich Wilhelm am 5. März das unselige Bündnis. Die Kriegsbedürfnisse, die Pferde, die

Lebensmittel, die mit jahrelangem Eifer für den erhofften Befreiungskampf angesammelt waren, wurden Napoleon zur Verlängerung der herabwürdigenden Gewaltherrschaft zur Verfügung gestellt. Lieferungen von wahrhaft ungeheurem Umfange wurden neben allen Requisitionen Preußen auferlegt. Jede Aushebung, jede Truppenansammlung, jede Annäherung an die französischen Operationslinien wurde Preußen verboten. Die eine Hälfte des preußischen Heeres, 20000 Mann mit 60 Kanonen, sollte Napoleon Heeresfolge leisten; die andere wurde in bestimmte Garnisonen eingeschlossen. Eine Bezahlung der Lieferungen, sowie eine Landentschädigung wurde zwar in unbestimmten Ausdrücken in Aussicht gestellt: aber wie konnte bei dem tiefen Mißtrauen, das der ganze Vertrag gegen Preußen aussprach, auch nur entfernt darauf gerechnet werden?

Eine tiefe Trauer bemächtigte sich aller patriotisch gesinnten Gemüter. Dem Könige war der Vertrag in tiefster Seele verhaßt: nur weil er ihn für unausweichlich hielt, hatte er ihn auf sich genommen. Napoleons Mißtrauen zu begegnen, gewährte er jetzt jenen drei wackeren Kriegern den Abschied: Gneisenau ging nach Österreich, Boyen nach Schlesien. Scharnhorst wurden nur die Generalstabs-Geschäfte abgenommen; die Aufsicht über die Festungen, die Waffenfabriken und die Kriegsschulen behielt er. Auch eine Anzahl jüngerer Offiziere wieder, um nicht für Frankreich die Waffen führen zu müssen, nahm ihren Abschied; es waren indessen nicht, wie man erzählt hat, 300, sondern nur etwa 60, von denen nicht mehr als 42 den aktiven angehörten*) Der einzige Civilbeamte, welcher aus dem gleichen Grunde seinen Abschied erbat, war Justus von Gruner, der, früher Polizei-Präsident von Berlin, 1811 an die Spitze der gesamten Polizei des Staates gestellt war, ein Mann, ebenso patriotisch gesinnt wie voller Energie.

Am 28. März rückten die jetzt verbündeten Franzosen unter Oudinot in Berlin ein. Das preußische Kontingent blieb nicht, wie es doch der ausdrückliche Wunsch des Königs gewesen war, ungeteilt; vielmehr wurde ein Teil der Reiterei Murat überwiesen, den Befehl über das übrige erhielt General von Grawert; es bildete eine Abteilung des Corps Macdonalds. Grawert war ein entschiedener Franzosenfreund, aber mit Rücksicht auf seine Kränklichkeit hatte Scharnhorst es durchgesetzt, daß als Stellvertreter General von York ihm beigegeben wurde, der, zwar ein Gegner der Scharnhorstschen Reformen, ein Mann von Selbständigkeit und warmem Patriotismus war.

Auch in Österreich war die nationale Begeisterung des Jahres 1809 noch nicht ganz verflogen. Zumal in den Kreisen des altösterreichischen

*) M. Lehmann, Knesebeck und Schön, S. 46.

Adels sprach sich grimmiger Haß gegen Napoleon aus. Der franzosenfreundlichen Regierungspartei stellte sich schroff der antibonapartische Klub entgegen, welcher Verbindungen mit England und Rußland unterhielt und Aufstände in den Alpenländern und den illyrischen Provinzen plante. Man versicherte, daß Erzherzog Johann in der Stille diesen Bestrebungen zustimmte. Aber Metternich hatte den Kaiser Franz ganz auf seiner Seite, sodaß der längst beabsichtigte Abschluß des Bündnisses zwischen Österreich und Frankreich ohne große Schwierigkeiten am 14. März 1812 erfolgte. Dem österreichischen Kontingente, dessen Stärke auf 30 000 Mann festgesetzt war, wurde eine selbständige Stellung direkt unter dem Befehle Napoleons gewährleistet, und überdies in den Geheimartikeln des Vertrages Österreich eine ansehnliche Landesentschädigung zugesichert. Zum Führer des Kontingentes wurde Fürst Schwarzenberg ausersehen, dem, um ihn den französischen Corpsführern ganz gleichzustellen, überdies der Marschallsstab verliehen wurde. Aber die Zahl derjenigen Offiziere war doch nicht klein, welche aus Anlaß des Bündnisabschlusses entweder — wie Wallmoden, Tettenborn, Winzingerode — ihren Abschied nahmen, um in russischen Diensten gegen Napoleon zu fechten, oder sich wenigstens in Inaktivität versetzen ließen. Es war klar, daß man in Österreich in dem Feinde im Grunde den Freund sah. „Wir kämpfen für einen Zweck", hieß es in der Proklamation Schwarzenbergs an seine Soldaten, „den wir mit andern Mächten gemein haben." Aber welches dieser war, verschwieg er weislich.

Unterdes mochte König Friedrich Wilhelm doch noch nicht ganz jeder Friedenshoffnung entsagen. Er drang in den Zaren, die französischen Friedensvorschläge zu beantworten. Da gab denn Alexander seine Antwort in der Form eines Ultimatums, welches Kurakin am 27. April in Paris überreichte. Es forderte als Voraussetzung für alle Unterhandlungen, daß die französischen Truppen aus Preußen und Schwedisch-Pommern zurückgezogen würden. Unter dem Vorgeben, hierauf Antwort zu erteilen, sandte Napoleon den Grafen Narbonne nach Wilna, wo sich damals Kaiser Alexander befand.

In Dresden wollte Napoleon die Rückkunft des Grafen abwarten. Während er dort mit seiner Gemahlin weilte, stellten sich die Rheinbundfürsten von allen Seiten her zur Begrüßung ein. Es war ein Triumph für Napoleon, daß auch das österreichische Kaiserpaar erschien, überstrahlte doch die junge französische Kaiserin sichtlich an Macht und Glanz die Kaiserin Ludovica, ihre Stiefmutter. Nur ein Fürst versagte ihm die Huldigung: Preußens König. Napoleon lud ihn ein, da er ihn doch in Berlin nicht würde aufsuchen können, nach Dresden zu kommen. Da traf denn auch in den letzten Tagen König Friedrich Wilhelm, begleitet von dem jungen Kron-

prinzen und von Hardenberg, in der sächsischen Hauptstadt ein. Mit gefühllos-rohem Wort begrüßte ihn Napoleon: „Sie sind Witwer!“

Als eine glanzvoll prunkende Einleitung des Feldzuges hatte Napoleon diese Dresdener Fürstenversammlung gemeint. Sobald daher Narbonne dort mit der Meldung eintraf, daß Kaiser Alexander von einem Nachgeben sehr weit entfernt sei, verließ er Dresden und befahl den Einmarsch der Truppen in Rußland. Hier und dort unterwegs hielt er Heerschau; stets riefen die Corps begeistert ihr „vive l'empereur!“ dem Kaiser zu. Nur ein Corps schwieg, als er musternd die Reihen hinabritt. Es war das Hülfscorps der verbündeten Preußen!

Die gewaltigste Armee, welche Europa je gesehen, rückte gegen die Grenze Rußlands vor. 610 000 Mann hatte Napoleon für den Krieg aufgeboten; 439 000 Mann haben davon die Grenze überschritten. Weniger als die Hälfte davon hatten die Russen zur Verteidigung verfügbar, wenn sie sich auch durch Bündnis mit Schweden (5. April 1812) und durch Frieden mit der Türkei (28. Mai 1812) gestärkt hatten. Der russische Plan war, mit zwei getrennten Armeen gegen den eindringenden Feind zu operieren. Allein die Abwehr Schwarzenbergs erwies den Plan sofort als undurchführbar. Da war es Scharnhorst, der dem russischen Gesandten in Berlin, dem Grafen Lieven, riet, den Krieg nunmehr nach Partherart zu führen, den unendlichen Raum als Waffe zu benutzen, den Feind tief in das öde Innere des weiten Reiches zu locken und dann zu vernichten. Aber der russische Hochmut verwarf den klugen Rat. Nur der Notwendigkeit nachgebend, nicht aus freiem Entschlusse, wichen die Russen vor dem eindringenden, ihnen weit überlegenen Feinde weiter und weiter zurück.

Im Juni überschritt Napoleon den Niemen, den russischen Grenzfluß. Dann war wie hinter einem dichten Vorhange die französische Armee für Europa verschwunden. Monatelang hörte man nichts von ihr.

Für Rußland war es bei der Schwäche seiner Verteidigungsmittel eine Frage von der allergrößten Bedeutung, wie sich im Rücken der in Rußland eindringenden Franzosen die Bevölkerung Deutschlands verhalten würde. Wie, wenn es gelänge, in Deutschland einen Aufstand gegen die französische Gewaltherrschaft zu erregen?! Durch ein eigenhändiges Schreiben lud Kaiser Alexander den Freiherrn vom Stein zu sich nach Wilna ein. Wie gern der Wackere dem Rufe folgte!

Die Meinung Steins war, durch eine Landungsarmee die Gegend zwischen Elbe und Yssel zu insurgieren, und dann sich immer weiter in das Binnenland hinein auszudehnen. Zunächst wurde, um alles einzuleiten, durch den Kaiser das „deutsche Komité“ ernannt, welchem außer Stein der Prinz Georg von Oldenburg, der Minister des Innern, Graf Kotschubey,

und später auch der Graf Lieven angehörte. Es begann damit, ähnlich wie in Englands Solde in Spanien eine deutsche Legion kämpfte, eine russisch-deutsche Legion zu bilden. Diese sollte eine Vereinigung für alle diejenigen werden, welche jetzt die deutsche Heimat freiwillig oder gezwungen verlassen hatten, um unter den Fahnen der Macht zu kämpfen, die allein noch der Tyrannei Frankreichs widerstände. Stein setzte auf die Legion die überschwenglichsten Hoffnungen; doch sollten sie sich nicht verwirklichen. Denn es fanden sich so zweifelhafte Elemente, gefangene Rheinbündler, übergetretene Österreicher, Abenteurer aus allerlei Volk, in ihr zusammen, daß nur durch Stockprügel und die Androhung der „Verschickung" nach Sibirien die Disciplin in ihr aufrecht zu erhalten war. Das beste in ihr leisteten die Preußen, durch welche denn auch die spätere Einfügung der Legion in das preußische Heer vermittelt wurde.

Wirkungsvoller versprach die Thätigkeit zu werden, welche, ebenfalls auf Steins Anregung und mit russischen Geldmitteln unterstützt, Justus von Gruner von Prag aus entwickelte. Er benutzte die Zeit bis zur Eröffnung der Feindseligkeiten, um in ganz Deutschland geheime Agenten zur Beobachtung der Heerstraßen anzustellen, deren Aufgabe war: Nachrichten aufzufangen, das deutsche Volk zu insurgieren, Banden zur Schädigung Frankreichs, besonders zum Abfangen der Kuriere, zu bilden und für die deutsche Legion in Rußland Offiziere und Soldaten zu „debauchieren". Diese Agenten wandten Geheimschrift an und setzten falsche Namen ein, z. B. für Friedrich Wilhelm — Schenk oder Fritz Walter, für Scharnhorst — Reichel, für Stein — Böttcher, für Napoleon — Heinze oder Schwarz, für Rußland — Mecklenburg, für Österreich — Neumark, für Berlin — Ruppin. Durch die Widmannsche und die Calvesche Buchhandlung in Prag wurden die Berichte befördert. Im Rücken des Feindes sollten Banden gebildet werden in der Tuchler Heide, im Eisenachschen und im Spessart. Der früher hessische Offizier von Hasserodt wurde für das Unternehmen in Thüringen vereidigt, dort eine Bande von 20 Mann zum Auffangen von Depeschen zu bilden. Gruner wartete nur noch auf die Ordre von Kaiser Alexander, um den Hasserodt in Thätigkeit zu setzen: als er in der Nacht des 21. August in Prag verhaftet und sein Werk zerstört wurde. Er wurde nach Peterwardein gebracht, jedoch auf Befehl des Kaisers Franz rücksichtsvoll behandelt. Seine Freiheit erlangte er indessen erst Mitte Oktober 1813 wieder, als Preußen und Rußland ihn reklamierten.

Mit banger Sorge unterdes schaute in Deutschland alles ostwärts. Denn nicht weniger als 200 000 Söhne Deutschlands waren unter den Fahnen Napoleons in Rußland verschwunden. Was war aus ihnen geworden? Immer noch kam keine Nachricht. Einmal durchschwirrte ein un-

bestimmtes Gerücht die Luft, die Franzosen hätten Moskau in Brand gesteckt. Dann aber blieb alles wieder still. Da brachten Schiffe nach Dänemark die Nachricht, die große französische Armee wäre geschlagen und auf dem Rückzuge aus Rußland. Der junge Dahlmann hörte in Kiel davon und schrieb es rasch seinen Freunden in Berlin. Wie ein Blitz durchdrang die frohe Mär die Kreise der Patrioten: alle fühlten es, daß damit die Stunde der Befreiung geschlagen habe, aber doch wagte keiner mit Zuversicht ein solches Glück zu hoffen. Nicht gar lange indes brauchten sie zu warten, so hatten sie die vollgültige Bestätigung vor Augen. Abgerissen, hohläugig, viele in Weiberkleidern, die Füße mit Lumpen umwickelt, manche erblindet oder taub durch die Kälte, mit Ungeziefer bedeckt, halb stumpfsinnig: so kamen allerorten die jammervollen Trümmer der „großen Armee" über die preußische Grenze, die meisten um in Freundesland sich hinzulegen und zu sterben. Man pflegte und erquickte die Unglücklichen auf jede Weise; aber ein Gedanke durchglühte dabei alle Herzen: das ist Gottes Finger! Jetzt oder nie ist die Zeit, die französischen Ketten zu brechen!

Es war ein Gottesgericht sonder gleichen und darum von der erschütterndsten Wirkung; aber doch Unschuldige hatte es nicht getroffen. Wohl war die Kälte zuzeiten furchtbar gewesen; aber zu Grunde gegangen war die Armee an der Zähigkeit, mit der die Russen den Boden des „heiligen" Rußland verteidigt hatten, und zumeist an der eigenen Zuchtlosigkeit; die Kälte hatte ihr dann nur vollends den Rest gegeben. Schon bei dem Einmarsche hatte sich dieser Verderben bringende Mangel an Disciplin gezeigt; zu Anfang des August hatten sich die Regimenter schon so gelockert, daß Napoleon nur noch zwei Dritteile seiner Truppen zusammen hatte, zu Anfang des September gar nur noch die Hälfte. Und als der Rückzug begann, war ungewöhnlich mildes Herbstwetter, selbst die Nächte waren milde. Erst am 4. November*) meldete sich der Winter mit leichtem Schneefall; die Nacht vom 6. zum 7. November brachte den ersten empfindlichen Frost. Dann trat wieder Tauwetter ein, das bis zum Beginne des letzten Dritteils des Monats anhielt.**) Bei ordentlicher Disciplin konnte bis dahin sehr wohl die Grenze erreicht sein; aber die zahllosen Banden beutebeladener Marodeure verbreiteten überall Unordnung und Unfug und hielten den Marsch auf. So erreichte die Truppen noch unterwegs die grimmige Kälte der letzten Novemberwoche, welche bald bis auf 20 Grad R. stieg und vom 3. Dezember an mehrere Tage hindurch sich auf 27 Grad hielt. Das wurde nicht, sondern es vollendete ihr Verderben.

*) Aus dem Leben des Generals H. von Brandt, I, S. 503.

**) Aus dem Leben des Generals H. von Brandt, I, S. 465.

Sehr viel weniger, wie verständlich, wurden von dem Unheil die Flankenarmeen der „großen Armee“ getroffen. Das österreichische Kontingent, unter dem Marschall Fürsten von Schwarzenberg in einer Stärke von 30 000 Mann die rechte Flanke der „großen Armee“ deckend, hatte nur einen Verlust von etwa 2000 Mann. Dabei kam ihm freilich zu statten, daß Schwarzenberg ernsteren Aktionen mit Vorsicht auswich und sich so hielt, daß er nur nicht ganz, weder mit den französischen Freunden, noch mit den russischen Feinden es verdürbe. Von Lublin aus gegen Wolhynien vorrückend, war er im Juli bis Slonim gelangt. Infolge des unglücklichen Gefechtes der Sachsen bei Kobryn am 27. Juli zog er sich soweit wieder zurück, daß er den Russen den Weg nach Warschau frei gab. Dann warf er jedoch am 11. August die Russen unter Tormassow bei Bubnia zurück, nutzte jedoch den Sieg nicht aus, da das Corps des Admirals Tschitschagow bis an den Styr sich vorschob. Als dieses abzog, um Napoleon an der Beresina abzuschneiden, folgte er ihm nur eine kurze Strecke, und bog dann, Warschau ruhig den Russen überlassend, nach Bialystok ab, von wo er im Januar 1813 sein Heer, nicht gerade mit Lorbeer bekränzt, nach Galizien zurückführte.

Viel schärfer dagegen hatte das preußische Kontingent Ernst gezeigt und war darum auch viel härter mitgenommen. Das Murat zugeteilte preußische Dragonerregiment (No. 2) hatte wacker bei Borodinó am 7. September mitgefochten. Als die Franzosen in der Morgenfrühe schweigend in ihre Stellungen zur Schlacht einrückten, schallte vom rechten Flügel Gesang herüber:

„Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist;
Man sieht nur Herrn und Knechte.“

Es waren die preußischen Dragoner, die Schillers Reiterlied anstimmten.

Die Hauptmasse der Preußen aber unter Grawert hatte als ein Teil des Macdonaldschen Corps die linke Flanke der „großen Armee“ zu sichern. Die Aufgabe dieses Corps war es, die untere Düna zu behaupten und Riga zu erobern. Macdonald sandte die Preußen gegen die Stadt, denen es denn auch in dem Gefecht bei Eckau am 19. Juli gelang, die vor der Stadt aufgestellten Russen des Generals Essen in dieselbe zurückzutreiben. Nachdem aber diese durch das aus Finnland herübergekommene Corps des Generals Steinheil bis auf 22000 Mann verstärkt waren, versuchten sie alsbald den bei Ruhenthal in der Bildung begriffenen Belagerungspark zu zerstören. Wiederum waren es die Preußen, welche die Gefahr abzuwenden hatten. An des erkrankten Grawert Stelle war York getreten, und dieser trieb mit seinen 15000 Preußen in den Gefechten bei Ruhenthal und bei Bauske am 29. und 30. September die so weit überlegenen Feinde in die Stadt zurück. Jetzt konnte unter Macdonalds persönlicher Leitung die

Vollendung des Belagerungsparkes in Ruhe geschehen. Bevor es aber noch zur Beschießung Rigas kam, ließ Macdonald die Geschütze abfahren. Am 18. Dezember hatte ihn der Befehl Napoleons, sich zurückzuziehen, erreicht. Sofort marschierte er nach Süden ab und befahl York, ihm zu folgen.

Hans David Ludwig von York war 1759 in Potsdam geboren. Sein Vater Jonathan von York, der Sohn eines pommerschen Predigers Jarke, war unter Friedrich dem Großen emporgekommen. Mit 13 Jahren schon ließ er seinen Sohn als Junker in das preußische Heer eintreten. Indessen dieser, unlustig in die strenge Subordination sich zu fügen, erhielt schon als Leutnant den Abschied. Jetzt ging er in holländische Dienste, kämpfte gegen England am Kap der guten Hoffnung und auf Ceylon, kehrte aber unter Friedrich Wilhelm II. in den preußischen Dienst zurück. In dem Gefechte bei Altenzaun zeichnete er sich aus, in Lübeck wurde er verwundet und gefangen, aber auf Ehrenwort freigegeben. Als Rüchel auf Napoleons Verlangen den Abschied erhielt, wurde York sein Nachfolger in dem Kommando der ostpreußischen Truppen. Allzu viel Wissen drückte ihn nicht. „Die verdammten Mir und Michs!“ hörte man ihn wohl sagen. „Beim Schreiben geht's noch; da macht man einen Zug, und jeder kann es lesen, wie er will; aber beim Sprechen muß man heraus damit.“ Aber er war ein Mann von Entschlossenheit und tiefem, aber zurückgehaltenem Feuer, wegen seines schroffen, strengen, sarkastischen Wesens — „scharf wie gehacktes Eisen“ nennt ihn Arndt — von seinen Soldaten sehr gefürchtet; aber seiner Umsicht und Tapferkeit vertrauten sie unbedingt.

Dem von Riga zurückmarschierenden Corps versuchten die Russen unter Wittgenstein den Weg zu verlegen. Infolgedessen beeilte Macdonald seinen Marsch, ohne auf die Verpflegung der nachfolgenden Preußen irgend welche Rücksicht zu nehmen. Darüber kam es zu einem sehr gereizten Briefwechsel zwischen York und dem Oberbefehlshaber. Diese Spannung benutzten die Russen, um bei der veränderten Lage York zum Übertritt auf ihre Seite zu bestimmen. Ja, Kaiser Alexander ließ ihm durch den Marchese Paulucci, den Gouverneur von Riga, sagen, daß er im Falle des Übertrittes sich verpflichten wolle, die Waffen nicht niederzulegen, ohne Preußen eine Gebietsvergrößerung verschafft zu haben, infolge deren es seinen alten Rang unter den Mächten Europas wieder einnehmen könne. So wertvoll erschien dem Kaiser der Übertritt Yorks, selbst wenn er nicht zu einem Bündnisse mit Preußen führen sollte. Die Nachricht von dem Brande Moskaus hatte Alexanders Haar in *einer* Nacht ergrauen lassen; seitdem stand ihm fest, daß es seine Mission sei, Europa von der Tyrannei Napoleons zu befreien. Er war daher, so sehr auch seine Generale dagegen waren, entschlossen, den Krieg wirklich bis zur Niederwerfung des Gegners zu führen. Und da war

es bei dem Zustande des französischen wie auch des russischen Heeres von der höchsten Wichtigkeit, auf wessen Seite York mit seinen noch 14000 kampfbereiten Preußen stand; konnten sie doch eben so wohl den Russen den Eintritt in Preußen verwehren, wie die Franzosen über die Weichsel werfen.

York sandte mit den russischen Anerbietungen seinen Adjutanten, den Major von Seydlitz, nach Berlin und ließ um Verhaltungsmaßregeln bitten. Er erhielt die Anweisung, sobald er in die preußischen Grenzen zurückgekehrt wäre, als General-Gouverneur die Leitung der Provinz Preußen zu übernehmen. Aber die Hauptsache waren doch die Anträge Rußlands! Dringend bat Seydlitz um die Befehle des Königs hierüber. „Nach den Umständen handeln, aber nicht über die Schnur hauen!“ war die Antwort; doch wurde Seydlitz ermächtigt, dem General mitzuteilen, daß Unterhandlungen mit Österreich stattfänden, und der König entschlossen wäre, das von Napoleon so vielfach verletzte Bündnis aufzuheben, sobald sich die anderen politischen Verhältnisse nur erst aufgeklärt hätten.

Immerfort hatte König Friedrich Wilhelm die Anknüpfung näherer Beziehungen mit Österreich im Auge behalten. Seit Monaten hatte sich Hardenberg bemüht, mit Metternich zu gutem Einvernehmen zu gelangen. Im September war der Flügeladjutant Major von Natzmer zu diesem Zwecke nach Wien gesandt worden; jedoch über unbestimmte Freundschaftsbeteuerungen war Metternich nicht hinausgegangen. Dennoch erklärte sich König Friedrich Wilhelm, zumeist auf das Betreiben des Grafen Lieven, am 29. Oktober zu einem Wechsel seines politischen Systems, d. h. zur Lossagung von Frankreich bereit, wenn Österreich sich mit Preußen verbinden wolle. Aber Kaiser Franz blieb zurückhaltend, sandte vielmehr, als über den Untergang der französischen Armee kein Zweifel mehr blieb, den Grafen Bubna nach Paris, um seine friedliebenden Gesinnungen seinem kaiserlichen Schwiegersohn kund zu geben. Preußen dagegen warnte er vor voreiligen Schritten.

Freilich stieg hier die Aufregung von Tage zu Tage. Über Glogau und Dresden war Napoleon flüchtig aus Rußland zurückgekehrt. In einem dreisten Schreiben, ohne die geringste Gegenleistung zu bieten, forderte er von Preußen die Erhöhung des Kontingentes um 10000 Mann. Noch war der König am meisten geneigt, da er Rußland nicht voll vertraute, Österreich zu erklären, daß es, möge es bei Frankreich ausharren oder nicht, unbedingt auf Preußen rechnen könne. Aber seine Berater, Hardenberg, Knesebeck und Ancillon, der Minister des Äußeren, waren darin einig, daß Preußen und Österreich als bewaffnete Vermittler auftreten, von Napoleon einen billigen Frieden fordern und, falls er ihn ablehne, sich auf die Seite Rußlands stellen sollten. Am zweiten Weihnachtstage ward unter dem Vorsitze des Königs darüber Rat gepflogen. Der Beschluß war, daß Preußen, wenn

es sein müßte, selbst ohne Österreich so handeln wolle. Die Anweisung, das Kontingent zu erhöhen, bot zudem den gelegenen Vorwand, mit den Rüstungen zu beginnen. Denn so lange die Franzosen noch Herren im Lande waren, bedurfte es aller Behutsamkeit, um deren Verdacht und gewaltthätige Gegenmaßregeln zu vermeiden. Die Beurlaubten wurden einberufen und mit der Formierung von 52 Reservebataillonen begonnen. Da fiel mitten in diese Vorsicht die Nachricht hinein, daß York mit dem preußischen Kontingent auf eigne Faust von Frankreich abgefallen sei. „Da soll einen ja der Schlag rühren!" fuhr der König bei der Kunde auf; der ganze Plan schien ihm verraten, aber doch gab sich in ihm, wie die jungen Prinzen wohl bemerkten, eine gehobene Stimmung kund: empfand er, daß der Abfall Yorks in Wahrheit die Geburtsstunde der Befreiung war?

Bevor noch Seydlitz zurückgekehrt war, hatte bei dem Kontingente schon die Entscheidung sich ergeben. Wittgensteins Generalquartiermeister Diebitsch hatte mit York auf freiem Felde zwischen den russischen und preußischen Truppen eine Unterredung, in welcher er auf das bestimmteste die schon durch Paulucci mitgeteilte Zusicherung Kaiser Alexanders dem General wiederholte. Das machte Eindruck; nach schweren inneren Kämpfen schwenkte York von dem Wege nach Tilsit, den Macdonald gezogen war, ab, und wandte sich nach Tauroggen zu, bereit, auf den angebotenen Vertrag einzugehen. Seine Offiziere gaben laut ihre Freude darüber kund. „Ihr habt gut reden", wandte er sich zu ihnen, „mir aber, mir Altem wackelt der Kopf auf den Schultern!" Da langte auch Seydlitz an; er kam gerade noch zur rechten Zeit, um der Unterzeichnung der Konvention beizuwohnen, die am 30. Dezember 1812 in der Mühle von Poscherun bei Tauroggen stattfand. Sie bestimmte, daß die preußischen Truppen innerhalb eines bestimmt bezeichneten Bezirkes eine neutrale Stellung einnehmen sollten, falls nicht der König ihre Rückkehr beföhle; jedoch würde dann das preußische Corps bis zum 1. März keine Dienste gegen die Russen leisten; wogegen Alexander seine frühere Zusage wiederholen ließ.

Die That Yorks hatte eine ungeheure Wirkung. Diese Auflehnung gegen die Politik seines Königs, wie er sie faßte, war doch die erste selbständige Regung des nationalen Bewußtseins. Sie nahm mit einem Male den Bann von den wogenden Gemütern; wie ein frischer Ostwind vertrieb sie die Schwüle der politischen Atmosphäre: mit ihr, kann man sagen, beginnen die Befreiungskriege.

Viertes Kapitel.

Der Frühjahrsfeldzug der Preußen und Russen.

Wie hatten sich schon die Zeiten gewandelt! Am Neujahrstage stand vor dem Schlosse in Königsberg eine Anzahl der einberufenen Krümper und Rekruten zusammen, als ein französischer Gendarm mitten durch sie hinschritt und einem nicht schnell genug Ausweichenden in gewohnter Roheit mit dem Fuße vor den Leib trat, daß er vor Schmerz zusammensank. Da machten die andern kurzen Prozeß und schlugen den Franzosen auf der Stelle tot. Murat, der, aus Rußland flüchtig, im Schlosse wohnte, sandte sofort zwei Offiziere hinab. Aber die Aufgeregten rissen ihnen die Epauletten ab, zerbrachen ihnen die Degen und jagten sie in schimpflicher Flucht ins Schloß zurück. Die Schloßwache trat ins Gewehr und verhaftete einen aus der fest zusammenstehenden Schar; aber die übrigen, obgleich wehrlos, fürchteten die Bewaffneten nicht und befreiten sofort den Gefangenen wieder. Und Murat wagte es nicht, Feuer geben zu lassen, sondern zog es vor, noch an demselben Tage die Stadt, in welcher der Franzose so gar nichts mehr galt, zu verlassen. Mit unbeschreiblicher Wirkung fiel in diese Stimmung die Kunde von dem Abfalle Yorks; unaufhaltsam pflanzte sich von der Ostgrenze die Erhebung und Begeisterung durch die preußischen Lande fort.

Napoleon geriet über die Nachricht in heftigen Zorn, oder vielmehr der große Komödiant stellte sich so. Er stellte in Paris die That Yorks als ein Attentat auf die Ehre Frankreichs dar, und verlangte und erhielt, um diese zu rächen, eine neue Aushebung. Zugleich nahm er die That zum gelegenen Vorwande, um die wohlbegründeten Schuldforderungen Preußens jetzt hartnäckig zu verweigern. Krusemarck gab sich alle Mühe, die Sache Preußens zu fördern, aber er erreichte nichts weiter, als daß ihn der Kaiser an Maret und der Minister wieder an den Kaiser verwies.

Metternich dagegen versetzte die Konvention in aufrichtiges Entsetzen: er sah in dem Abfalle Yorks das Aufflammen einer deutschen Revolution. Ihn beruhigte die Erklärung Knesebecks, der am 4. Januar nach Wien abgegangen war, sehr wenig, daß Preußen ohne die Zustimmung

Österreichs keinen Separatfrieden mit Rußland schließen werde. Er zeigte sich spröder denn je.

Für Preußen aber waren jetzt die Beziehungen zu Rußland viel drängender geworden, als diejenigen zu Österreich. Schon in den letzten Dezembertagen war in Berlin ein Schreiben des Kaiser Alexander eingetroffen, in welchem er für den Fall des Bündnisses die Wiedereinsetzung Preußens in diejenige Machtstellung, welche es vor dem Kriege von 1806 besessen, für den Weigerungsfall dagegen den Verlust von Ostpreußen in Aussicht stellte. Daraufhin wurde Natzmer in das russische Hauptquartier entsendet, um die Bereitwilligkeit Preußens, über den Abschluß eines Bündnisses mit Rußland zu verhandeln, zu erklären.

York jedoch, der „zu früh“, wie Hardenberg sagte, „dem Fasse den Boden ausgeschlagen“ hatte, wurde alsbald seines Kommandos wie seiner Stellung als General-Gouverneur der Provinz Preußen entsetzt. Indessen da die Absetzungsordre ihm nicht in amtlicher Form mitgeteilt, sondern nur durch Zeitungsnachrichten bekannt wurde, so kehrte er sich nicht daran, sondern forderte den General von Borstell, an welchen Blücher nach dem Abschlusse des französischen Bündnisses das General-Kommando in Pommern abgegeben hatte, auf, in Gemeinschaft mit ihm an der Spitze der Russen den Krieg gegen Frankreich zu eröffnen. Auch den General von Bülow, der in Westpreußen kommandierte, ermahnte er dringend, jetzt „zu handeln und kraftvoll aufzutreten“. „Erkämpfen, erwerben wollen wir“, schloß er, „unsre nationale Freiheit und unsre Selbstständigkeit.“ Und in dem gleichen Sinne kam jetzt Bittschrift über Bittschrift, Deputation über Deputation an den König, den Leiden der Fremdherrschaft eine Ende zu machen, ihr Joch abzuwerfen. So erging denn am 12. Januar der Befehl zu einer ansehnlichen Vermehrung des Heeres. Bülow fuhr mit der Ergänzung der Wehrkraft Westpreußens fort; zehn Millionen Tresorscheine wurden kreiert, um Mittel für den Augenblick zu schaffen.

Nach den Vorgängen in Königsberg, vollends seit der Abfall Yorks bekannt geworden war, setzten die Franzosen ohne Rast ihren Rückzug fort. York verließ, über die Festsetzungen der Konvention hinausgehend, Tilsit und drang bis an die untere Weichsel vor. In Preußen rückten die Russen ein; als ihr Bevollmächtigter erschien der Freiherr vom Stein, um die Kräfte Ost- und Westpreußens für die Fortsetzung des Krieges in Bewegung zu setzen. Aber nicht für Rußland, sondern für Preußen wollte die Provinz sich wappnen. Das permanente Komitee der Provinzialstände Preußens trat zusammen, um die Wehrhaftmachung der Provinz zu beraten. York sowohl wie Graf Dohna, der frühere Minister, und Schön setzten Stein

patriotischen Widerstand entgegen. In drei Tagen waren die wesentlichen Beschlüsse gefaßt: eine Reserve von 13000 Mann sollte gebildet, eine Landwehr von 20000 Mann errichtet und die älteren Bewohner als Landsturm aufgeboten werden. Die Genehmigung des Königs war vorbehalten, doch wurde bei der Dringlichkeit der Umstände sofort zur Ausführung geschritten.

Alle waffenfähigen Männer zwischen 45 und 60 Jahren bildeten den Landsturm, mit Sensen, Piken, überhaupt jedem tödlichen Instrument bewaffnet, nur in den Umrissen militärisch organisiert, bestimmt den Feind von den Grenzen abzuhalten. Zur Landwehr sollten alle Männer bis zum 45. Jahre gehören, ohne Unterschied des Standes und der Religion, nur Geistliche und Lehrer ausgenommen; sie war in Uniform und Exerzitium einfacher als die Linie, nicht durchweg mit Gewehren bewaffnet, aber doch so weit militärisch organisiert, um neben der Linie verwandt zu werden. Mit Begeisterung trat die ganze Provinz unter Waffen. Ernst Moritz Arndt war im Gefolge Steins herbeigekommen. In der schlichten körnigen Sprache der Bibel geschrieben: wie schürten seine Schriften „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann“ und „Was bedeutet Landsturm und Landwehr?“ die patriotische Glut! Niemand verbarg sich, als man die Beschlüsse zu einer Volksbewaffnung gegen den Volksfeind faßte, wie groß das Wagnis wäre: mußte doch das Mißlingen Vaterland und Existenz kosten; aber man vertraute darauf, daß der König das nicht mißbilligen würde, was in dem Geiste patriotischer Treue unternommen war.

In Wirklichkeit hinderte auch niemand den General York, sich nach wie vor als General-Gouverneur von Preußen zu gerieren und die Ausführung jener Beschlüsse energisch in die Hand zu nehmen. Allein das offene befreiende Wort wurde noch nicht gesprochen. Von allen Seiten drang man daher in den König, Berlin, wo er nicht Herr seiner Entschlüsse zu sein schien, zu verlassen und sich nach Schlesien zn begeben. Indes König Friedrich Wilhelm zögerte. Fürst Hatzfeld war nach Paris gesandt, um die Zahlung der 94 Millionen Francs, die Frankreich Preußen schuldete, zu betreiben, und auch Napoleons Zorn über den Abfall Yorks zu beschwichtigen. Von der Verlegung der Residenz nach Schlesien aber stand zu erwarten, daß sie in Paris als ein franzosenfeindliches Ereignis gedeutet werden würde, obgleich sie als eine vielleicht bevorstehende Möglichkeit dem französischen Kaiser angekündigt und von diesem nicht verworfen worden war.*)

Dennoch erweckte es Sorge, daß die Division Grenier in Berlin einrückte und sogar der Versuch gemacht wurde, sie in Potsdam, der Residenz

*) M. Lehmann, Scharnhorst, II, 490.

des Königs, gegen die ausdrückliche Bestimmung des Februarvertrages vom Jahre 1812 einzuquartieren: auch blieb nicht unbemerkt, daß Marschall Augereau, der in den Marken kommandierte, mit St. Marsan Besprechungen hielt. Das Gerücht verbreitete sich, daß die Franzosen einen Anschlag auf die Freiheit der königlichen Familie vorbereiteten. Am Abend des 17. Januar glaubte Hardenberg zu erkennen, daß etwas im Werke sei. Er ließ sechs Pferde vor seinen Wagen legen und jagte nach Potsdam hinaus: mit scharfen Patronen versehen, trat die Potsdamer Garnison unter dem Vorwande einer Parade vor dem Herzoge von Koburg unter das Gewehr, und das Leibregiment in Berlin erhielt den Befehl, nach Potsdam zu marschieren. In Berlin war die Aufregung grenzenlos; aber alles blieb jetzt ruhig. Noch einige Tage weilte der König in Potsdam. Donnerstag den 21. Januar fand die Einsegnung des Kronprinzen statt, der in seinem Glaubensbekenntnis der allgemeinen Zuversicht Worte gab: „Ich glaube an Den, der zum Übermut spricht: bis hierher und nicht weiter!" Dann erfolgte am nächsten Tage die Abreise der königlichen Familie nach Breslau. In Berlin wurde zur Erledigung der laufenden Angelegenheiten eine Ober-Regierungskommission unter dem Grafen Golz mit der Weisung eingesetzt, die friedlichen Beziehungen zu Frankreich so lange wie möglich aufrecht zu erhalten.

Die Übersiedelung des Königs nach Breslau machte im preußischen Volke allenthalben den freudigsten Eindruck: war er doch jetzt frei von dem Zwange der Franzosen. Mit Spannung erwartete man daher die Maßregeln, die er nunmehr treffen würde. Und rasch folgten sich jetzt auch die wichtigsten Entschließungen. Hardenberg, Scharnhorst und General von Hake erhielten unverzüglich den Auftrag, die Streitkräfte Preußens so schnell wie möglich zu vermehren. Noch immer war aus Wien keine befriedigende Antwort auf Preußens Anfragen da; am 22. Januar hatte Knesebeck diese in dringendster Form wiederholt. Jetzt erhielt er die Weisung, eine Antwort gar nicht weiter abzuwarten. Ein Schreiben des russischen Kaisers aus Lyck traf in Breslau ein mit der entschiedenen Mahnung, mit dem Abschlusse des Bündnisses nicht länger zu zögern. Sofort wurde Graf Brandenburg mit der mündlichen Antwort des Königs an Alexander gesandt; ihm folgte nach einigen Tagen, eben aus Wien zurückgekehrt, Knesebeck, um den Abschluß des Bündnisses mit Rußland vorsichtig einzuleiten. Denn freilich glaubte König Friedrich Wilhelm nicht nur nach den Tilsiter Erinnerungen, sondern auch nach der ganzen Sachlage, wie sie jetzt war, der Vorsicht zu bedürfen.

Wohl hat Kaiser Alexander das welthistorische Verdienst, die französische Niederlage nicht bloß als eine Befreiung Rußlands, sondern als den

Anfang des Umsturzes der napoleonischen Herrschaft angesehen zu haben. Aber die meisten seiner Generale betrachteten den Krieg mit der Vernichtung der französischen Armeen im Grunde als beendigt und rechneten, was doch hauptsächlich die Zuchtlosigkeit der Franzosen verschuldet hatte, sich als Verdienst an. Sie thaten groß mit der Stärke der russischen Truppen, von der doch nur etwa ein Viertel wirklich vorhanden war, traten allenthalben als Herren auf und zeigten nicht übel Lust, das preußische Land bis an die Weichsel für Rußland in Besitz zu nehmen. Aber doch getrauten sie sich erst im Februar die Weichsel zu überschreiten, als sich York mit dem ostpreußischen Aufgebot, damit nicht die Russen als die Befreier Preußens erschienen, in Bewegung setzte.

Nun verlangte Knesebeck vor allem, daß sich Rußland verpflichte, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis Preußen diejenigen Länder wiedergewonnen hätte — außer Hannover und Bialystok — die es vor dem Kriege von 1806 besessen hätte, oder doch eine Entschädigung dafür. Allein damit waren die Pläne Alexanders, Polen in irgend einer Art wiederherzustellen, nicht vereinbar. Gleich in der ersten Audienz wies er daher den preußischen Entwurf, welcher Warschau für Preußen verlangte, zurück und sandte ohne Knesebecks Wissen Stein und den Staatsrat von Anstett an König Friedrich Wilhelm, um — wie es Stein ihm dringend ans Herz gelegt hatte — direkt mit dem preußischen Kabinett den Bündnisvertrag abzuschließen.

Wie hatten in den wenigen Wochen dazwischen sich die Verhältnisse in Breslau so anders gestaltet! Scharnhorst war dort jetzt, wie der rührigste, so auch der mächtigste Mann. Schon vor dem Ende des Januar waren die Krümper und die neuen Rekruten auf ihren Sammelplätzen versammelt; an vielen Orten hatte man mit Musik sie eingeholt und weiter geleitet: fühlte doch jedermann mit frohem Herzen, wem die Rüstung galt. Nun erschien auf Scharnhorsts Veranlassung die „Bekanntmachung in betreff der zu errichtenden Jägerdetachements“. „Die eingetretene gefahrvolle Lage des Staates“, beginnt der Aufruf, „erheischt eine schnelle Vermehrung der vorhandenen Truppen“. Gegen wen, war nicht gesagt: aber wer hätte es nicht gefühlt? Diese freiwilligen Jägerabteilungen sollten dazu dienen, diejenigen jungen Leute, welche bisher vom Dienste befreit, doch wohlhabend genug waren, sich selber auszurüsten, in einer ihrer Erziehung angemessenen Form zum Militärdienste heranzuziehen.

In heller Flamme brach jetzt die Begeisterung des preußischen Volkes zutage. Was bisher als ingrimmiger Welschenhaß erschienen war, offenbarte sich jetzt als helle Kampfesfreudigkeit, als Opfermut ohne gleichen. Tag für Tag strömten die Freiwilligen nach Breslau; aus Berlin allein

meldeten sich in drei Tagen 9000. Der König stand mit Scharnhorst am Fenster des Breslauer Schlosses: als aber der lange Wagenzug, der immer neue Freiwillige herbeibrachte, schier gar nicht enden wollte, da brach sein altes Mißtrauen in die Volksbegeisterung, und die hellen Thränen stürzten ihm aus den Augen.

Rasch folgten sich jetzt die Ereignisse. Der Aufruf, vom 3. Februar 1813 datiert, erschien am 9. Februar in den Berliner Zeitungen, die ihn schnell durch das ganze Land trugen. Am 9. Februar folgte ihm die Aufhebung der bisherigen Ausnahmen von der Kantonpflicht; damit wurde, zunächst für die Dauer des Krieges, die allgemeine Wehrpflicht verwirklicht. Am 10. Februar war der Bericht des Fürsten Hatzfeld aus Paris eingelaufen, daß Napoleon Preußen jede Unterhandlung mit Rußland untersage. Schon am 13. beantwortete Hardenberg das Verbot damit, daß er Napoleon die Sendung Knesebecks in das russische Hauptquartier anzeigte, die Räumung von Danzig und den preußischen Oderfestungen und die alsbaldige Zahlung wenigstens der Hälfte der preußischen Forderung verlangte. Am 19. Februar überschritt York die Weichsel und verabredete in Konitz am 22. mit Bülow und dem russischen General Wittgenstein den weiteren Vormarsch bis an die Oder. Aber schon war am 20. eine Abteilung Kosaken unter Umgehung der französischen Stellungen bis nach Pankow vorgedrungen. Die ihnen entgegenrückende Reiterei warfen sie in stürmischem Anlauf zurück und drangen nun in wildem Jagen durch das Schönhauser, das Landsberger und das Neue Königsthor in Berlin ein. Jubelnd begrüßten die Bürger die Verwegenen und stellten sich auf ihre Seite. Ein Grobschmied mit seinem Hammer die Kanoniere niederschlagend, vernagelte auf dem Schloßplatze die französischen Kanonen, bis er den Bajonettstichen der Andrängenden erlag. Und an der Schleusenbrücke stürzten die Bürger einen Pulverwagen in den Fluß. Zwar mußten die Kosaken die Stadt wieder verlassen; aber mit Grauen erkannten die Franzosen, was für ein Geist jetzt die Berliner beseelte. Da erschien, von England kommend, Gneisenau zu Schiffe in Kolberg. Mit feurigem Worte bestimmte er Borstell, auf eigne Faust ein Abkommen mit England zu schließen. Dann setzte sich Borstell mit seinen Pommern in Marsch, um Berlin zu befreien. Aber der Vizekönig Eugen von Italien getraute sich bei der in Berlin herrschenden Stimmung nicht, deren Anmarsch abzuwarten: am 4. März verließen die Franzosen Berlin durch das Hallische Thor, während zugleich an der entgegengesetzten Seite der Stadt vor dem Oranienburger Thore die russischen Vortruppen unter General Tschernytschew erschienen. Auf dem Bellalliance-Platze noch holten sie die Abziehenden ein und verfolgten sie unter fortwährenden Gefechten über Schöneberg hinaus bis Steglitz.

Noch im Februar hatte Hardenberg auch mit England und Schweden Verhandlungen über den Abschluß eines Bündnisses mit Preußen eingeleitet. Jetzt kam auch das russische Bündnis zum raschen Abschluß. Am 25. Februar waren Stein und Anstett in Breslau eingetroffen. Rasch verständigten sie sich mit Hardenberg dahin, daß bei der Wiederherstellung Preußens, die in den früheren statistischen und finanziellen Grenzen erfolgen solle, Preußen von seinen polnischen Besitzungen nur so viel erhalte, wie zur Verbindung Ostpreußens mit Schlesien erforderlich sei; die nötigen Entschädigungen werden in Deutschland ihm zugesichert. Dafür verpflichtet es sich, zu den 150000 Mann russischer Truppen ein Hülfskontingent von 80000 Mann (Linie und Landwehr) zu stellen. Dem Könige Friedrich Wilhelm waren diese Bestimmungen zu unbestimmt. Aber er hatte erkannt, daß sein Volk den sofortigen Kampf gegen Frankreich verlange; er hatte gelernt, zu der Begeisterung seines Volkes Vertrauen zu fassen; er übertrug dies Vertrauen auf seinen Bundesgenossen und nahm den Vertragsentwurf, vielleicht mehr hochherzig als vorsichtig, an. Am 27. Februar wurde in Breslau, am 1. März in Kalisch das Bündnis Preußens mit Rußland unterzeichnet, als dessen Zweck die Befreiung Europas hingestellt war.

Die Entscheidung war gefallen. Jetzt wartete Hardenberg nur noch auf Hatzfeldts Bericht. Erst am 15. März langte von ihm Nachricht an: Napoleon habe noch nicht auf das preußische Ultimatum geantwortet. Da zögerte denn Hardenberg nicht länger; soeben traf auch Kaiser Alexander, mit Jubel von der Bevölkerung empfangen, persönlich in Breslau ein. So ließ denn der Staatskanzler am 17. März dem französischen Gesandten St. Marsan eine vom 16. März datierte Erklärung übergeben, welche die Beschwerden Preußens seit Tilsit zusammenfaßte, den Bund mit Rußland und den Entschluß zum Kriege mit Frankreich ankündigte. An demselben Tage — am 17. März — hatte St. Marsan eine Depesche von Napoleon erhalten: sie beantwortete das preußische Ultimatum in entgegenkommender Weise; Napoleon war nicht abgeneigt auf einen Waffenstillstand einzugehen und auch der Ausgleichung der preußischen Geldforderungen näher zu treten. Aber jetzt war es zu spät! Die Zeit des Verhandelns war vorüber: St. Marsan verließ Breslau.

Seinem Volke gab König Friedrich Wilhelm an dem gleichen Tage seinen Entschluß in dem „Aufruf an Mein Volk“ kund. Gneisenau, der durch Hardenberg nach Breslau berufen war, hatte die Anleitung dazu gegeben und der Präsident von Hippel nach dieser ihn verfaßt; der König hieß ihn gut, wenn er auch einiges änderte. Die ganze Nation forderte der König darin zur Teilnahme an einem Kampfe auf, welcher der Befreiung

des Vaterlandes gelte; mit einfachen, eindringenden Worten schlug er die tiefsten Saiten an, welche in dem Gemüte einer edlen Nation erklingen können: so hatte noch niemals ein absoluter König zu seinem Volke gesprochen!

Es war eine Zeit ohne gleichen, diese Wochen des Februar und März. Der Aufruf vom 3. Februar hatte sich an die Gebildeten im Volke gerichtet; jetzt rief der König das ganze Volk: und alle, alle kamen! Die Begeisterung zu steigern war nicht möglich, aber sie setzte sich fort bis in die entlegensten Dörfer, bis in die Hütten der Ärmsten. Die Universitäten lösten sich auf, da die Studenten zu den Waffen eilten. Professor Steffens führte aus der Vorlesung seine sämtlichen Hörer zum Sammelplatz der freiwilligen Jäger. Die oberen Klassen der Gymnasien wurden leer: aus Berlin allein stellten sich 370 Primaner und Sekundaner unter die Fahnen. Kaufleute und Künstler, Handwerker und Bauern eilten herbei. In Pommern mußten die Behörden vielfach ihre Thätigkeit einstellen, weil die Beamten alle zu den Waffen drängten: Dorf und Stadt regierten dieweil sich selber. Wer nicht selbst mehr die Waffen führen konnte, half mit freiwilligen Gaben zur Ausrüstung eines andern. Beamte verzichteten auf ihre Besoldung, Bergknappen in Schlesien auf ihren Lohn, arme Studenten verkauften ihre Bücher, um für sich oder andere Waffen zu kaufen. In Anklam verkaufte ein armer Schäfer seine Herde, sein einziges Eigentum, um sich zum Eintritt in sein altes Regiment auszurüsten. Kinder brachten ihre Sparpfennige, Dienstboten und Invaliden gaben wetteifernd ihr Scherflein. Es kam vor, daß junge Mädchen, wie Fernanda von Schmettau, ihr langes Haar verkauften, um den Erlös darzubringen; ja, mehr als eins trat in Männerkleidung, wie Eleonore Prohaska aus Potsdam, in die Reihen der Kämpfer. Zu Tausenden wurden die goldenen Trauringe für eiserne eingetauscht; Bauern lieferten freiwillig ihre letzten Pferde ab und spannten sich dann selbst vor den Pflug. Von jenem unheimlichen Fanatismus, der in den Revolutionszeiten die Franzosen unter die Waffen getrieben, war keine Spur. Wie eine religiöse Weihe ging es durch die Gemüter; aus der Predigt und vom Tische des Herrn weg zogen die Freiwilligen in den heiligen Krieg. Den Berlinern hielt Schleiermacher zum Abschiede über die Zeichen der neuen Zeit nach Matthäus 11, 4—6 eine ergreifende Predigt, an deren Schluß er die Mütter der jungen Krieger glückselig pries, solche Söhne geboren zu haben: sie weinten und schluchzten, aber sie waren glückselig.

Die Zeitungen trugen das Ihrige dazu bei, die allgemeine Begeisterung zu schüren; fast täglich brachten sie patriotische Aufsätze und Gedichte, in denen sich die Erregung der Zeit widerspiegelte. Von Niebuhr heraus-

gegeben, erschien „der Preußische Korrespondent“, die erste deutsche Zeitung, welche die Gedanken und Wünsche der Nation zu einem selbstbewußten Ausdruck zu bringen suchte. Selbst die Vossische Zeitung in Berlin, die es all die Jahre über mit den Franzosen gehalten hatte, bekam patriotische Anwandlungen. Flugblätter erschienen ohne Zahl, wie einst in den Zeiten der Reformation. Volksweisen erklangen mit einem Male wieder in hellem Sang, und manchem Dichter gelang es, das glücklich auszudrücken, was das Herz des Volkes erfüllte. Freudig bewegt sang Fouqué: „Frisch auf zum fröhlichen Jagen!“ Frisch erklang Arndts: „Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!“ Dazwischen ertönten Schenkendorfs schwermütige Weisen, erklirrten Rückerts „geharnischte Sonette“. Aber der sangesreichste war der junge Theodor Körner, dem an jedem Biwakfeuer in feurigem Freiheitsmute die frischen Schlacht- und Reiterlieder entströmten.

Seit dem Ende des Februar hatte die Bevölkerung gar nicht mehr die Anordnungen der Regierung abgewartet, sondern allerorten schon aus eigner Bewegung angefangen, sich nach dem Beispiele Ostpreußens militärisch zu organisieren. In Pommern war die Stimmung eine so erregte, daß man jeden Tag eine Erhebung der Provinz gegen die Franzosen erwartete.

Da erschien an dem denkwürdigen 17. März die Verordnung des Königs zur Errichtung der Landwehr und brachte Regel in die Bewegung. Was Clausewitz in Scharnhorsts Gedanken in Ostpreußen durchgeführt hatte, wurde nunmehr mit einigen Änderungen auf die ganze Monarchie übertragen. In jedem Kreise wurden die wehrhaften Männer von 17—40 Jahren zusammenberufen und in kräftigen Worten über den Zweck der Einrichtung belehrt. Dann wurden die Freiwilligen vorgerufen; was an der zu stellenden Mannschaft dann etwa noch fehlte, wurde durch das Los ausgehoben. In der Kirche hielt der Geistliche an die so gebildete Mannschaft eine herzliche Ansprache, in welcher er ihr das Ehrenvolle und Rühmliche ihres Berufes vorstellte; dann leisteten die Landwehrmänner den Soldateneid. Von den Gemeinden eingekleidet, erhielt die Landwehr in ihrem Kreise keinen Sold, außerhalb des Kreises trat sie in den Sold des stehenden Heeres. Eine blaue oder schwarze Litewka, weite leinene Beinkleider und eine Tuchmütze bildete die Uniform; vorn an der Mütze war ein weißes Blechkreuz angeheftet mit der Inschrift: „Mit Gott für König und Vaterland.“

Die Umgehung der Wehrpflicht war mit strengen Strafen bedroht. Es war unnötig: so eifrig drängte sich die Mannschaft heran. Selbst außerhalb Preußens gab es zahlreiche junge Leute, welche, dem preußischen Wehrgesetze nicht unterworfen, doch an dem Kampfe für die Freiheit Deutschlands teilzunehmen begehrten. Im Hinblick auf sie gab der König schon

im Februar dem Waffengenossen Schills, dem Major von Lützow, die Erlaubnis das „königlich preußische Freicorps“ zu errichten, über welches Körners Lieder später einen so romantischen Schimmer gebreitet haben. Im März wurde auch dem Hauptmann von Reiche und dem Oberstleutnant von Reuß die Errichtung eines „ausländischen freiwilligen Jägercorps“ verstattet.

Dagegen versuchte die polnische Bevölkerung in Preußen und Oberschlesien sich vielfach, natürlich erfolglos, der Wehrpflicht zu entziehen: ihr galt das preußische Vaterland nichts. Die Landwehr aber nahm es über Erwarten, Dank dem guten Geiste, der sie erfüllte, schon nach wenigen Monaten an militärischer Haltung in der Schlacht durchaus mit der Linie auf, wenn sie auch nicht so schmuck und so kriegerisch wie diese aussah.

Nachdem die Landwehrbataillone formiert waren, erschien am 21. April die Verordnung über den Landsturm. Auf Scharnhorsts Veranlassung hatte Hippel sie entworfen, nicht ohne an manchen Stellen auf Einrichtungen des Tiroler Aufstandes vom Jahre 1809 Bezug zu nehmen. Der Landsturm sollte die Knaben von 15 bis 17 und die Männer von 40 bis 60 Jahren umfassen. So drang es in das Bewußtsein des Volkes, daß dieser heilige Krieg die gemeinsame Sache aller sei. Bewaffnet, wie es die Umstände zuließen, hatte der Landsturm die Bestimmung, dem Feinde den Aufenthalt im Lande unmöglich zu machen. Er erwies sich sehr nützlich im Wach- und Botendienste, im Wegfangen der Marodeure und Versprengten, und gewährte den großen Vorteil, daß nunmehr fast die gesamte Linie und Landwehr für den Feld- und Festungskrieg verfügbar wurde.

So trat das ganze Volk in Waffen. Und es entsprach dem Geiste dieses Krieges, daß als einziges Ehrenzeichen für denselben, am Geburtstage der unvergeßlichen Königin Luise, am 10. März, König Friedrich Wilhelm den Orden des Eisernen Kreuzes stiftete und zugleich verordnete, daß die Namen der Gefallenen auf ehernen Tafeln in den Kirchen für alle Zeiten aufbewahrt würden.

Auf 80000 Mann hatte Hardenberg für den Kalischer Vertrag, „um nicht zu übertreiben“, die Leistung Preußens berechnet: und welches war nun das Ergebnis! Zu der auf 46 000 Mann verstärkten alten Linien-Armee stellte Preußen, dies Land von nur 4½ Millionen Bewohnern, ausgesogen bis aufs Mark durch die Franzosen und durch die Lieferungen des Jahres 1812 wieder tief heruntergebracht: 95000 Rekruten, 10000 freiwillige Jäger und 120000 Mann Landwehr, zusammen 271 000 Mann. Das macht, von dem Landsturm ganz abgesehen, einen Soldaten auf siebzehn Einwohner! Die größte kriegerische Leistung, von welcher die Geschichte der gesitteten Nationen zu berichten weiß! Um so schmerzlicher, daß dem

preußischen Volke, man kann wohl sagen vom ersten Tage an, der Lohn für diese Anstrengung ohne gleichen verkümmert wurde. Denn neben den 150 000 Mann, welche Rußland nach dem Kalischer Vertrage stellte, erschienen die 271 000 Preußen, die doch nur, wiewohl ihre Zahl während des Sommers durch Nachschübe noch immer höher anwuchs, für 80 000 Mann galten, als ein bloßes Hülfscorps. Nun standen aber jene 150 000 Russen lediglich auf dem Papier; erst im September erreichten die russischen Streitkräfte wirklich diese Höhe, im Frühjahr 1813 dagegen betrugen sie kaum 100 000 Mann. Dennoch, auf die Ziffern des Kalischer Vertrages pochend, verlangten die Russen den Oberbefehl und drängten das ihnen fast dreifach überlegene preußische Heer, geflissentlich in die zweite Linie, während die Preußen es waren, die den Krieg zu führen, die Schlachten zu schlagen hatten. Und diese selben unwahren Kalischer Ziffern sind später bei der Verteilung der englischen Subsidiengelder und, was das ärgste war, bei der Bemessung der preußischen Entschädigung zu Grunde gelegt worden, ohne daß weder der König noch Hardenberg die Ansprüche Preußens gegen die großsprecherische Anmaßung Rußlands durchzusetzen im stande waren.

In Breslau saß „der Waffenschmied der deutschen Freiheit“ und organisierte mit bewunderungswürdiger Umsicht und unermüdlichem Eifer die mächtig sich erhebende Wehrkraft des preußischen Volkes für den Moment der Waffenentscheidung. Dorthin war jetzt auch Blücher gekommen. Am 11. November 1811 auf das Verlangen Napoleons verabschiedet, wurde ihm auf Scharnhorsts Antrag durch ein königliches Handschreiben vom 28. Februar 1813 das Kommando über diejenigen Truppen übertragen, welche zuerst ins Feld rücken sollten. Fröhlich wie ein Jüngling weilte der greise General in Breslau: „wie das heilige Donnerwetter“ wollte er auf die Franzosen los; denn er fürchtete, die Feinde möchten zu Atem kommen, bevor man sie angriffe. Aber die Rastlosigkeit Scharnhorsts, wie das Ungestüm Blüchers, scheiterten an der Zögerung der Russen.

In Kalisch war Scharnhorst der Vertreter Preußens gewesen. Aber in den Verhandlungen über den Kriegsplan, welche dem Abschlusse des Bündnisses sich anschlossen, hatte auch er es nicht abwenden können, daß der Oberbefehl über die ganze Streitmacht der Verbündeten dem Fürsten Kutusow übertragen wurde. Indes wurden aus den am weitesten vorgerückten Russen und den Preußen zwei vordere Armeen gebildet, von denen die nördliche, aus Russen und dem Corps Yorks bestehend, in Wittgenstein einen russischen, die südliche wenigstens, aus Preußen und dem russischen Corps Wintzingerode bestehend, in Blücher einen preußischen Anführer erhielt. Das war die glücklichste Wahl, die getroffen werden konnte; denn keiner besaß wie der greise General die Liebe und das unbegrenzte Vertrauen des

Heeres, keiner verstand wie er, selbst voll hoher Begeisterung, die Soldaten für die Sache des Vaterlandes zu begeistern, keiner kam ihm an Heldensinn, Scharfblick und Ausdauer gleich. Scharnhorst begnügte sich wieder mit der Stellung eines Chefs des Generalstabes unter seinem alten General von 1806, Gneisenau wurde als zweiter Offizier des Generalstabes ihm zugeteilt.

Sobald nur die Kriegserklärung an Frankreich ergangen war, zögerte nun auch Blücher keinen Tag. Selbst fieberkrank, ließ er ohne Verzug seine Armee auf der Straße nach Dresden vorrücken. Unterwegs nahm er ohne weiteres den Kottbusser Kreis, den Napoleon 1806 an Sachsen gegeben hatte, wieder für Preußen in Besitz. Die Franzosen wichen aus Sachsen, doch nicht ohne daß Davout vorher zwei Bogen der Dresdner Elbbrücke in die Luft sprengen ließ. Am 30. März zog Blücher mit der „Schlesischen“ Armee — wie man sie zu nennen begann — in Dresden ein. Drei Tage später rückte er auf Altenburg. Aber hier mußte er zwei Wochen in quälendem Warten verbringen; so weit war die russische Hauptarmee noch zurück!

Die nördliche der vorderen Armeen hatte unterdessen aus Norddeutschland die Franzosen verjagt. Dauernde Erfolge zu sichern, war sie jedoch viel zu schwach. Anfang März war Wittgenstein über die Oder gegangen; am 10. März folgte ihm York, der, am 12. Februar zum Oberbefehlshaber der Truppen von Preußen und Pommern ernannt, jetzt auch die Corps von Bülow und Borstell an sich zog. Vor dem nahenden Feinde hatten die Franzosen Berlin verlassen: am 11. März hielt Wittgenstein, am 17. York Einzug in die Landeshauptstadt. Mit unermeßlichem Jubel begrüßten die Berliner den strengen Alten: jetzt erst fühlten sie sich wieder frei nach der langen Zeit des schrecklichen Druckes.

Inzwischen war Oberst von Tettenborn, ein verwegener Reiterführer, der, im Nordhausischen geboren, 1812 aus österreichischen in russische Dienste gegangen war, mit seinen Kosaken nach Norden abgeschwenkt, um Mecklenburg und die Hansestädte von den Franzosen zu befreien. In Ludwigslust hatte er mit dem Herzoge Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin eine lange Unterredung bei verschlossenen Thüren. Die Folge war, daß der mannhafte Herzog am 14. März an Napoleon den Krieg erklärte, der erste deutsche Souverän, der einzige Rheinbundsfürst, der das jetzt schon wagte. Drei Tage danach hielten die ersten Kosaken am Thore von Hamburg. Leutnant Bärsch, der frühere Tugendbündler, ihr Führer, empfing die Schlüssel der alten Hansestadt. Und als am folgenden Tage Tettenborn selbst an der Spitze seiner Kosaken und Baschkiren einritt, da wußten sich die biederen Hamburger in ihrer überschwenglichen Freude auch ohne Dolmetscher mit ihren struppigen Befreiern zu verständigen, bekränzten

selbst die Pferde mit Blumen und Laubwerk und rissen in aufwallendem Ungestüm die Zeichen ihrer bisherigen Knechtschaft, die „verfluchten französischen Aasgeier"' von den öffentlichen Gebäuden der Stadt herunter.

Ein andres russisches Corps unter Tschernytschew, durch Lübecker unterstützt, schlug am 2. April die Franzosen unter Morand bei Lüneburg, sodaß die Franzosen nunmehr auch aus Hannover und Oldenburg wichen.

Bis an die holländische Grenze war Norddeutschland frei: nur in einigen Festungen noch hielten sich die Franzosen. Der Vizekönig Eugen hatte sich über Wittenberg auf Leipzig zurückgezogen, links auf Magdeburg, rechts auf Dresden sich stützend, bis Blüchers Vorrücken ihn nötigte, nach dem starken Magdeburg sein Hauptquartier zu verlegen.

Zur Verwaltung der eroberten und noch zu erobernden Länder des Rheinbundes wurde am 19. März durch die verbündeten Monarchen ein Centralverwaltungsrat eingesetzt, zu dessen Mitgliedern von russischer Seite Graf Kotschubey und Stein, von preußischer Schön, der Präsident von Gumbinnen, und der Freiherr von Rhediger, ein schlesischer Grundbesitzer, vielerfahren in staatsrechtlichen Fragen, ernannt wurden. Zum Präsidenten war Kotschubey bestimmt; da er aber in der Regel nicht anwesend war, so führte in Wahrheit Stein den Vorsitz, in dessen Hand damit eine solche Machtfülle gelegt war, daß man ihn wohl den „Kaiser von Deutschland" genannt hat. Die Aufgabe dieses Centralrates war, die militärischen und finanziellen Kräfte dieser Länder für den Krieg verfügbar zu machen. Er zog demnach die Einkünfte für die verbündeten Mächte ein (Art. 4) und leitete die Aushebung der Mannschaft (Art. 7) sowie die Bildung einer Linienarmee, einer Landwehr und eines Landsturmes (Art. 8).

Am 25. März ließ dann im Namen der verbündeten Mächte der Marschall von Kutusow von Kalisch eine Proklamation ergehen, welche in pathetischen Worten diejenigen Rheinbundsfürsten, welche „der deutschen Sache abtrünnig bleiben" würden, mit Absetzung bedrohte. Indes nur ein Fürst folgte der Mahnung: der Herzog von Mecklenburg-Strelitz, der Bruder der Königin Luise, erklärte am 30. März den Krieg an Frankreich. Wohl versicherte der König von Sachsen: gegen die verbündeten Monarchen durchaus gut gesinnt zu sein, aber er glaubte doch „seinen Verhältnissen" folgen zu müssen. Bayern zeigte sich zu Unterhandlungen geneigt; als aber Napoleon durch den bayrischen Gesandten in Paris, von Cetto, „die schönsten Zusicherungen" sandte, trat Montgelas wieder in die Gefolgschaft Napoleons*). Und in Württemberg trat König Friedrich jeder deutsch-patriotischen Regung schroff entgegen.

---

*) W. Oncken, Österreich und Preußen im Befreiungskriege. I, 346.

Und gerade aus Württemberg tönte die einzige Stimme herüber, die einen wärmeren Herzschlag verriet, die des schwäbischen Sängers Uhland. Sonst blieb alles öde und tot in den Rheinbundsstaaten: nirgends eine Spur von innerer Anteilnahme, von deutschem Nationalgefühle. Nur in den früher preußischen Landen Westfalens und in dem altpreußischen Ostfriesland fand die preußische Begeisterung Nachhall. Die gebildete Jugend, die Studenten Halles voran, schlich sich nach Preußen durch, um in den Reihen der Freicorps für die Befreiung ihres alten teuren Vaterlandes mitzukämpfen. Es war nicht anders; von Deutschland hatte Preußen nichts zu hoffen!

Aber auch von Österreich nichts: es erklärte sich für neutral, stellte jedoch in Böhmen ein Beobachtungscorps von 60000 Mann auf. Dagegen schloß Preußen mit dem Alliierten Rußlands, mit Schweden, am 22. April ein Bündnis; wogegen Dänemark auf die Seite Frankreichs trat.

Noch war die Armee, welche Napoleon aus Nationalgarden, Freiwilligen und der Aushebung für das Jahr 1814 neu gebildet hatte, weit zurück: unablässsg drängte Blücher vorwärts, um die unersetzliche Zeit zu benutzen. In seinem Hauptquartiere fanden sich jetzt die wackeren Streiter wieder zusammen, die einst im Unmut aus Preußen geschieden waren. Da kam der Major von Grolmann, der in Spanien gegen Napoleon gefochten hatte; da kam der Oberstleutnant von Müffling, der aus weimarischen Diensten in preußische zurückkehrte. Da kam auch der Major von Clausewitz, aber nicht in der blauen, sondern in der grünen Uniform; ohne die Erlaubnis des Königs abzuwarten, war er 1812 in russische Dienste getreten, hatte wesentlichen Einfluß auf die Entschließung Yorks, von den Franzosen abzufallen, ausgeübt, hatte energisch im Geiste seines Lehrers Scharnhorst zur Wehrhaftmachung Ostpreußens mitgewirkt; aber dem Eigenwilligen versagte der König die Rückkehr in seinen Dienst; so hatte ihn denn Wittgenstein auf Scharnhorsts Wunsch als Bevollmächtigten in Blüchers Hauptquartier, wohin er ja gehörte, abgeordnet. Nur Oberst von Boyen fehlte im Kreise dieser alten Genossen und Schüler Scharnhorsts, oder doch eigentlich nicht. Scharnhorst selbst hatte ihn, der sofort jetzt in Preußens Dienste zurückgetreten war, als Stabschef zu Bülows Division gesandt.

Wittgensteins Vortruppen hatten die Elbe erreicht. Jetzt befahl ihm Kutusow nicht weiter vorzugehen, sondern sich näher an Blücher heranzuziehen. Er lud daher Scharnhorst zu einer Besprechung über die weiteren Aktionen ein. In Belzig befand sich Wittgensteins und Yorks Hauptquartier. Dorthin begab sich Scharnhorst, und in den ersten Apriltagen wurde über ein gemeinsames Operieren das Nötige vereinbart. Allein der Vizekönig versuchte der geplanten Vereinigung sich entgegenzustellen. Er nahm hinter der Ehle, 20 km von dem Städtchen Möckern Auf-

stellung. Hier griff ihn Wittgenstein am 5. April an: bei Zehdenick warf Bülows Reiterei die französische zurück, Borstell erstürmte Vehlitz und Yorks Avantgarde unter Oberst von Hünerbein eroberte Dannigkow. So waren die Franzosen auf der ganzen Linie (von Norden nach Süden), und zwar allein durch die preußischen Truppen zurückgeworfen.

Das war für Blücher eine erquickende Botschaft; um so ingrimmiger aber stimmte es ihn, daß er selbst an der Saale stehen bleiben mußte. Denn nur ganz langsam, mit innerem Widerstreben rückte Kutusow heran; war er doch der Meinung, daß je weiter die preußisch-russische Armee den Feind zurückdrängte, dieser um so stärker, sie selbst um so schwächer würde. Aber er verfiel in schwere Krankheit, und die verbündeten Monarchen übertrugen Wittgenstein den Oberbefehl über ihre gesamten Streitkräfte. Damit kam denn nun wohl etwas Bewegung in die Hauptarmee: sie rückte vor, aber so schwach, daß sie noch immerfort Verstärkungen an sich heranziehen mußte.

Scharnhorsts Plan war, vor allem die Armee des Vizekönigs über den Haufen zu werfen, dann um den Harz herumzugehen und an der Eisenach-Frankfurter Straße den nahenden Napoleon in der Flanke zu fassen. Aber er fand weder Wittgensteins noch der Monarchen Beifall. So konnte denn Napoleon ungestört den Vizekönig an sich heranziehen und sein Heer dadurch auf 170000 Mann und 300 Geschütze bringen, während die Verbündeten nicht die Hälfte dieser Streitkräfte zur Hand hatten, um sie ihm entgegenzustellen, als er von Erfurt her gegen sie vorrückte.

Wittgenstein war jedoch zur Schlacht entschlossen: auf der Ebene von Lützen wollte er das verbündete Heer aufstellen, und den auf Leipzig heranziehenden Franzosen in die rechte Flanke fallen. Scharnhorst mißbilligte dies entschieden: diese Art, Stellungen vorher zu bestimmen, wollte ihm nicht in den Sinn. Auch Gneisenau fand die Anlage schlecht. Dennoch beharrte Wittgenstein bei seiner Entschließung: der Morgen des 2. Mai blieb zum Angriffe bestimmt. Doch waren so viel Fehler in den Marschberechnungen gemacht, daß es fast Mittag war, als endlich der erste Kanonenschuß fiel.

Die Preußen bildeten das erste Treffen des Angriffs. Das Neysche Corps, an Stärke ihnen mehr als doppelt überlegen, stand ihnen gegenüber. Anstatt nun aber dies durch einen gewaltigen Stoß zu werfen, hielt Wittgenstein seine Reiterei zurück, und ließ die Preußen Kraft und Mut in mörderischen Dorfgefechten vergeuden. Dadurch erhielt Napoleon, durch den Angriff völlig überrascht, jetzt Zeit, immer frische Truppen vom Marsche heranzuziehen. Den Säbel schwingend, mit dem Rufe: „Es lebe der König!“ führte Scharnhorst den linken Flügel der Preußen zum Sturm vor. Kaltblütig rauchte Blücher seine kurze Pfeife, immer an den gefährlichsten Stellen gegenwärtig. Drei Kugeln trafen den greisen Helden: eine prallte an seinem

Gürtel ab, eine streifte seine Hand, aber die dritte traf ihn empfindlicher in der Seite. Doch sobald nur die Wunde verbunden war, ließ er sich wieder aufs Pferd heben und kehrte in die Schlacht zurück. Allein trotz aller Tapferkeit der Preußen gingen doch die schon eroberten Dörfer Kaja, Rahna, Kleingörschen und Eisdorf an die Übermacht, welche Napoleon heranführte, wieder verloren; nur in Großgörschen behaupteten sie sich, entschlossen, am nächsten Tage den Kampf zu erneuern. Noch am Abend um 10 Uhr läßt Blücher einen Kavallerieangriff auf die feindlichen Lagerreihen unternehmen. Bis an die alte Garde dringt Oberst von Dolffs mit seinen neun Schwadronen vor: der Kaiser und sein Gefolge geraten in große Gefahr, jedoch zwingt Kartätschen- und Gewehrfeuer die Preußen zum Rückzuge. Infolgedessen hielt es Napoleon doch für ratsam, das Hauptquartier noch in der Nacht nach Lützen zurückzuverlegen. Nach Lützen hat er dann, obgleich dort kein Schuß gefallen ist, in der Erinnerung an Gustav Adolf seinen Sieg benannt.

Mit sichtbarer Kampfesfreude erwarteten die Preußen, die mit todverachtender Tapferkeit ihre Feuertaufe am 2. Mai bestanden hatten, die Fortsetzung der Schlacht am nächsten Morgen. Auch König Friedrich Wilhelm war dafür, war doch das 11 000 Mann starke Corps von Miloradowitsch und die russische Garde noch gar nicht zum Schlagen gekommen. Allein Wittgenstein war für den Rückzug, da es der russischen Artillerie an Munition fehle. Noch in der Nacht begab sich daher Kaiser Alexander zu dem Könige von Preußen; er ließ ihn wecken und, auf einem Stuhle vor dessen Bette sitzend, suchte er ihn für den Rückzug über die Elbe zu gewinnen. „Das kenne ich schon“, sagte der König, „wenn wir erst anfangen zu retirieren, werden wir nicht an der Elbe damit aufhören, sondern auch über die Weichsel gehen: auf diese Art sehe ich mich schon wieder in Memel!“ Und nur im höchsten Unwillen gab er seine Zustimmung.

Mürrisch zogen die verbündeten Armeen ostwärts über Meißen zurück. Den Geist des Unmutes zu bannen, der sich wie eine düstere Wolke über seine tapferen Preußen legen wollte, war Blüchers erste Sorge. Auf dem Marsche ließ er sie Halt machen und ritt vor die Front, in seiner volkstümlichen, Platt- und Hochdeutsch mischenden Weise sie anredend: „Guten Morgen, Kinder! Dit Mal hat et gut gegangen; die Franzosen sind et gewahr worden, mit wem se zu dhun hebben. Der König“ — dabei schwenkt er seine Feldmütze — „läßt sich bedanken bei euch. Dat Pulver is alle; darum gehn wir zurück bet hinder de Elbe. Da kommen mehr Kameraden un bringen uns wedder Pulver un Blei; un dann gehn wir wedder drup up de Franzosen, da se de schwere Not kriegen! Wer nu sagt, dat wir retirieren, dat is en Hundsfott, en schlechter Kerl!“ Allge-

meines Jubelgeschrei! Dann wandte sich der alte Held zu einem andern Regimente, allenthalben die Verstimmung verscheuchend, den Mut belebend.

Aus Wien hatte der preußische Gesandte die Nachricht gesandt, daß Österreich entschlossen sei, auf die Seite der Verbündeten zu treten: am 20. Mai sollten 190000 Mann kampfbereit dastehen. Der Verlust der Großgörschener Schlacht ließ diese Meldung noch bedeutungsvoller erscheinen. Jetzt erschien Graf Stadion im Hauptquartier als Unterhändler; denn Napoleon, durch die feste Haltung der Preußen und seine großen Verluste bedenklich gemacht, war zu Friedensunterhandlungen bereit.

Die Kriegsoperationen indes wurden dadurch nicht aufgehalten. Bei Bautzen hatten die Verbündeten, 84000 Mann stark, Halt gemacht und ihre Stellung verschanzt. Nur mit der Hälfte seiner Armee war ihnen bisher Napoleon vorsichtig gefolgt. Mit der andern Hälfte hatte sich Ney gegen Berlin gewandt. Anstatt nun aber Napoleon anzugreifen, wartete Wittgenstein so lange, bis Ney, den York und Barclay de Tolly bei Königswartha nicht imstande gewesen waren, aufzuhalten, sich mit Napoleon wieder vereinigte. Es war demnach die gesamte französische Armee, 170000 Mann stark, welche am Mittage des 20. Mai gegen die verschanzte Stellung der Verbündeten zum Angriffe vorging. Es gelang, deren linken Flügel unter Miloradowitsch und Kleist zurückzudrängen; und Bautzen fiel in die Hand der Franzosen.

Am folgenden Morgen begann die Schlacht von neuem. Napoleon begnügte sich jetzt damit, den linken Flügel der Gegner nur zu beschäftigen, während Ney sich mit großer Übermacht auf den rechten Flügel unter Barclay stürzte, ihn zurückwarf und das im Rücken des Centrums gelegene Dorf Preititz eroberte. Blücher, der das Centrum kommandierte, geht sofort zum Sturm auf Preititz vor und nimmt das Dorf. Da greift ihn Soult mit Ungestüm in der Front an: stundenlang wütet der mörderische Kampf; auf den Kreckwitzer Höhen hält sich Blücher unerschüttert. Als jedoch Preititz wieder an die Franzosen verloren geht und vom linken Flügel der die Corps von Oudinot und Macdonald aufs Haupt geschlagen hatte, die erbetene Hülfe nicht kommt, da bleibt Blücher nichts andres übrig, als die Schlacht abzubrechen. In straffer Ordnung zieht er sich auf Klein-Burschwitz zurück, ohne auch nur eine Fahne oder eine Kanone in den Händen des Feindes zu lassen.

Es war ein Sieg, der den Sieger selbst in Bestürzung versetzte: waren doch seine Verluste viel größer als die der Verbündeten. „Wie?“ rief Napoleon aus. „Nach einer solchen Schlächterei keine Resultate? keine Gefangenen? Diese Menschen werden mir nicht einen Lafettennagel übrig lassen!“ Er setzte auf die Verfolgung seine Hoffnung. Allein bei Reichen-

bach und dann bei Markersdorf hielten die Zurückweichenden wacker stand, und bei Hainau zersprengte Blücher am 26. Mai fast die ganze Division Maison. Einen solchen Krieg wie diesen hatte Napoleon noch nie geführt: in zwei großen Schlachten hatte er gesiegt und doch nicht irgendwelche Trophäen in seiner Hand behalten, während die Besiegten zwei französische Adler und fünfzig Kanonen, die sie erobert hatten, mit sich nahmen, ohne daß er ihnen etwas anhaben konnte!

Unterdessen hatte aber doch schon das bloße Erscheinen Napoleons diesseit des Rheines eine völlige Umgestaltung der Dinge in Norddeutschland herbeigeführt. In schrecklicher Weise rächte es sich, daß die Befreiung Norddeutschlands von den Russen mit völlig unzulänglichen Kräften unternommen worden war.

Von Holland her erschien schon im April Davout, zum Oberbefehlshaber für den Norden ernannt. Er übertrug die Exekution dem General Vandamme, der mit unersättlicher Raubgier die Wildheit eines jakobinischen Terroristen verband. An der unteren Weser, in Oldenburg, in Bremen wurden Geiseln weggeschleppt, „Verräter“ erschossen, unerschwingliche Kontributionen ausgeschrieben. Am 1. Mai erschien Vandamme in Harburg: jetzt galt es Hamburg. Die reiche Hansestadt wurde bombardiert; die Schweden schützten sie nur wenige Tage: am 26. Mai zogen sie wieder ab. Und in der Nacht des 30. Mai verließ auch Tettenborn die Stadt, sie ihrem Schicksale preisgebend. Am 31. Mai rückte Davout ein, ohne viel Gegenwehr zu finden. Das Bombardement und die Hoffnungslosigkeit hatte den Mut der Bewohner gebrochen. Verhaftungen, Vermögenskonfiskationen, Wegführung von Geiseln, Militärgerichte straften die unglückliche Stadt für ihren kurzen Freiheitsrausch; die Bank wurde außerdem ihrer Gelder beraubt und eine Krontribution von 48 Millionen Francs auf die Stadt gelegt. Dann begann Davout sie in eine Festung zu verwandeln: ganze Stadtviertel wurden niedergerissen, Tag für Tag mußten die Bewohner Schanzarbeit thun, endlich wurden 25000 der ärmsten Einwohner, um die Verproviantierung zu erleichtern, aus der Stadt getrieben. Die ganze Stadt galt auf Napoleons Befehl für geächtet.

In dieser Weise sollte auch Berlin bestraft werden. Der drohenden Gefahr sich wohl bewußt, hatten die Bewohner Schanzen vor der Stadt aufgeworfen und die Bildung von Landwehr und Landsturm mit äußerstem Eifer betrieben; selbst die gelehrten Professoren der Universität, Fichte allen voran, exerzierten ganz wacker in der Hasenheide. Der Ausgang der Bautzener Schlacht führte Oudinot von Sachsen her heran. Aber Bülow, mit einem kleinen Corps zum Schutze der Marken aufgestellt, warf sich ihm bei Hoyerswerda am 28. Mai entgegen, drängte ihn bis Luckau

zurück und schlug ihn dort am 4. Juni in zehnstündigem Kampfe so entscheidend, daß der Feind unter dem Schutze der Nacht wieder von dannen zog. Berlin war gerettet; aber die Freude darüber wurde ganz durch die gleichzeitig eintreffende Nachricht verdunkelt, daß mit den Franzosen Waffenstillstand geschlossen wäre. Niemand in Volk und Heer konnte die Notwendigkeit begreifen: so groß war allenthalben, trotz der ersten Mißerfolge, die Siegeszuversicht.

Es war auch Napoleon, von dem das Verlangen nach Waffenruhe ausging. Der gewaltige Widerstand, auf den er in diesem Kriege stieß, machte ihn höchst bedenklich. Mit den Waffen war es ihm nicht gelungen, das preußisch-russische Bündnis zu sprengen, so wollte er es durch Unterhandlungen versuchen. Er sandte Caulaincourt zu den russischen Vorposten und ließ seinen alten Erfurter Freund um eine Unterredung bitten. Aber Alexander lehnte es ab, den Abgesandten Napoleons überhaupt zu empfangen.

So richtete Napoleon nun seine Hoffnung auf Österreich. Jener Meldung des preußischen Gesandten, daß der Beitritt Österreichs zu dem Kalischer Bunde in naher Aussicht stehe, hatten die verbündeten Monarchen das größte Gewicht beigelegt. Kein geringerer als Scharnhorst machte sich gleich nach der Großgörschener Schlacht, obgleich in der Schlacht am Fuße nicht unbedenklich, wenn auch nicht gerade gefährlich verwundet, auf, um den Eindruck des Ausganges der Schlacht durch einen genauen Bericht der Wahrheit auszugleichen. Nur in kleinen Tagemärschen konnte er reisen; am 20. Mai war er in Jetzelsdorf in Niederösterreich angekommen, als Metternich ihn bitten ließ, nach Prag umzukehren, wohin soeben Fürst Schwarzenberg mit seinem Stabschef Radetzky sich begeben hätte, um den Befehl über das österreichische Beobachtungscorps zu übernehmen. So sandte er denn seinen Bericht schriftlich nach Wien und kehrte selbst um; am 31. Mai langte er in Prag an, durch Fieber und Schmerzen infolge der Anstrengung ganz erschöpft. Leicht verständigte er sich mit dem wohlgesinnten Schwarzenberg dahin, daß die Österreicher nach der Lausitz marschieren und sich hinter der Elbe aufstellen sollten, um den Franzosen ihre Verbindungen abzuschneiden. Aber die Wunde verschlimmerte sich in der bedenklichsten Weise; zwei Operationen brachten ihm nur vorübergehend Erleichterung: am 28. Juni erlöste ihn der Tod. Schmerzliches Schicksal: das Gelingen des großen Werkes, dem der Edle all sein Denken und Arbeiten gewidmet hatte, noch selbst zu sehen, wurde ihm nicht vergönnt! Wem mehr als Scharnhorst verdankte es das preußische Volk, daß es wieder fähig gemacht war, die Freiheit zu gewinnen? Und er mußte sterben, als eben die Morgenröte der neuen Freiheit tagen wollte!

Österreichs Vermittelung nahm nun Napoleon, um die Waffenruhe zu

erlangen, in Anspruch. Sie wurde ihm gewährt, da auch für Österreich der Abschluß eines Waffenstillstandes von Bedeutung war. Zwar konnte der nahe Anschluß Österreichs an die Alliierten kaum noch für zweifelhaft gelten: hatten doch schon die verbündeten Armeen Breslau aufgegeben und sich am Riesengebirge entlang auf Schweidnitz zurückgezogen, um Österreich die Hand zu gemeinsamer Aktion reichen zu können. Aber Österreichs Rüstungen waren noch weit zurück; es mußte Zeit gewinnen, um sie zu vollenden.

Nicht weniger bedurfte auch Rußland einer Waffenruhe, um die Verstärkungen, deren seine Armee dringend bedurfte, heranziehen zu können. Jedoch Graf Nesselrode, der russische Vertreter, bestrebt, diese Schwäche Rußlands vorsichtig zu verschleiern, äußerte sich ziemlich gleichgültig zu Stadion, als läge Rußland nichts an einem Waffenstillstande: indes wolle es nicht dagegen sein, wenn Preußen ihn wünsche. Preußen also sollte vorgeschoben werden. Hardenberg ließ sich durch die Rücksicht auf Österreich bestimmen; jedoch bestand er darauf, daß dann Napoleon hinter die Oder zurückgehen und Breslau, das die Franzosen am 1. Juni besetzt hatten, wieder herausgeben müßten. Napoleon war dazu bereit, selbst auf Hamburg wollte er außerdem noch verzichten, wenn die Verbündeten einen Waffenstillstand von drei oder wenigsten von zwei Monaten eingehen wollten. Denn je mehr ihm die Hoffnung schwand, noch Österreich auf seine Seite zu ziehen, um so umfassenderer Rüstungen bedurfte es für ihn selber. Indes die verbündeten Mächte blieben dabei, nicht über den 20. Juli hinaus die erbetene Waffenruhe ihm zu gewähren. Er mußte ihre Bedingungen annehmen. Am 4. Juni wurde zu Poischwitz von Kleist, Schuwalow und Caulaincourt der Waffenstillstand unterzeichnet.

Mitbestimmend war für Napoleon auch die Absicht, dem Treiben der Freicorps, welche die Verbindungen im Rücken der französischen Armee bedrohten und störten, durch den Waffenstillstand ein Ende zu machen. Die Lützower hatten, durch ansehnlichen Zuzug verstärkt, nach der Schlacht bei Bautzen einen verwegenen Streifzug nach Thüringen und dem Harze unternommen. Der Waffenstillstand nun verpflichtete sie, auf das rechte Elbufer zurückzugehen. Sie beeilten sich damit nicht allzu sehr. Da stürzte sich am 17. Juni bei Kitzen unweit Zerbst eine zehnfache Übermacht auf die Sorglosen und hieb nach tapferster Gegenwehr fast die ganze Schar nieder. Nur wenige der Braven entrannen dem heimtückischen Überfall; unter ihnen auch, wenngleich schwer verwundet, der fröhliche Sänger der Freischar, Theodor Körner. Auch Rheinbundstruppen nahmen an dem Bubenstreiche teil, der den Deutschen zeigte, von welcher Art die französischen Herren waren, von denen sie immer noch nicht lassen wollten.

Fünftes Kapitel.

Der Krieg der großen Allianz.

Es war eine lange Unterredung — sie dauerte von 1/4 auf 12 bis 3/4 auf 8 Uhr abends ohne Unterbrechung — welche am 26. Juni im Palast Marcolini in Dresden Metternich mit Napoleon hatte. Sie sprachen ganz ohne Zeugen mit einander in diesem „wichtigsten Augenblicke für die zukünftigen Beziehungen zwischen den beiden Reichen und für ganz Europa."

„Von Ew. Majestät hängt es ab", sagte Metternich, „der Welt den Frieden zu geben, Ihrer Regierung die festeste aller Grundlagen, die allgemeine Dankbarkeit, zu geben. Wenn Ew. Majestät sich diesen Augenblick entgehen läßt, wo werden dann die Umwälzungen ihre Grenze und ihr Ziel finden?"

„Ich bin bereit", antwortete Napoleon, „Frieden zu machen; aber lieber werde ich untergehen, als einen entehrenden Frieden schließen. Ich habe es dem Kaiser Franz geschrieben: meine Ehre über alles und dann der Friede!"

Metternich erwiderte, entehrende Vorschläge würden niemals in die Berechnungen des Kaisers Franz Eingang finden.

„Wohlan", unterbrach ihn Napoleon, „was verstehen Sie unter Frieden?" Welches sind Ihre Bedingungen? Wollen Sie mich plündern? Wollen Sie Italien, Brabant, Lothringen? Ich werde nicht einen Zoll Erde abtreten; ich schließe Frieden auf den Status quo ante bellum. Ich werde sogar einen Teil des Herzogtums Warschau an Rußland geben. Euch werde ich nichts geben, denn Ihr habt mich nicht geschlagen. Auch an Preußen gebe ich nichts, weil es mich verraten hat. Wenn Ihr Westgalizien wollt, wenn Preußen einen Teil seiner alten Besitzungen will, so kann sich das machen, aber gegen Entschädigungen. Alsdann müßt Ihr meine Verbündeten entschädigen. Illyrien zu erobern, hat mich 300000 Mann gekostet; wollt Ihr es haben, so müßt Ihr eine gleiche Anzahl Menschen verausgaben."

Von maßlosen Forderungen, welche die Ehre Frankreichs hätten kränken können, war gar nicht die Rede, sondern nur davon, ob Napoleon die

Vermittelung Österreichs für Unterhandlungen mit den Verbündeten annehmen wolle oder nicht. Er nahm sie nicht an; und am folgenden Tage, dem 27. Juni, erklärte Österreich seinen Beitritt zu der preußisch-russischen Allianz. Höchst denkwürdiges Ereignis! Für das Emporkommen des napoleonischen Weltreiches war die Uneinigkeit der drei großen Kontinentalmächte Preußen, Österreich, Rußland die Voraussetzung gewesen. Aus Mißtrauen gegen die beiden Kaiserreiche war Preußen zu Basel aus der ersten Koalition ausgetreten; die zweite scheiterte an dem Zerwürfnis zwischen Rußland und Österreich; die dritte löste sich in dem Moment, als Preußen sich anschickte, ihr beizutreten. Jetzt zum erstenmal fanden die drei Mächte zu gemeinsamer Aktion sich zusammen: sie kämpften nicht bloß für sich, sie kämpften für Europa. Ihr Ziel war die Errettung der Völker Europas aus dem überwältigenden Drucke des französischen Übergewichtes.

In der Unabhängigkeit der von Frankreich unterdrückten Staaten sah aber England mit Recht die Voraussetzung seiner eignen Machtstellung. Darum konnte es nicht umhin, Preußen zu Hülfe zu kommen, da dies bei seiner völligen finanziellen Erschöpfung außer stande war, den Krieg auf die Länge fortzuführen. „Auf das dringendste“, schrieb Hardenberg, „brauchen wir Geld und Waffen. Wir rechnen mit Vertrauen auf die uns versprochene Hülfe von England.“ Aber England versah sich seines Vorteiles wohl: es verlangte von Preußen nicht bloß die Rückgabe, sondern auch die Vergrößerung von Hannover; nur unter diesem Beding gewährte es Preußen in dem Vertrage zu Reichenbach am 14. Juni die Hälfte der Rußland bedingungslos zugesicherten Subsidien von $26^2/_3$ Millionen Mark.

Zugleich hatte auch die Stellung Österreichs in Wahrheit sich schon entschieden. Den Verbündeten, aber nicht den Franzosen, war gewährt, während des Waffenstillstandes in Böhmen Lebensmittel aufzukaufen. Nur verlangte Kaiser Franz, bevor er sich offen ausspräche, den zweifellosen Beweis, daß die Vermittelung des Friedens zwischen den kriegführenden Parteien unmöglich wäre. An Anschluß an Frankreich dachte er nicht, obgleich Napoleon durch die Zusicherung von Schlesien ihn zu ködern suchte: er betrachtete das Bündnis vom 14. März 1812 als durch die Verhältnisse gelöst. Daraus ergab sich für Metternich eine doppelte Notwendigkeit: einmal ein Friedensprogramm, so bescheiden in seinen Forderungen, daß die Ablehnung desselben die Unverbesserlichkeit Napoleons zweifellos bewiese und zum andern eine Unterhandlung, die jeden Schein einer Möglichkeit des Ausgleiches aufgriff, um den offenen Bruch mit Frankreich so lange hinauszuschieben, bis die noch wenig vorgeschrittene Waffenrüstung Österreichs wirklich vollendet wäre. Demgemäß bezeichnete Metternich als unerläßliche Friedensbedingungen: die Auflösung des Herzogtums Warschau, die Vergrößerung Preußens und die Rückgabe von Danzig, die Wiederherstellung der Hanse-

städte und die Rückgabe der illyrischen Provinzen an Österreich. Daneben wollte er „mit aller möglichen Wärme“ für die Auflösung des Rheinbundes und die Wiederherstellung Preußens nach dem Besitzstande von 1805 eintreten.*) In einem eigenhändigen Schreiben an die verbündeten Monarchen verpflichtete sich Kaiser Franz, im Falle der Ablehnung jener vier unerläßlichen Bedingungen seine Waffen mit denen der Verbündeten zu vereinigen, auch weitergehenden Ansprüchen der Verbündeten nicht hindernd entgegenzutreten.

Aber konnte Napoleons Thron, auf Ruhm und Erfolg gegründet, auch nur den mäßigsten Verzicht ertragen? Der Kaiser glaubte es nicht und lehnte alles ab. Als er indes von dem Beitritte Österreichs zur großen Allianz vernahm, erklärte er sich bereit, in Prag unter Vermittelung Österreichs über die Aufstellung von Friedenspräliminarien zu unterhandeln, und dann wieder nahm er die Vermittelung Österreichs für eine Verlängerung der Waffenruhe bis zum 10. August in Anspruch.

Nur mit großer Mühe erlangte Metternich die Zustimmung der Verbündeten zu dieser Ausdehnung des Waffenstillstandes. Aber in Prag ging das Bestreben der französischen Bevollmächtigten nicht dahin, die Verständigung über die Friedensbedingungen zu fördern, sondern nur Zeit zu gewinnen. Der 10. August kam herbei und ging vorüber, ohne daß Napoleon bis Mitternacht seine Zustimmung zu jener unerläßlichen Friedensgrundlage aussprach. Da fertigte denn Metternich eine Stunde nach Mitternacht die Noten aus, durch welche er die Auflösung des Prager Kongresses und die Kriegserklärung Österreichs an Frankreich aussprach. Jetzt wollte Napoleon einlenken und einen Teil jener unerläßlichen Friedensbedingungen gut heißen; aber Metternich lehnte alle Vorschläge ab, da die gesetzte Frist abgelaufen wäre. Denn die Nachricht, daß die Franzosen in Spanien bei Vittoria von Wellington geschlagen wären, hatte den Kaiser Franz in seiner Entschließung nur noch mehr befestigt.

„Was wird aus alledem?“ fragte Metternich, als diese Kunde in Prag einging, den französischen Bevollmächtigten.

„Ich weiß es nicht“, antwortete Caulaincourt, „das hängt von persönlichem Belieben ab. Ich habe mich gefreut, auf der Reise hierher Ihre Rüstungen wahrzunehmen: aber werden sie genügen, uns zur Vernunft zu bringen?“

„Seien Sie ruhig“, erwiderte Metternich, „Sie werden nach Wunsch bedient werden!“ Denn es war doch eine sehr ansehnliche Streitmacht, welche Österreich den Verbündeten zuführte.

Um die Verhandlungen zu fördern, hatte Kaiser Franz sich nach Gitschin begeben. Schon am 15. Juni hatten hier Besprechungen über einen

---

*) W. Oncken, Österreich und Preußen im Befreiungskriege, II, 337.

gemeinsamen Operationsplan der alliierten Mächte stattgefunden, deren Ergebnis die Aufstellung von drei Armeen war, welche so zusammenwirken sollten, daß die beiden nicht angegriffenen Armeen zur Offensive übergehen sollten, um der von dem Feinde angegriffenen dritten zu helfen. Dieser Gitschiner Entwurf bildete nun die Grundlage für die Verhandlungen, welche unter persönlicher Teilnahme des Kaisers von Rußland, des Königs von Preußen und des Kronprinzen von Schweden am 12. und 13. Juli in Schloß Trachenberg den Kriegsplan des gemeinsamen Feldzuges festsetzten.

Die Hauptarmee sollten danach die österreichischen Truppen bilden, verstärkt durch Russen und Preußen. 237 000 Mann stark, sollte sie von Böhmen aus ihre Aktion gegen Napoleon beginnen. Bei ihr wollten die verbündeten Monarchen in Person sich befinden. Ihr Führer, Fürst Karl von Schwarzenberg, war zwar weder ein schneidiger Soldat noch ein bedeutender Feldherr, aber er hatte den besten Willen für das Gelingen des großen Werkes, und seine aristokratische, gebildete, überall ausgleichende Persönlichkeit war gerade in dem Hauptquartier der Fürsten von hohem Werte. Sein Generalstabschef war der tüchtige und eifrige Feldmarschallleutnant Graf Radetzky.

Ebenfalls auf Sachsen zu sollte von Norden her die Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden ihre Operationen richten. 154 000 Mann stark, war sie zusammengesetzt aus Preußen, Russen, Schweden, der russisch-deutschen Legion, Mecklenburgern und einigen neugebildeten hannöverschen Bataillonen. Mit frappierender Aufrichtigkeit erklärte Bernadotte schon bei der Landung in Stralsund dem Grafen Kalckreuth, daß für ihn das Interesse Schwedens die einzige Richtschnur sei, und in Schloß Trachenberg ließ er zu dem Grafen Stadion den Gedanken durchblicken, daß er wohl zu dem Nachfolger Napoleons auf dem französischen Throne berufen werden könne. Darum werde er keinem Franzosen ernstlich wehe thun und mehr im Rücken Napoleons operieren. So haben in offenem Gegensatze zu ihrem Oberfeldherrn Bülow und Tauentzien, die unter Bernadotte gestellt wurden, ihre Siege erfechten müssen.

Zur Verbindung dieser beiden großen Armeen, aber doch auch zu selbstständiger Aktion fähig, wurde aus den Preußen Yorks und den russischen Corps Langeron und Sacken die Schlesische Armee, 95 000 Mann stark, unter Blüchers Oberbefehle gebildet.

Als ein einziges großes Ganze sollten diese Armeen durch die Mischung aus verschiedenen Bestandteilen erscheinen, welche, wenn sie auch durch die politische Lage vielleicht begründet war, doch den Sieg wahrhaftig nicht erleichtert hat. Die Gesamtstärke aller für den Feldzug aufgebotenen Truppen betrug 486 000 Mann mit 1441 Geschützen. Napoleon hatte ihnen ohne die Besatzungen von Dresden, Torgau, Wittenberg, Magdeburg und Hamburg

450000 Mann mit 1250 Geschützen entgegenzustellen: das ist das „erdrückende“ Übergewicht, von dem die Franzosen, ihre Niederlagen zu beschönigen, gefabelt haben!

Freilich hatten die Verbündeten auf eine stärkere Machtentfaltung gehofft. Aber Rußland, das fast stets in der angenehmen Lage gewesen ist, seine Kräfte weit überschätzt zu sehen, war auch nach dem Waffenstillstande nicht im stande, mehr als 108071 Mann unter die Fahnen zu stellen. Und die Reservearmee, welche Bennigsen aus neuen Aushebungen gebildet hatte, stand — auch nur 57000 Mann stark — noch weit zurück in Polen. Es war wiederum das kleine Preußen, welches mehr als die Hälfte der Streiter allein zu dem anhebenden gemeinsamen Kampf stellte.

Unermüdlich hatte man in Preußen den unwillkommenen Waffenstillstand ausgenutzt, um namentlich die Landwehr zu verstärken und noch feldtüchtiger zu machen. In Schlesien hatte das Gneisenau obgelegen. „Landwehren Sie man immer druf!“ schrieb ihm Blücher, „ich höre viel Gutes davon; aber wenn die Fehde wieder beginnt, dann gesellen Sie sich ja wieder zu mich! Es ist in aller Hinsicht notwendig, daß wir zusammen sind.“ Allein Gneisenau wollte lieber eine Brigade führen. Jedoch der König hatte ihn zum Generalstabschef der Schlesischen Armee bestimmt; so kam Gneisenau gegen seinen Wunsch in diejenige Stellung, in welcher er, mit Blücher übereinstimmend in Vaterlandsliebe, Entschlossenheit und kühnem Mute, seinem Vaterlande unvergängliche Dienste leisten sollte.

Der Waffenstillstand bestimmte ein neutrales Gebiet zwischen den Gegnern. Gleichwohl erdreisteten sich die Franzosen in diesem Requisitionen vorzunehmen. Voll Unwillens darüber rückte Blücher, bevor noch die sechstägige Kündigungsfrist des Waffenstillstandes abgelaufen war, am 14. August vor, vertrieb die Franzosen aus dem neutralen Gebiete, besetzte Breslau und drang bis zum Bober vor.

Napoleon hatte sich Kenntnis von dem Operationsplane der Verbündeten verschafft. Er wollte deren Absicht dadurch begegnen, daß er ihnen drei Heere entgegen stellte und ihre Armeen gleichzeitig einzeln schlüge. Ney und Macdonald wurden demnach gegen die Schlesische Armee geschickt; allein Blücher drängte sie am 17. August zurück. Daher mußte Napoleon seine Absicht, sich selbst gegen Berlin zu wenden, aufgeben; vielmehr erschien er am 21. mit einem starken Hülfscorps in Löwenberg. Jetzt wich ihm Blücher zwar aus, aber gleichzeitig rückte Schwarzenberg aus Böhmen vor. Diesem zu begegnen, begab sich Napoleon nun nach Dresden; Macdonald schien ihm mit 100000 Mann stark genug, um den verwegenen Gegner in Schlesien in Schranken zu halten.

Das war ein wichtiger Erfolg für Blücher: er hatte durch sein kühnes Vorrücken die Übermacht Napoleons von Berlin abgelenkt und zugleich

Schwarzenberg den Vormarsch durch das Erzgebirge ermöglicht. Freilich hatten die starken Märsche bei den strömenden Regengüssen, welche die zweite Augusthälfte gebracht hatte, und auf den tief aufgeweichten Wegen große Anforderungen an die Truppen gestellt. York war darüber denn auch so aufgebracht, daß er, am 25. August mit Blücher in Jauer zusammentreffend, seiner Entrüstung scharfen Ausdruck gab. Mit Ruhe erklärte ihm dieser, daß er als Oberfeldherr allein die Verantwortung für seine Befehle trage. Doch der Aufgeregte bat noch an demselben Tage den König um seinen Abschied. Allein Blücher ließ sich nicht irre machen. Zur Schlacht entschlossen, befahl er am 26., wiewohl der Regen in Strömen herabgoß, daß die Truppen um zwei Uhr antreten und die Katzbach überschreiten sollten. Da erhält er gegen Mittag die Meldung, daß Macdonald ihm zuvorgekommen sei, daß der Feind in starken Abteilungen über die Katzbach gehe. Auf Langeron, dessen Corps den linken Flügel der Armee bildete, richtete sich der Angriff. Sofort änderte Blücher seinen Plan. Er befahl die Franzosen herankommen zu lassen und sie dann von der Hochfläche die steilen Thalränder hinunter in den durch den Regen hochgeschwollenen Fluß zu stürzen.

Ein wenig weicht York, von dem Feinde bedrängt, zurück. Dann aber setzt er sich an die Spitze seines Fußvolkes. Die Gewehre versagen; aber der Wucht des Bajonettangriffes können die Franzosen nicht widerstehen. Den Säbel schwingend, mit lautem Hurra führt Blücher selbst die preußische Kavallerie gegen die feindlichen Reiter. Gleichzeitig greift Sacken, dessen Corps Blücher eine beherrschende Stellung auf der Höhe von Eichholz angewiesen, mit seiner Reiterei den Feind in der linken Flanke an. Die Franzosen werden immer enger zusammengepreßt, Kartätschenfeuer erschüttert ihre Haltung: so werden sie den steilen Thalrand in die brausenden Fluten der Katzbach und der Wütenden Neiße hinabgeworfen. Bis in die Nacht hinein donnern die Geschütze in die verwirrten Haufen der Flüchtigen.

Es war ein glänzender Sieg, den Blücher erfochten hatte. Mit größter Energie nutzte ihn der unermüdliche Held aus, fünf Tage lang rastlos den geschlagenen Feind verfolgend. Nun war auch York versöhnt. 103 Kanonen wurden erobert und 13 000 Mann gefangen. Schlesien war befreit: jetzt ging es vorwärts gegen die Elbe.

An demselben ruhmreichen 26. August donnerten auch vor Dresden die Kanonen. In vier mächtigen Heersäulen hatte die Hauptarmee das Erzgebirge überstiegen. Am 25. standen 150 000 Mann vor Dresden, das man durch einen Überfall nehmen wollte. Allein da der linke Flügel, das österreichische Corps Klenaus, noch weit zurück war, so verschob Schwarzenberg den Angriff auf den nächsten Tag, und auch dann, nachdem er am Morgen des 26. ihn begonnen, setzte er ihn nochmals bis zum Nachmittage aus; denn immer noch war Klenau nicht zur Stelle.

Diese Zeit genügte für Napoleon: am Vormittage des 26. traf er mit seinen Garden nach drei scharfen Märschen in Dresden ein; bald folgten auch die andern Regimenter, die er zur Hülfe mitbrachte. Die Verbündeten hatten sich mehrerer Schanzen vor der Stadt bemächtigt und waren bis in die Pirnaer Vorstadt vorgedrungen. Um sechs Uhr abends brachen die Truppen Napoleons gleichzeitig aus mehreren Thoren hervor; ein mörderischer Kampf entspann sich, bis die Franzosen sämtliche Schanzen wiedergewonnen hatten.

In Strömen goß der Regen vom Himmel, als am nächsten Morgen um acht Uhr die Schlacht von neuem begann. Die verbündeten Truppen bildeten einen großen Halbkreis um die Stadt. Napoleon eröffnete den Angriff. Das Corps Vandammes wurde die Elbe hinauf gesandt, um den Alliierten den Rückzug zu verlegen. Während eine gewaltige Kanonade gegen das Centrum gerichtet wurde, unternahm Murat einen ungestümen Reiterangriff auf den linken Flügel, dem die Österreicher nicht gewachsen waren. Ihre Reiterei war noch zurück, und dem Fußvolke versagten im Regen die Gewehre. Der ganze linke Flügel wurde völlig zersprengt. Aber auch der rechte Flügel, die Russen unter Wittgenstein, die Preußen unter Kleist, wurde zurückgedrängt. Da zog sich auch das Centrum zurück; und das geschlagene Heer trat, tief entmutigt und ohne feste Haltung, in der Nacht den Rückmarsch nach dem Gebirge an.

Über Maxen, Altenburg, Marienberg suchten die einzelnen Corps Böhmen zu erreichen, das russische Corps Ostermanns geriet auf die große Teplitzer Straße. Diese schlug auch Vandamme ein, nachdem ihn der junge Herzog Eugen von Württemberg mit einigen russischen Bataillonen beim Königsteine so tapfer aufgehalten hatte, daß die Flüchtigen einen Vorsprung gewonnen hatten. Er holte jedoch Ostermann ein und drängte ihn über die Nollendorfer Höhe in das Teplitzer Thal hinab. Bei Kulm indessen setzte sich Ostermann am 29. August zur Wehr, und König Friedrich Wilhelm war persönlich thätig von allen Seiten her ihm Verstärkungen von den über das Gebirge herabkommenden Flüchtigen zuzuführen. Ein heftiger Kampf entspann sich, dem erst die Nacht ein Ende machte.

Auch Kleists Corps, das bis Fürstenwalde gelangt war, ließ der König auffordern, Ostermann zu Hülfe zu kommen. Der nächste Weg wäre durch die Schlucht des Geiersberges gewesen; indes Kleist marschierte nach der Weisung des Königs auf dem Kamm des Gebirges entlang und zog dann die Nollendorfer Straße hinab. Dadurch kam er den Franzosen in den Rücken: Vandamme sah sich eingeschlossen, der Versuch sich durch die Preußen hindurchzuschlagen mißlang und er mußte mit dem Reste seines Corps am 30. August sich ergeben.

Das war ein Erfolg, der den Verlust der Dresdner Schlacht so ziemlich wett machte. Denn jetzt konnte die Hauptarmee in Böhmen sich wieder

organisieren und das langsam nahende russische Reservecorps unter Bennigsen erwarten.

Unterdes war auch bei der Nordarmee die Entscheidung gefallen. Der Kriegsplan schrieb ihr vor, als Napoleon sich gegen Blücher wandte, sich in Vormarsch zu setzen. Allein Bernadotte konnte sich dazu nicht entschließen; nicht einmal seine in den Marken weit zerstreuten Truppen zog er zusammen. Dadurch wurde es Oudinot, welcher den Befehl hatte, Berlin, den Mittelpunkt der preußischen Volkserhebung, zu züchtigen, möglich, tief in die märkischen Lande einzudringen. Nun wollte Bernadotte sich hinter die Spree zurückziehen und Berlin aufgeben. Mit Entschiedenheit setzte sich Bülow dem entgegen. „Meine Knochen“, sagte er mit derben Wort zu seinen Generalen, „sollen vor, aber nicht hinter der preußischen Königsstadt bleichen!“ Widerwillig gab Bernadotte nach: auf den Ruhlsdorfer Höhen nahm er Aufstellung, die preußischen Corps auf seinem linken Flügel hinter Großbeeren und Blankenfelde, etwa 18 km vor Berlin.

Am 23. August kamen die Franzosen heran; ein kurzes Gefecht um Blankenfelde, wo Tauentzien mit preußischer Landwehr stand, entspann sich, wurde aber gegen zwei Uhr von den Franzosen abgebrochen. Gleich darauf langte das Corps Reyniers, aus einer französischen und zwei sächsischen Divisionen bestehend, vor Großbeeren an, vertrieb die geringe preußische Besatzung des Dorfes und machte es sich darin bequem. Dadurch war Bülows Stellung auf das äußerste gefährdet; durch einen Angriff war er entschlossen sich zu decken. Er sandte die Meldung an den Oberfeldherrn zugleich mit der Bitte, die Schweden wenigstens etwas vorrücken zu lassen, um die Aufmerksamkeit des Feindes zu teilen. Aber dann bestieg er seinen kleinen Rotschimmel und führte, den grauen Überrock fest zugeknöpft, in dem strömenden Regen seine Preußen vorwärts. Ein Adjutant des Kronprinzen von Schweden sprengt heran und überbringt ihm den schriftlichen Befehl als Antwort, sofort den Rückzug auf Berlin anzutreten und Stellung auf den dortigen Weinbergen zu nehmen. Bülow giebt ihm den kurzen Bescheid: „Melden Sie dem Kronprinzen: vor uns liegt die Entscheidung!“

Ein furchtbares Feuer aus 60 preußischen Geschützen wird auf die völlig überraschten Feinde eröffnet. Mit dem Bajonett erstürmt die preußische Infanterie, großenteils Landwehr, das brennende Großbeeren und den Windmühlenberg. An einem Seiteneingang des Dorfes stößt Major von Gagern auf ein sächsisches Carré. „Schießt nicht, deutsche Brüder!“ ruft er den Sachsen zu. Sie antworten mit einer Salve. Da kommandiert er denn: „Drauf, Preußen, drauf!“ Und unter den Bajonettstichen und Kolbenschlägen der ergrimmten Gegner findet das ganze Bataillon (vom Regiment Sahr) seinen Tod.

Jetzt erscheint Borstell mit den Pommern in der Flanke der Feinde:

er wirft die Division Durutte auf Kleinbeeren zurück. Da stürzt das ganze Corps Reyniers in wilder Flucht, völlig auseinander gesprengt, unter den Säbelhieben der nachsetzenden preußischen Reiterei von dannen. Als es dunkelte, versuchte Arrighi noch einmal durch einen großen Kavallerieangriff die verlorene Schlacht wiederherzustellen; aber auch er wird in die allgemeine Verwirrung hineingerissen.

Von Magdeburg aus hatte Girard, von Hamburg aus Davout den Angriff Oudinots auf Berlin unterstützen sollen. Wirklich drängte auch Davout das Corps Wallmodens zurück und besetzte Schwerin; allein der Ausgang der Großbeerener Schlacht zwang ihn wieder zurückzugehen. Bei Gadebusch kam es am 26. August zu einem Scharmützel mit den Lützowern, in welchem Theodor Körner, Sachsens sangesreicher Sohn, sein junges Leben ließ.

Auch Girard wurde nach Magdeburg zurückgetrieben. Es waren kurmärkische Landwehrbataillone und Tschernytschews Kosaken, die sich am 27. August unter General von Hirschfeld bei Hagelberg auf Girards Franzosen und Rheinbündler warfen. Mit einer Erbitterung ohne gleichen wurde gekämpft. Mit dem Gewehrkolben schlugen die ingrimmigen Landwehrmänner den Feinden den Schädel ein. Bis zur Höhe der Gartenmauern, an die sie sich zurückgezogen hatten, lagen die Franzosen mit zerschmetterten Köpfen übereinander aufgetürmt da. Eine Schar Landwehrmänner kehrte, die blutigen Gewehre über die Schultern gelegt, still aus dem Dorfe zurück. „Wohin?" fragt sie ein Offizier. „Feierabend machen!" ist die ernste Antwort. „Es giebt nichts mehr totzuschlagen."

Unterdessen hatte sich Oudinots zersprengte Armee bei Wittenberg wieder gesammelt, da die Sprödigkeit Bernadottes Bülow verhindert hatte, seinen Sieg recht auszunutzen. Noch einmal war Napoleon entschlossen sie gegen Berlin vorzuschicken. Ney erhielt jetzt das Oberkommando; Oudinot wurde mit Reynier, Bertrand und Arrighi unter seinen Befehl gestellt. Mit 65 000 Mann überschritt er den Fläming.

In Schneckeneile, täglich nur 8—10 km zurücklegend, war mittlerweile der Kronprinz von Schweden gegen Sachsen vorgerückt. Bei Zahna traf am 5. September seine Avantgarde unter Tauentzien auf die heranrückenden Franzosen. Sie wurde auf Jüterbog zurückgedrängt, nahm aber am folgenden Tage den Kampf wieder auf. Vier Stunden lang wurde bei dem Dorfe Dennewitz mit der größten Hartnäckigkeit gekämpft; aber endlich begann Tauentzien vor der überwältigenden Übermacht doch langsam zu weichen. Da erschien Bülow mit der Hauptmacht der Preußen und warf sich auf die linke Flanke der Franzosen; sofort schickte Tauentzien jetzt auch seine Landwehrreiter wieder vor: mehrere Carrés des Feindes wurden gesprengt, andere übergeritten. Dennewitz wurde jetzt erstürmt; aber seine

letzte Reserve hatte Bülow dazu verwenden müssen: 15 preußische Bataillone kämpften gegen 47 des Feindes! Da langte, Bülows Rufe folgend, gegen den Befehl Bernadottes Borstell vor dem hart umkämpften Gölsdorf an. Mit größter Ausdauer hatten die beiden sächsischen Divisionen es verteidigt, verloren, wiedergewonnen, von Oudinots Corps unterstützt. Nun aber rief Ney Oudinot auf den arg bedrängten rechten Flügel, wo Bertrand den Angriffen Bülows mehr und mehr erlag. Das entschied über Gölsdorf: die Sachsen wurden geworfen und im Weichen von allen Seiten angefallen. Gemeinsam gingen nunmehr die beiden Flügel der Preußen zum Angriffe vor, und fast rechtwinkelig zu einander gestellt, preßten sie den Feind von zwei Seiten zusammen und trieben ihn in wilder Flucht von dannen. Die ganze Armee Neys, von der Wittenberger Straße abgedrängt, aufgelöst und zersprengt, floh auf Torgau zu. Vor der gering geachteten Landwehr, trotz der großen Überzahl seiner Truppen, flüchtete der gefeiertste der napoleonischen Marschälle von dannen! In stattlichem Aufzuge erschien am Abend Bernadotte mit seinen Schweden und Russen; seine Kavallerie zur Verfolgung herzugeben weigerte er sich jedoch; allein auch ohne diese brachten die braven Landwehrreiter 4 Adler und 13500 Gefangene, und am nächsten Tage noch 2800 ein.

Mit unbeschreiblichem Jubel erfüllten diese Siegesbotschaften alle patriotischen Herzen; auch in der obersten Kriegsleitung trat jetzt eine gewisse Zuversicht hervor.

Die Franzosen mußten hinter die Elbe weichen. Stracks folgten ihnen die kecken Freicorps und führten in ihrem Rücken manchen wackeren Handstreich aus. Thielmann nahm bei Kösen den Franzosen einen großen Transport ab; Mensdorff befreite in Lützen eine Schar Kriegsgefangene; Colomb hob sächsische Depots auf. Und als Napoleon den General Lefebvre-Desnouettes zu ihrer Bestrafung aussandte, vereinigten sie sich mit Platows Kosaken und schlugen die Franzosen bei Altenburg am 28. September aufs Haupt.

Auch von der Nordarmee drangen verwegene Detachements den Franzosen in den Rücken. Von der Marwitz, den einst der Widerstand gegen Hardenbergs Reformen nach Spandau gebracht, der aber dann an der Spitze seiner Landwehrbrigade mannhaft bei Hagelberg mitgekämpft hatte, befreite jetzt Braunschweig von der französischen Herrschaft. Wallmoden, mit den Lützowern vereinigt, schlug ein französisches Corps an der Göhrde bei Lüneburg am 16. Dezember. Hier war es, wo Eleonore Prohaska, die unter dem Namen August Renz in den Reihen der Lützower kämpfte, gegen eine französische Batterie anstürmend, die Todeswunde empfing. Sogar bis Kassel wagte sich Tschernytschew vor, vertrieb den König Hieronymus und erklärte am 1. Oktober das Königreich Westfalen für aufgelöst: wie ein Kartenhaus fiel das Machwerk Napoleons in sich zusammen. Tettenborn

vertrieb die Franzosen aus Bremen. Nur in Hamburg behauptete sich Davout.

Der Rheinbund begann in seinen Fugen zu krachen. Desertionen von Rheinbundstruppen zu den Verbündeten wurden etwas Gewöhnliches; und mehr als ein Rheinbundsfürst war in schwerer Sorge um die Erhaltung seiner Souveränetät. Denn mit allem Ernste drängte Stein auf eine straffe Neugestaltung Deutschlands, in welcher für kleine Souveränetäten kein Raum war. Aber gleich ihnen fürchtete Metternich den Einheitsstaat, der nicht, wie ein zersplittertes Deutschland, unter Österreichs Fittichen seine Zuflucht suchen würde. Daher wurde in dem Teplitzer Vertrage, den Österreich am 9. September mit Preußen und Rußland schloß, als Zweck des Bundeskrieges neben dem Wiederaufbau der österreichischen und preußischen Monarchie und der Auflösung des Rheinbundes die Wahrung der „vollständigen unbedingten Unabhängigkeit" der deutschen Staaten ausgesprochen. Und Bayern erhielt demzufolge, als es jetzt endlich in dem Vertrage zu Ried am 8. Oktober den Verbündeten sich anschloß, den „Genuß des vollen Umfanges seiner Souveränetät" zugesichert.

Bis an die Elbe also war durch jene Siege Deutschland befreit. Aber mit dem Besitze von Dresden, Magdeburg und Hamburg war die Elblinie in der Hand Napoleons. Hier sich zu verteidigen, war jetzt sein Gedanke, wie hier es einst Tilly gegen den heranrückenden Schwedenkönig gewollt hatte. Wie eine Spinne im Netze saß er in Dresden, bereit auf den ersten sich zu stürzen, der seine strategischen Fäden berühren würde.*) Und wirklich getraute sich Bernadotte nicht, etwas zu wagen, bevor Wittenberg und Torgau gefallen wären. Da war es wiederum Blücher, der den entscheidenden Schritt that, den Bann zu brechen. Schwarzenberg, zu dem jetzt endlich Bennigsens Reservecorps gestoßen war, wünschte die Schlesische Armee näher an sich heranzuziehen. Aber Blücher hatte schon einen meisterhaft ersonnenen und durchgeführten Rechtsabmarsch angetreten; seine Absicht dabei war, die mittlere Elbe zu überschreiten, dadurch die Nordarmee sich nachzuziehen und dann Napoleon, während die Hauptarmee von vorne gegen ihn vorginge, im Rücken zu fassen.

Bei Wartenburg ließ er nachts eine Brücke über den Strom schlagen und befahl dann York, mit seinen Preußen hinüber zu gehen und die Verhaue, welche die Franzosen unter Bertrand zum Schutze des jenseitigen Ufers angelegt hatten, zu erstürmen. York räsonnierte: er nannte den Stromübergang „ein unüberlegtes Stück", aber er gehorchte ohne weiteres.

Es war ein frischer Herbstmorgen, am 3. Oktober, als die Preußen so in dichter Kolonne gegen das französische Kartätschenfeuer zum Sturm

*) Graf York von Wartenburg, Napoleon als Feldherr, II, 297.

vorgingen. Die Russen Langerons sollten nachfolgen. Blücher ritt an sie heran. „Ihr alten Moskowiter", redete er sie an, „ihr habt euren Feinden noch nie den Rücken gekehrt! Ich werde mich an eure Spitze setzen und ihr sollt die Kerls, die Franzosen, angreifen. Schwere Not! ich weiß, ihr werdet ihnen auch heute nicht den Rücken zeigen. Paschol!" Jubelnd schrien die Russen hurra und setzten sich in Marsch. Aber als sie das linke Ufer erreichten, da hatten die Preußen Yorks schon die französischen Schanzen erstürmt, die Franzosen aus Wartenburg vertrieben und zum eiligen Rückzuge nach Wittenberg genötigt.

Unverzüglich rückte jetzt Blücher bis Düben vor. Wirklich folgte ihm die Nordarmee am 4. und 5. Oktober über die Elbe nach. Als aber Napoleon nunmehr auf Düben losrückte, wollte Bernadotte sofort wieder über die Elbe zurückgehen. Auch Blücher mußte mit seinen 60000 Mann vor den 130000, die Napoleon heranführte, ausweichen; er zog sich seitwärts an die Saale, das Vorrücken Schwarzenbergs erwartend. Die anmaßliche Aufforderung Bernadottes, sich mit ihm zu vereinigen, wies er mit Entschiedenheit zurück. Da rief die Nachricht von dem Vormarsche der Hauptarmee Napoleon in die Ebene von Leipzig zurück. Auf der Stelle setzte sich Blücher in Bewegung: er hatte sich mit Schwarzenberg dahin verständigt, daß er zu dem gemeinsamen Angriffe auf Napoleons Corps, von dem sich Bernadotte mit durchsichtiger Absichtlichkeit ausgeschlossen hatte, am 16. Oktober von Schkeuditz gerade auf Leipzig losgehen solle. Die Stunde der Entscheidung hatte geschlagen!

Nach allen Seiten erstreckt sich um Leipzig eine ausgedehnte, fruchtbare, fast baumlose Ebene, welche von vielen kleinen Gewässern in breiten sanften Einsenkungen durchzogen wird. Zahlreiche Dörfer liegen zerstreut daran. Von Osten her an Schönefeld vorüber fließt die Parthe auf Leipzig zu, um sich an der Nordseite der Stadt mit der Pleiße zu vereinigen. Der vereinigte Fluß nimmt dann an Gohlis vorüber durch das Rosenthal und weiterhin vorbei an dem Dorfe Möckern seinen Weg nach Norden. An der Westseite der Stadt aber bildet die Pleiße mit der Weißen Elster ein Gewirre vielfach verschlungener Flußarme, durch welches von Leipzig ein Dammweg hindurchführt. Am Ende dieses Dammes liegt das Dorf Lindenau. Im Süden der Stadt nimmt die Ebene einen etwas hügeligen Charakter an; hier liegt in flacher Senke Probstheida und weiterhin Liebertwolkwitz, von wo die Straße nordwestwärts über Wachau nach Markkleeberg an der Pleiße führt. Ein Wäldchen, das Leipziger Ratsholz, nimmt das linke Ufer der Pleiße ein, während zur Rechten, flußabwärts halbwegs nach Leipzig, von der Flußniederung das Dorf Connewitz zu einer flachen Bodenschwelle sanft ansteigt. Es war ein Terrain, höchst günstig für die Entfaltung großer Truppenmassen, nur daß die zahlreichen Wasserläufe,

welche infolge des sehr regnerischen Wetters der ersten Oktoberhälfte stark angeschwollen waren, ebenso viele Hindernisse bildeten.

Hier war es, wo in gewaltiger Völkerschlacht die Entscheidung fiel: auf der einen Seite stritt die edelste Begeisterung für die Befreiung des Vaterlandes neben der Erbitterung gegen den tyrannischen Bedrücker, die opfermutige Hingabe für den Sieg der gerechten Sache neben dem brennenden Verlangen an dem übermütigen Gewaltherrn zahllos erlittenen Schimpf zu rächen; auf der andern der menschenverachtende Hochmut, der die Zügel der Weltherrschaft sich entgleiten sah, neben dem Schmerze vergeblichen Bemühens. Gewaltherrschaft oder Völkerfreiheit; das war die Frage. Und diese siegte zum Segen der Menschheit!

Es war ein regnerischer, rauher Herbstmorgen, als am Sonnabend den 16. Oktober die Böhmische Armee, nachdem sie zwei Tage zuvor die Reitercorps Murats bei Liebertwolkwitz zurückgeworfen hatte, in vier mächtigen Heersäulen zum Angriffe heranrückte: Kleist auf Markkleeberg, Prinz Eugen von Württemberg auf Wachau, Klenau mit Gortschakow auf Liebertwolkwitz. Die französische Hauptmacht stand bei Wachau, der rechte Flügel unter den Fürsten Poniatowski bis Connewitz zurückgebogen. Zur Rückendeckung war das Corps Marmonts nördlich von Möckern aufgestellt; den Dammweg bei Lindenau, die einzige Rückzugslinie der Franzosen, hatte Bertrand zu sichern.

Mit überlegenen Kräften greift ihn hier das österreichische Corps Giulays an, wirft ihn über Plagwitz zurück und dringt sogar in den südlichen Teil von Lindenau ein; aber mit Aufbietung aller Kräfte gelingt es Bertrand, Lindenau zu behaupten und den Gegner bis über Plagwitz zurückzudrängen.

Unterdessen hat sich ein hartnäckiger Kampf um den Besitz von Markkleeberg, Wachau und Liebertwolkwitz entsponnen. Hier sind die Kräfte gleich; den 114000 Angreifern hat Napoleon 115000 entgegenzustellen. Langsam dringen die Verbündeten vor; bis zur Schäferei Meusdorf muß Napoleon zurückweichen. Da scheint gegen Mittag die Wucht des Angriffes zu ermatten. Alsbald vereinigt Napoleon fast seine gesamte Kavallerie unter Murats Befehle, um die Mitte der Verbündeten bei Güldengossa mit einem furchtbaren Stoße zu durchbrechen, während zugleich die ganze französische Linie wieder vordringt. Allein der gewaltige Reiterangriff mißlingt. Die Franzosen, von den Gardekosaken in der Flanke gefaßt, von zwei reitenden Batterien mit Kartätschen überschüttet, werden von der Reiterei der Verbündeten zurückgetrieben. Und als nun die österreichischen Reserven eintreffen, werden die Franzosen fast allenthalben wieder zurückgedrängt. Keiner der beiden Gegner hat schließlich auch nur einen Schritt breit Terrain gewonnen.

Schon dies genügte, um das Schicksal Napoleons, dem nur ein völlig entscheidender Sieg helfen konnte, zu besiegeln. Und der Verlauf, den die Dinge bei Möckern genommen, gab dazu die volle Entscheidung.

Gegen Mittag langte von Schkeuditz her die Schlesische Armee auf der Leipziger Ebene an. Die Nordarmee freilich war noch weit zurück. Unverzüglich aber warf sich Blücher auf das ihm entgegenstehende Corps Marmonts. York wurde zur Rechten, Langeron zur Linken gegen den Feind gesandt, Sacken in Reserve bei Radefeld zurückgehalten. Marmont zog sich nach Möckern zurück. Ein erbitterter Kampf entspann sich um das Dorf. Mann gegen Mann wurde um Mauern und Hecken gekämpft, jedes Gehöft mußte einzeln erstürmt werden; mit den Kolben schlug die Landwehr die Feinde nieder. Endlich gab das Einhauen der brandenburgischen Husaren den Ausschlag. Die Hälfte seiner Geschütze ließ Marmont in den Händen der Sieger und flüchtete unter dem Schutze der Dunkelheit mit den Trümmern seines Corps nach Gohlis.

Nur ein paar Stunden hielt Blücher in einer halb verfallenen Schmiede Nachtruhe. Sobald nur der Morgen graute, sandte er Sacken gegen Gohlis vor, sodaß die Franzosen bis in die Vorstädte von Leipzig zurückweichen mußten. Da jedoch auf dem südlichen Schlachtfelde alles still blieb, entschied er sich dafür, das Gefecht abzubrechen*) Denn im Hauptquartiere Schwarzenbergs wartete man auf das Einrücken Bennigsens, vielleicht auch der Nordarmee in die Schlachtreihe, und beschloß am Nachmittage zu dem Zwecke, den Wiederbeginn des Kampfes bis zum nächsten Tage zu verschieben.

Auch Napoleon hielt während des regnerischen Sonntags Ruhe. Zwar der Feldherr in ihm mußte ihm sagen, daß nach der verlorenen Schlacht nur ein sofortiger Rückzug ihm übrig bleibe; allein dann war der Herrscher Napoleon verloren: und der Herrscher siegte über den Feldherrn. Er trug den Verbündeten einen Waffenstillstand an; als er jedoch auf diesen Antrag überhaupt keine Antwort erhielt, mußte er sich doch entschließen, seine Armee näher an Leipzig heranzuziehen, um den unausweichlichen Rückzug wenigstens einzuleiten. Aber nicht wie ein Geschlagener wollte er weichen: wie ein Manöver gedachte er mit allem Pompe den Rückzug anzutreten. Schon um 2 Uhr nachts trat die französische Armee unter Waffen und Bertrand erhielt den Befehl, noch in der Nacht sich auf Weißenfels in Marsch zu setzen, um die Flußübergänge für den Rückzug zu sichern.

Klar und frisch brach der Morgen des 18. Oktober an — das Wetter war völlig umgeschlagen — als auch schon von Schwarzenbergs Seite Kanonendonner herüberdröhnte. Die gewaltige Schlacht begann von neuem. Wo aber blieb die Nordarmee?

---

*) H. Delbrück, das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithard von Gneisenau. I, 365.

Schon am Sonnabend hatte der englische Bevollmächtigte General Stewart sich persönlich zu dem Kronprinzen von Schweden begeben, um ihn in Bewegung zu bringen. Durch die energische Drohung, die englischen Subsidien ihm zu entziehen, erreichte er wenigstens so viel, daß die Nordarmee am 17. bis Breitenfeld vorrückte. Hier aber blieb sie wieder stehen, da der Kronprinz sich darauf steifte, daß bei weiterem Vorrücken, wenn Napoleon nach der Elbe durchzubrechen versuchen sollte, dessen Stoß ihn treffen müsse. Die unter ihm stehenden preußischen Generale waren jedoch nicht dieser Auffassung: Bülow ließ Blücher sagen, daß er unter allen Umständen auf ihn rechnen könne. Um so mehr war Blücher entschlossen, persönlich einzugreifen. In Begleitung des Prinzen Wilhelm von Preußen begab er sich in der Frühe des Montags nach Breitenfeld. Eine stürmische Unterredung fand statt. Prinz Wilhelm erklärte, daß er als Bruder des Königs die preußischen Corps der Nordarmee persönlich in den Kampf führen werde, und Blücher machte seinem Ingrimme in den schärfsten Ausdrücken Luft. Da hielt es der Kronprinz doch für angezeigt einzulenken; er versprach, über die Parthe zu gehen und in die Schlachtreihe neben die Schlesische Armee mit der von ihm geforderten Rechtsschwenkung einzutreten — wenn Blücher ihm 30000 Mann, also die größere Hälfte der Schlesischen Armee, überlassen wolle. Mit einer Selbstverleugnung ohne gleichen gab der Sieger von Möckern nach, das Corps Langerons an Bernadotte abzutreten. Damit verzichtete er auf jede selbständige Aktion; denn York und Sacken, die ihm blieben, waren nur eben stark genug, um Gohlis zu behaupten. Aber auch jetzt noch wagte der Kronprinz nicht geradeswegs im Angesichte des Feindes die Parthe zu überschreiten; er machte den Umweg über Taucha, sodaß es 3 Uhr nachmittags wurde, bevor er auf dem Schlachtfelde erschien; und auch da noch suchte er seine Schweden möglichst außer dem Feuer zu halten.

So lange zögerte aber auf Blüchers Betreiben Langeron nicht. Wacker gingen seine Russen zum Sturm auf Schönefeld vor, immer wieder, bis sie es siegreich behaupteten und die Franzosen in die Vorstädte Leipzigs zurückwarfen.

Zur Linken Langerons griff die Nordarmee ein. Bülows Preußen erstürmten Paunsdorf, und die Franzosen wurden nicht nur bis unter die Mauern von Leipzig zurückgetrieben, sondern auch die Stellung Napoleons bei Probstheida im Rücken bedroht. Hier stand die französische Hauptmacht. Mit unerschütterlicher Tapferkeit bemühten sich unter Barclay de Tollys Oberbefehle Kleists Preußen und Wittgensteins Russen das Dorf zu erstürmen und die Reihen der Franzosen zu durchbrechen. Von dem Monarchenhügel nördlich von Liebertwolkwitz schauten die verbündeten Monarchen dem erbitterten, aber fruchtlosen Ringen zu. Aber auch die

Franzosen versuchten vergeblich aus dem Dorfe vorzubrechen: das Kreuzfeuer der gegen Probstheida aufgefahrenen Batterien hielt sie im Schach, bis das Vordringen der Nordarmee am Abend ihre Stellung unhaltbar machte.

Bennigsen im Südosten des Schlachtfeldes, siegreich über Holzhausen vorrückend, schloß den eisernen Ring, welcher das Heer Napoleons im Norden, Osten und Süden jetzt umklammert hielt. Hier war es, auf dem äußersten rechten Flügel von Bennigsens Russen, wo, nachdem schon am Vormittage 500 sächsische Reiter zu Langeron übergegangen waren, jetzt der ganze Rest der sächsischen Truppen, noch etwas über 3000 Mann, unter General Ryssel zu den Verbündeten übertrat. Bei ihrer geringen Zahl war dies Ereignis für den Gang der Schlacht ohne Bedeutung; ihrem Könige aber, der bei den Franzosen weilte, sollte es doch von Nutzen sein. Auch einige hundert württembergische Reiter führte General Normann zu den Verbündeten hinüber; es war doch, als wenn es anfinge in den Herzen der Deutschen lebendig zu werden.

Der sinkende Abend beendigte das blutige Waffenspiel. Die Verbündeten blieben in ihren Stellungen: sie glaubten am nächsten Tage noch einmal schlagen zu müssen. Denn das starke numerische Übergewicht, welches sie hatten, war ihnen nicht gelungen zur Geltung zu bringen. Nur etwa 180000 Mann hatten thatsächlich der Macht Napoleons, die sich an diesem Tage auf 150000 Mann belief, im Kampfe gegenüber gestanden. Das war die Folge davon, daß es an einem einheitlichen Plane des Angriffs gefehlt und die übergroße Vorsicht der Oberanführer allenthalben die Reserven aus dem Kampfe zurückgehalten hatte. Als aber am Dienstag der Frühnebel sich hob, sahen die Verbündeten die französische Armee nach Lindenau zu von dannen ziehen. Da erst wurden sie des großen Sieges inne, den sie erfochten hatten.

Von drei Seiten rückten sie jetzt gegen die Stadt vor, Sacken und Langeron gegen die nördliche Hallische, Bülow und Bennigsen gegen die östliche Grimmaische Vorstadt. Sie trafen auf hartnäckigen Widerstand; denn den Rheinbundstruppen und den Polen hatte Napoleon die Sicherung des Rückzuges der Franzosen übertragen. Ein blutiger Kampf entspann sich um die Thore. Die Königsberger Landwehr unter Major Friccius waren die ersten am Grimmaischen. Mit ihren Gewehrkolben schlugen sie das Fachwerk des daneben stehenden Zollhauses ein, und erstürmten von innen das Thor. So waren sie die ersten in der Stadt und trieben mit gefälltem Bajonett, der Kugeln nicht achtend, die Verteidiger zurück. Da drang auch schon von Norden her Blücher ein. Unablässig rief er in seiner Ungeduld den Russen „Vorwärts! Vorwärts!“ zu: sie verstanden das fremde Wort wohl und erstürmten das Hallische Thor. Aber auch in den Straßen noch setzte der heftige Kampf sich fort, bis das Auffliegen der Elsterbrücke

das Hoffnungslose alles Widerstandes den Verteidigern zum Bewußtsein brachte.

Um 1 Uhr hielten die verbündeten Monarchen ihren Einzug in die erstürmte Stadt. Auf dem Markte umarmte Kaiser Alexander den Sieger von Möckern und nannte ihn den Befreier von Deutschland; und König Friedrich Wilhelm ernannte auf der Stelle Blücher zum Generalfeldmarschall, mit gutem Sinne das Patent vom 16. Oktober datierend, denn Blüchers Sieg bei Möckern hatte in Wahrheit die Entscheidung der Völkerschlacht gebracht. Der König von Sachsen, auf Napoleon vertrauend, hatte sich nicht geflüchtet: als Kriegsgefangener wurde er nach Friedrichsfelde bei Berlin gebracht.

So lag denn durch den Leipziger Sieg das ungeheure Gebäude am Boden, welches — mit Stein zu sprechen — durch die verruchteste Tyrannei aufgerichtet und mit dem Blute und den Thränen so vieler Millionen gekittet war. Auf Nebenwegen, in der Richtung auf die Festung Erfurt zu, floh Napoleons Streitmacht von dannen.

Blücher drang auf energische Verfolgung des flüchtenden Feindes und sandte ihm auch York in die Flanke. Aber die Erschöpfung der verbündeten Truppen, die Schwierigkeit der Verpflegung und die zögernde Vorsicht Schwarzenbergs hinderten, daß Erhebliches geschah. Indes auch daohne litten die flüchtenden Franzosen unsäglich. Von Leipzig bis Fulda waren die Wege mit verwundeten und sterbenden Franzosen förmlich übersäet. In die Häuser wagten sie sich aus Furcht vor den erbitterten Einwohnern gar nicht hinein. Nur durch die äußersten Anstrengungen gelang es Napoleon, aus der gescheuchten und verzagten Masse wieder eine Streitmacht zu gestalten.

Ein bayrisches Corps unter Wrede, von Österreichern unterstützt, warf sich dieser bei Hanau am 30. Oktober in den Weg. Baron Karl Philipp von Wrede, ein tapferer, aber höchst ehrgeiziger Mann, hatte sich dadurch bekannt gemacht, daß er 1799 als Forstmeister ein Freicorps mit Erfolg gegen die Franzosen führte, sodaß er nach dem Luneviller Frieden als Oberst in das bayrische Heer übernommen war. Voll Begier, selbständig zu handeln, hatte er sich nach dem Vertrage von Ried mit den bayrischen Truppen den Verbündeten nicht angeschlossen, sondern wagte es, Napoleon in den Weg zu treten. Allein dem französischen Geschützfeuer war er nicht gewachsen; er mußte den Franzosen die Straße frei geben. Am folgenden Tage versuchte er nun wenigstens die Nachhut des Feindes abzuschneiden; doch erheblich verwundet, mußte er den Oberbefehl an den österreichischen General Fresnel abgeben, der die weiteren Versuche bald aufgab. Unangefochten erreichten die Franzosen über Frankfurt und Mainz das linke Rheinufer.

Nach dem gemeinsam erfochtenen großen Siege trennten sich die verbündeten Armeen wieder von einander: Blücher und Schwarzenberg folgten auf verschiedenen Wegen den flüchtigen Franzosen; die Nordarmee dagegen wurde aufgelöst. Bülow wurde zur Befreiung Hollands ausgesandt, Tauentzien erhielt den Auftrag, die Elbfestungen, welche noch im Besitze der Franzosen waren, einzunehmen. In den nächsten Monaten fielen auch Torgau, Wittenberg und das befestigte Dresden, dazu Küstrin, Stettin und Danzig. Nur wenige hielten sich bis zum Abschlusse des Friedens, wie Magdeburg, Erfurt, Glogau, Mainz. Auch in Hamburg behauptete sich Davout.

Mit seinen Schweden wandte sich der Kronprinz gegen Dänemark und zwang es in dem Frieden von Kiel (14. Januar 1814) zur Abtretung von Norwegen, wofür er als Ersatz Schwedisch-Pommern ihm abtrat.

Jetzt löste sich auch mit der Überwindung seines Protektors der Rheinbund auf. Zum zweitenmal, und jetzt endgültig, mußte König Hieronymus, der nach Tschernytschews Abzuge nach Kassel zurückgekehrt war, sein westfälisches Reich verlassen. Herzog Wilhelm von Braunschweig kehrte in sein Land zurück, um sofort den vor vier Jahren abgebrochenen Kampf gegen Napoleon wieder aufzunehmen. Auch Kurfürst Wilhelm erschien in Kassel wieder, mit lautester Freude von seinen Hessen empfangen. Jede Erinnerung an die westfälische Zeit wurde beseitigt, selbst Zopf und Puder wieder hervorgesucht. Jetzt stellten sich beim Kurfürsten auch die Söhne des Mayer Amschel ein, der in Frankfurt in dem Hause ‚zum roten Schilde' gewohnt hatte, daher Rothschild genannt. Sie brachten ihm das vor sieben Jahren ihrem Vater anvertraute Vermögen zurück: er hatte es die Zeit über bis zu seinem Tode im vorigen Jahre gut auszunutzen verstanden und dadurch den Grund zu dem Weltreichtume seiner Familie gelegt. Auch Herzog Peter von Oldenburg kehrte jetzt in sein Land heim, und Hannover wurde wieder unter die Herrschaft des englischen Königs gestellt.

Nunmehr beeilten sich auch die Rheinbundfürsten, den Verbündeten ihre Kontingente zur Verfügung zu stellen. Allen ward dafür der souveräne Besitz ihres Landes gewährleistet; nur die Napoleoniden wurden ausgeschlossen und außer ihnen der König von Sachsen und die Fürsten von Isenburg und von der Leyen; der Großherzog von Frankfurt, Dalberg, entsagte freiwillig. Diese „herrenlosen" Länder wurden der Centralverwaltung unterstellt, welche aus ihrer Wehrkraft und den Rheinbundskontingenten acht Armeecorps bildete in einer Gesamtstärke von 160000 Mann. Das sicherte zwar der großen Allianz das zweifellose Übergewicht über die Streitkräfte Napoleons, erhielt aber zugleich die Vielgeteiltheit Deutschlands

aufrecht. Denn nicht wie es für die Machtstellung und Entwickelung Deutschlands am förderlichsten war, wurde die Neugestaltung des deutschen Gebietes bis an den Rhein eingerichtet, sondern wie es am besten den Interessen Österreichs und Rußlands entsprach.

Aber lag nicht auch jenseit des Rheins noch deutsches Land?

In den ersten Novembertagen waren mit der Hauptarmee die verbündeten Monarchen in Frankfurt angelangt. Hier gedachte die Friedenspartei im Hauptquartier, deren Führer Metternich war, den Krieg zu beendigen. Wirklich erreichte sie es, daß Napoleon der Friede angeboten wurde unter der Bedingung, daß er sich mit Rhein, Alpen und Pyrenäen als Grenzen Frankreichs begnüge. Aber sie hatte energische Gegner, mit Nachdruck sprach sich Stein für die Fortführung des Krieges aus, Schwarzenberg stimmte ihm bei. Da erschien Blücher in eigner Person in Frankfurt, um sein lorbeerbekränztes Schwert in die Wage des Krieges zu werfen. Hart setzte er den „vornehmen Feiglingen" zu: er sprach von „Schuften, die den Galgen verdienten", sodaß der friedfertige Knesebeck vor Ärger krank wurde. Das blieb nicht ohne Wirkung. Die Unentschiedenen, zumal Kaiser Alexander und die englischen Bevollmächtigten, begannen mehr und mehr der Kriegspartei sich zuzuneigen.

Wie konnte auch Napoleon einen Frieden, der irgend welche Einengung ihm auferlegte, annehmen! Er zog auch die Verhandlungen nur hin, um Zeit zu Rüstungen zu gewinnen. Aber die Kriegspartei gewann die Oberhand: am 2. Dezember verkündete ein Manifest, daß die verbündeten Fürsten entschlossen wären, den Krieg nicht gegen Frankreich, sondern gegen Napoleon gemeinsam fortzusetzen. Mit dem Beginne des neuen Jahres sollten die verbündeten Armeen den Rhein überschreiten: die Hauptarmee, welche Kleists Preußen gegen vier deutsche Corps an Blücher abgab, den Oberrhein; die Blüchersche Armee den Mittelrhein, während Wredes Bayern im Elsaß die Verbindung zwischen Blücher und Schwarzenberg aufrecht erhalten sollten; endlich Bülows Preußen und Wintzingerodes Russen sollten über den unteren Rhein von Holland her in Frankreich eindringen.

Mit drei Corps hielt Napoleon das linke Rheinufer besetzt: aber würden sie der Wucht der verbündeten Armeen gewachsen sein? Ohne Schwierigkeit bewirkte auch Schwarzenberg in den letzten Dezembertagen den Übergang bei Basel und Hüningen. Aber Marmont deckte mit 60000 Mann den Mittelrhein, während Blücher zunächst nicht mehr als 50000 Mann für den Rheinübergang verfügbar hatte. Er wählte daher eine Stelle aus, wo der Feind den Übergang am allerwenigsten erwarten durfte. Wo der Leyenfels mit der kleinen wunderlich gebauten Pfalz im Rheine liegt, zieht von Osten her nur ein einziger Engpaß zum Strome hinab, während am linken Ufer nur steile Fußpfade in Schluchten zum Thalrande

emporsteigen. Hier zogen in dichten Kolonnen bei dem Städtchen Caub in der Neujahrsnacht durch den Engpaß Yorks Preußen und ein Teil von Langerons Corps zu dem Strome hinab; lautlos setzte zuerst Graf Brandenburg mit 200 Füselieren in Kähnen hinüber; ihm war befohlen, in größter Stille auf dem linken Ufer sich festzusetzen, um den Übergang der übrigen Truppen zu decken. Aber als ihr Fuß den Boden „Frankreichs" betrat, übermannte die Aufregung die Wackeren: sie brachen in ein donnerndes Hurra aus und stürmten auf den engen Felspfaden in die Höhe! Flintenschüsse antworteten ihnen, aber bald waren ihrer so viel oben, daß die überraschten Franzosen zurückgetrieben wurden. Indessen der Brückenschlag verzögerte sich, weil die Anker der Pontons dem heftigen Andrange der Fluten nachgaben. Doch wurde in der Nacht vom 2. zum 3. Januar 1814 der Übergang glücklich vollendet, sodaß nun auch die übrigen Teile von Blüchers Armee bei Coblenz und Mannheim den Strom ungefährdet überschreiten konnten. Mit überschwenglicher Freude begrüßten die linksrheinischen Deutschen den ruhmgekrönten greisen Feldmarschall und sein Heer: es mußte namentlich streng verboten werden, den Soldaten mehr Wein zu geben, als ihnen gut wäre. Marmont wich der Feldschlacht aus; er ging über die Saar auf Metz zurück; aber als Blücher ihm rastlos nachdrängte, gab er Lothringen auf und zog sich in die Champagne hinein. Am 17. Januar rückte Blücher in Nancy, die Hauptstadt Lothringens, ein.

Unterdessen hatte Schwarzenberg mit mehr als 100000 Mann die Hochfläche von Langres erreicht, von der die Seine, Aube und Marne zu dem Thalbecken von Paris hinabströmen und an den Flüssen entlang Hauptverkehrsstraßen auf die französische Hauptstadt zu führen. Die Besetzung dieser Hochfläche, glaubte daher Schwarzenberg, gebe ihm eine militärisch so überlegene Stellung, daß der baldige Abschluß des Friedens jetzt erfolgen müsse. Denn der Kriegseifer, den er in Frankfurt gezeigt, war inzwischen so ziemlich verraucht. Dieser Meinung stimmte der ängstliche Knesebeck bei; aber mit Entschiedenheit sprach sich Gneisenau dagegen zu Stein aus. Stein legte dessen Briefe dem Kaiser Alexander vor. Sie überzeugten den Zaren: er verlangte den Vormarsch der Großen Armee und bestimmte den König Friedrich Wilhelm, sich seiner Forderung anzuschließen. Da mußte denn Österreich freilich nachgeben; aber es stellte die Bedingung, daß, anknüpfend an die Frankfurter Verhandlungen, Frankreich in seinen alten Grenzen Napoleon als Friedensgrundlage angeboten würde. In Chatillon trat dieser Friedenskongreß zusammen. Nun erst setzte sich Schwarzenberg, nachdem eine Woche in Langres verloren war, in der Richtung der Aube wieder in Marsch. Zu seiner Überraschung fand er, daß Blüchers Armee auf demselben Wege nur einen Tagemarsch vor ihm stand.

Schon in Nancy hatte Blücher es ausgesprochen, daß sein Ziel Paris sei; und am 29. Januar schrieb er an seinen Freund, den Oberpräsidenten Vincke: „Der Tiran hat alle Hauptstätte besucht, geplündert und bestohlen, wihr wollen uns so waß nicht schuldig machen, aber unsre Ehre Fordert daß Vergeltungsrecht, ihm in seinem neste zu besuchen.“ Aber von seinen Corps hatte er Langeron vor dem festen Mainz zurücklassen, York gegen die Moselfestungen senden müssen; so hatte er nur Sacken, 27 000 Mann stark, bei sich, als er von Brienne aus an der Aube abwärts vor der Großen Armee in der Richtung auf Paris zu einherzog. Hier traf ihn am 30. Januar der Vorstoß Napoleons. Brienne ging verloren; und als der Tag sich neigte, begab sich Blücher nach dem Schlosse hinter der Stadt, um noch einmal das ganze Feld zu übersehen. Aber fast zugleich drangen Franzosen in den Schloßhof; doch fand er noch gerade Zeit, mit Gneisenau sich aufs Pferd zu werfen und der Gefahr zu entziehen. In langsamem Schritte ritten sie auf die von den Feinden besetzte Stadt zu. „Wollen Ew. Excellenz im Triumph in Paris aufgeführt werden?“ fragte ihn Gneisenau. Da erst gab der alte Held seinem Pferde die Sporen. Abends um zehn Uhr führte er seine Russen nochmals zum Sturm vor und gewann die Stadt zurück; nur das Schloß blieb im Besitz der Feinde. Erreicht war, warum die Schlacht geschlagen war: der freie Durchzug zu Schwarzenbergs Armee. Noch in der Nacht zog sich Blücher auf die Höhen von Trannes.

Auf das Drängen Kaiser Alexanders und der Preußen stellte Schwarzenberg jetzt von seiner Armee die Corps des Kronprinzen von Württemberg und Giulays unter Blüchers Oberbefehl. Von Osten zogen auch aus eigner Bewegung Wredes Bayern heran. Napoleon aber hatte, durch mehrere hochgelegene Dörfer und den Wald von Eclance gedeckt, diesseits Brienne bei dem Dorfe La Rothiere Stellung genommen. Hier griff ihn Blücher am 1. Februar — Mittag war schon vorüber — an. Es schneite so stark, daß zeitweilig das Schlachtfeld gar nicht zu übersehen war; bis an die Achsen brachen die Kanonen in den nur obenhin gefrornen Boden ein; unaufhörlich vernahm man Blüchers ungeduldiges „Vorwärts!“ Napoleon verteidigte sich, indem er fortwährend selbst zum Angriffe überging. Endlich erstürmte der Kronprinz von Württemberg den Wald von Eclance; die Russen drangen in das viel umstrittene Dorf La Rothiere ein; die Österreicher drängten den Feind von der Aube ab; der Sieg war entschieden. In großer Auflösung zogen sich die Franzosen in der Nacht durch Brienne zurück.

Napoleon war jetzt bereit Frieden zu schließen. Jedoch am Tage nach der Schlacht hielten die Führer der verbündeten Armee auf dem Schlosse von Brienne Kriegsrat; das Ergebnis war der Beschluß, auf Paris zu marschieren, indes, um der leichteren Verpflegung willen, in getrennten Heersäulen.

Da Caulaincourt, der Bevollmächtigte Napoleons, schon bei den Vorposten der Verbündeten wartete, so trat der Friedenskongreß alsbald zusammen: am 5. Februar begannen die Verhandlungen. Die Bevollmächtigten der Verbündeten erklärten, daß sie im Namen Europas unterhandelten und nur von einem Willen bestimmt würden. Caulaincourt aber versicherte; daß Napoleon bereit wäre, auf jede Bedingung einzugehen. Damit begannen sofort die Schwierigkeiten; denn Kaiser Alexander wünschte den Franzosen die freie Wahl ihres künftigen Herrschers im Interesse eines dauerhaften Friedens zu gewähren, Kaiser Franz aber durchaus Napoleon auf dem französischen Throne zu erhalten. Je im Interesse ihrer Wünsche strebten daher beide Parteien den Gang der kriegerischen Ereignisse zu gestalten, eine endgültige Entscheidung aber, die vielleicht der andern Partei zum Siege verhelfen könne, jedenfalls hinzuhalten. Daher gewinnt die Kriegführung von jetzt an einen wesentlich andern Charakter: sie sinkt zu einem Werkzeuge der Politik herab; das Schwanken der Wage in Chatillon wirkt fortwährend ein. Weder Schwarzenberg noch auch Blücher sind in ihren Entschlüssen frei.

Blücher hatte sich den Brienner Beschlüssen entsprechend zunächst nach Norden gewandt, um den Corps von York und Kleist, die jetzt ihm zustrebten, den Anschluß zu ermöglichen. Sobald aber die Vereinigung gesichert erschien, richtete er die Front wieder nach Westen und zog an der Marne hinab auf Paris zu. Staffelförmig nahmen seine Corps den Marsch in der Erwartung, daß Schwarzenberg an der Aube auf der gleichen Linie des Vorrückens sich hielte. Dies war aber nicht der Fall; denn da die Große Armee in sechs Tagen von Brienne nur bis Troyes an der Seine (40 km) marschiert war, und dann dort zwei Tage gerastet hatte, um nach der geheimen Weisung des Kaiser Franz die Seine nicht zu überschreiten, so war sie noch weit zurück. So konnte Napoleon es denn wagen, sich auf die getrennt marschierenden Corps Blüchers zu werfen und sie einzeln, bevor ihre Zusammenziehung geschehen konnte, zu schlagen: Olsufiew bei Champaubert am 10., Sacken bei Montmirail am 11., York bei Chateau-Thierry am 12., Blüchers Avantgarde bei Vauchamps und Blücher selbst in dem Reitergefecht bei Etoges am 14. Februar. Rücksichtslos setzte sich hier der greise Feldherr dem feindlichen Feuer aus. „Wenn Ew. Excellenz sich hier, wo nichts verloren ist, totschießen lassen“, sagte sein Adjutant Nostitz zu ihm, „so wird die Geschichte auch nicht viel Rühmliches davon zu sagen haben.“ Da wandte Blücher sein Roß und sprengte zu dem Hauptquartier zurück.

Und Nostitz hatte recht gehabt; es war noch nichts verloren. „Wir thaten“, schrieb Gneisenau, „als ob wir nicht geschlagen wären; und am fünften Tage ergriffen wir wieder die Offensive.“ Denn die Siegestage hatten Napoleons Sinn ganz verändert; er zog die Caulaincourt erteilte

Friedensvollmacht zurück, wandte sich gegen Schwarzenberg, verwarf den Waffenstillstand, welchen dieser ihm zur Einleitung des Friedens anbot, ohne weiteres, nahm vielmehr eine so drohende Haltung an, daß Schwarzenberg bis Bar an der Aube vor ihm zurückwich. Allein Blüchers kühne Offensive rief den allzu Dreisten wieder an die Marne zurück. Jetzt schlug Schwarzenberg am 27. Februar bei Bar das ihm gegenüber zurückgelassene französische Corps und rückte wieder bis an die Yonne vor, wo er vor drei Wochen gestanden hatte. Die Folge war, daß die verbündeten Monarchen sich in Chaumont am 1. März zu dem Beschlusse vereinigten, keinen andern als einen gemeinschaftlichen Frieden einzugehen und bis zum Ende des Krieges ihr Heer kampfbereit zu halten. Blücher wurden die aus dem befreiten Holland heranmarschierenden Corps von Bülow, Wintzingerode und dem Herzoge Karl August von Weimar zugeteilt und ihm vollkommene Selbständigkeit neben Schwarzenberg eingeräumt.

Wie die „Grasteufel“ sahen neben den wohlgenährten und gut gekleideten Mannschaften Bülows Blüchers Soldaten aus, als am 4. März in Soissons die Vereinigung der beiden Armeen erfolgte; aber sie waren mit Ruhm bedeckt! „Ich habe von Napoleon tüchtige Schmiere gekriegt“, sagte Blücher freimütig bei der Begegnung zu Bülow, „aber ich will sie ihm reichlich zurückgeben!“ In wenigen Tagen war es geschehen. Am Abend des 6. März besetzte er das auf einem steilen Berge liegende, mit einer Mauer umgebene Laon, während Sackens Corps in dem weiter gegen Südosten liegenden Craonne Stellung nahm. Wintzingerode erhielt nun den Befehl: durch einen Nachtmarsch mit 10000 Reitern auf Querwegen die auf Craonne heranrückenden Franzosen im Rücken zu fassen. Gelang dies Manöver, so war eine entscheidende Niederlage der Feinde unvermeidlich. Allein Wintzingerode erwies sich als unfähig; auch am Morgen hatte er den Marsch noch nicht angetreten. Deswegen wurden auch Sackens Russen, die sich sehr tapfer der andrängenden Franzosen erwehrt hatten, von Craonne wieder zurückgenommen. Napoleon, durch diesen Schein eines Erfolges kühn gemacht, versuchte nun in der Nacht vom 8. zum 9. März Laon durch einen Handstreich zu gewinnen. Indes der Überfall mißlang: so führte er denn am 9. März seine ganze Armee zum Angriffe auf Blüchers starke Stellung heran. Blücher beschränkte sich darauf, sich zu verteidigen. Als jedoch die Nacht gekommen war, sandte er York und Kleist zu einem Überfalle gegen den rechten Flügel der Feinde, welchen das Corps Marmonts bildete. York erfocht über ihn bei dem Dorfe Athies einen glänzenden Sieg, zersprengte das Corps gänzlich und jagte es südwärts über die Aisne. „Bei Gott!“ rief Blücher aus, als ihm die Meldung kam, „Ihr alten Yorkschen seid ehrliche, brave Kerls! Wenn man sich auf euch nicht mehr verlassen könnte, da fiele der Himmel ein.“

Am nächsten Morgen gab Napoleon seiner Armee eine lang gedehnte Aufstellung, als solle deren Haltung dem Sieger imponieren. Da indessen Kleist und York auf der Verfolgung Marmonts schon bis Fetieux gekommen waren, sodaß sie kaum 15 km seitwärts im Rücken der Armee Napoleons sich befanden, so entwarf Grolmann, der Generalstabschef Kleists, den Plan, die beiden Corps in den Rücken Napoleons zu führen, um dann dessen Armee durch einen gleichzeitigen Angriff von der Front und vom Rücken her mit einem gewaltigen Schlage zu vernichten. Graf Brandenburg wurde abgesandt, um Blüchers Zustimmung einzuholen. Allein dieser war der Meinung, daß man, da das Spiel unter allen Umständen gewonnen sei, nicht mehr nötig habe, etwas zu riskieren. Dem stimmte auch Gneisenau bei. So kam es nur zu einigen unbedeutenden Gefechten. In der Nacht ging Napoleon dann über die Aisne zurück.

Es kam bei dieser Entscheidung des Hauptquartiers auch in Betracht, daß der greise Feldmarschall, fieberkrank, nur mit Mühe sich noch am 9. aufrecht erhalten hatte, jetzt aber ans Bett gefesselt war. Erst nach acht Tagen hatte sein Leibarzt, der Generalarzt Völtzke, den alten Helden, der zudem an einer heftigen Augenentzündung litt, wieder soweit hergestellt, daß er in einem dicht verhängten Krankenwagen seiner Armee nachfolgen konnte, jedoch nicht auf Paris, sondern auf Schwarzenberg zu, den der zwischen den beiden Armeen der Verbündeten operierende Gegner jetzt bedrohte.

Jetzt wich Schwarzenberg dem Stoße, wie er noch vor drei Wochen gethan, nicht aus. Denn am 18. März hatte sich der Friedenskongreß aufgelöst, da infolge von Blüchers Siege die Meinung obgesiegt hatte, mit Napoleon überhaupt keinen Frieden zu schließen. Der Stoß trifft am 19. März bei Arcis an der Aube Wredes Bayern. Sie halten wacker stand. Nun zieht Napoleon Verstärkungen an sich, um den Kampf zu erneuern. Da rückt auch schon am 20. Schwarzenberg mit seiner ganzen Macht gegen ihn: schleunigst weicht Napoleon über die Aube zurück und versucht, durch geschickte Märsche, Schwarzenberg in den Rücken zu kommen, um diesen dadurch zur Umkehr zu nötigen. Durch einen Marsch an die Marne hoffte er zudem auch Blücher aufzuhalten. Er wandte sich daher ostwärts, da er überzeugt war, daß die Gegner es nicht wagen würden, hinter seinem Rücken auf Paris zu marschieren.

Es dauerte indes nicht lange, so meldeten Kosaken, daß die französische Armee die Richtung auf „Moskau" eingeschlagen hätte. Ein Brief Napoleons, den Blüchers Vortruppen auffingen, gab dazu die Bestätigung.

Anfänglich herrschte über diese neue Wendung bei den Verbündeten Bestürzung. Da aber Blüchers Infanterie schon bis Chalons vorgerückt war, sodaß die beiden großen Armeen sich zu jeder Aktion die Hand reichen

konnten, so fand auf Kaiser Alexanders nachdrückliche Empfehlung der Vorschlag des russischen Generals Toll Annahme, mit den beiden Armeen gegen Paris zu ziehen und Napoleon nur 10 000 Mann leichte Kavallerie unter Tettenborn und Wintzingerode nachzusenden.

Durch die Vereinigung der verbündeten Armeen waren die Corps Marmonts und Mortiers und die Division des Generals Pacthod, welche Paris decken sollten, von Napoleons Armee abgeschnitten. Als sie nun dem Befehle Napoleons gemäß sich anschickten, ihm ostwärts zu folgen, stießen Marmont und Mortier auf den Vortrab der heranziehenden Armee Schwarzenbergs unter dem Kronprinzen von Württemberg. Sie wurden von diesem am 25. März auf La Fère Champenoise zurückgeworfen und retteten sich nur durch einen Gewaltmarsch nach Paris. Die Division Pacthods, welche nördlicher marschierte, traf an demselben Tage auf die Avantgarde Blüchers und zog sich vor dieser ebenfalls auf La Fère Champenoise zurück. Dadurch geriet sie aber zwischen die beiden großen Armeen, sodaß die kleine Schar bald von allen Seiten eingeschlossen war. Sie schloß sich zu einem Carré dicht zusammen. Gneisenau ritt selbst an sie heran, zeigte ihr das Hoffnungslose ihrer Lage und forderte sie zur Ergebung auf. Zur Antwort fielen mehrere Schüsse. Da mußte denn Reiterei und Geschütz gegen sie gesandt werden, bis der Rest der Division sich ergab.

Blücher, der seine entzündeten Augen durch einen großen grünen Damenhut, den er hatte aufsetzen müssen, schützte, drängte jetzt auf dem nächsten Wege nach Paris. Da aber Kaiser Alexander an der Spitze seiner Garden zur Vergeltung für Moskau in die französische Hauptstadt einzuziehen wünschte, so mußte das Blüchersche Heer die gerade Straße von Meaux verlassen. Dadurch verlor es einen Tag, während dessen Marmont und Mortier Paris erreichten und sich, durch Nationalgarden verstärkt, zur Gegenwehr vor der Stadt aufstellten, Marmont an der Ostseite auf den Höhen von Romainville und Belleville, Mortier auf dem Höhenzuge des Montmartre im Norden. Marmont eröffnete in der Frühe des 30. März die Schlacht vor Paris mit einem Angriffe auf das russische Corps des Herzogs Eugen von Württemberg und trieb es bis Pantin zurück. Aber die preußische Garde erstürmte Pantin und Barclay de Tolly drang jetzt mit seinen Russen bis an die Barrieren von Paris vor und zwang dadurch Marmont um Waffenstillstand zu bitten. Unterdessen waren von Blüchers Armee York und Kleist gegen Mortier vorgegangen, während Langeron über St. Denis die Westseite bedrohte. Im Sturm ging es gegen den Montmartre vor, als die Meldung von dem Abschlusse des Waffenstillstandes eintraf. Auf jede Weise bemühte sich Gneisenau die Truppen aus dem Gefecht zurückzurufen; aber an der Erbitterung der Kämpfenden scheiterten alle Bemühungen. Erst als der Montmartre erstürmt war,

dessen Besitz der Waffenstillstand ihnen schon gewährte, waren sie zufrieden. Wie der rettende und richtende Genius des Krieges erschien Gneisenau, wie er so von der erstürmten Höhe im Abendglanze auf das bezwungene Paris hinabschaute.

Mit lautem Zujauchzen empfing am nächsten Morgen die Bevölkerung von Paris die einziehenden Sieger; in den Biwaks in den Elysäischen Feldern schloß man bald Freundschaft mit den bärtigen Gardekosaken und mit den gutmütigen Grenadieren der preußischen Garde. Nur Blücher fehlte; seine Krankheit hielt ihn bis zum folgenden Tage zurück und veranlaßte ihn dann, den Oberbefehl über seine ruhmreiche Armee an den russischen Feldmarschall Barclay de Tolly abzugeben.

Dank dem raschen und gewandten Eingreifen Talleyrands, der längst bei Napoleon nicht mehr in Gnaden stand, entschied sich Kaiser Alexander dafür, die französische Krone dem bourbonischen Prätendenten, Ludwig XVIII., zu übertragen. Das gab den Ausschlag. Und Napoleon? Nachdem ihm die Krone vom Haupte gefallen war, entsagte er ihr und begab sich, 400 Mann seiner alten Garde mit sich nehmend, nach der Insel Elba, die als souveränes Fürstentum ihm überwiesen wurde. Verwünschungen und Drohreden geleiteten ihn, so groß war der jetzt entfesselte Haß, daß er wiederholt nur durch Verkleidungen, die weiße bourbonische Kokarde am Hute, der erbitterten Menge zu entgehen vermochte.

Frankreich wurden überaus milde Friedensbedingungen auferlegt. Die verbündeten Monarchen glaubten dadurch im Interesse der Sicherung des europäischen Friedens den bourbonischen Thron zu befestigen. Infolgedessen gelangten die Pariser Verhandlungen schon am 30. Mai 1814 zum Abschlusse. Frankreich verpflichtete sich, 53 feste Plätze außerhalb seiner Grenzen ohne Entschädigung zu räumen. Damit wurde ein ungeheures Kriegsmaterial an Geschützen, Waffen, Kriegsschiffen im Werte von 1500 Millionen Francs den Verbündeten überwiesen, welche dafür auf jede Kriegskontribution, sogar auf die Zurückerstattung fast sämtlicher Kunstschätze, die Napoleon aus der ganzen Welt zusammengeraubt hatte, Verzicht leisteten. Unter den wenigen, welche zurückgenommen wurden, war auch, dank Blüchers Anordnungen, die Victoria des Brandenburger Thores in Berlin.

Für die Grenzbestimmung wurde der Besitzstand Frankreichs vom 1. Januar 1792 angenommen. Damit wurde ihm gelassen, was es doch erst im Anfange der Rhein-Campagne gewonnen hatte: die altwürttembergische Grafschaft Mömpelgard, die freie Reichsstadt Mülhausen und ein Landstrich an der deutschen und belgischen Grenze, der die Festungen Landau und Saarlouis in sich schloß; von Lothringen und dem Elsaß, älterem Raube, ganz zu schweigen!

Sechstes Kapitel.

Der Kongreß in Wien und der belgische Feldzug.

Was Europa seit einem Vierteljahrhundert entbehrt, der Frieden war ihm jetzt zu teil geworden. Aber der, welcher am meisten dazu beigetragen hatte, durch die Niederwerfung des Gegners ihn herbeizuführen, lag schwer krank in Fouchés Palaste in Paris darnieder und sehnte sich in die Heimat zurück. Erst gegen den Mai hin überwand die kernige Natur des 71jährigen Helden die Gefahr, und nun sah man ihn wohl abends im Palais Royal sitzen, wie er, den Rock ausgezogen und die kurze Pfeife im Munde, im Kartenspiel Zerstreuung suchte. Aber die Heimreise verzögerte sich, und auch die vielfache Auszeichnung und Anerkennung, die er erfuhr, war ihm mitunter doch nicht recht behaglich. Zwar daß König Ludwig von Frankreich ihm öffentlich dankte, daß „Blücher anfänglich die Ursache sei, daß er seinen Thron wieder bestiegen“, ließ er sich gern gefallen, auch der Ehrendegen der Stadt London mochte hingehen, aber als ihn die Edinburgher Akademie zum Ehrenmitgliede ernannte, meinte er doch: „Ich muß über mich selbst wachen, daß ich nicht zum nahrren werde.“ Vollends als König Friedrich Wilhelm seinen hochverdienten Feldmarschall zum Fürsten Blücher von Wahlstatt ernannte, lehnte er die Standeserhöhung ab. Gneisenau, York (von Wartenburg), Bülow (von Dennewitz), Kleist (von Nollendorf) und Tauentzien (von Wittenberg) hatten gleichzeitig die Grafenwürde, Hardenberg den Fürstenhut erhalten; Blücher aber nahm nur unter der Bedingung, daß sie nicht auch auf seine Söhne überginge, die Fürstenwürde an. Sein Gedanke war: „Man muß die jungens nur nichts weiß machen, ich weiß, daß es ihnen an nichts fehlt, aber der große HErr muß sie aus den kopff!“ Und nicht weniger machte ihm auch die Einladung des Prinz-Regenten Georg von England, zugleich mit den verbündeten Monarchen nach London zu kommen und „mit Teuffelsgewald beim Printz Regenten zu logiren“ Bedenken. Erst als, wie er an seinen Freund Bonin schreibt*), der König ihm sagte: „Blücher sie müssen reisen, das lest sich nicht ablehnen“, entschloß er sich dazu, die Einladung anzunehmen.

Der Enthusiasmus der Engländer für „old Blucher“ war grenzenlos, fast bis zur Narrheit. „Ich begreiffe es nicht“, schrieb er seiner Frau, „daß ich noch lebe, daß Volk hat mich beynahe zerrissen, man hat mich die Pferde außgespannt, und mich getragen.“ Man überschüttete ihn mit Ehren-

*) C. Blasendorff, Gebhard Leberecht von Blücher, S. 291.

bezeigungen aller Art; vollends „in mondirung“ sich zu zeigen, durfte er gar nicht wagen, wollte er nicht erdrückt werden. Zu Hunderten kamen die Engländer, um ihm die Hand zu schütteln; wo er erschien, erdröhnte Jubelgeschrei und „Blucher for ever“ oder Hip, hip, hurrä aus Tausenden begeisterter Kehlen. Die Fürsten traten gegen ihn beim Volke sehr in Schatten.

Schon in Paris bei den Friedensverhandlungen hatte sich eine Menge von Fragen ergeben, über welche sich eine Verständigung unter den Siegern nicht hatte erzielen lassen. Es war daher bestimmt worden, daß im Herbste in Wien ein europäischer Kongreß zusammentreten sollte, um die Neuordnung Europas durchzuführen. So begaben sich denn die verbündeten Monarchen von England nach Wien, wo die Verhandlungen am 18. September für eröffnet erklärt wurden.

Eine glänzendere Versammlung hatte Europa seit Jahrhunderten nicht gesehen, als sich jetzt in Wien zusammenfand, aber kaum auch eine unfruchtbarere. Den gewaltigen Ideen gerecht zu werden, welche seit einem Menschenalter aufgekommen waren, daran dachte in Wien kaum jemand; man begnügte sich mit einer oberflächlichen, mehr oder weniger willkürlichen Lösung der zahllos obschwebenden Fragen. Staaten wurden zusammengestellt ohne alle Rücksicht auf Nationalität, Sprache und Konfession, ganz in derselben gewaltthätigen Weise, wie Napoleon verfahren war, unbesorgt, daß solche Gebilde den Keim der Zwietracht und des Todes in sich trugen. Sachliche Ansprüche galten wenig; die Persönlichkeit ihrer Vertreter, Gunst und Intrigue gaben den Ausschlag.

Von außen angesehen machte der Kongreß freilich einen bedeutenden Eindruck. Die verbündeten Monarchen erschienen mit glänzendem Gefolge; von den deutschen Fürsten fehlten außerdem nur wenige. Im großartigsten Stile machte Kaiser Franz den Wirt; 22 Millionen Gulden ließ er sich die Bewirtung des Kongresses kosten. In den prunkvollen Sälen der Wiener Aristokratie drängten sich Staatsmänner und Hofleute, Bevollmächtigte aller Art, Prälaten und Gelehrte; aber es fehlte auch nicht an Glücksrittern und Komödianten, Gelegenheitsmachern und zweideutigen Existenzen. Ein Fest jagte das andere, Maskenbälle wechselten mit militärischen Schaustellungen, Schlittenfahrten mit Feuerwerken, Jagden mit Korsofahrten. Die Vertreter des Westens suchten in Eleganz und geistreicher Konversation sich hervorzuthun, die derberen Slawen verbrachten die Nächte in Trinkgelagen und Hazardspiel. Ein neues Bonmot des achtzigjährigen Feldmarschalls Fürsten von Ligne, der in witzigen Einfällen unerschöpflich war, bildete ein Ereignis, neben welchem die großen Fragen des Kongresses in den Hintergrund zu treten schienen. Es erregte Bewunderung, daß neben dem allen die Diplomaten noch Zeit zu Konferenzen fanden. Freilich wurden nicht selten wichtige Entscheidungen in der Fensternische eines Ballhauses gefällt.

Wer nach Wien kam, wollte etwas haben. Die kleinen Souveräne strebten nach Vergrößerung ihrer Ländchen durch Mediatisierung der noch kleineren; die Mediatisierten verlangten die Wiederherstellung ihrer Reichsunmittelbarkeit; die Reichsritter baten um Rückgabe ihrer früheren Rechte; der Johanniterorden wollte wiederhergestellt werden; der Fürst von Thurn und Taxis erstrebte die Erneuerung seines alten Postmonopols; die Beamten des aufgehobenen Reichskammergerichts baten um Pension; die Frankfurter Juden flehten um Erhaltung ihrer Schutzrechte, Prälaten verlangten die Aufhebung der früheren Säkularisationen; der Generalvikar von Konstanz, Heinrich von Wessenberg, suchte durch den Kongreß die Gründung einer deutschen Landeskirche ins Werk zu setzen. Dazu kamen zahllose fremde Diplomaten, von denen jeder bemüht war, die Sonderinteressen seines Landes durchzusetzen. Alle umschwärmten die Vertreter der verbündeten Großmächte, welche nicht bloß sich selbst, sondern auch ihnen helfen sollten.

Nur als Vertreter der persönlichen Interessen Ludwigs XVIII. war der Fürst Talleyrand zu dem Kongresse zugelassen; aber er war gewandt genug, sich kleineren Staaten gegenüber die Miene des wohlwollenden Beschützers zu geben, sodaß er bald eine ganz hervorragende Rolle spielte. Neben ihm traten die Vertreter Rußlands hervor, Nesselrode, Rasumowski, Stakelberg. England war vertreten durch die Brüder Lord Castlereagh und General Stewart, später auch noch durch Lord Wellington, der mit viel Erfolg auf der spanischen Halbinsel gegen die französische Herrschaft gekämpft hatte. Aber die weitaus geschäftigste Persönlichkeit auf dem Kongresse war der Fürst Metternich. Er liebte Verwickelungen, weil sie ihn beschäftigten; aber es fehlte ihm an Kraft, Tiefe und Ernst, um die Geschäfte in einer großen und klaren Weise zu behandeln. Kalt und abgeneigt, die edleren Gefühle im Menschen anzusprechen, nahm er mit Geschmeidigkeit und Zähigkeit nicht nur die Interessen Österreichs wahr, sondern brachte auch den Vertretern der kleineren deutschen Staaten die Überzeugung bei, daß gegen die ehrgeizigen Pläne Preußens für sie die einzige Hülfe bei Österreich zu finden wäre. So scharten sich denn um Metternich der „Besiegte von Hanau", der zum Feldmarschall und Fürsten erhobene Wrede, als Vertreter Bayerns, die Württemberger Linden und Wintzingerode, der sächsische Graf Schulenburg. Mit ihm suchte auch Graf Münster sich zu verständigen, der die Bildung eines großen welfisch-holländischen Reiches von der Elbe bis zur Schelde betrieb.

Bei weitem die schwierigste Stellung auf dem Kongresse hatte von vornherein Preußen. Ihm gebührte für die Befreiung Deutschlands in erster Linie der Dank. Die begeisterte Erhebung des preußischen Volkes hatte den Beruf Preußens zur Sammlung und Führung der deutschen Nation handgreiflich klargelegt. Aber nur um so beklommener blickten die

Kleindeutschen jetzt auf Preußen: sie glaubten von seinem Ehrgeize alles besorgen zu müssen. Preußen zu hemmen, seine Kraft zu unterbinden, war daher das Ziel, in welchem sie einmütig mit Metternich zusammentrafen. Mit unbeugsamem Nachdruck galt es daher gegen Übelwollen und schleichende Intrigue die berechtigten Ansprüche Preußens zu verfechten. Wohl überragte Wilhelm von Humboldt an Geistestiefe und sittlichem Adel den ganzen Kongreß: dazu aber war er doch nicht der rechte Mann. Aber auch der andere Vertreter Preußens war es nicht, Fürst Hardenberg, der viel zu leicht die Schwierigkeit der Situation unterschätzend, was er nur erst hoffte, für schon erwirkt hielt. Ein Blücher fehlte hier. Und den vermochte auch Steins Sympathie nicht zu ersetzen, da dieser nur für die Centralkommission an dem Kongresse teilnahm.

Kaum waren nun die Bevollmächtigten in Wien versammelt, so zeigte sich, daß noch in keiner bedeutenderen Frage ein Einverständnis angebahnt war. Man kam daher überein, den Beginn der Verhandlungen bis zum 1. November zu vertagen. Aber das Zögern förderte die Einigkeit nicht. Es wurde darum nunmehr beschlossen, die Regelung der deutschen Angelegenheiten einem Ausschusse der fünf deutschen Königreiche, diejenige aller übrigen Fragen aber einem zweiten Ausschusse zu überweisen, welchen die Bevollmächtigten der vier verbündeten Großmächte und der beiden bourbonischen Königreiche, Frankreichs also und Spaniens, bilden sollten.

Die wichtigste aller Fragen, durch welche auch die meisten andern mitbestimmt waren, war diejenige der Entschädigung Preußens nach den Festsetzungen des Kalischer Vertrages. Noch in Paris hatte Hardenberg in einer Denkschrift die preußischen Forderungen den verbündeten Mächten dargelegt, aber die bindende Anerkennung derselben nicht durchgesetzt. Doch fand der Gedanke, das kriegsrechtlich eroberte Königreich Sachsen an Preußen als Entschädigung zu überweisen, damals weder bei England noch bei Österreich Widerspruch. Die Meinung war, für das Übrige dann Preußen aus dem Herzogtum Warschau zu entschädigen.

Allein dem stellten sich in Wien Kaiser Alexanders polnische Pläne entgegen. Er wollte, auf alte Gedanken zurückgreifend, das Königreich Polen in seinem territorialen Bestande wieder aufrichten und es dann mit Rußland in eine dynastische Verbindung bringen. Preußen sollte also nicht seine früheren polnischen Provinzen zurückerhalten, sondern anderweitige Entschädigungen empfangen. In wie bedeutendem Umfange mußten diese aber ausfindig gemacht werden, da sich Bayern auf das äußerste sträubte, die alten hohenzollerschen Erblande Ansbach und Bayreuth wieder herauszugeben und auch Hannover um Englands willen nicht wieder an Preußen zurückfallen konnte!

Aber auch ohne dies erregte der Gedanke der Wiederherstellung Polens

die größten Besorgnisse. War denn nicht Polen hauptsächlich deswegen geteilt worden, damit es nicht ganz an Rußland fiele? Und wurde nicht auch Österreich in Galizien dadurch bedroht? Überhaupt hielten es Metternich wie Castlereagh für bedenklich, wenn sich die Macht Rußlands durch Polen zu weit in das Herz Europas vorschöbe. Indessen auch über Sachsen hatten sie jetzt beide ihre Meinung geändert. Es sei für Österreich gefährlich, meinte jener, allenthalben an Preußen zu grenzen. Auch Wrede erklärte es für unmöglich, Preußen und Bayern zu direkten Grenznachbarn zu machen und dadurch Bayern jeden Augenblick einem Angriffe Preußens bloßzustellen. Und wie? In Frankreich hatten die Verbündeten die Wiederherstellung der alten Dynastie der Bourbons gebilligt, in Deutschland aber sollte die nicht weniger alte Dynastie der Wettiner beseitigt werden? Dagegen protestierte im Namen des Legitimitätsprinzipes Talleyrand, und jetzt stimmte der Hochtory Castlereagh ihm zu. Es wurde vorgeschlagen, den König von Sachsen am Rheine zu entschädigen: aber das würde ihn Frankreich in die Arme geworfen haben; und ein Fürstentum in Italien ihm zu überweisen, wollte Österreich wieder nicht zugeben. Es war nicht anders, als wie der Fürst von Ligne sagte: „der Kongreß tanzt, aber er schreitet nicht vorwärts!“ Da versuchte denn Kaiser Franz durch die Teilung von Sachsen eine Lösung der Schwierigkeit zu finden. Der Herzog Karl August von Weimar stellte ihm das Unglückselige einer solchen Zerreißung vor, welche die Gärung in den Gemütern erhalten werde. „Das ist schon recht“, antwortete der Kaiser, „dann kommen die beiden Teile um so eher wieder zusammen“.*)

Hardenberg glaubte nun, den Widerstand Österreichs und Englands gegen die Pläne Alexanders unterstützen zu müssen in der Hoffnung, dann mit beider Hülfe in der sächsischen Frage durchzudringen. Allein in dieser Politik stimmte König Friedrich Wilhelm ihm nicht bei; er verständigte sich vielmehr in einer vertraulichen Unterredung mit dem Kaiser dahin, daß er gegen die Verbürgung des Besitzes von Sachsen allen Einspruch gegen dessen polnische Pläne fallen ließ. Und zwei Tage später (am 8. November) übergab Fürst Repnin die Verwaltung des Königreiches Sachsen an das von König Friedrich Wilhelm ernannte preußische General-Gouvernement.

„Der König von Sachsen muß sein Land wieder haben; sonst schieße ich!“ sagte Kaiser Franz, entrüstet über den Frontwechsel der preußischen Politik. Wirklich wuchs die Spannung zwischen den beiden Gruppen der Großmächte so sehr, daß Österreich, England und Frankreich am 3. Januar 1815 einen Defensiv-Vertrag zu gegenseitiger Unterstützung gegen jeden Angriff schlossen, der ihnen wegen ihrer Vorschläge widerfahren könne.

*) Steins Tagebuch (6. Dezember 1814), herausgeg. von Lehmann (Hist. Zeitschrift v. Sybel, 1888, S. 385 flg.).

Da entschloß sich Kaiser Alexander denn doch zu einer Beschränkung seiner polnischen Pläne. Und jetzt machte Metternich den Vorschlag, Preußen zu entschädigen durch je 800 000 Einwohner in Polen, Sachsen und Westfalen und durch eine Million jenseit des Rheins. Natürlich wies Preußen diesen Vorschlag zurück; denn er zerriß das preußische Staatsgebiet in zwei Hälften ohne Zusammenhang, deren Verkehr unter einander von dem guten Willen der dazwischen liegenden Kleinstaaten abhängig war, und gab dem evangelischen Lande beinahe zu einem Drittel katholische Einwohner. Zudem entsprach diese Entschädigung nicht einmal dem Besitzstande Preußens vom Jahre 1795, viel weniger demjenigen von 1805: nicht weniger als 27 000 qkm blieben dazu noch fehlen! Dennoch stimmte unter dem allgemeinen Drängen Hardenberg zu, und durch persönliches Zureden Alexanders ließ König Friedrich Wilhelm sich bewegen, diese Entschädigung anzunehmen, ja sie sogar noch durch den Verzicht auf Leipzig gegen Thorn zu schmälern.

Die Gegner Preußens hatten erreicht, was sie erstrebt hatten; durch die geographische Zerreißung, wie durch die jetzt hineingetragene konfessionelle Verschiedenheit, schien die Kraft des preußischen Staates für alle Zeiten unterbunden. Nur mit entschuldigendem Tone wagten die Berliner Zeitungen von einer solchen Wiederherstellung Preußens zu berichten; den alten Blücher aber ergriff der Ingrimm über „die defektuosen Grenzen Preußens, für die es nicht lohne soviel preußisches Blut vergossen zu haben" *), so gewaltig, daß er kurzweg um seinen Abschied einkam. Und wie er, urteilte die allgemeine Meinung in Preußen über diesen schnöden Vertrag vom 10. Februar, welcher Preußen mit Posen, der größeren, aber dünner bevölkerten Hälfte von Sachsen und den erzbischöflichen Rheinlanden absand; das war der Dank vom Hause Österreich für die Begeisterung, mit welcher das ganze preußische Volk, seine Existenz daran wagend, hinausgezogen war in den Befreiungskampf!

Die Kunde von den Zerwürfnissen, welche den Kongreß in Wien beherrschten, drang auch bis zu dem entthronten Franzosenkaiser nach Elba. Er rechnete, daß die Spannung der Mächte zu einem Kriege der Verbündeten des 3. Januar gegen Rußland und Preußen führen würde, und baute darauf seinen Plan, den Bourbonenthron in Paris umzustürzen. Von seinen alten Grenadieren begleitet, erschien er unvermutet in Frankreich wieder. Die Bevölkerung verhielt sich teilnahmlos, aber seine alten Waffengefährten, anstatt ihn gefangen zu nehmen, schlossen sich ihm an. Ludwig XVIII. flüchtete sich nach Gent, und Napoleon zog wieder als Kaiser in die Tuilerien ein.

Keinen Augenblick zögerte der Wiener Kongreß das zu thun, was die Sachlage erheischte: er sprach über Napoleon die Acht aus und erklärte ihn „für einen Feind und Störer des Weltfriedens, der dafür die öffentliche

*) Pichler an Metternich, Berlin, den 25. Februar 1815. W. St. A.

Vergeltung verdiene". Oder war etwa diese Rückkehr Napoleons etwas anderes als Meineid und dreist geplantes Verbrechen?

Die Voraussetzung für das Gelingen des Anschlages traf überdies nicht mehr zu: längst hatten sich die Mächte in Wien wieder durch den Vertrag vom 10. Februar verständigt. Jetzt kamen sie auf Grund des Vertrages von Chaumont dahin überein, (25. März), daß jede 150000 Mann zur Bezwingung Napoleons ins Feld zu stellen sich verpflichtete: ein Abkommen, dem dann auch die übrigen Kongreßmächte sich anschlossen. Mit einem Aufgebot von 800000 Mann wollte man Frankreich von allen Seiten zugleich angreifen. Schwarzenberg sollte mit den Österreichern und Süddeutschen über den Oberrhein vordringen, Barclay de Tolly die Russen über den Mittelrhein führen, Blücher mit den Preußen und Sachsen über den Unterrhein gehen und Wellington mit den Engländern, Hannoveranern und Holländern in den Niederlanden Stellung nehmen.

Preußen war sofort bereit. Von Nieuport bis Charleroi, 150 km weit, reichte die Aufstellung Wellingtons; an sie schloß sich in noch längerer Linie bis nach Trier hin die Aufstellung der Preußen an. Am 19. April traf Blücher in Lüttich bei seinem Heere ein: der Vormarsch gegen Frankreich konnte beginnen. Allein die Russen und Österreicher waren noch weit zurück.

Während nun Blücher beschäftigt war, seine lange Verteidigungslinie zusammenzuziehen, da auf Angriff, nicht auf Abwehr sein Sinn gerichtet war, widersetzte sich ein Teil der sächsischen Truppen, namentlich das Garde-Grenadierbataillon, seinen Befehlen: die erste und letzte Soldatenmeuterei, die der Feldmarschall erlebt hat. Die sächsischen Truppen sollten, entsprechend der Teilung Sachsens, vorläufig geteilt werden. Denn immer noch verzögerte der König von Sachsen die Anerkennung der Teilung seines Landes. Es wurde daher auch in dem Teilungsbefehle ausdrücklich ausgesprochen, daß eine Änderung im Eide und den Feldzeichen nicht stattfinden würde. Dennoch erklärten die Sachsen, daß sie sich nicht teilen lassen würden, rotteten sich am Abend des 2. Mai vor dem Hauptquartiere Blüchers in Lüttich zusammen, zertrümmerten die Fenster und erstürmten das nur durch die Offiziere des Stabes verteidigte Haus. Blücher befahl nun, daß sie Lüttich verlassen und nach verschiedenen von einander getrennten Ortschaften marschieren sollten. Allein sie versagten den Gehorsam und vergriffen sich thätlich, unter Hochrufen auf Napoleon, mehrfach an ihren eigenen Offizieren. Blücher wartete mehrere Tage, bis die Aufregung sich gelegt hatte. Dann wurden die Sachsen von preußischen Truppen umstellt und entwaffnet. Jetzt, zur Besinnung gekommen, nannten die unglücklichen Verführten die Anstifter, welche sie aufgehetzt hatten; es waren ein Tambour und drei Grenadiere: alle vier wurden erschossen und die Fahne des Garde-

bataillons als entehrt verbrannt. Das ganze sächsische Corps aber wurde nach Deutschland zurückgeschickt.

Mit Ungeduld ersehnte Blücher die Erlaubnis zum Einmarsche in Frankreich; allein Schwarzenberg verlangte bis zum 16., und dann gar bis zum 27. Juni zu warten, da früher weder die österreichischen noch die russischen Truppen ihre Aktion beginnen könnten, während doch jeder Tag Zögerns die Widerstandskraft Napoleons stärken mußte. Da geschah das Unerwartete: Napoleon selbst eröffnete den Angriff. Es war klar, daß er, wenn er das Anrücken der sämtlichen europäischen Heere in Frankreich abwartete, von der Übermacht erdrückt werden mußte. Daher wollte er dem gemeinsamen Angriffe zuvorkommen: wie leicht konnte sein Sieg die Koalition zersprengen! Am ersten erreichbar war ihm der Feind in Belgien: aber freilich stand er dort übermächtig mit zwei Armeen. Wie nun, wenn Napoleon mit seiner Macht sich zwischen diese beiden Armeen würfe? Dann konnte er jede einzeln treffen. Es war die einzige Aussicht auf Sieg, die ihm blieb. Mit ganzer Kraft ergriff er sie, und warf sich auf den Punkt, wo die Sphären der beiden Armeen sich berührten, um sie dadurch auseinander zu treiben. Die Preußen, meinte er, würden bis zur Vereinigung ihrer Streitkräfte sich zurückziehen, sodaß ihm Zeit bliebe, mit allem Nachdruck Wellingtons Armee anzugreifen. Ohne weitere Kriegserklärung überschritt er daher die belgische Grenze und besetzte Charleroi.

Er traf dabei auf das weit vorgeschobene erste Corps der Blücherschen Armee unter Zieten. Unter stetem Fechten zog es sich langsam auf die Corps von Pirch und Thielmann zurück, welche gleichzeitig bis Sombreffe vorrückten. Auch dem vierten Corps unter Bülow, welches noch 75 km zurückstand, sandte Blücher den Befehl, sofort vorzurücken, da „unverzüglich der Angriff von seiten des Feindes zu erwarten“ sei. Allein Bülow hielt die Besorgnis des Hauptquartiers für zu weit gehend und wollte seine Truppen nicht überanstrengen: am nächsten Tage, den 16. Juni, sandte er die Meldung zurück, würde er den befohlenen Vormarsch ausführen. Ein zweiter Bote traf ihn also noch am Morgen des 16. um 5 Uhr in Lüttich und gab ihm genauen Bericht. „Mein Gott!“ rief Bülow erschreckt aus, „warum hat man mir das nicht gesagt?“ Sofort wirbelten die Trommeln durch die noch morgendlich stillen Straßen, und das Corps setzte sich in Gewaltmarsch, um das Unmögliche zu unternehmen. Abends um 10 Uhr stand es 7 km von Ligny: aber die Schlacht, die sein rechtzeitiges Eintreffen hätte gewinnen müssen, war verloren!

Zwei große Straßen führen von Charleroi, das Napoleon am Mittage des 15. Juni besetzt hatte, die eine nordwärts über Waterloo nach Brüssel, die andere in nordöstlicher Richtung auf Löwen an der Dyle. Die große Straße von Namur durchschneidet diese bei Sombreffe, jene bei Quatrebras

und führt dann über Nivelles nach dem Nordwesten Belgiens. Bei Sombreffe war Blücher entschlossen die Schlacht anzunehmen, zumal Wellington ihm melden ließ, daß er am 16. mit seiner ganzen Macht bei Nivelles stehen würde. Und wirklich ließ dieser auch seine Corps aus ihren Standorten sich sämtlich auf Nivelles zu in Marsch setzen, das sie indes nicht vor dem Abend des 16. erreichen konnten.

Am Morgen des 16. Juni verließ Wellington Brüssel, um sich über die Situation Klarheit zu verschaffen. Er fand Quatrebras nur von 7000 Mann besetzt, die der niederländische General Perponcher, ohne den Befehl des Oberfeldherrn abzuwarten, in richtiger Erkenntnis des Notwendigen von Nivelles vorwärts geführt hatte. Und dicht vor Quatrebras stand schon eine große französische Übermacht! Der Plan Napoleons, die beiden Armeen auseinander zu treiben, schien vollständig zu gelingen. Nur die Preußen konnten jetzt helfen. Eilig ritt er zu ihnen hinüber. Er fand Blücher um 1 Uhr noch vor Sombreffe auf der Höhe von Brye bei einer Windmühle, wie er den Anmarsch der Franzosen beobachtete. Im Vertrauen auf die gemeldete Nähe der Engländer hatte Blücher seine Corps zur Schlacht geordnet: Zieten bildete von Sombreffe über Ligny nach St. Amand einen westwärts ausgreifenden Bogen; dahinter stand als Reserve Pirch; Thielmann bildete von Sombreffe bis Tongrinelle den linken Flügel.

„Was wollen Sie, daß ich thue?" fragte Wellington. Gneisenau überließ es ihm, mit den etwa 60000 Mann, die in ein bis zwei Stunden in Quatrebras vereinigt sein sollten, den preußischen rechten Flügel bei St. Amand und Brye zu unterstützen oder den vorrückenden Franzosen mit südlichem Vormarsch in den Rücken zu fallen. Mit dem Versprechen, in Quatrebras sich für das eine oder das andere entscheiden zu wollen, schied Wellington, ohne auch nur mit einem Worte die Preußen darüber aufzuklären, daß nach der Stellung seiner Truppen 60 000 Mann gar nicht rechtzeitig in Quatrebras eintreffen konnten. „Um 4 Uhr werde ich hier sein!" sagte er, und niemand sah ihm an, wie sehr es sein Herz erleichterte, zu sehen, daß die Hauptmacht der Franzosen gegen Ligny und nicht gegen Quatrebras heranzog.

Mit Erstaunen sah Napoleon, daß die Preußen vor seinen heranrückenden Kolonnen stand hielten. Unverzüglich befahl er den Angriff, nachdem er Ney, den er gegen Quatrebras geschickt, nochmals den Befehl gesandt hatte, auf der Straße nach Sombreffe den Preußen in den Rücken zu kommen. Die Franzosen erstürmen St. Amand, die Preußen erobern es wieder, verlieren es aber zum zweitenmal; 6 Stunden lang hält Zieten auf das tapferste stand. Noch heftiger wogt der Kampf um Ligny. Ein schweres Gewitter entladet sich über dem Schlachtfelde: niemand kehrt sich daran. Immer wieder stürmen die Franzosen an. Der Abend naht. „Halten Sie das Dorf nur noch eine halbe Stunde", ließ Gneisenau dem General

Kraft in Ligny sagen, „die Ankunft der englischen Truppen steht jeden Augenblick zu erwarten“. Aber die Engländer kamen nicht, weil sie gar nicht kommen konnten; sie waren ja viel weiter zurück, als Blücher nach Wellingtons Berichte glauben mußte. Nur 36000 Mann hatte Wellington bis 7 Uhr abends bei Quatrebras zusammengebracht, die gerade ausreichten, um das Schlachtfeld gegen die 21000 Mann Neys zu behaupten. Selbst die 10000 Mann, welche er in Nivelles gegen Abend zur Verfügung bekam, schickte er nicht den Preußen zu Hülfe, weil er mit ihnen glaubte, seine rechte Flanke sichern zu müssen. — Schon begann es zu dunkeln. Immer noch behaupteten sich die Preußen in ihrer übermäßig lang ausgezogenen Stellung, durch die sie aber den Engländern die Hand reichen wollten. Da warf Napoleon seine letzten Reserven in den Kampf, um bei Ligny die Entscheidung herbeizuführen: mit seinen Garden wollte er die preußische Schlachtlinie durchbrechen. Blücher warf ihnen drei Reiterregimenter entgegen, Lützows Ulanen vorauf. Auf seinem feurigen Schimmel kam der greise Feldmarschall selbst in Bogensätzen herangesprengt, den Säbel schwingend, um durch seine Gegenwart die Attacke anzufeuern. Allein ein Hohlweg im hohen Weizenfeld hemmt den Angriff: die Pferde stutzen, dichte Salven der Franzosen schlagen ein, die Reiter machen kehrt, verfolgt von französischen Kürassieren. Blüchers Schimmel, zum Tode getroffen, macht einige wilde Sätze, dann stürzt er nieder: unter ihm liegt, vom Sturze betäubt, der Feldherr. Nach Hülfe ausschauend, springt Graf Nostitz, Blüchers Adjutant, vom Pferde. Die Kürassiere sprengen vorüber; niemand bemerkt im Zwielicht den Gestürzten. Nach einer Weile jagen sie zurück, von preußischer Landwehrkavallerie geworfen. Major von dem Bussche wird angerufen; mit seiner Hülfe wird der Feldmarschall von der Last des Pferdes befreit und auf einem Ulanenpferde aus dem Getümmel des Kampfes gebracht.

Die Schlachtlinie der Preußen war durchbrochen. Durch den Irrtum eines Adjutanten waren die letzten Reserven statt auf den bedrohten rechten auf den linken Flügel geschickt worden. Jetzt mußten die Preußen — schon hörte der herbeieilende Bülow das Schießen — St. Amand und Ligny räumen; sie zogen sich auf Brye zurück, das Pirch bis Mitternacht besetzt hielt; dann gingen sie noch 4 km weiter bis Tilly und Mellery. Erst als der Morgen tagte, verließen die letzten in geschlossener Ordnung, den Franzosen das Nachsetzen verwehrend, das Schlachtfeld. In einem einsamen Gehöfte bei Mellery fand Blücher die Ruhe, deren er bei den heftigen Schmerzen, welche der Sturz hervorgerufen, dringend bedurfte. Eine Schütte Stroh auf den harten Dielen zwischen Verwundeten war sein Lager, ein Glas Milch die einzige Erquickung, welche man ihm bieten konnte. Hier fand ihn Gneisenau. „Wir haben Schläge gekriegt“, sagte der alte Held gelassen zu ihm, „wir müssen es wieder ausbessern!“

Und dazu hatte Gneisenau schon die Entscheidung gegeben! Am Abend sah man ihn zu Pferde in der Nähe von Brye halten, eine Landkarte in der Hand. Schweigend hielten hohe Offiziere bei ihm, die Anweisung über die Richtung des unausweichlich gewordenen Rückzuges erwartend. Da nannte er ihnen Wavre. Nach Norden also sollte der Rückzug genommen werden, nicht ostwärts auf Namur oder Lüttich nach dem Rheine zu: unerhörte Kühnheit, ohne Beispiel in der Kriegsgeschichte! Eine geschlagene Armee gab ihre Kommunikationslinie auf, um ihren Verbündeten die Hand zu reichen. Am Abend des 17. Juni konnten die vier Corps der Blücherschen Armeen nach den Anstrengungen der Kämpfe und Märsche der letzten Tage an ihren Biwakfeuern bei Wavre endlich ausruhen. Von den Franzosen hatten sie den Tag über nichts zu sehen bekommen.

Wohl hatte Napoleon um Mittag den Marschall Grouchy mit 33000 Mann zur Verfolgung der Preußen ausgesandt; aber der strömende Regen ließ ihn nur langsam in der Richtung, die Napoleon für die einzig mögliche hielt, auf Namur zu vorwärts kommen. Mit seiner Hauptmacht machte sich Napoleon selber zur Verfolgung der Engländer auf, die infolge der Niederlage der Preußen sich nun auch wieder auf Brüssel zurückziehen mußten. Mit seiner Reiterei versuchte Napoleon wiederholt den Rückzug zu stören; doch der um 2 Uhr eintretende heftige Regen verhinderte ernstere Gefechte. Vor dem Dorfe Waterloo machte Wellington gegen Abend Halt, und ihm dicht gegenüber lagerten sich die Franzosen.

Blücher war eben erst in Wavre angelangt, als ihm die Bitte Wellingtons zuging, alsbald mit einem preußischen Corps ihm zu Hülfe zu kommen. Unverzüglich ließ er ihm antworten, daß er zwar nicht an diesem, sondern am nächsten Tage und nicht mit einem, sondern mit seinen sämtlichen Corps kommen würde. Mit Tagesanbruch (am 18.) erhielt daher Bülow, dessen Corps ja den 16. nicht mit durchkämpft hatte, den Befehl, westwärts aufzubrechen, um die Franzosen in der rechten Flanke zu fassen; ihm sollten dann die drei andern Corps folgen.

Aber der Sonntagsmorgen machte ein sehr unfreundliches Gesicht; in Strömen goß wieder der Regen vom Himmel. Wohl freute sich Blücher des „Alliierten von der Katzbach“ der „dem Könige wieder viel Pulver erspare“; aber der alte Verbündete versumpfte alle Wege. Mühselig marschierte das Fußvolk, aber die Kanonen sanken bis an die Achsen in den aufgeweichten Lehmboden ein und mußten mit aller Anstrengung immer wieder herausgehoben werden. Blücher, immer noch von heftigen Schmerzen gequält, ritt an das Corps heran: „Kinder“, rief er den Soldaten zu, „wir müssen vorwärts! Es heißt wohl, es geht nicht; aber es muß gehen. Ich habe es ja meinem Bruder Wellington versprochen; ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?“ Das spornte die Leute zur höchsten

Anspannung der Kräfte; willig ertrugen sie alle Beschwerden. Wo der alte Held vorüberritt, klopften sie ihm wohl aufs Knie und riefen: „Viel Glück heute, Vater Blücher!" ihm zu.

Und es ging. Gegen Mittag, als der Regen endlich nachließ, wurde St. Lambert erreicht. Aber um mit Nachdruck in die Schlacht eingreifen zu können, mußte das Nachrücken der andern Corps abgewartet werden. Darüber verging Stunde um Stunde. Denn in Wavre war Feuer ausgebrochen, und die Soldaten mußten es löschen, um nur freien Durchzug durch den Ort zu gewinnen. So konnte Pirch erst gegen Mittag abmarschieren, und dicht hinter ihm Zieten. Thielmann aber wurde, als er ihnen folgen wollte, unversehens von Grouchy angegriffen, der nun doch die Spur der Preußen gefunden hatte. Langsam nach Norden zurückweichend, hielt Thielmann die zweifache Übermacht des Gegners fest, deren Napoleon jetzt so dringend bedurfte.

Den Erfolg sicher erhoffend, hatte Napoleon gegen Mittag im Angesichte Wellingtons Heerschau über seine Armee gehalten; dann hatte die Schlacht mit dem Angriffe der Franzosen auf die vor Waterloo aufgestellte Schlachtlinie Wellingtons begonnen. Wohl hielten die Engländer mannhaft stand, aber im stundenlangen Ringen neigte der Sieg sich immer entschiedener auf die Seite der Franzosen. Die Engländer wurden aus den Dörfern La Haye und Papelotte, auf welche sich ihr linker Flügel stützte, hinausgetrieben; ihre Batterien auf diesem Flügel waren fast sämtlich demontiert, die Reiterei mußte zur Verstärkung des Centrums herangezogen werden. Durch die ungeheuren Verluste und durch zahlreiche Desertionen aus den jungen Regimentern schmolz die Truppenzahl fast zusehends zusammen, Wellington sah die Entscheidung nahen. „Unser Plan ist ganz einfach", sagte er, „Blücher oder die Nacht!"

Da war auch, noch zur rechten Zeit, die Rettung da. Bald nach 1 Uhr hatte Napoleon die Truppenmassen, welche von St. Lambert heranzogen, als Preußen erkannt und, um ihnen zu widerstehen, das Dorf Plancenoit, welches seine rechte Flanke deckte, stark besetzt. Blücher war bis zum Pariserholz vorgerückt; jetzt glaubte er Truppen genug heran zu haben; Oberst Hiller von Gärtringen, der Bülows Vorhut führte, drängte zum Angriff. „Was meinen Sie, Gneisenau", fragte der Feldmarschall, „sollen wir ihn loslassen?" Gneisenau stimmte zu, und um $4^1/_2$ Uhr stürmte Hiller, den Degen in der Linken schwingend — eine Kugel hatte ihm bei Möckern die Rechte zerschmettert — mit der 16. Brigade gegen Plancenoit vor: Bülow mit seiner ganzen Macht folgte nach. Plancenoit wird erobert. Unverzüglich sendet Napoleon die junge Garde (die seit 1807 errichteten Garderegimenter) dorthin: unterstützt von 4 Bataillonen der alten Garde, gewinnt sie um 7 Uhr das Dorf zurück. Inzwischen sind aber auch

Zieten und Pirch auf dem Schlachtfelde angelangt. Zieten erobert La Haye und Papelotte und sichert dadurch den linken Flügel Wellingtons, sodaß dieser jetzt von dorther Kräfte zur Verstärkung seines schwer bedrohten Centrums nehmen kann; und Pirch verstärkt durch zwei Brigaden das bedrängte Corps Bülows. Von neuem stürmt dies nunmehr gegen Plancenoit an, erobert das Dorf zurück und dringt zu beiden Seiten desselben über das freie Feld gegen die Chaussee vor, an welcher das weithin sichtbare Einzelgehöft La belle Alliance als Ziel erscheint.

Wellington war jetzt imstande gewesen, den französischen Angriff auf sein Centrum abzuweisen; um den Erfolg sich zu sichern, geht er vor, während auch Zieten über Papelotte hinaus vordringt. In leidlicher Ordnung ziehen sich die französischen Bataillone auf La belle Alliance zurück. Da erscheint Bülow in breiter Front in ihrer Rechten, nimmt die Chaussee unter Feuer, und der Rückzug der Franzosen verwandelt sich in fassungslose Flucht. „Jetzt ist es zu Ende! Retten wir uns!“ sagte Napoleon und gab seinem persischen Schimmelhengste die Sporen.

Es war völlig dunkel, als die von verschiedenen Seiten herandringenden Engländer und Preußen hinter La belle Alliance sich begegneten. Etwas weiter südwärts bei einem andern Einzelgehöfte trafen auch Blücher und Wellington auf einander. Mit herzlicher Umarmung begrüßten sich die beiden siegreichen Feldherren; und mit weithin anschwellendem Gesange stimmten die Preußen ein, als Grolmann die Trompeter eines neben ihm anreitenden Regimentes „Herr Gott, Dich loben wir!“ blasen ließ. Zur Ruhe aber kamen sie noch nicht. Jetzt galt es, den glänzenden Sieg durch rastlose Verfolgung des Feindes auszunutzen. Wellington erklärte seine Soldaten für zu ermüdet dazu; aber Graf Gröben, dessen Reiter seit dem Morgengrauen im Sattel gesessen hatten, war auf Gneisenaus Frage sofort bereit. „Jeder Truppenteil soll seinen letzten Atem an die Verfolgung setzen!“ meinte Gneisenau und sammelte von Infanterie und Artillerie um sich, was am weitesten schon vorgedrungen war.

In dem Flecken Genappe, 4 km von dem Schlachtfelde, setzten sich die Franzosen und versperrten die Wege. Sowie aber die Preußen Feuer gaben, ließen sie alles im Stich, um nur das Leben zu retten. Kanonen in Menge wurden hier erbeutet, auch Napoleons Campagne-Wagen, den er zur Flucht gar nicht benutzt hatte; sein Schimmel hatte ihn längst schon weiter getragen. Die in den Ort eindringenden Preußen mußten sich den durch Bagage-Wagen und Geschütze versperrten Weg erst frei machen. Gneisenau ließ während des Aufenthaltes die Weise „Nun danket alle Gott!“ spielen, und aus vollem Herzen stimmten kräftig die Soldaten in das Lied ein.

Hier in Genappe war zwei Tage zuvor auf dem Rückzuge Wellingtons, bei Quatrebras zum Tode verwundet, Herzog Friedrich Wilhelm von Braun-

schweig gestorben. Jetzt holte einer von seinen Husaren den Kommandeur der jungen Garde Duhesme hier ein. Der General reichte ihm seinen Degen hin und wollte sich ergeben. Aber der Braunschweiger rief ihm zu: „Hier ist mein Herzog gefallen, hier sollst du Hund auch sterben!“ und hieb den Franzosen nieder.

In Genappe blieb Blücher zurück; auch bei den erschöpften Soldaten verlangte die Natur ihr Recht. Nur Gneisenau war unermüdlich. Er setzte Tambours und Hornisten zu Pferde und hetzte durch Trommeln und Blasen den flüchtigen Feind immer weiter. Als der Morgen graute, in Frasne, 20 km vom Schlachtfelde, hatte er nicht mehr als etwa noch 50 Infanteristen bei sich; aber erst in Gosselies mitten unter Franzosen machte er Halt. Völlig zersprengt war Napoleons Armee; erst diese Verfolgung bis zum „letzten Atem“ vollendete sein Verderben. „Ihr Herren Preißen“, meinte Kaiser Franz, als Blücher ihm Bericht sandte, „Ihr seid doch Teifelskerle!“

Die einzige brauchbare Heeresmacht, welche jetzt Napoleon noch hatte, war das Corps von Grouchy. Thielmann hatte es am 17. bei Wavre festgehalten; jetzt sandte Blücher Pirch zurück, um es abzuschneiden. Allein Grouchy hatte sich auf die Kunde von Napoleons Niederlage schon nach Namur zurückgezogen und ging dann weiter über die französische Grenze nach Laon zurück, wo sein Corps der Stützpunkt für die Versprengten von der Armee Napoleons wurde. Hier nun konnte Napoleon immer noch durch Heranziehen der Garnisonen aus dem Innern eine ansehnliche Streitmacht zusammenbringen. Es war also ein sehr gewagtes Unternehmen, daß Blücher zunächst nur mit den Corps von Bülow und Zieten in Frankreich eindrang, um unter dem Eindrucke des großen Sieges Paris einzunehmen. Wellington mußte, sollte Blücher nicht völlig Meister der Situation werden, ihm nachfolgen. Aber erfüllt von dem Verlangen, im Interesse Englands die Bourbonen wieder auf den französischen Thron zu setzen, lud er den in Gent weilenden König Ludwig XVIII. ein, sich ihm anzuschließen.

In Geschwindmärschen rückte Blücher, in wiederholten Gefechten die sich sammelnden französischen Heerhaufen zur Seite werfend, gegen Paris heran. Schon am elften Tage nach der Schlacht von Belle-Alliance stand er vor den Thoren der Hauptstadt Frankreichs. Davout hatte deren Verteidigung übernommen: die Nordseite war durch Verschanzungen gedeckt, die Südseite durch Kavallerie geschützt; Nationalgarden hatten die Thore besetzt. An 70000 Mann Linientruppen hatte Davout zu seiner Verfügung. Gegen diese Zahl, zumal sie auf eine Stadt von 700000 Einwohnern sich stützte, war Blücher zu schwach; er mußte daher Wellington abwarten, der um zwei Tagemärsche zurück war. Doch benutzte er die Zwischenzeit dazu, seinen Schwager, den Major von Colomb, mit einem Reiterregimente abzusenden, um sich der Seinebrücke bei St. Germain zu bemächtigen und wo-

möglich Napoleon in dem Schlosse von Malmaison abzufangen. Auf derselben Stelle, wo der Prinz von Enghien getötet war, drohte er den Mörder zur blutigen Sühne erschießen zu lassen. Allein Napoleon hatte sich, nachdem er zu Gunsten seines Sohnes der Regierung entsagt hatte, in aller Stille davongemacht. Aus dem Dunkel emportauchend, hatte ihn sein Leben zu den höchsten Höhen der Menschheit emporgeführt, um wieder im Dunkel zu erlöschen.

Nach Abrede mit Wellington überschritt Blücher die Seine, um Paris von der Südseite anzugreifen, während Wellington von Norden stürme. Davout strebte nach Waffenstillstand, aber Vandamme, der im Süden kommandierte, griff am 3. Juli, morgens um 3 Uhr, die Preußen in Issy an; in vierstündigem Kampfe wurde er zurückgeworfen, und nun erschienen in St. Cloud bei Blücher Bevollmächtigte, um die Übergabe von Paris anzubieten. Auch Wellington wohnte der Verhandlung bei: das Ergebnis war, daß die französischen Truppen binnen drei Tagen Paris räumen und sich hinter die Loire zurückziehen, die verbündeten Armeen aber dann Paris besetzen sollten. Schutz der Person und des Eigentums ward versprochen, jedoch — wie Blücher verlangte — „mit Ausnahme dessen, welches sich auf den Krieg bezieht.“ Auf der Brücke von Neuilly wurden die Ratifikationen dieses Vertrages ausgewechselt, und am 7. Juli rückte Zieten in Paris ein und besetzte die Stadtteile zur Linken der Seine; am 8. und 9. folgten die übrigen Corps.

Die Soldaten wurden meist bei den Bürgern von Paris zu deren höchstem Schrecken einquartiert; denn von der Milde des vorigen Jahres wollte der grimmige Feldmarschall jetzt nichts wissen. Ein Teil biwakierte auf dem Hofe der Tuilerien. An ihnen vorüber hielt König Ludwig XVIII. seinen Einzug in das Schloß seiner Väter; allein sie nahmen keine Notiz davon, sondern fuhren, ohne Honneurs zu machen, ruhig in dem, was sie gerade beschäftigte, fort. Denn um die innere Neuordnung der Verhältnisse Frankreichs kümmerte sich Blücher grundsätzlich nicht; wohl aber legte er Paris eine Kontribution von 100 Millionen Francs auf und verlangte von den Parisern außerdem zweimonatlichen Sold und Bekleidung für sein ganzes Heer. Sie möchten sich an Daru wenden, diese Summen aufzubringen, ließ er auf ihre Klage ihnen sagen: der hätte darin in Berlin große Sachkenntnis bewiesen. Unverzüglich ließ er auch die aus Preußen geraubten Kunstwerke herbeischaffen: noch an demselben Abend wurden bei Lampenlicht das aus Danzig weggenommene Jüngste Gericht und der Köln gehörende Heilige Petrus von Rubens aus den Museen abgeholt. Dann befahl er die Jenabrücke, „dieses zur Beschimpfung Preußens errichtete Denkmal“ in die Luft zu sprengen; er rechnete sie mit zu dem Staatseigentum, das sich auf den Krieg bezöge. Scharnhorsts Sohn bekam den Auftrag. Die Brücke sei von preußischem Gelde gebaut, wurde den Einspruch erhebenden Franzosen geantwortet,

und es ginge daher keinen Franzosen etwas an, was man damit thäte. Allein die Sprengmine war zu schwach, und bevor eine zweite gebohrt werden konnte, hatte sich die Lage der Dinge in Paris sehr verändert.

Vom Mittelrhein her waren die russischen Truppen schon bis Lothringen vorgedrungen, und auch die österreichischen hatten im Verein mit den süddeutschen den Franzosen bei Straßburg und Belfort erfolgreiche Gefechte geliefert, als die Einnahme von Paris dem Kriege ein Ende machte. Mit Postpferden eilten die verbündeten Monarchen ihren Heeren voraus und trafen am Abend des 10. Juli in Paris ein. Sie fanden dort als König schon Ludwig XVIII. vor — und ließen es geschehen. In seinem Interesse, war die Meinung, sei der Feldzug unternommen worden. Den Engländern galt er als der Ausdruck der Legitimität, und Kaiser Alexander zog ihn in Rechnung für die Lösung der türkischen Frage. Und indem die Fürsten sich die Thatsache gefallen ließen, ließen sie auch die Folgen sich gefallen Danach mußte sich der Friedensschluß gestalten. Mit Nachdruck verlangte Preußen die Abtretung von Elsaß und Lothringen. Aber einem Fürsten, der, nachdem man ihn anerkannt, für einen befreundeten galt, wollte man eine so schwere Bedingung nicht auferlegen. Die zur Verhandlung des Friedens eingesetzte Kommission erhielt die Weisung, nicht wesentlich über die Bestimmungen des vorjährigen Friedens hinauszugehen.

Den Kaiser Alexander überdies bewegte damals die Idee, daß er zur Durchführung einer neuen, auf religiös-christlicher Grundlage beruhenden Weltordnung von der Vorsehung ausersehen sei. Er stellte sie sich als einen von der Liebe zusammengehaltenen, von christlichem Geiste getragenen politischen Bund vor, und entwarf selbst die Grundzüge einer solchen heiligen Allianz. Es war die mystisch-schwärmerische Frau von Krüdener, welche diese Idee in ihm angeregt hatte. König Friedrich Wilhelm sah in dem Bunde ein Wiederaufleben des Sinnes, der ihn vor zehn Jahren in der Gruft seines großen Ahnen in Potsdam mit Alexander verbunden hatte, und ging leicht auf die Gedanken seines kaiserlichen Freundes ein; Kaiser Franz dagegen hielt die Bundesartikel für nicht viel mehr als harmlose Redensarten; darum war auch er bereit, dem Wunsche seines Verbündeten nachzukommen. So schlossen die drei Monarchen am 26. September 1815 in Paris die Heilige Allianz, durch welche die europäische Staatenwelt in eine große Familie umgewandelt und die christliche Bruderliebe zum obersten Gesetz für Fürsten und Völker gemacht werden sollte. Als ob damit Streit und Fehde völlig zu Ende wäre, traten jetzt ohne weiteres die russischen Truppen den Rückmarsch aus Frankreich an, und auch die beiden Kaiser verließen Paris noch vor dem Ende des Monats.

Am 2. Oktober wurden die Friedens-Präliminarien unterzeichnet. Mit Mühe nur war es Gneisenau gelungen, in der Friedenskommission

einige Verschärfungen durchzusetzen. Frankreich mußte an Preußen Saarlouis und Saarbrücken, an Bayern Landau abtreten, die geraubten Kunstschätze herausgeben, 700 Millionen Francs Kontribution bezahlen und eine Besatzung von 150 000 Mann aus den verbündeten Armeen bis zu fünf Jahren unterhalten. Es bewahrte also etwa den Besitzstand von 1790; es behielt die alten deutschen Lande Mömpelgard, Elsaß und Lothringen. Nun verließ auch König Friedrich Wilhelm nach bewegtem Abschiede von seinem greisen ruhmgekrönten Feldmarschall die französische Hauptstadt. Am 20. November wurde der zweite Pariser Frieden unterzeichnet.

Bevor sie sich nach Paris begaben, hatten die Diplomaten in Wien das Werk einer territorialen Neuordnung Europas vollendet. Denn das Wiedererscheinen Napoleons hatte den Kongreß wohl einen Moment aufgeschreckt, aber doch nicht seine Arbeit unterbrochen. Das Ergebnis derselben war, daß die Säkularisationen aufrecht erhalten, auch die Ritterorden nicht wieder hergestellt wurden, ebenso wenig mit geringen Ausnahmen die reichsunmittelbaren Standschaften in Deutschland. Ein jeder Staat hatte nach dem Maße seine Ansprüche erfüllt erhalten, wie seine Vertretung dieselben durchzusetzen geschickt gewesen war; von einem sachgemäßen Abwägen war da nichts zu verspüren. Preußens Entschädigung war schon durch den Vertrag vom 10. Februar festgestellt worden; wohl gewann es statt des abgetretenen polnischen Gebietes deutsches Land, aber in so unselig verzettelter Lage, daß es auf jede Weise eine Lösung anstreben mußte: inniger als vordem war es mit jeder deutschen Frage verknüpft. Österreich dagegen, durch Illyrien, Dalmatien, die Lombardei, Venedig, Tirol, Salzburg, das Inn- und Hausruck-Viertel vergrößert, erhielt eine bessere territoriale Abgrenzung, als es jemals besessen hatte. Bayern ward durch die Pfalz, Würzburg und Aschaffenburg, Hessen durch Fulda vergrößert. Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz, Oldenburg und Weimar wurden zu Großherzogtümern erhoben; die drei Hansestädte und Frankfurt am Main als freie Reichsstädte anerkannt. Hannover wurde, zu einem Königreiche erhoben und um Ostfriesland vergrößert, König Georg III. von England zurückgegeben. Dänemark erhielt Lauenburg, aber die gute deutsche Insel Helgoland mußte es England überlassen. Schweden, durch Norwegen reich entschädigt, trat Neuvorpommern an Preußen ab und schied damit aus Deutschland. Luxemburg wurde durch Personalunion mit dem Königreich der Niederlande vereinigt, zu dem auch das Erzstift Lüttich, das bis 1794 deutsches Reichsland gewesen war, hinzugethan wurde.

Willkürlich und innerlich unhaltbar wie diese territoriale Auseinandersetzung war auch die Neuordnung der inneren deutschen Verhältnisse, wie sie der Kongreß bestimmte. Die Hoffnung des deutschen Volkes war gewesen, daß aus den Verhandlungen des Kongresses ein starkes deutsches

Reich hervorgehen würde. Allein dem widerstrebten in jeder Weise die fremden Großmächte, und stärker als diese noch ganz in der Stille Österreich, dessen Bedeutung in Deutschland die Schwäche des Reiches zur Voraussetzung hatte. Das legte von vornherein alle Bemühungen Preußens lahm. Schon am 13. September 1814 legte Preußen dem Ausschusse der deutschen Königreiche einen Verfassungsentwurf vor. Nach diesem sollten Österreich und Preußen gemeinsam das Direktorium des Deutschen Reiches führen, das Reich aber in sieben Kreise geteilt werden, deren Kreisoberste die Reichsregierung bilden sollten; und zwar sollten die Großmächte in je zwei Kreisen Kreisoberste sein, die Königreiche Bayern, Württemberg und Hannover in je einem.

Alsbald stellte Metternich diesem Plane den „konzertierten Entwurf“ entgegen, welcher das Direktorium Österreich allein zuwies, die Kreisobersten beibehielt, aber alle Bestimmungen über einheitliche Einrichtungen und Volksrechte entweder ganz strich oder bis zur Bedeutungslosigkeit abschwächte.

Im Gegensatze hierzu gedachten nun die Mediatisierten auf die Wiederaufrichtung des alten Heiligen Römischen Reiches hinzuarbeiten. Sie sandten am 22. Oktober eine Abordnung an Kaiser Franz, welche in feierlicher Audienz denselben durch den Mund der Fürstin von Fürstenberg bat, die Kaiserwürde wieder anzunehmen. In dem gleichen Sinne richtete der Papst ein Schreiben an den Kongreß, in welchem er, gemäß den uralten Ansprüchen der römischen Kurie, die Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreiches als des von der Religion geheiligten Mittelpunktes der politischen Welt verlangte. Und zugleich überreichten 29 souveräne Fürsten und freie Städte, an der Spitze die beiden Mecklenburg und die beiden Hessen, an demselben Tage (16. November) den beiden deutschen Großmächten eine Note, in welcher sie darum baten, daß ein Kaiser an die Spitze des zu schaffenden Bundes der deutschen Staaten trete, und sich bereit erklärten, die erforderlichen Einschränkungen ihrer Souveränetät sich gefallen zu lassen. Ihnen schlossen sich einige Tage später auch der Großherzog von Baden und die beiden Fürsten von Hohenzollern an. Indes sie blieben ohne Antwort; denn die Schwierigkeiten der polnisch-sächsischen Frage hatten damals schon die deutsche Frage ganz in den Hintergrund gedrängt; und außerdem hatte sich der Ausschuß der fünf Königreiche aufgelöst, da Württemberg die weitere Teilnahme an den Beratungen desselben ablehnte, und auch Bayern der Meinung war, daß Deutschland ebenso wenig wie Italien einer einenden Verfassung bedürfe.

Sobald indessen durch den Februarvertrag die polnisch-sächsische Frage entschieden war, brachte Preußen die deutsche Frage wieder in Fluß. Jetzt wurden auch die Vertreter der deutschen Mittel- und Kleinstaaten zu den Beratungen zugezogen. Am 10. Februar 1815 legte Preußen einen neuen

Verfassungsentwurf vor, dessen Ziel die Herstellung einer kraftvollen Kriegsverfassung, eines Bundesgerichtes und landständischer, durch den Bundesvertrag gesicherter Verfassungen war. Von allen Seiten erhob sich Einsprache dagegen; namentlich verlangte Bayern mit Entschiedenheit die Beseitigung des Bundesgerichtes. Stein vertrat die Idee eines einigen deutschen Kaiserreiches; andere neigten mehr dem alten römischen Kaiserreiche zu. Aber gegen die Kaiseridee war Kaiser Franz durchaus: er erklärte „seine Entfernung die Kaiserwürde anzunehmen".*) Aber auch Hardenberg sprach sich dahin aus, daß Preußen zu der Kaiserwürde nicht stimmen könne, weil sie, gehörig stark, der Unabhängigkeit von Preußen nachteilig, schwach hingegen, unnütz sein werde.**)

Geduldig unterzog sich Wilhelm von Humboldt immer neuen Umarbeitungen des preußischen Entwurfes der Bundesakte, ohne daß damit die Sache vorwärts gebracht wäre. Monate vergingen darüber. Endlich als man den Ausbruch des Kampfes in Belgien schon jeden Tag erwarten konnte und schon an den Schluß des Kongresses dachte, unterbreitete Metternich selbst den preußischen und hannöverschen Bevollmächtigten einen Entwurf (7. Mai), der wesentlich eine Arbeit des Ministers von Wessenberg war. Man versuchte ihn einigermaßen mit dem preußischen zu verschmelzen, und so wurde er am 23. Mai den deutschen Bevollmächtigten zur Beschlußfassung vorgelegt. Die beiden ersten Sitzungen, welche diese hielten, wurden ganz mit Formalien ausgefüllt. Erst in der Sitzung vom 29. Mai begann die sachliche Erörterung; mit der 10. Sitzung am 8. Juni war diese abgeschlossen. Von den 20 Artikeln der Akte enthielten die ersten elf allgemeine, die letzten neun besondere Bestimmungen. Den Artikel über das Bundesgericht hatte wirklich Bayerns Widerspruch beseitigt; freilich wurden bei jedem Artikel Bedenken, Verwahrungen und Vorbehalte in Unzahl vorgebracht. Die allgemeinen Bestimmungen (Art. 1—11) der Bundesakte wurden in die Schlußakte des Kongresses eingefügt und dadurch unter die Bürgschaft aller Kongreßmächte gestellt; die übrigen Artikel wurden ihr nur angehängt. Zu einer letzten Sitzung traten dann am 10. Juni noch einmal die Bevollmächtigten zusammen: sie galt nur der Unterschrift und Untersiegelung. 36 souveräne deutsche Mächte unterzeichneten die Bundesakte; am 26. Juli trat auch Baden bei, das an den Beratungen nur hie und da, am 1. September Württemberg, das an ihnen gar nicht teilgenommen hatte. Hessen-Homburg war vergessen; indessen nach zwei Jahren erklärte es ebenfalls seinen Beitritt. Der Papst protestierte, wie er gegen den westfälischen Frieden protestiert hatte; man legte seinen Protest zu den übrigen: dann ging der Kongreß auseinander. —

*) Steins Tagebuch (herausg. v. Lehmann), 20. Februar.
**) Steins Tagebuch (herausg. v. Lehmann), 23. März.

Drittes Buch.

Stille Zeiten.

(1815—1848.)

Erstes Kapitel.

Der Bundestag.

Es war ein Gedanke von großartiger Idealität, welcher der Heiligen Allianz zu Grunde lag: den nationalen Schwung der Befreiungsjahre zu einem friedlichen geläuterten Wetteifer der Nationen fortzubilden; aber er setzte die Fortdauer der patriotischen Spannung der Gemüter, welche der Zweck der Bewältigung des gemeinsamen Gegners hervorgerufen hatte, voraus. Statt dessen aber bewirkte die Erreichung des großen Zieles, wie es natürlich war, ein allmähliches Zurücksinken: nach der gewaltigen Anstrengung machte sich in den Völkern ein Verlangen nach Ruhe geltend, die Sehnsucht nach friedlicher Ausgestaltung des Gewonnenen.

Diese Abspannung der Völker allein erklärt den ungeheuren Erfolg der Politik Metternichs, welche sich auf die Zurückführung des alten absolutistischen Fürstenregimentes richtete. Er sah wohl, daß er darin bei dem allgemeinen Ruhebedürfnis der Völker nicht leicht zu weit gehen könne. Selbst wohlmeinende Fürsten hielten sein System jetzt für das richtige. Eine Zeit ausgeprägter Reaktion begann; Metternich bemächtigte sich der Heiligen Allianz, um im Interesse der allgemeinen Ruhe jede Regung nationalen Lebens niederzuhalten. Durch ihn ist die Heilige Allianz in eine Polizeianstalt zur Unterdrückung der großen Ideen, welche die letzten Jahrzehnte und nicht zum wenigsten die Befreiungskriege emporgebracht hatten,

umgestaltet worden. So wurden in seiner Hand die hochfliegenden, lauteren Gedanken Kaiser Alexanders und König Friedrich Wilhelms gewandelt!

Allmählich schlossen sich der Heiligen Allianz fast sämtliche christliche Fürsten Europas an. Allein innerhalb derselben nahmen die vier Großmächte eine besondere Stellung für sich in Anspruch: sie wollten die Wächter der internationalen Ruhe und Ordnung sein. Durch ein besonderes Abkommen übernahmen sie die Verpflichtung, mit ihrer ganzen Macht für den Frieden Europas einzustehen und auf öfteren Kongressen die Maßregeln zu beraten, durch welche die Ruhe und Wohlfahrt aller Staaten zu sichern wäre; sie nahmen die Exekutive der Heiligen Allianz in die Hand. In Deutschland sollte sich zuerst dazu Veranlassung bieten.

Nach Art. 1 der deutschen Bundesakte waren die souveränen Fürsten und freien Städte Deutschlands zu einem beständigen Bunde vereinigt, welcher den Namen „Deutscher Bund“ führen sollte. Als seinen Zweck bestimmt Art. 2 die „Erhaltung der äußeren und inneren Sicherheit Teutschlands und der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen teutschen Staaten“. Aber die Einleitung der Akte weist zugleich auf die wohlthätigen Folgen hin, welche sich daraus für die Ruhe und das Gleichgewicht Europas ergeben würden. Denn die Organisation des Bundes machte ihn durchaus von Österreich abhängig, und damit zu einem Werkzeuge der Metternichschen Polizeipolitik. Österreich war zwar nur mit seinen vormals zum Deutschen Reiche gehörenden Besitzungen Mitglied des Bundes; da aber dieser nur etwas über 30 Millionen Einwohner in sich schloß, so war für den Fall eines Konfliktes der Gesamtstaat Österreich dem Deutschen Bunde ohne den österreichischen Anteil um die Hälfte überlegen. Durch ein Bündnis aber etwa gegen Österreich sich zu stärken, war durch Art. 11 der Bundesakte verboten, durch welchen die Bundesmitglieder sich verpflichtet hatten, „in keine Verbindungen einzugehen, welche gegen die Sicherheit des Bundes oder einzelner Bundesstaaten gerichtet wären“. Demnach konnte wohl Österreich den Bund, aber niemals der Bund Österreich zwingen. Dies reale Moment war es, was Österreich die Herrschaft über den Bund sicherte.

Ganz anders war dagegen die Stellung Preußens. Denn da es mit sechs von seinen acht Provinzen zum Bunde gehörte, so war es im Bunde wohl ebenso stark wie Österreich, aber der Schwerpunkt seiner Macht lag im Bunde, nicht wie bei Österreich außerhalb desselben. Es war also, wenngleich europäische Großmacht, darauf angewiesen (zu seinem eigenen und zu Deutschlands Heile) zuerst deutsche und dann erst europäische Politik zu treiben.

Für die Könige der Niederlande und von Dänemark, welche als Großherzog von Luxemburg, resp. als Herzog von Holstein zu dem Bunde gehörten, war die Bundeszugehörigkeit nur etwas Nebensächliches.

Der vierte Artikel der Akte bestellte zur Besorgung der Angelegenheiten des Bundes eine Bundesversammlung, in welcher alle Glieder desselben durch ihre Bevollmächtigten teils einzelne, teils Gesamtstimmen führten. In dieser Versammlung nun führten von der Summe der siebzehn Stimmen die beiden Großmächte nur ebenso je eine Stimme wie das kleine Luxemburg oder Holstein.

Noch greller wurde dies Mißverhältnis, wenn zur Beschlußfassung über Bundesgesetze, organische Bundeseinrichtungen oder gemeinnützige Anordnungen die Versammlung sich zu einem Plenum erweiterte; denn in diesem führte von der Gesamtzahl von 69 Stimmen Österreich und jedes der deutschen Königreiche 4, aber selbst die kleinsten Ländchen 1 Stimme. Das war eine innere Unwahrheit, welche nur üble Frucht zeitigen konnte. Denn sie erhob die kleinen und kleinsten Bundesmitglieder zu einer völligen Mißachtung der realen Machtverhältnisse, welche doch allein wirksam sind, und machte ihnen damit Lust, neben oder auch gegen die Großmächte eine Rolle zu spielen, zu deren Durchführung es ihnen doch durchaus an Kraft gebrach. Hemmen freilich konnten sie, und haben nicht zum wenigsten dazu beigetragen, den Verhandlungen des Bundestages den Charakter des Schleppenden und Energielosen zu geben, den diese tragen. Aber freilich war der Deutsche Bund das in Wien einzig Erreichbare; und trotz aller ihm anhaftenden Mängel bedeutet er doch einen Schritt vorwärts zur Erlangung einer nationalen Existenz. Immerhin stellte er Deutschland als eine Einheit dar und beschränkte wenigstens sehr merklich den Einfluß der Fremden auf die deutschen Dinge. Auch legte er (Art. 11 der Akte) seinen Mitgliedern die Verpflichtung auf, ihre Streitigkeiten unter keinerlei Vorwand mit Gewalt zu verfolgen, sondern sich dem Ausspruche einer „wohlgeordneten Austrägal-Instanz“ sofort zu unterwerfen. Aber selbst dieser geringe Ersatz für das an Bayerns Widerspruche gescheiterte Bundesgericht ist nicht ohne gute Wirkung gewesen.

Der Sitz des Bundestages war die freie Stadt Frankfurt. Hier versammelten sich gegen den Herbst 1816 die Vertreter der deutschen Staaten. Im Hause des österreichischen Gesandten, der den Vorsitz im Bundestage führte, des Grafen Buol-Schauenstein, traten sie am 1. Oktober zu einer Besprechung zusammen. Sie saßen um einen großen Tisch herum, Graf Buol in der Mitte, zu seiner Linken Wilhelm von Humboldt, der Vertreter Preußens. Sie beschlossen „die förmliche Eröffnung des Bundestages“ auf den 5. November festzusetzen.

An diesem Tage fand denn auch die Eröffnungssitzung statt. Metternich hatte dem Grafen Buol eine Rede geschickt, welche derselbe bei dieser Gelegenheit halten sollte. Indes Buol ließ sie drucken und las nur den

Schlußsatz vor, welcher erläuterte, daß die glückliche geographische Lage Österreichs jedes Mißtrauen entferne. Humboldt hatte die Empfindung, als sollte mit diesen Worten ein ungünstiger Seitenblick auf Preußen geworfen werden. Er gab daher eine kurze Gegenerklärung, der Situation angemessen; und die übrigen Gesandten begnügten sich meist mit wenigen Worten die Geneigtheit ihrer Regierungen für den Bund auszudrücken.*)

Die wichtigste Frage für die Wirksamkeit des Bundestages war, wie sich das Verhältnis Preußens zu der Präsidialmacht gestalten würde. Anfänglich nun hatte sich Österreich nicht abgeneigt gezeigt, in eine förmliche Teilung der Leitung im nördlichen und südlichen Deutschland zwischen Preußen und Österreich zu willigen. Aber noch im Sommer 1816 vor der Eröffnung des Bundestages nahm es seine Bereitwilligkeit zurück, da die übrigen Bundes-Mitglieder den Argwohn fassen würden, daß beide Höfe sich in die Oberherrschaft über Deutschland teilen und dieses in eine nördliche und eine südliche Hälfte spalten wollten.**)

Preußen war damit vor die Frage gestellt, sich für oder gegen Österreich zu entscheiden. Es entschied sich so, wie es nach den damaligen Verhältnissen sicher im Interesse Deutschlands lag. An Humboldt erging die Weisung „im engsten Einvernehmen mit Österreich zu handeln;“ eine Weisung die mit dessen Überzeugung durchaus übereinstimmte.***) Und auch dem Nachfolger Humboldts beim Bundestage, dem Grafen Goltz, wurde die gleiche Richtschnur des Handelns gegeben; denn „ein freundschaftliches Vernehmen zwischen Preußen und Österreich sei ein wichtiges Hauptmoment für das wahre Interesse Preußens und des Bundes“.†) Preußen überließ daher, alle Rivalität bannend, an Österreich den Vorsitz und die Leitung der Bundesversammlung und begnügte sich in dem Abkommen, welches es darüber mit Österreich traf, mit dem Rechte der Protokollführung, der Abfassung und Ausfertigung der Bundes-Beschlüsse, überhaupt all demjenigen, was ehemals mit dem Reichs-Erzkanzler-Amte verbunden gewesen war. In den Sitzungen aber stellte es sich nach Abrede so zu Österreich, daß die Präsidial-Gesandtschaft „nicht allein als ausschließliche Repräsentantin Österreichs, sondern zugleich auch als gemeinsames Organ des Systems der beiden großen Höfe auftrat“. Demgemäß beschränkte es sich auf eine einfache Zustimmung zu den Präsidial-Anträgen, in welchen die Versammlung das Resultat eines freundschaftlichen Einverständnisses beider Höfe sah.††)

*) Humboldt an den König, 8. November 1816. B. St. A.

**) von Hänlein an den König, 6. Juli 1816. B. St. A.

***) Humboldt an den König, 17. August 1816. B. St. A.

†) von Raumer an Goltz, Berlin, 6. Dezember 1816. B. St. A.

††) Goltz an Graf Bernstorff, Minister der auswärtigen Angelegenheiten Preußens, 4. April 1819. B. St. A.

Entschieden bedurfte es des festen Zusammenhaltens der beiden Großmächte, welches auf der freien Entsagung Preußens beruhte. Denn an die Stelle des anfänglich so deutlich ausgesprochenen Einverständnisses trat bald in Erinnerung an die Mediatisierungen der Rheinbundszeiten eine gewisse Scheu der kleinen Bundesmitglieder gegen die Mittelstaaten. Mißtrauen und Spannung war unverkennbar, als aus manchen Äußerungen von Vertretern der Mittelstaaten überspannte Erwartungen, unberechtigte Hoffnungen und nur einstweilen noch zurückgehaltene verfängliche Anträge hervorzuleuchten schienen.*) Namentlich führte Bayern eine auffallende, sich immer widersprechende Sprache und suchte bei jeder Gelegenheit die Beschlußfassung zu erschweren. Hannover hatte lediglich sein eigenes, aber nicht das allgemeine Interesse im Auge und suchte sich dem Einflusse der großen Mächte durchaus zu entziehen. Württemberg schwankte fortwährend zwischen den Großmächten einerseits und Bayern und Hannover anderseits, während sein Hof auf das wärmste Preußen seiner ausschließlichen Anhänglichkeit versicherte. Baden dagegen zeigte Neigung zu größerer Annäherung an Österreich. Die Gesandtschaften der übrigen kleineren Höfe waren hauptsächlich von dem Wunsche belebt, ihre Selbständigkeit zu behaupten, ihr Interesse so viel wie möglich von dem der größeren Staaten zu trennen und sich vor dem entscheidenden Einflusse dieser zu schützen.**) Wirklich kam eine engere Verbindung der Höfe von Bayern, Württemberg, Baden, den beiden Hessen und dem Königreiche Sachsen zustande, die ihren Zweck darein setzte, „Österreich gegen Preußen mißtrauisch zu machen und dadurch den vereinigten Einfluß beider Großmächte zu stören, ihren eignen Souveränetätsschwindel fortan ungestört auszuüben und ihren Anmaßungen womöglich keine Grenzen gesetzt zu sehen“.***) Vor allem war es Württemberg, welches „unter dem Deckmantel konstitutioneller Nachgiebigkeit im Sinne der liberalen Grundsätze und unter dem Scheine der vorzugsweisen Ergreifung und Verteidigung der eigentümlichen Rechte und Erwartungen des Bundes sich an die Spitze einer entschiedenen Opposition gegen Preußen und Österreich zu stellen“ suchte, um bei geeigneter Gelegenheit zu einer Rolle berechtigt zu werden, „die mehr als sein jetziger Standpunkt seinem Ehrgeize schmeicheln und sein Privatinteresse befördern würde“.†)

Der Leidenschaft, dem Vorurteil und den privaten Interessen einiger

---

*) Goltz an den König, 8. Oktober (vielmehr November) 1817. B. St. A.

**) Goltz an den König, 28. Dezember 1816. B. St. A.

***) von Otterstedt (preußischer Gesandter in Darmstadt) an Hardenberg, Darmstadt, den 22. Februar 1818. W. St. A.

†) Goltz an Hardenberg, den 21. November 1820. B. St. A.

Gesandter der mittleren und süddeutschen Höfe*) entstammten diese Umtriebe und Parteiungen zunächst. Aber wenn auch im Laufe der Jahre die Personen sich änderten, die Mißstände am Bundestage änderten sich nicht, da sie im Grunde in der Organisation des Bundes wurzelten. Auch zwanzig Jahre später scheuten namentlich bei Fragen des inneren Bundesrechtes die kleineren Bundesglieder sich nicht, „ihren Anspruch auf Parität mit den Großmächten des Bundes oft auf die Spitze zu stellen".**)

Der Artikel 10 der Bundesakte schrieb vor, daß das erste Geschäft der Bundesversammlung nach ihrer Eröffnung die Abfassung der Grundgesetze des Bundes und dessen organische Einrichtung in Rücksicht auf seine auswärtigen, militärischen und inneren Verhältnisse sein solle. Allein wie konnte der Bundestag Beschlüsse fassen, da über seine Kompetenz bisher keinerlei Festsetzung getroffen war. Der preußische Gesandte Graf Goltz erklärte***) es daher für „unumgänglich notwendig", daß der Bundestag selbst darüber etwas Bestimmtes festsetzte. Auf seinen Antrag wurde denn auch eine Kommission bestellt, um den Umfang der Kompetenz des Bundestages wenigstens vorläufig festzustellen. Gewählt wurden in dieselbe die Gesandten von Österreich, Preußen, Hannover, Mecklenburg und Oldenburg.†)

Die Grundfrage hierfür war, ob die Bundesgewalt sich als Fortsetzung der ehemaligen Reichsstaatsgewalt oder der Rheinbundsgewalt anzusehen habe. Juristisch konnte dies nicht angenommen werden. Der Bundestag hielt sich daher auch nicht für verpflichtet, die von jenen etwa eingegangenen Verbindlichkeiten einzulösen. Im besonderen war dies den Forderungen gegenüber der Fall, welche noch von vielen Seiten an die vormalige Operationskasse des Heiligen Römischen Reiches erhoben wurden und allmählich bis auf etwa 6 ½ Million Gulden anliefen. Dänemark suchte durch Mahnung die Entscheidung zu beschleunigen;††) größeren Eindruck machte aber erst Metternichs Vorschlag, „zur Rettung der deutschen Nationalehre" die dringendsten jener Forderungen in einer billigen Weise zu berücksichtigen.†††) Dem stimmte denn auch die Mehrheit des Bundestages bei, jedoch „ohne Anerkennung des Grundsatzes einer positiven Verbindlichkeit." §) Doch vergingen noch zehn Jahre, bis die zur Regelung dieser Sache eingesetzte Kommission nach eingehender Prüfung aller Forderungen zu dem Beschlusse kam,

*) Goltz an den König, den 28. Juli 1821. B. St. A.

**) von Schöler an den König, 14. Februar 1839. B. St. A.

***) Goltz an den König, 13. Dezember 1816. B. St. A.

†) Goltz an den König, 20. Dezember 1816. B. St. A.

††) Goltz an den König, 7. September 1819, Anlage C. B. St. A.

†††) Goltz an den König, 27. Juni 1820. B. St. A.

§) Goltz an den König, 11. Juli 1820. B. St. A.

1174320 Gulden als klar anzuerkennen, bei 165886 fl. noch Beweise nachzufordern, 292927 fl. als zweifelhaft zu bezeichnen und 4959454 fl. abzuweisen;*) wonach denn auch die ganze mißliche Angelegenheit geregelt worden ist. Die Billigkeit siegte eben über die Strenge des an sich richtigen Prinzipes.

Nach außen war die Geltung des Deutschen Bundes gering, und mußte es seiner Natur nach sein. Denn da zwei seiner Mitglieder europäische Großmächte waren, so würden diese im Rate Europas bei einer internationalen Stellung des Bundes doppeltes Gewicht erhalten haben: was stets den Einspruch der andern Großmächte wachgerufen haben würde. Darum hatte der Bund keine diplomatische Vertretung an fremden Höfen und ließ sich die Beglaubigung fremder Gesandter am Bunde nur passiv gefallen. Die Einmischung fremder Mächte in die inneren Angelegenheiten des Bundes jedoch wies der Bundestag durch den Beschluß vom 18. September 1834 in sehr entschiedener Weise als unstatthaft zurück. Seine Vertretung nach außen hin lag demnach in den Händen der deutschen Großmächte. Wie aber, wenn diese versagten?

Barbaresken, besonders zwei tunesische Kaper, beunruhigten den Atlantischen Ocean und die Nordsee unter dem Vorgeben, daß sie mit Deutschland, namentlich mit Preußen und den Hansestädten, im Kriege wären. Sie eroberten am 16. Mai 1817 das Hamburger Schiff „Ocean“ und das von Lübeck abgesegelte Schiff „Christine“, sowie später noch das Hamburger Schiff „Katharina“ und das Oldenburger Schiff „Katharina.“ Indes durch englische Kriegsschiffe wurden die Kaper aufgebracht; jedoch blieb der Kapitän des „Ocean“ mit fünf Mann in den Händen der Seeräuber.

In dieser Not beantragten die freien Städte beim Bundestage, zur Steuer der Gefahr dienende Mittel in ernste Erwägung zu ziehen und zu dem Behufe eine Kommission einzusetzen. Gewählt wurden in diese die Gesandten von Preußen, Holstein, Luxemburg, Oldenburg und den freien Städten.*) Man fand keinen Rat, da Deutschland keine Kriegsflotte besaß. Auf die Bitte der Hansestädte nahmen sich nun England und Holland der Sache an, bombardierten vereint Algier und verschafften allen Gefangenen die Freiheit wieder.

Das Gutachten der Kommission war dahin gegangen, daß Österreich und Preußen sich dahin verwenden möchten, daß die Seemächte den deutschen Handel mit unter ihren Schutz nähmen. Den Gedanken zur Gründung einer deutschen Flotte, wozu die französische Kriegskontribution wohl die

---

*) von Nagler an den König, 11. September 1830.

**) Goltz an den König, 17. Juni 1817. B. St. A.

Mittel geboten hätte, hat man nicht gefaßt. Vielmehr richtete die beständige Militär-Kommission des Bundestages ausschließlich ihre Sorge auf das Landheer und die Bundesfestungen. Die Stärke des Landheeres wurde auf ein Prozent der Bevölkerung festgesetzt, da die Meinung des Großherzogs von Oldenburg Zustimmung fand, daß dies die größte Anstrengung wäre, deren die kleineren Bundesstaaten im Frieden fähig wären.*) Das Bundesheer umfaßte zehn Armeecorps, von denen Österreich das erste bis dritte, Preußen das vierte bis sechste, Bayern das siebente stellte, und nur die letzten drei aus den Kontingenten der kleineren Staaten zusammengesetzt waren. Es lag in der Natur der Sache, daß gerade auf diesem Gebiete die Landesherren von der Kommission sich nicht hinein reden ließen, vollends nicht die Großmächte. Diese vielmehr waren es, welche besonders auf die Wehrfestigkeit des Bundes drangen, sodaß die Gesandten der kleineren und der südlichen Höfe mißtrauisch wurden und in geheimen Konferenzen viel unter einander mit Ausschluß von Österreich und Preußen unterhandelten.**) Bayern versuchte förmlich mit den andern süddeutschen Höfen eine Übereinkunft gegen die Ansprüche der Großmächte zuwege zu bringen.***)

Bundesfestungen waren Mainz, Luxemburg und Landau; sie stellten den Schutz des Bundes gegen Frankreich dar. Aber auch hier verließen die kleineren Staaten sich darauf, daß im Notfalle doch die Großmächte auch sie schützen würden, und scheuten die Aufwendung erheblicher Mittel. So kam es, daß, als 1840 ein Krieg mit dem westlichen Nachbarn drohte, der Landgraf von Hessen als Gouverneur von Mainz in seinem Berichte an den Bundestag ein überaus trauriges Bild von dem fortifikatorischen Zustande der wichtigsten deutschen Festung zeichnen mußte.†) Es kam damals nicht zum Kriege, aber die drohende Gefahr bewirkte doch, daß der Bundestag beschloß, Ulm und Rastatt zur Sicherung der oberrheinischen Grenze von Bundeswegen zu befestigen, und auch mit einigem Nachdruck dies durchführte.

Die eigentliche Bedeutung des Bundestages lag jedoch seiner Idee nach in seinem Einflusse auf die inneren Verhältnisse Deutschlands; und er hat ihn zur Geltung zu bringen gesucht, sowohl bei Mißhelligkeiten zwischen den Bundesmitgliedern untereinander, als auch bei solchen zwischen den Landesherren und ihren Unterthanen. Ja, es galt ihm als Pflicht, über die öffentliche Ordnung und Sicherheit im Bunde zu wachen.††) So hatte sich der Ökonom Hoffmann über seinen Landesherrn, den Kurfürsten von

*) Goltz an Hardenberg, 21. November 1820. B. St. A.
**) Goltz an den König, 1. Februar 1817. B. St. A.
***) Goltz an den König, 7. März 1818. B. St. A.
†) Schöler an den König, 4. September 1840. B. St. A.
††) Nagler an den König, 18. Oktober 1830. B. St A.

Hessen, der ihm in der westfälischen Zeit gekaufte Besitzungen ohne Entschädigung wieder abgenommen hatte, beim Bundestage beklagt. Der Bundestag empfahl dem Kurfürsten Berücksichtigung der Beschwerde; aber dieser „verbat sich die Einwirkung der Bundesversammlung in seine innere Staatsverwaltung.“*) Allein er erhielt die scharfe Antwort, daß die Bundesversammlung, eingedenk der hohen Bestimmung, zu der sie berufen worden, sich nicht abhalten lassen würde, der bedrängten Unterthanen sich anzunehmen und auch ihnen die Überzeugung zu verschaffen, daß Deutschland nur darum mit dem Blute der Völker von fremdem Joche befreit und Länder ihren rechtmäßigen Regenten zurückgegeben seien, damit ein rechtlicher Zustand an die Stelle der Willkür trete (Beschluß vom 17. März 1817). Machtmittel freilich, dem Unrecht zu steuern, besaß der Bundestag nicht. Erst 1834 wurde ein Bundesschiedsgericht für derlei Streitigkeiten geschaffen, zumal für solche zwischen den Landesherren und ihren Landständen.

Der 13. Artikel der Bundesakte lautete: „In allen deutschen Staaten wird eine landständische Verfassung stattfinden.“ Infolgedessen erteilte, nachdem der Herzog von Nassau schon am 2. September 1814 vorangegangen war, der Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt am 8. Januar 1816 seinem Ländchen eine Repräsentativ-Verfassung; dann folgte der Fürst von Schaumburg-Lippe am 15. Januar 1816, und der Fürst von Waldeck am 19. April 1816, endlich der Großherzog von Weimar am 5. Mai 1816. Alsbald erbat nun der Großherzog die „ausdrückliche Anerkennung der Garantie des Bundes“ für die seinem Lande erteilte ständische Verfassung.**) Zwar hielt es Metternich für bedenklich, die Garantie für eine so liberale Repräsentativ-Verfassung auszusprechen und wünschte die Sache einstweilen hinzuhalten,***) aber dennoch übernahm der Bundestag durch Beschluß vom 13. März 1817 die Garantie der weimarischen Verfassung. Das machte Aufsehen und war, wie es scheint, die Ursache einer merkwürdigen Episode. Es erschien in Frankfurt ein in Löwenstein-Wertheimschen Diensten stehender Justizrat Beck und wandte sich an fast sämtliche Gesandte des Bundestages mit der Erklärung, daß er von mehreren deutschen Männern diesseit und jenseit des Rheines beauftragt sei, die schleunigste Ausführung des 13. Artikels der Bundesakte zu empfehlen, und daß er eine Vollmacht erwarte, diesen Zweck gemessenst zu verfolgen. Man gab ihm meist die Antwort, daß doch wohl das Resultat der Beschlüsse der Regierungen ruhig abzuwarten sei. †)

*) Goltz an den König, 15. März 1817. B. St. A.

**) Goltz an den König, 3. Dezember 1816. B. St. A.

***) Goltz an den König, 13. Dezember 1816. B. St. A.

†) Goltz an den König, 8. Oktober (vielmehr November) 1817. B. St. A.

In der That wurden auch in einer Reihe mittlerer und kleinerer Bundesstaaten, nicht selten mit einer gewissen Gewaltsamkeit und unter Preisgebung des überkommenen historischen Rechtsstandes konstitutionelle Verfassungen eingeführt: in Hildburghausen am 19. März 1818, in Bayern am 26. Mai 1818, in Baden am 22. August 1818, in Liechtenstein am 9. November 1818, in Württemberg am 25. September 1819, in Hannover am 7. Dezember 1819, in Braunschweig am 25. April 1820, in Hessen-Darmstadt am 17. Dezember 1820. In den übrigen wurden teils die alten Landstände beibehalten oder erneuert, teils die Regierung ohne ständische Mitwirkung geführt. Bezeichnend indes für die allgemeine Stimmung war die Erklärung des Landgrafen von Hessen-Homburg: da es in seinem Lande noch niemandem eingefallen wäre, um Landstände nachzusuchen, so habe er der Einführung derselben zur Zeit noch Anstand gegeben, bis die benachbarten Länder damit würden vorangegangen sein.

Der Bundestag verhielt sich in dieser Frage durchaus neutral; er betrachtete die Durchführung des Artikels 13 der Bundesakte als eine Angelegenheit der Einzelstaaten und übernahm ebenso die Garantie für die altständische Verfassung Mecklenburgs wie für die Repräsentativ-Verfassung von Hildburghausen.

Dagegen hielt er es für Bundessache, über die Rechte zu wachen, welche die Bundesakte (Art. 18) den Unterthanen der Bundesländer gewährte. Es waren dies das Recht, Grundeigentum außerhalb des bewohnten Staates zu erwerben und zu besitzen, ohne deshalb in dem fremden Staate höheren Abgaben und Lasten unterworfen zu sein, als dessen eigene Unterthanen; ferner die Befugnis des freien Wegziehens aus einem Bundesstaat in den andern, sowie des Eintrittes in Civil- und Militärdienste desselben; weiter die Freiheit von aller Nachsteuer, insofern das Vermögen in einen andern Bundesstaat übergeht; endlich Preßfreiheit und Sicherheit der Rechte der Schriftsteller und Verleger gegen Nachdruck.

Es ergiebt sich also wohl, daß der Bundestag, was er leisten konnte, nach den Verhältnissen, in die er gestellt war, redlich zu leisten bestrebt gewesen ist. Aber freilich sank er mit den Jahren zu einem Parteiwerkzeuge herab und verlor dadurch zugleich Willen und Kraft, der Förderung von Deutschlands Ansehen und Wohlfahrt in wirksamer Weise zu dienen.

Im Januar 1816 hatte der Geheimrat von Hänlein, welcher bis zum Eintreffen Humboldts Preußen im Bundestage zu vertreten hatte, in einem an König Friedrich Wilhelm gerichteten Memoire die Frage: „Was ist von dem Bundestage zu erwarten?“ erörtert. „Die Wiedereinführung der deutschen Kaiser- und Königswürde“, sagte er, „an welche sich so erhabene Rechte und Pflichten knüpfen, bleibt am wünschenswertesten.“

Und dann: „Ohne die allenthalben notwendige Einführung der Landstände, mit den für sie festzusetzenden Rechten, und die Anordnung eines oder zweier Bundesgerichte, ist die deutsche Freiheit ein leerer Schall und an wahres Volksglück nicht zu denken." Das war es denn auch, was in den weitesten Kreisen die öffentliche Meinung glaubte erwarten zu müssen. Daß allerorten die Wirklichkeit weit dahinter zurückblieb, fühlte man um so empfindlicher nach dem gewaltigen, sieghaften Aufschwunge der Befreiungskriege, die man jetzt allmählich anfing in Freiheitskriege umzunennen. Eine Wolke des Mißbehagens begann über Deutschland heraufzuziehen. Die Preßfreiheit ließ eine Menge freisinniger Zeitungen erstehen, wie Görres' Rheinischen Merkur, Okens Isis, Arndts Wächter, Ludens Nemesis, welche mit Geist und warmer Beredsamkeit den Deutschen vor die Seele führten, was Deutschland sein sollte, was es zu beanspruchen hätte zu sein, und was es war. Und gegen den Bundestag in Frankfurt, der doch selbst nur ein Ausdruck der Ohnmacht Deutschlands war, richtete sich zumeist der allgemeine Unmut.

Gleichsam in eine andere Welt versetzte damals eine Reise von Deutschland nach Österreich. Hier hatte der große Befreiungskampf keine Erregung der Gemüter hervorgerufen; hier herrschte darum keine Spannung, keine ungeduldige Erwartung. Um so leichter blieb alles in dem alten Geleise des Metternichschen Systems. Das war nicht etwa ein drückender Despotismus, sondern ein gemächliches Durcheinander, in welchem die Kräfte des Staates sich gegenseitig neutralisierten. Die oberste Macht im Staate war die Polizei, welche allenthalben herumspürte, die freie Regung des Geistes hemmte. Die Volksschule war verkümmert, die Litteratur unter strenge Censur gestellt. Selbst die Kirche wurde in Unterwürfigkeit erhalten. An die Stelle der Pflege höherer Interessen trat der materielle Genuß. Durch Wohlleben, Theater und „Hetz" aller Art war der Wiener zufriedengestellt. Es fehlte die innere Läuterung, welche in den Drangsalen der napoleonischen Zeit das preußische Volk erfahren hatte. Hier kannte man nicht die Strenge Kantscher und Fichtescher Ethik, in deren Zucht die gebildete Jugend Deutschlands heranwuchs. Mehr und mehr löste sich die uralte Lebensgemeinschaft zwischen Deutschland und Österreich, wenn Metternich auch darauf aus war, durch den Bundestag gerade Deutschland an Österreich anzuähneln.

Zweites Kapitel.

Die Burschenschaft.

Die Not der napoleonischen Zeiten hatte den Blick des deutschen Volkes auf seine ruhmreiche Vergangenheit zurückgewendet. In der Betrachtung der deutschen Kaiserzeit, als unter die Führung des Deutschen Reiches die Nachbarstaaten sich botmäßig geschart, fand man Trost und Aufrichtung aus der leidvollen Gegenwart. Napoleon war es, der den windigen Kosmopolitismus des achtzehnten Jahrhunderts aus den Gemütern vertrieb, daß sie ihres Deutschtums wieder inne wurden. Die lohende Begeisterung der Befreiungskriege that dann das ihrige, die Wandlung der Herzen zu vollenden. Ganz überwältigend war die Bewegung: August von Goethe ist ja daran, daß er nicht mitziehen durfte in den heiligen Kampf, moralisch zu Grunde gegangen.

Mit diesem Erwachen des deutschen Geistes ging dasjenige des christlichen Hand in Hand. In der Stille der Familien entzündet, drang er allmählich in die Öffentlichkeit und stellte sich dem Rationalismus der älteren Generation sieghaft entgegen. Auch die romantische Dichtung rief wiederum ein christliches Sehnen wach; und ohne Widerspruch ward anerkannt, daß die Grundlage aller Sittlichkeit das Christentum sei. Deutschtum und Christentum galt wieder als der Untergrund wahrer Nationalität.

Eine würdigere Auffassung des Lebens kam damit auch über die studentische Jugend; die ärgsten Roheiten früherer Zeiten wurden abgethan. Das Bravoursaufen zum Papste hörte auf, das Regalieren mit Ohrfeigen und Reitpeitsche wurde verpönt, allmählich selbst jedes in Avantage Setzen über den gestürzten dummen Jungen hinaus unter Verruf verboten. Es war nicht zu verkennen, daß unter den Studenten der Geist mehr und mehr ein anderer wurde, und damit zugleich die pennalistischen Sitten abstarben.

Mitten in diese Wandlung traten nun die jungen Helden hinein, welche den glorreichen Befreiungskampf mitgefochten hatten, und nun zu ihrem unterbrochenen Studium wieder zurückkehrten. Für die Sache des Vaterlandes hatten sie ihr Herzblut eingesetzt und empfanden jetzt mit Miß-

behagen die Reste des Pennalismus. Die meisten waren freiwillige Jäger gewesen, viele hatten zumal in Lützows Freicorps gestanden, nicht wenige waren Offiziere. Sie waren zu ernst für das gewöhnliche studentische Treiben geworden. An Erfahrung und Energie den zurückgebliebenen meist jüngeren oder auch schwächeren Studenten überlegen, strebten sie nach einer würdigen Reform des Studentenlebens, ohne viel Widerspruch zu finden. Denn allenthalben lag das im Zuge der Zeit. Besonders die Obskuranten, die zu keiner Landsmannschaft gehörenden Studenten, schlossen sich leicht ihnen an. Aber auch in den Landsmannschaften gewannen sie allgemach die Führung, zuerst bei den Vandalen in Jena, welche überwiegend aus Mecklenburgern bestanden, dann auch bei den Sachsen, unter denen Schillers jüngerer Sohn mit Entschiedenheit auf ihre Seite trat. Endlich folgten ihnen auch die Landsmannschaften der Thüringer und Franken. Damit lösten sich die Landsmannschaften in Jena überhaupt auf, und eine neue umfassende Verbindung mit dem Zwecke, auf Grundlage von Christentum, Vaterland und Sittlichkeit das akademische Leben idealer zu gestalten, trat an ihre Stelle. Sie nannte sich Burschenschaft. Im Gegensatze zu der streng oligarchischen Verfassung der Landsmannschaften, gestaltete sie sich durchaus demokratisch: alle gesetzgebende, überhaupt beschlußfassende Gewalt lag bei den allgemeinen Burschenversammlungen; von politischer Stellungnahme war durchaus nicht die Rede. Die Farben der Lützower Jäger, schwarz, rot, gold, wurden ihr Abzeichen. Bei der Ähnlichkeit der Verhältnisse bildeten sich auch auf anderen Universitäten, in Breslau, in Königsberg, in Würzburg, in Erlangen, bald Burschenschaften; aber die Jenaer entwickelten sich am regsamsten, da mehrere der dortigen Professoren wie Fries und Oken sie förderten und auch der treffliche Großherzog Karl August dem neuen Geiste sich sehr gewogen zeigte.

Die Idee der Burschenschaften drängte naturgemäß zu einer Verschmelzung aller in eine einzige große Gemeinschaft. Von Jahns Turnplatze in Berlin aus wurde diese angeregt und zu dem Zwecke 1817 am Gedenktage des Leipziger Sieges das Burschenschaftsfest auf der Wartburg ins Werk gesetzt. In dichten Scharen, Ziegenhainer oder Schläger in den Händen, in altdeutschen Röcken, die Baretts mit grünem Laub bekränzt, zogen an dem herrlichen Oktobermorgen von allen Seiten die Studenten den laubigen Berg hinan. Sie sangen fröhliche Lieder, meist Körnersche oder Arndtsche: der ganze höhere Schwung der Befreiungskriege war noch in ihren Herzen. Reden wurden oben gehalten, denen die allgemeine Stimmung entgegenkam. Als sich aber der Abend herabsenkte, begab sich alles, mit Fackeln in der Hand, nach der benachbarten Höhe des Wartberges, wo nach der Sitte der letzten Jahre zum Gedächtnisse des Sieges das

Oktoberfeuer angezündet werden sollte. Als es brannte, erhob sich Karl Maßmann, Student aus Jena, ein eifriger Turner, und hielt eine dröhnende, pathetische Rede im Stile des „Turnvater“ Jahn, an deren Schlusse er, Luthers Verbrennung der Bannbulle nachahmend, 28 Bücher als „unsauber“ in die Flammen warf. Es waren darunter der Code Napoleon, Hallers Restauration der Staatswissenschaften, Kamptz' Codex der Gendarmerie; freilich die Bücher selbst waren es nicht; Maßmann las nur die Titel vor und warf dann je ein Paket Makulatur, die er dazu, einen ganzen Korb voll, mitgebracht hatte, auf den brennenden Holzstoß; ja, er kannte die meisten der Bücher nicht einmal; man hatte ihm aus Jahns Kreise in Berlin die Liste derselben zugeschickt; erst den nächsten Winter machte er sich daran, nachdem er sie verdammt hatte, sie nun auch zu lesen. Ein andrer ließ dann zum Abschlusse der burschikosen Posse einen Korporalstock, einen Patentzopf und ein Schnürleib als Symbole der Unfreiheit in die Flammen folgen. Aber am nächsten Tage kam der Ernst wieder zu seinem Rechte: die Hunderte von Burschenschaftern, welche in Eisenach noch anwesend waren, gingen zum Gedächtnis der Reformation, deren dreihundertjähriger Gedenktag nahe bevorstand, gemeinsam zum heiligen Abendmahl.

Mit Fug konnte somit der weimarische Minister von Fritsch an seinen Landesherrn berichten*): „Alle Augenzeugen bewahrheiten den religiösen Ernst, die würdige Haltung, die Rührung, womit das Fest des 18. Oktober im ganzen gefeiert wurde.“ Aber der burschikose Übermut des Autodafés, an welchem die Burschenschaft als solche gar nicht beteiligt war, erregte doch selbst bei dem sehr wohlgesinnten Großherzog Bedenken; um wie viel mehr bei ferner Stehenden. Hardenberg hielt es für notwendig, Karl August deswegen Vorstellungen zu machen. „Ich bin“, sagte er zu dem österreichischen Gesandten in Berlin, dem Grafen Zichy, „der alte Freund des Großherzogs, und ich werde mit ihm im Namen des Königs mit dem gebührenden Nachdruck zu sprechen wissen“.**) Begleitet von Zichy begab er sich nach Weimar. Am 14. Dezember hatten sie eine gemeinschaftliche Besprechung mit dem Großherzoge. Auf die Vorhaltung Hardenbergs erwiderte Karl August, daß er befohlen habe, eine gerichtliche Untersuchung gegen die an dem Wartburgfeste beteiligten Professoren Fries und Oken anzustellen und den Redakteur des Oppositionsblattes zu verwarnen. Überhaupt seien die meisten Teilhaber Fremde gewesen. Er schloß mit dem Wunsche, daß der König von Preußen in gleicher Weise seinerseits heilsame Ernstmaßregeln gegen diejenigen der Anstifter anwenden möge,

*) Fritsch an den Großherzog, Weimar den 10. November 1817. W. St. A.

**) Zichy an Metternich, den 15. November 1817. W. St. A.

welche preußische Unterthanen wären.*) Und zwei Tage darauf richtete er persönlich an den König von Preußen ein Schreiben. „In der Wartburger Angelegenheit", heißt es darin, „war, so viel bis jetzt sich ergeben hat, bösliche Absicht nirgends im Spiele". Zugleich fügt er hinzu: „Es wird Mir sehr erfreulich sein, wenn über den erlaubten Gebrauch und den Mißbrauch der Preßfreiheit, welche nun einmal mit der Verfassung Meines Landes unzertrennlich verbunden ist, auf dem deutschen Bundestage bald allgemein gültige liberale Bestimmungen zustande kommen".**) Schärfer aber noch verwahrt er sich in dem Schreiben, welches er an dem gleichen Tage an den Kaiser von Österreich richtet: „Ich bin bei der Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung in Deutschland gleich jedem andern deutschen Fürsten interessiert, und wenn Ich in den Maßregeln zur Erlangung dieses gemeinsamen Zweckes hie und da von den gewöhnlichen Ansichten abweiche, so ist dieses eine Folge meiner vieljährigen Erfahrungen und der Prinzipien, die Ich Mir daraus für die Regierung Meiner Mir von Gott anvertrauten Unterthanen mit Erfolg abstrahiert habe".***)

Graf Zichy benutzte die Weimarer Tage, um auch mit Goethe und Kotzebue über das Wartburgfest zu sprechen. Wie es scheint, sah er in ihnen die beiden hervorragendsten Vertreter der deutschen Litteratur. Goethe sprach ihm von dem Bedauern der Professoren, welche sich durch die Umstände zu einer Teilnahme an den Vorgängen hätten verleiten lassen, jetzt wäre es ihnen unlieb, und sie suchten sich zu entschuldigen. Kotzebue dagegen ließ durchblicken, daß er mehr wisse. Es wäre seine Überzeugung, sagte er, daß die studentische Jugend auf der Wartburg durch einige übelwollende Personen wäre hingerissen worden, welche die Geister hätten prüfen wollen, und welche sich zurückgezogen hätten, nachdem sie einige Unkluge vorgeschickt hätten, die ohne Rücksicht auf die Folgen die Reden gehalten hätten, die eine überreizte Einbildung ihnen eingegeben.†) Später freilich hat Kotzebue, der im geheimen in russischem Solde stand, um über die öffentlichen Zustände Deutschlands an Kaiser Alexander regelmäßig Bericht zu erstatten, in seinem „Litterarischen Wochenblatt" das Wartburgfest mit geiferndem Hohne überschüttet.

Hardenberg ließ die Sache auf sich beruhen, sodaß in der Stille ihm der Vorwurf gemacht wurde, daß er viel zu nachsichtig sei und gegen „solche

---

*) Zichy an Metternich, Berlin, den 23. Dezember 1817. W. St. A.

**) Karl August an den König von Preußen. Weimar den 16. Dezember 1817. W. St. A.

***) Karl August an Kaiser Franz, Weimar den 16. Dezember 1817. W. St. A.

†) Zichy an Metternich, Berlin den 23. Dezember 1817. W. St. A.

gefährliche Personen" zuzeiten selbst eine Art von Vorliebe zeige.*) Ganz anders beurteilte man dagegen in Bayern die Vorgänge. König Max Joseph betrachtete das Wartburgfest als sehr ernsthaft und als der Souveränetät der Fürsten sehr gefährlich. Und sein Minister Graf Rechberg hielt für nötig, „dieser nach einem Plane geleiteten Verbindung zur Verbreitung revolutionärer Ideen Schranken zu setzen", insbesondere durch eine genaue Aufsicht über alle Universitäten, auch die Professoren. In Würzburg, äußerte er, hielten zwei Professoren Vorlesungen, die so revolutionär und unschicklich wären, daß man sie streng überwachen müsse.**) Und eine solche Auffassung entsprach durchaus der Ansicht Metternichs.

Ein Jahr war vergangen; die Aufregung hatte sich so ziemlich gelegt, als im Herbst 1818 der Kongreß von Aachen zusammentrat. Die Fürsten waren hier zusammengekommen, um Frankreich nach Bezahlung der Kontribution und Aufhebung der Okkupation in die Heilige Allianz aufzunehmen, womit sich am 15. November 1818 der Rat der fünf Großmächte Europas konstituierte. Durch Kotzebues Berichte, wie es scheint, veranlaßt, hielt es der russische Staatsrat Stourdza, ein Bojar aus der Moldau, für angemessen, den Kongreß vor der in Deutschland drohenden Revolution zu warnen. Er überreichte ihm eine Denkschrift, in welcher als die Brutstätten des revolutionären Geistes die deutschen Universitäten dargestellt wurden. Das verfehlte doch seines Eindruckes nicht; die Großmächte verlangten von dem Großherzog von Weimar Zügelung der „Frechheit der Presse." Luden gab infolgedessen die Nemesis auf; Oken, der sich weigerte, die Isis eingehen zu lassen, wurde seiner Professur entsetzt.

Man kann nicht sagen, daß damit der Geist der Burschenschaft sich geändert hätte. Im Oktober 1818 waren, anknüpfend an die Wartburgsverhandlungen, die Burschenschafter von 14 Universitäten zusammengetreten und hatten sich über eine gemeinschaftliche Konstitution verständigt; und während des folgenden Winters hatten sie sich so ausgebreitet, daß mit Ausnahme von Landshut, Göttingen und den österreichischen Hochschulen auf jeder deutschen Universität eine Burschenschaft bestand. Aber im Laufe des Jahres 1818 hatten die früheren Freiheitskämpfer meist ihre Studien beendigt; ein weniger mannhaftes und ernst gestimmtes Geschlecht erfüllte jetzt die Reihen und gab es zu, daß sich innerhalb der großen Vereinigung kleinere, mehr in sich abgeschlossene Kreise bildeten, in deren Abgeschiedenheit Elemente emporkommen konnten, die das helle Licht und die Augen ideal gerichteter Führer zu scheuen hatten.

---

*) Fürst Wittgenstein an Metternich, Berlin den 6. Februar 1818. W. St. A.
**) von Zastrow (preuß. Gesandter in München) an Hardenberg. W. St. A.

In Usingen in der Wetterau hatte sich im Jahre 1814 die „Wetterauer Gesellschaft" gebildet, ein Verein, welcher radikal republikanische Tendenzen verfolgte; als oberster Grundsatz galt, daß alle Menschen von Gott gleich berechtigt seien, und daß keine Obrigkeit als rechtmäßig anzusehen sei, welche die herrschende Ungleichheit schütze. Die Seele des Vereins war der Konrektor Weidig in dem hessischen Städtchen Butzbach. In Gießen bestand seit Anfang 1815 der „deutsche Bund", ein Verein von ähnlicher Richtung, dessen Führer die Brüder Adolf und Karl Follenius waren. Zwar lösten sich diese Vereine um ihrer Sicherheit willen in den nächsten Jahren auf; aber ihre Grundsätze behielten Anhänger, welche als „Schwarze Brüder" teils in Gießen um die Follenius gesammelt blieben, teils auf andere Universitäten sich zerstreuten. Schon auf dem Wartburgfeste wurde hier und da der geheimnisvolle Trinkspruch gehört: „Den schwarzen Brüdern Herz und Hand, ein schwarzes Herz dem Vaterland!"*) In diesen Kreisen galt die Wartburgfeier wirklich, wie Maßmann in einem Bericht sie nannte, als „das Heraufziehen des blutgoldenen Morgenrotes in der trüben Winternacht der Knechtschaft." Die Burschenschaft galt ihnen als Werbeplatz. Aber vorsichtig hüllten sie sich in Geheimnis. „Mögen die Teilnehmer" — schrieb einer — „wissenschaftlich arbeiten und auf diese Weise der Gesellschaftskette angehören. Der Bruderkette bleiben sie fremd. Eins thut not. Namenlos soll unsre Kette bleiben — ich bitte Euch darum."**) Noch hatte indes der Gießener „deutsche Bund" nicht lange bestanden, als ihn der Apotheker Otto aus Wetzlar in Berlin denunzierte: allein man legte hier der Sache kein Gewicht bei.

Nach der Wartburgfeier war eine Anzahl Gießener Burschenschaften, unter ihnen auch einige Schwarze Brüder, nach Jena übergesiedelt, um hier ihre Studien fortzusetzen. Nun kam im Herbste 1818 auch Karl Follenius nach Jena; er habilitierte sich als Privatdozent. Mit ihm hielten die Weidigschen Lehren in Jena ihren Einzug. Die Zahl der Schwarzen Brüder mehrte sich bald; sie wußten zu bewirken, daß fast alle Vorsteher- und Ausschußmännerstellen in der Burschenschaft mit Schwarzen besetzt wurden. Das gab ihnen großen Einfluß und förderte außerordentlich ihre stillen Werbungen. Wohl war die Sehnsucht nach besserer Gestaltung der deutschen Zustände unter der Burschenschaft allgemein; allein bisher, solange sie sich um Professor Fries, den Philosophen sammelte, war ebenso allgemein die Überzeugung gewesen, daß die Besserung nie in ungesetzlicher Weise herbeigeführt werden dürfe. Das wurde jetzt anders. Wer zu den Schwarzen

---

*) H. Leo, Meine Jugendzeit, S. 172.
**) Marx an Bader, Juli 1819. W. St. A.

Brüdern trat, wurde gleichgültig gegen die Mittel: die Entschiedensten derselben, die man die „Unbedingten“ nannte, erklärten den politischen Mord für zulässig, ja einige, die „Haarscharfen“, hielten selbst gemeine Verbrechen, wie Meineid und Diebstahl, für erlaubt; nur sollte festgehalten werden, daß man niemand, so weit es nicht die Sicherheit der Ausführung bedinge, zum Mitwisser der geplanten That machen dürfe.*) Ein Aufruf wurde auf Weidigs Veranstaltung massenhaft verbreitet; er begann mit den Worten „Menschenmenge, ungeheure Menschenwüste“; Karl Follenius hatte ihn verfaßt als einen Weckruf an die Nation und als drohende Mahnung an die Fürsten. Auf die Burschenschaft mit ihren Ideen von Christentum und Deutschtum sah man nur mit mitleidiger Verachtung herab.

Zu den „Unbedingten“ unter den Schwarzen Brüdern in Jena gehörte auch Karl Sand, ein junger Mensch von großem Fleiße bei geringem Talent. Er hatte als bayrischer Jäger den Feldzug des Jahres 1815 mitgemacht, jedoch dank Wredes Vorsicht den Feind nicht zu sehen bekommen. Jetzt wollte er, berückt zugleich von Fanatismus und von Eitelkeit, sein Leben daran geben, um festzustellen, ob das deutsche Volk fähig wäre, einen politischen Mord gutzuheißen und zu benutzen. Er reiste nach Mannheim und erstach am 23. März 1819 den allgemein mißachteten Kotzebue; dann kniete er auf der Straße nieder: „Ich danke dir, Gott, für diesen Sieg!“, rief er aus, und stieß sich das Dolchmesser selbst in die Brust.

Die unselige That konnte nur unselige Folgen haben. Die größte Aufregung bemächtigte sich der Gemüter: sollte Stourdza, sollte der Denunziant Otto doch Recht haben? Der weimarische Kammerherr von Stromberg wollte in Erfahrung gebracht haben, daß mehreren Jenaer Studenten Aufträge zur Ermordung Stourdzas in Dresden gegeben wären: ein Verbrechen, das nur die Abreise des Bedrohten vereitelt hätte; und wem von der Burschenschaft ein Auftrag erteilt würde, müsse ihn ausführen oder selbst als Opfer fallen.**) Da machte der Apothekergehülfe Karl Löning, der auch zu den „Unbedingten“ gehörte, durch Weidigsche Ideen verwirrt, am 1. Juli 1819 auf den nassauischen Präsidenten von Ibell in Schwalbach einen Mordanfall, und schien damit die schwärzesten Vermutungen von einer demagogischen Verschwörung der deutschen Jugend zu bestätigen.

Ein strenges Einschreiten der Regierungen war unerläßlich. Aber weder Sand, dessen Verwundung nicht tödlich gewesen war, noch Löning gaben Mitwisser an, weil sie keine hatten. Die Meinung, daß eine organisierte Verschwörung unter der Burschenschaft bestand, ist nicht aufrecht

*) H. Leo, Meine Jugendzeit, S. 186.

**) Bericht des preußischen Gesandten in Dresden von Belpen an den König. Dresden den 12. April 1819. W. St. A.

zu erhalten. Aber auch ohnedem zeigte der Geist altkluger Überhebung und unjugendlichen Tugendstolzes, der sich zumal in der Jenaer Studentenschaft breit machte, in wie weiten Kreisen dieselbe von dem rechten Wege abgelenkt war; einer solchen Verführung mußte gewehrt werden. Dazu aber mußte mit allem Ernste dem Unwesen der Presse gesteuert werden, welche zumal in Sachsen-Weimar — wie die Isis — ungehemmt ihre bedenklichen Blüten trieb, die Köpfe der Jugend mit allerhand konfusen und überspannten Ideen von Freiheit und Gleichheit erfüllend.

Preußen hatte schon den ersten Schritt in wachsamer Abwehr gethan. Im März war Jahns Turnanstalt in Berlin geschlossen worden. Man gab ihr schuld, daß sie nicht der Schule untergeben, wie es sich gebühre, sondern der Schule gegenüber stände, daß sie, statt Hülfszweig der Erziehung, Opposition geworden sei und Zügellosigkeit und den Geist intellektueller Verwilderung in die jungen Gemüter pflanze.*) Jetzt erhielten die in Jena studierenden Preußen den Befehl, diese Universität zu verlassen, und eine Ministerial-Kommission wurde zur Leitung der Untersuchungen gegen die „Demagogen“ eingesetzt.

Auch der Großherzog Karl August von Weimar verschloß sich der Notwendigkeit schleunigen Eingreifens nicht. Er reichte dem Bundestage Vorschläge „rücksichtlich der Einführung einer verstärkten und verbesserten Disciplin auf den deutschen Universitäten“ ein und sandte zugleich den Legationsrat Conta nach Frankfurt, um dort diese Vorschläge zu empfehlen. Indessen der Bundestag lehnte eine Behandlung der Sache ab, jedoch fand eine private Besprechung der beteiligten Gesandten bei dem Grafen Buol statt. Das Ergebnis derselben war, daß „es allerdings wünschenswert wäre, daß sich alle deutschen Regierungen zu einer gemeinschaftlichen Übereinkunft über die Art der inneren Organisation der Universitäten verstehen möchten, und daß es besonders wichtig sein würde, die dabei zu Grunde zu legenden Prinzipien nicht allein auf die strenge Aufsicht, der die studierende Jugend zu unterwerfen sein würde, einzuschränken, sondern besonders auch auf eine gehörige Kontrolle des moralischen Charakters, der Grundsätze, Lehrmethode und des öffentlichen Benehmens der Professoren, Lehrer und Vorsteher der Universitäten auszudehnen.“ **)

Weit hierüber hinaus ging Metternich; er richtete an den Grafen Buol ein Schreiben, in welchem er „zur Verhütung des Unfugs, zu dem die Überspannung des Begriffs, den die heutige Jugend sich von ihrer wahren Bestimmung macht, zu führen droht“, als angemessene Mittel vorschlug:

---

*) Zichy an Metternich, den 25. März 1819. W. St. A.

**) Goltz an den König, den 3. Mai 1819. B. St. A.

gut gewählte Kuratoren, Entfernung der bekannten schlechten Professoren, allgemeine Aufhebung und Verbot der Burschenschaft und jeder geheimen Verbindung unter den Studierenden und insbesondere der Professoren mit den Studierenden, und die allgemeine Regel, daß verabschiedete Professoren und relegierte Studenten auf andern Universitäten keine Aufnahme erhalten sollten.*)

Unterdessen waren durch die in den verschiedenen Staaten eingesetzten Untersuchungskommissionen zahlreiche Verhaftungen verfügt, auch mehrere Professoren abgesetzt worden; Jahn ward bis zur Entscheidung der gegen ihn erhobenen Anklage auf die Festung Kolberg gebracht. Aber die Untersuchungen wurden so überstürzt und unsicher geführt, daß die eigentlich Schuldigen entschlüpften; zwar Karl Follenius wurde in Haft gesetzt, aus der er indes mit Bruch seines Ehrenwortes nach Frankreich entrann, aber Weidig blieb jahrelang unangefochten. Sand erlitt den Tod, Löning gab ihn sich selber. Gegen das Verfahren der Berliner Ministerial-Kommission erhob sogar das Staatsministerium wie das Kammergericht in Berlin bei dem Könige Beschwerde. Bald freilich ergab sich die Unschuld derer, über die sich das Unwetter entladen hatte; sie wurden wieder in Freiheit gesetzt. Aber die Burschenschaft war und blieb verboten.

Schon in Aachen hatte ein gemeinsames Einwirken Österreichs und Preußens auf die deutsche Bewegung den Gegenstand wiederholter Besprechungen zwischen König Friedrich Wilhelm und Metternich gebildet. Jetzt fand auf Anregung Bayerns, unter dem Scheine zufälligen Zusammentreffens, in Karlsbad eine Zusammenkunft der Minister der zehn größten deutschen Staaten zur Besprechung der durch die Sachlage erforderten gemeinsamen Maßregeln statt. Vom 6. bis 31. August 1819 dauerten die Konferenzen. Ihr Ergebnis war die Einsetzung einer Central-Untersuchungskommission für demagogische Umtriebe in Mainz, die Anordnung strenger Beaufsichtigung der Universitäten und Schulen, die Beschränkung des Artikels 18 der Bundesakte und die Ermächtigung des Bundestages, gegen eine Bundesregierung oder deren Unterthanen auch ohne Ansuchen der ersteren nötigenfalls einzuschreiten. Artikel 18 gewährte Preßfreiheit: sie sollte, zunächst auf fünf Jahre, nur gelten für Bücher von mehr als 20 Bogen; Artikel 13 kündigte die Einführung von landständischen Verfassungen an; sie sollten nicht von allgemeinen Theorien oder fremden Mustern entlehnt, sondern der Aufrechterhaltung des monarchischen Prinzipes angemessen sein.

Diese Beschlüsse wurden dem Bundestage in sehr formloser Weise

---

*) Goltz an den König, den 3. Mai 1819. B. St. A.

überwiesen. Ohne daß die vorgeschriebene Vorberatung stattfand, nahm er sie in der Sitzung vom 20. September 1819 als provisorische Gesetze an.

Im Anschlusse an die Karlsbader Besprechungen fanden vom 25. November 1819 bis zum 24. Mai 1820 in Wien Konferenzen der Bevollmächtigten sämtlicher deutschen Bundesstaaten statt. Um Metternich zu huldigen, wurde ihr Ergebnis auf dessen Geburtstag, den 15. Mai, zurückdatiert. Diese Wiener Schlußakte stellt das zweite Grundgesetz des Deutschen Bundes dar; am 8. Juni 1820 nahm die Bundesversammlung sie an. Zu einem unauflöslichen Vereine, der seinen Mitgliedern uneingeschränkteste Souveränetät gewährleiste, wurde der Deutsche Bund erklärt. 1815 hatte besonders Preußen darauf gedrungen, ein Minimum von Rechten der Landstände und der Unterthanen von Bundeswegen festzusetzen, das ihnen überall gewährt werden müßte; jetzt hatte man versucht, ein Maximum aufzustellen, über das kein Staat hinausgehen dürfe. Von einem Eingehen auf die nationalen Bedürfnisse war nirgends die Rede. Unter die Aufsicht der Central-Untersuchungskommission war das deutsche Volk gestellt: eine schwüle, dumpfe Luft begann sich über Deutschland zu lagern.

Drittes Kapitel.

Der Zollverein.

Es waren schwere Zeiten für das deutsche Volk, welche auf den schwer erkämpften Frieden folgten. Die trostlosen Witterungsverhältnisse des Jahres 1816 und mehr noch des Jahres 1817 hatten eine völlige Mißernte zur Folge, welche weite Striche Deutschlands mit Hungersnot bedrohte. Dazu kam, daß Tausende von deutschen Handelsfirmen, welche den Krieg überstanden hatten, jetzt im Frieden zusammenbrachen und Not und Elend in weite Kreise brachten.

England war darauf aus, die ungeheuren pekuniären Opfer, welche es der Vernichtung der napoleonischen Herrschaft gebracht hatte, jetzt von dem Kontinente wieder einzuziehen. Der Frieden selbst gewährte ihm die Mittel zu einer großartigen Entwickelung seiner Fabrikthätigkeit. Je mehr die Kontinentalsperre die Thätigkeit der englischen Industrie zurückgehalten hatte, um so gewaltiger dehnte sie sich jetzt durch das reichlich vorhandene Kapital und die weitgehendste Anwendung der Maschinenkraft aus. Unermeßliche Massen englischer Fabrikate wurden in alle Länder ausgeführt: man bot sie zunächst zu so niedrigen Preisen an, daß wirklich vielfach die Herstellungskosten nicht gedeckt wurden. Aber es galt ja, die fremden Länder wieder an den Gebrauch englischer Waren zu gewöhnen und das Aufkommen einer eigenen Fabrikthätigkeit in denselben zu verhindern oder, wo die Kontinentalsperre eine solche hervorgerufen hatte, sie wieder zu vernichten. Nachher ließen sich ja dann die Preise schon regulieren.

Zwar die großen Mächte, Österreich, Rußland und Frankreich, wußten sich gegen diese Überschwemmung mit englischen Fabrikaten, welche den Nationalwohlstand ernstlich bedrohte, durch sehr hohe Schutzzölle oder auch durch völliges Verbot zu wahren, da sie selbst hervorbrachten, wessen sie bedurften. Aber über Preußen und das übrige Deutschland ergoß sich fast ungehemmt der Schwall. Es dauerte auch nicht lange, so standen in Berlin allein mehr als 1000 Webstühle still: sie konnten die englische Konkurrenz

nicht aushalten. Wie hätten auch die deutschen Fabriken den Engländern gewachsen sein können, die ihnen so sehr an Kapital, technischer Übung und leichtem Bezuge des Rohmaterials überlegen waren! Fabrik um Fabrik stand still, da der Absatz aufhörte, und zudem das deutsche Geld mit erschreckender Geschwindigkeit aus Deutschland abfloß. Zu helfen war aber, wie die Verhältnisse lagen, schwer; jedoch Preußen hat es unternommen.

Der preußische Staat war damals in der frischesten und erfolgreichsten Arbeit, die hundert Ländertrümmer, welche in Wien als Entschädigung ihm zugewiesen waren, mit seinen alten Provinzen zu einem lebendigen Einheitsstaate zu verschmelzen. Er stand in einem Ringen nach neuen Formen, in denen es doch galt die historische Eigenart zu bewahren, den ausgebildeten starren Partikularismus der dem Staate neu angegliederten Länder und Ländchen unter die preußische Monarchie zu beugen. Mit sicherem Blicke organisierte Hardenberg den Staatsrat, der am 30. März 1817 eröffnet wurde, „die letzte glänzende Vertretung der alten absoluten Monarchie, eine Vereinigung von Talent, Sachkenntnis und unerschrockenem Freimut, wie sie außer England kein anderer Staat jener Tage aufweisen konnte.“ Durch Beyme wurden zahlreiche Reformen in der Rechtspflege, durch Altenstein in der Organisation der Schulen und Universitäten getroffen; die Union der beiden evangelischen Konfessionen wurde eingeleitet; die Provinzen Ost- und Westpreußen wurden durch Auerswald und Schön, Westfalen durch Vincke rasch emporgebracht; das Gewirr von 32 großen und unzähligen kleinen Herrschaften wurde zur Provinz Sachsen gestaltet; die Rheinlande durch die stille und mühevolle Arbeit der preußischen Beamten dem deutschen Leben großenteils erst wieder erobert. Aber das Wichtigste war doch, daß König Friedrich Wilhelm durch die Gestaltung des Heerwesens und der Handelspolitik für Preußen den Rechtstitel schuf, auf dem seine Führerstellung in Deutschland beruht. Durch die Kabinetts-Ordre vom 3. September 1814 war die allgemeine Wehrpflicht zum Gesetze erhoben. Nun es wieder Frieden geworden, erhoben sich vielfache Reklamationen dagegen. In wiederholten einstimmigen Petitionen baten die Stadtverordneten von Berlin um die Wiederherstellung der früheren Militär-Freiheit der Gemeinde Berlin und ließen nicht eher ab, als bis der König die Namen der Unterzeichner zu veröffentlichen drohte. In Breslau kam es sogar, als die Bürger für die Landwehr vereidigt wurden, zu argen Tumulten. Aber unentwegt, auch nachdem Boyen 1819 von dem Kriegsministerium zurückgetreten war, hielt der König das Gesetz aufrecht. Das Zollgesetz vom 26. Mai 1818 aber ist die folgenreichste That der ganzen Epoche.

Siebenundsechzig verschiedene Zollsysteme mit ebenso zahlreichen Zollgrenzen bestanden damals im preußischen Staate. Fast jede Stadt war wieder durch eine Accise vom Lande getrennt, aller Verkehr durch die lästigsten Kontrollen gehemmt. In einer Provinz oder auch nur in einem Teile derselben war die Einführung von Produkten und Fabrikaten erlaubt, in andern entweder ganz verboten oder mit schweren Tarifen belastet. In die westlichen Provinzen gingen alle fremden Waren frei oder mit mäßigen Zollsätzen ein, in den östlichen bestanden für die meisten fremden Waren hohe Abwehrzölle. In Summa herrschte eine unendliche Mannigfaltigkeit der Zolltarife und der Grenzabgaben und die größte Umständlichkeit in den Abfertigungsformen. Dazu begünstigte die überaus langgedehnte, vielfach zerrissene Grenze Preußens ausnehmend den Schmuggel, wie die überzahlreichen Binnenzölle das Zusammenwachsen der neu zusammengefügten Bestandteile des Staates erschwerten. Politische Erwägungen wirkten demnach mit, das Zollgesetz vom 26. Mai 1818 ins Leben zu rufen. Sein Schöpfer ist der Generalsteuerdirektor Maaßen.

Das Gesetz hob kurzweg alle Binnenzölle in Preußen auf und setzte an ihre Stelle ein Grenzzollsystem mit einem sehr einfachen Tarife. Nur zwei Gegenstände behält sich der Staat zu eigenem Vertriebe vor, Salz und Spielkarten; sonst können alle fremden Erzeugnisse der Natur, Kunst und Industrie im ganzen Umfange des preußischen Staates eingebracht, verbraucht und durchgeführt werden. Der Einfuhrzoll wird nach dem Gewichte ($1\frac{1}{2}$ Mark für den Centner) oder nach Maß und Stückzahl erhoben. Auf Fabrik- und Manufakturwaren wird zum Schutze der inländischen Gewerbsamkeit als Zollbeischlag eine Verbrauchssteuer bis zu zehn Prozent des Wertes der Waren gelegt. Für die Ausfuhr dagegen gilt Zollfreiheit als Regel. Das Gesetz ist demnach nicht bloß auf finanzielle Zwecke gegründet. Es entsagte dem Abwehrsysteme, welches damals noch in allen größeren Staaten galt, und gewährte doch dem einheimischen Fabrikanten hinreichenden Schutz. Es gewährte dem Handel im Innern freie Bewegung und erleichterte zugleich die Grenzverzollung und dadurch den Verkehr ganz ungemein. Denn während die Wertverzollung warenkundige Beamte bei der Zollbehörde voraussetzte, wodurch die Zahl der Zollstellen notwendig beschränkt wurde, kann die Verzollung nach dem Gewichte von jedem Zollbeamten geübt und deshalb der Eingang aller Arten von Waren bei jeder Zollbehörde gestattet werden.

Ergänzend traten zu diesem großen Zollgesetze das Gesetz vom 8. Februar 1819 und die drei Gesetze vom 30. Mai 1820 hinzu. Denn die Absicht derselben war, den Ausfall im Zollertrage durch Verbrauchssteuern zu ersetzen, welche eine gerechtere Verteilung der Lasten als der

Zoll bewirkten. Diese Gesetze wollten daher den einzelnen Bürger, wie es billig sei, nach seinen Kräften und Einnahmen zu den Staatsunkosten heranziehen, zumal in den westlichen Provinzen die frühere Personensteuer aufgehoben war. So wird durch diese Gesetze die Besteuerung von Bier, Branntwein, Wein und Tabak, eine Schlacht- und Mahlsteuer, eine Gewerbe- und eine Klassensteuer eingeführt.

Die Wirkung dieser veränderten Zoll- und Steuergesetzgebung machte sich bald in einer Weise geltend, welche die Aufmerksamkeit der fremden Staaten erregte: so sichtbar hob sich die materielle Wohlfahrt des preußischen Volkes. Denn der Staat verstattete jedem von seinen Kräften freien Gebrauch zu machen, und wirkte nur soweit auf ihn ein, als es zur Hebung seines geistigen und moralischen Wohles erforderlich war.

Um so bitterer aber wurde in den übrigen deutschen Staaten die eigene Notlage empfunden. Die zur Ostermesse 1819 in Frankfurt am Main versammelten deutschen Kaufleute und Fabrikanten reichten an den Bundestag eine Bittschrift ein, daß wegen „des schauerlichen Zerfalles deutscher Gewerbe und Handlung die Zölle und Mauten im Innern Deutschlands aufzuheben, dagegen aber ein auf dem Grundsatze der Retorsion beruhendes Zollsystem gegen fremde Nationen aufgestellt werden möchte.“ *) Denn nach Artikel 19 der Bundesakte hatten die Bundesglieder sich vorbehalten, wegen des Handels und Verkehrs zwischen den verschiedenen Bundesstaaten sowie wegen der Schiffahrt in Beratung zu treten. Allein bevor noch der Bundestag der Frage näher getreten war, beantragte der Großherzog von Hessen, im Zollverkehr „bei allen Produkten und Fabrikaten deutscher Bundesstaaten in keinem Bundesstaat einen Unterschied zwischen inländischen und ausländischen Waren stattfinden zu lassen,“ sowie „daß auf alle bloß transitierenden Waren eine mäßige Abgabe nach gleichförmigen Grundsätzen reguliert werden möchte.“ **) Aber Baden griff die Sache energischer an: es stellte in der Sitzung vom 16. September 1819 den Antrag, „auf die schleunigste Herstellung der Handels- und Verkehrsfreiheit und zwar in dem Maße anzutragen, daß dieses wohlthätige Werk selbst durch ein Retorsionssystem Deutschlands gegen auswärtige Staaten nicht verzögert und aufgehalten werde;“ worauf denn die Bevollmächtigten von Württemberg, Kurhessen und den großherzoglichen und herzoglichen sächsischen Häusern die Erklärung abgaben, daß ihre Regierungen wünschten, daß „der Handel möglichst frei gegeben und der Fesseln entledigt werde, die ihm gegenwärtig in Deutschland angelegt wären.“ ***)

---

*) Goltz an den König, den 25. Mai 1819, Beilage. B. St. A.

**) Goltz an den König, den 9. August 1819. B. St. A.

***) Protokoll der 34. Sitzung, § 211.

Es war eben das preußische Zollgesetz, gegen welches aller Unwille sich richtete. Den deutschen Regierungen galt als unbedingt notwendig, die Sonderpolitik, welche Preußen mit seiner Zollordnung eingeschlagen hatte, zu brechen: man glaubte nicht dulden zu dürfen, daß Preußen Landesteile von 13 deutschen Staaten in sein Zoll- und Handelsgebiet einschloß, daß es da Zollschranken errichtete, wo bisher freier Verkehr geherrscht hatte, daß es als Glied dem Ganzen mit seiner voreilig ins Werk gesetzten Handelspolitik widerstrebe.

Zu voller Wirksamkeit konnte das preußische Zollsystem nur dadurch gelangen, daß die von Preußen ganz oder teilweis umschlossenen Kleinstaaten sich ihm anschlossen. Zu diesem Anschlusse lud sie daher auch Preußen ein, so bedinglich, daß der gesamte Zollertrag nach der Kopfzahl der Teilnehmer an dem Zollvereine verteilt werden, die Zollverwaltung aber ausschließlich in den Händen Preußens bleiben solle. Dies Zollsystem über ganz Deutschland auszudehnen, war das Endziel, welches Preußen im Auge hatte.

Für allgemeine Bundeszölle schwärmte auch Friedrich List, allein für die praktischen Pläne Preußens hatte er kein Verständnis. In Reutlingen 1789 geboren, hatte er sich vom Schreiber zum Professor der Staatswissenschaften in Tübingen emporgearbeitet. Mit Wort und Schrift trat er gegen die Theorien Adam Smiths für eine nationale Volkswirtschaft ein. Sein Werk war der Handelsverein in Frankfurt am Main, dem er sich, 1819 seine Professur niederlegend, ganz widmete, indem er als dessen Bevollmächtigter, sowohl bei dem Bundestage wie in Wien, für die Durchführung eines einheitlichen deutschen Grenzzollsystems unter Aufhebung aller Binnenzölle mit rastlosem Eifer wirkte. Er hätte ein Gehülfe Preußens sein können, wenn er nicht auf den Deutschen Bund seine Hoffnung gesetzt hätte.

Indes die deutschen Fürsten sahen in der preußischen Zollpolitik eine Gefahr für ihre Souveränetät. Was daher zur Vereitelung der großen Zwecke, welche Preußen verfolgte, nur irgend dienen konnte, schien geboten. Schon auf der Karlsbader Konferenz fanden daher Besprechungen über die zu thuenden Schritte statt. In Wien wurden sie wieder aufgenommen; allein der Vertreter Preußens, Graf Bernstorff, erklärte, Preußen könne von seinem System zum Besten der übrigen deutschen Staaten in keinem Punkte abgehen: nur durch Verträge der einzelnen Staaten mit Preußen lasse sich helfen! Der Herzog von Anhalt-Köthen erschien selbst in Wien, um Maßregeln gegen die preußischen „Zollbedrückungen“ hervorzurufen. In der Sitzung des 11. Mai 1820 wurde der Vorschlag gemacht, die Sache an den Bundestag zu verweisen. Da brach einer der Anwesenden in

ein Gelächter aus, und die übrigen Bevollmächtigten stimmten fast sämtlich mit ein: so diskreditierten damals die Minister der deutschen Fürsten das Ansehen des Bundestages. Und Bernstorff sprach sich mit Entschiedenheit dahin aus, daß Preußen nie in eine solche Beschränkung seiner Souveränetät willigen und von dem Deutschen Bunde Recht nehmen werde. So trösteten sich die Bevollmächtigten wenigstens mit der festen Erwartung, daß der Fürst von Schwarzburg-Sondershausen, welcher am 25. Oktober 1819, also noch vor Beginn der Wiener Konferenzen dem preußischen Zollsystem beigetreten war, der erste und letzte deutsche Fürst sein würde, der sich dazu herbeiließe.

Wirklich behielt diese Erwartung drei Jahre lang recht. Aber die Steigerung der materiellen Not überwand doch alle Abneigung. In den sächsischen Ländern stieg sie besonders hoch. Mehr als 30000 Familien, welche im Thüringer Walde sich durch Eisen-, Glas- oder Porzellanfabriken nährten oder durch den Handel mit mannigfachen Produkten des Waldes ihren Unterhalt gewannen, gerieten in die traurigste Lage. Ihre bisherigen Absatzgebiete verschlossen sich ihnen, und eine allgemeine Nahrungslosigkeit war die Folge. Spuren von Räuberbanden zeigten sich; die Abgaben gerieten ins Stocken und die Finanzquellen dieser Länder versiegten. Unfähig den Ausschluß aus dem Verkehre mit Preußen zu ertragen, schlossen sich 1822 Schwarzburg-Rudolstadt, 1823 Sachsen-Weimar, 1826 Anhalt-Bernburg, Lippe-Detmold und Mecklenburg-Schwerin und 1828 Anhalt-Dessau, wenn auch meist nur für ihre in Preußen liegenden Exklaven, dem preußischen Zollvereine an. Anhalt-Köthen aber blieb hartnäckig; seine Einwohner trieben auf der Elbe einen sehr gewinnreichen Schmuggel zum empfindlichen Nachteile Preußens, welches das Ländchen rings umschloß. Alle Verhandlungen Preußens waren fruchtlos: da sperrte endlich Preußen die Elbe beim Ein- und Ausflusse. Das wirkte: 1828 trat auch Anhalt-Köthen dem preußischen Zollverbande bei.

Andere Staaten versuchten auf andere Weise sich dem Beitritte zu entziehen. Im Januar 1828 schlossen Bayern und Württemberg einen Handelsverein mit einander, um den Verkehr zwischen den beiden einander benachbarten Ländern zu erleichtern. Diesem Vereine traten auch die beiden hohenzollernschen Fürstentümer bei. Anderseits suchte eine Anzahl mitteldeutscher Staaten sich gegen das Übergewicht durch die Gründung des „mitteldeutschen Handelsvereins" zu stärken. Er wurde am 24. September 1828 zu Kassel abgeschlossen zwischen dem Königreich Sachsen, Hannover, Kurhessen, den sächsischen Herzogtümern, Braunschweig, Nassau, Oldenburg, Hessen-Homburg, den reußischen Fürstentümern und den freien Städten Bremen und Frankfurt. Ohne innere Zolleinigung, selbst ohne erhebliche

Verkehrserleichterungen, verfolgte dieser Handelsverein lediglich den Zweck, gegen die Vergrößerung des preußischen Zollvereins auf dem linken Elbufer eine Schranke zu bilden.

Diesem kurzsichtigen, lediglich von Mißtrauen eingegebenen Verfahren gegenüber, hatte aber Preußen soeben den ersten bedeutungsvollen Schritt gethan, um den preußischen Zollverein zu einem allgemeinen deutschen zu erweitern. Es hatte am 14. Februar 1828 Hessen-Darmstadt unter Zugeständnis einer selbständigen Zollverwaltung den Eintritt in den preußischen Zollverein gewährt. Das war das Verdienst des vorausschauenden preußischen Finanzministers von Motz; denn durch ein solches Zugeständnis wurde dem Mißtrauen der deutschen Fürsten der wesentlichste Vorwand genommen. Die öffentliche Meinung freilich in Preußen war mit diesem so verheißungsvollen Vertrage nicht zufrieden; sie zieh die preußische Regierung einer sentimentalen Uneigennützigkeit und wies darauf hin, daß durch die Verlängerung der Zollgrenze die Verwaltungskosten vermehrt, also eine empfindliche Einbuße für Preußen unvermeidlich sei. Die Rechnung erwies sich als unrichtig; vollends für Darmstadt traten die Vorteile sehr schnell durch das Aufblühen des Verkehrs zutage; schon die ersten sechzehn Monate brachten den großherzoglichen Zollkassen eine Mehreinnahme von 400 000 Gulden. Da war es denn wohl begreiflich, daß in einer Sitzung der hessischen Stände ein Deputierter den Antrag stellte, eine Dankadresse an die hessische Regierung für die Zollvereinigung mit Preußen zu erlassen.*)

Alsbald folgte nun, nachdem die neue Bahn betreten war, der wichtigste Schritt zur Erweiterung des preußisch-hessischen Zollvereins. So heftig auch die süddeutschen Liberalen gegen jede Vereinigung mit dem absolutistisch regierten Preußen eiferten: die richtige wirtschaftliche Einsicht siegte doch, zumal durch die Bemühungen des Buchhändlers von Cotta, endlich in Bayern und Württemberg. Am 27. Mai 1829 wurde zwischen dem preußisch-hessischen und dem bayrisch-württembergischen Zollvereine ein Vertrag abgeschlossen, welcher die Zölle für alle Erzeugnisse der Natur, Kunst und des Gewerbfleißes aufhob, für Fabrikate wesentlich herabsetzte und jährliche Zollkonferenzen zu weiterer Annäherung der beiderseitigen Zollsysteme anordnete. Die sächsischen Herzogtümer wurden genötigt, eine zollfreie Verbindungsstraße von Langensalza nach Würzburg und Bamberg zwischen den verbündeten Zollvereinen zu gewähren.

Damit war der mitteldeutsche Handelsverein ins Herz getroffen; dennoch traten innerhalb desselben Hannover, Oldenburg, Braunschweig und Kurhessen in dem Einbecker Vertrage vom 27. März 1830 zu einem

*) Graf Bernstorff an den König, Berlin den 7. Oktober 1830. B. St. A.

Sonderbunde zur Aufrechterhaltung der früheren Bestrebungen zusammen. Aber die traurige wirtschaftliche Lage Kurhessens wirkte unwiderstehlich. Die Kasseler Revolte trieb den alten, hartnäckig widerstrebenden Kurfürsten aus dem Lande; jetzt hatte der neue kurhessische Finanzminister von Motz freie Bahn und bewirkte am 22. August 1831 den Anschluß Kurhessens an den preußisch-hessischen Zollverein. Freilich verklagten die Einbecker Verbündeten Kurhessen wegen Vertragsbruches beim Bundestage, doch zu sich zurückzwingen konnten sie es dadurch nicht.

In Preußen war inzwischen der Finanzminister von Motz am 30. Juni 1830 gestorben; allein Maaßen, sein Nachfolger, verfolgte mit Nachdruck die gleiche Handelspolitik. Nach längeren Verhandlungen vereinigten sich am 22. März 1833 der preußisch-hessische und bayrisch-württembergische Verein zu einem wirklich einheitlichen Zoll- und Handelssysteme. Schon am 30. März trat diesem das Königreich Sachsen bei, und nicht lange danach die thüringisch-sächsischen Länder.

Mit dem 1. Januar 1834 sollten die Bestimmungen dieses „deutschen Zollvereins" in Kraft treten. In langen Zügen hielten hochbeladen die Frachtwagen in der Neujahrsnacht vor den alten Zollhäusern Mitteldeutschlands. Sobald die Mitternachtsstunde ausgeschlagen, gingen die Schlagbäume in die Höhe, und unter dem fröhlichen Zuruf der zuschauenden Volksmenge fuhren die Wagen hindurch: die Straße war frei. Ein Jahr genügte, um selbst den widerstrebenden Liberalen Süddeutschlands den Segen des Zollvereins begreiflich zu machen; 1835 traten auch Baden und Nassau bei und am 3. Januar 1836 die freie Stadt Frankfurt. Vergeblich hatte sie durch Anschluß an England, wie Nassau vorher durch Anlehnung an Frankreich, vor dem Aufgehen in die preußische Zollpolitik sich zu wahren gesucht.

Die Einbecker Verbündeten, Hannover, Oldenburg und Braunschweig, denen sich auch Schaumburg-Lippe anschloß, einten sich während der Jahre 1834—37 zu dem zwei Millionen Einwohner umfassenden „Niedersächsischen Steuerverein", der erst nach siebzehnjährigem Widerstreben in seine Verschmelzung mit dem deutschen Zollvereine einzuwilligen sich entschließen konnte. Die Hansestädte und Mecklenburg beharrten auch dann noch in ihrer Sonderexistenz. Aber 25 Millionen Deutsche waren 1836 durch den deutschen Zollverein geeint: der Anfang eines — wie Motz es vorausverkündigt — von „innen und von außen festen und freien Deutschlands unter dem Schutz und Schirm von Preußen".

Viertes Kapitel.

Die Radikalen.

„Bei einem Konflikte des konstitutionellen Frankreich mit den beiden absolutistischen deutschen Großstaaten Österreich und Preußen kann ein deutscher Liberaler mit seinen Sympathien nur auf jener, nicht auf dieser Seite stehen." So verächtlich diese Worte Karl von Rottecks, eines Führers der süddeutschen Liberalen, auch sind, so bezeichneten sie doch die Stimmung, welche in den zwanziger Jahren einen großen Teil des deutschen Volkes beherrschte. In der Lethargie, welche die Karlsbader Beschlüsse über Deutschland ausgebreitet hatten, war den Deutschen das Vertrauen auf Preußen, ja, selbst die Sehnsucht nach der deutschen Einheit verloren gegangen.

Aber unter der stillen Oberfläche brodelte es doch an vielen Stellen. Aus den Resten der 1819 aufgelösten Burschenschaft bildeten sich schon in den nächsten Jahren wieder neue Burschenschaften. Aber ihre Mitglieder waren anfangs nicht nur wenig zahlreich, sondern auch von einem wesentlich anderen Geiste beseelt. Der hohe ideale Schwung war verflogen; politische Interessen beherrschten sie fast ausschließlich. Die Verborgenheit, in welche sie sich, weil die Burschenschaft verboten war, zurückzogen, begünstigte gar sehr die Bildung von engeren Genossenschaften. Lehren wurden in diesen vorgetragen, welche vielfach an die Lehren der früheren Schwarzen streiften, mit denen ja auch manche persönliche Beziehung aufrecht erhalten wurde. Diese engeren Vereine bildeten jetzt den eigentlichen Kern der Burschenschaft. Aus ihnen ging der „Bund der Jungen" hervor.

Der Name war entstanden im Gegensatze zu dem „Männerbunde", zu welchem Karl Follenius, Wesselhöft aus Jena und Snell in Basel eine Anzahl der früheren Schwarzen Brüder gesammelt hatten. Follenius bildete die Verbindung mit den revolutionären Vereinen der Schweiz und Frankreichs, und sorgte besonders für die Ausbreitung des Vereins über Deutschland. Dieser Bund bezweckte den Umsturz der bestehenden Staatsverfassungen. Zu dem Zwecke ging sein Streben darauf, das Volk mit Unzufriedenheit zu erfüllen, Verbindungen in den Festungen anzuknüpfen. Die Mitglieder

waren verpflichtet, sich in den Waffen zu üben, unbekannten Oberen unbedingten Gehorsam zu leisten, selbst bis zum Meuchelmorde der Bundesfeinde. Meineid gegen die Regierungen galt ihm für zulässig, der den Regierungen geleistete Eid für unverbindlich.*) Anfänglich nun ging der Männerbund darauf aus, den Bund der Jungen zu ermuntern und zu stärken. Bald aber fand er es doch geratener, sich von den Jüngeren zurückzuziehen. Der Bund der Jungen wurde denn auch entdeckt und unterdrückt.

Die Burschenschaft aber bestand in der Stille weiter. 1827 wurde wieder durch die Vereinigung der bestehenden Vereine der Verband der allgemeinen deutschen Burschenschaft ins Leben gerufen. Aber mehr und mehr bildeten sich in derselben zwei wesentlich verschiedene Richtungen aus: die Arminen erstrebten die ideale Einheit Deutschlands, zur Erlangung derselben wollten sie sich durch wissenschaftliche, sittliche und körperliche Ausbildung vorbereiten; die Germanen dagegen wollten sich auf diese Mittel zur Erreichung ihres Zieles, der politischen Einheit Deutschlands, nicht beschränken, sondern wirken, wann und wie es sich träfe.**) Allmählich unterlagen aber die Arminen; an dem Frankfurter Burschentage (26. September 1831) nahmen nur noch Germanen teil.

Es ist leicht zu ermessen, eine wie starke Erregung in diesen Kreisen die Nachricht von der Juli-Revolution in Paris hervorrufen mußte. Aber fast unmittelbar nach dem Sturze der Bourbons bemächtigte sich der dritte Stand durch die Erhebung Ludwig Philipps von Orleans der Herrschaft. Das dämpfte auf der Stelle die verwegenen Erwartungen, welche von mancher Seite auf das revolutionäre Frankreich gesetzt waren. Wohl hat die Juli-Revolution die Deutschen aufgerüttelt; aber doch darf man ihre Wirkungen nicht überschätzen. Zwar das Verlangen nach Freiheit erwacht; aber dem selbstlosen Eifer, mit welchem gerade damals Preußen sich bestrebt, eines der schwierigsten Probleme praktischer Staatskunst, die es je gegeben hat, im Zollvereine zu lösen, stellt sich allenthalben, und zumeist bei denen, die sich liberal nannten, Besorgnis und Mißtrauen entgegen. So sehr verdunkelt die Befangenheit des politischen Parteistandpunktes den Blick für das wahrhaft Bedeutende. In Wahrheit ist für Deutschland aus dem Anstoße, den die Juli-Revolution gab, nicht mehr herausgekommen, als daß einige Mittel- und Kleinstaaten des mittleren und nördlichen Deutschlands zu einer Verfassung gelangten; an sich wenig bedeutende Vorgänge, deren Wert hauptsächlich darin liegt, daß sie den Süden mehr dem Norden genähert und dadurch den nationalen Zusammenschluß immerhin etwas geebnet haben.

---

*) Graf Bernstorff an Graf Keller, den 13. Juni 1824. Beilage. W. St. A.
**) Bericht der Bundes-Centralbehörde vom 6. Juli 1839.

In Braunschweig war auf den wackeren Herzog Friedrich Wilhelm, den bei Quatrebras eine französische Kugel zum Tode getroffen hatte, der ältere seiner beiden Söhne Karl II. gefolgt. Sein Vormund war der Prinzregent, spätere König Georg IV. von England und Hannover gewesen, welcher durch den hannöverschen Minister Graf Münster als Regierungsbehörde für Braunschweig, ein Geheimratskollegium unter dem Präsidenten von Schmidt-Phiseldeck hatte einrichten lassen. Indes das unstete Leben, welches Herzog Karl in seiner Jugend geführt hatte, die Unregelmäßigkeit des Unterrichts und vielfache Vernachlässigung der Erziehung hatten seinem Charakter eine so bedenkliche Entwickelung gegeben, daß ihm erst ein Jahr nach seiner Großjährigkeit und auch dann nur gegen das Versprechen, drei Jahre lang nichts in dem Regierungspersonale zu ändern, die Thronbesteigung verstattet wurde. Das erfüllte ihn mit leidenschaftlichem Ingrimme. Sobald daher die zugestandene Zeit verstrichen war, begann er einen skandalösen Streit mit König Georg, forderte den Grafen Münster und hob durch das Patent vom 10. Mai 1827 das Geheimratskollegium mit der Erklärung auf, daß er die Handlungen der Regentschaft nur insoweit anerkenne, als sie nicht über wohlerworbene Regenten- und Eigentumsrechte verfügt hätte, daß er aber, was sie in dem Jahre der verlängerten Regentschaft angeordnet hätte, noch einer besonderen Prüfung und Genehmigung vorbehalte. Zugleich begann nun eine Willkürherrschaft ohne gleichen in Braunschweig. Der Herzog erhöhte eigenmächtig die Steuern, stieß gerichtliche Erkenntnisse ohne weiteres um, unliebsamen Beamten enthielt er das Gehalt vor, zahlreiche andere wurden abgesetzt, und meist unfähige, wenn nur recht fügsame Leute in ihre Stellen gebracht; Staatsgüter wurden verkauft, der Ertrag verschleudert; geheime Spione hatten das Volk zu beobachten, Privatbriefe wurden in Menge erbrochen. Das machte ihn verhaßt, wie die Zuchtlosigkeit seines Privatlebens verächtlich. König Friedrich Wilhelm von Preußen, so sehr ihm auch bei persönlicher Begegnung der Herzog mißfallen hatte, richtete ein ernstes Ermahnungsschreiben an ihn; doch ohne Erfolg. Vielmehr gefiel sich der Herzog darin, mit seinen Truppen Waffenübungen und militärische Demonstrationen vorzunehmen. Es ward als eine Notwendigkeit empfunden, daß die größeren deutschen Mächte dem Benehmen des Herzogs Einhalt thäten.*)

Da schritt denn, durch die bedrängten Braunschweiger angerufen, der Bundestag ein. Er gab dem Herzog durch Beschluß vom 20. August 1829 auf, das Patent vom 10. Mai 1827 zurückzunehmen; und als der Herzog sich dessen weigerte, verwarf er die vorgebrachten Einwendungen als unbegründet und forderte jetzt, daß das Patent binnen vierzehn Tagen zurück-

*) von Werner an Metternich, 27. November 1827. W. St. A.

genommen würde.*) Wiederum weigerte sich der Herzog. Allein der Bundestag blieb streng bei seinem Verlangen und beschloß, Bundes-Exekution gegen den Widerspenstigen anzuwenden. Das Königreich Sachsen wurde mit derselben beauftragt.**) Es erklärte sich bereit, das Herzogtum Braunschweig mit 6000 Mann zu besetzen, bis das Patent zurückgenommen und eine Untersuchung gegen den braunschweiger Ober-Jägermeister von Praun, welcher, als Graf Münster die Duell-Forderung des Herzogs abgelehnt, sie in seinem Namen wiederholt hatte, eingeleitet wäre.***) Infolgedessen begab sich der Herzog nach Paris. Indes der Ausbruch der Juli-Revolution führte ihn schnell nach Braunschweig zurück, wo das widrige Treiben von neuem begann. Er fühlte sich sicher; denn wenn auch der Bundestag seinen Protest gegen die beschlossene Bundes-Exekution einfach zurückgewiesen hatte,†) so hatte er doch das schließlich abgegebene Versprechen des Herzogs, dem Verlangen des Bundestages nachkommen zu wollen, als „genügende Parition“ angenommen.††) Aber jetzt schritt der Adel des Herzogtums, die Häupter der Bürgerschaft mit heranziehend, zur Selbsthülfe. Man wollte den Herzog verhaften. Im Theater sollte am Abend des 6. September 1830 der Anschlag ausgeführt werden. Indes der Herzog, durch seine Spione noch rechtzeitig gewarnt, entsprang in seinen Wagen und flüchtete sich ins Schloß. „Nieder mit dem Herzog!“ schrie die aufgeregte Menge und wälzte sich hinterdrein.

Oft genug hatte Herzog Karl erklärt, daß er an Stelle des vertriebenen französischen Königs ganz anders gehandelt haben würde. Jetzt ließ er die Schloßwache unter das Gewehr treten und befahl dem General von Herzberg, mit Kartätschen unter die andrängende Volksmenge zu feuern. Allein Herzberg weigerte sich dessen, und schließlich zerstreuten sich die Volkshaufen von selber. Für den nächsten Abend stellte der Herzog seine Truppen auf dem Schloßplatze auf und traf alle Anstalten, die etwa zurückkehrende Volksmenge mit einem furchtbaren Kartätschenfeuer zu empfangen. Indes während er wartete, drang das Volk schon durch eine unbesetzte Seitenpforte in das Schloß. Da entfiel dem Herzog der Mut; durch eine Schwadron Husaren gedeckt, flüchtete er eiligst von dannen. Aus dem Schlosse schlugen die Flammen hoch zum Himmel empor; die aufgebrachte Volksmenge verhinderte alle Löschungsversuche. Doch am folgenden Tage stellte die Bürgerwehr die Ordnung unschwer wieder her.

---

*) Protokoll der Sitzung vom 11. Februar 1830.

**) Nagler an den König, 6. März 1830. B. St. A.

***) Nagler an den König, 28. März 1830. B. St. A.

†) Nagler an den König, 20. Mai 1830. B. St. A.

††) Nagler an den König, 25. Juni 1830. B. St. A.

Bei dem Brande des Schlosses waren die sämtlichen Privatpapiere des Herzogs in die Hände der Volksmenge gefallen; sie ergaben solche Aufschlüsse über den Charakter und die Denkungsart des Geflüchteten, daß von Nagler, der preußische Bundestagsgesandte, meinte, man müsse danach den Herzog „nicht bloß für regierungsunfähig, sondern selbst für einen höchst gefährlichen Verbrecher halten".*)

Aus Preußen stellte unterdes Herzog Wilhelm von Braunschweig, der jüngere Bruder, auf die Einladung des Ausschusses der Stände ohne Verzug sich ein, um „bis auf weiteres" die Ordnung des Herzogtums in die Hand zu nehmen, während der Vertriebene Proklamationen und Aufrufe verbreitete und das Volk aufzuwiegeln suchte. Ja, im November erschien er in Person mit einem Haufen bezahlter Bauern an der Landesgrenze; doch genügte ein Jägerbataillon, um ihn mit seiner tumultuarischen Bande bis nach Osterode zurückzutreiben.

Daraufhin richtete denn der Bundestag an den Herzog Wilhelm das Ersuchen, die Regierung des Herzogtums bis auf weiteres zu führen, alles was zur Erhaltung der Ruhe und Sicherheit sowie der gesetzlichen Ordnung im Herzogtume erforderlich sei, vorzukehren und daß dieses auf Veranlassung des Deutschen Bundes geschehe, öffentlich bekannt zu machen.**) Auch dem flüchtigen Herzog Karl wurde dieser Bundesbeschluß in Markſuhl mitgeteilt.***) Daraufhin übernahm denn Herzog Wilhelm, nachdem die Zustimmung der Landstände und der Verwandten des herzoglichen Hauses erfolgt war, die Regierung des Herzogtums Braunschweig. In der neuen Landschaftsordnung gab er 1832 dem Lande eine gemäßigt liberale Verfassung.

Mehr das Beispiel von Braunschweig als dasjenige von Paris, führte auch in Hannover den Ausbruch von Unruhen herbei. Freilich an Grund zur Unzufriedenheit fehlte es nicht. Die Regierung des an England geknüpften Landes lag fast ganz in den Händen einheimischer Adelsfamilien. Justiz und Verwaltung waren noch ungetrennt. Die Bauern waren seit 1814 wieder in die Erbunterthänigkeit, aus der sie Napoleon erlöst hatte, zurückgedrängt worden. Von 1813—30 hatten sich die Steuern verdoppelt (in Preußen waren sie während des gleichen Zeitraumes etwa um 2,13 Mark — von 9,84 auf 11,97 Mark — auf den Kopf der Bevölkerung gestiegen). Die allgemeine Verarmung des Bürgerstandes machte rasche Fortschritte, und die Lage der untersten Volksschichten war vielfach jammervoll. Von den Landständen war bei ihrer Zusammensetzung und der Geringfügigkeit ihrer Befugnisse Abhülfe nicht zu erwarten.

---

*) Nagler an den König, 28. September 1830. B. St. A.

**) Nagler an den König, 7. Dezember 1830. B. St. A.

***) Nagler an den König, 10. Dezember 1830. B. St. A.

So wurden denn, um über die Not der Zeit zu beraten, in verschiedenen Städten Versammlungen gehalten und Bittschriften entworfen. Hie und da begann sogar das Volk sich zu bewaffnen. In Göttingen erfolgte der Ausbruch. Die Privatdozenten Ahrens, Schuster und von Rauschenplatt stellten sich an die Spitze der Bewegung. Studenten schlossen sich ihnen an. Bald aber folgte auch die Bürgerschaft nach. Es bildete sich eine bewaffnete Bürgergarde: die städtischen Behörden wurden abgesetzt, die Vorlesungen an der Universität hörten auf, die Stadt verwandelte sich in ein Heerlager. Als aber die Regierung Militär gegen die aufrührerische Stadt aufbot, verzichtete die Bürgerschaft auf Widerstand; die Führer entkamen meist, die unruhigen Studenten verließen in Menge die Stadt, und am 16. Februar 1831 war Ruhe und Ordnung wieder hergestellt.

Aber diese Anwendung von Gewalt reizte die übrigen Städte nur um so mehr. In Hildesheim, Osnabrück, Lüneburg erhob sich die Bewegung; Deputationen, Adressen wurden an den König geschickt, selbst einfache Bauern fuhren nach London hinüber, um dem Könige ihre Not vorzustellen. Ohne viel Widerstreben gab König Wilhelm IV., der 1830 seinem Bruder Georg auf dem doppelten Throne gefolgt war, nach und entließ den bisherigen Minister für Hannover, den Grafen Münster. Der Herzog von Cambridge, zum Vizekönig von Hannover ernannt, schaffte bald wesentliche Abhülfe. Die drückendsten Steuern wurden erlassen, die Verwaltung der Städte geändert und auf das Verlangen der Stände eine Verfassungskommission eingesetzt, aus deren Arbeiten die Verfassung des Jahres 1833, den wesentlichsten Anforderungen der Zeit entsprechend, hervorging.

Auch in Hessen-Kassel wogte die Gärung. Die Spuren der westfälischen Zeit auszutilgen, war das eifrige Bestreben Kurfürst Wilhelm I. gewesen; aber dabei war er streng gegen alle Übergriffe von Beamten, sorgte für die Hebung der Schulen und für eine geordnete Rechtspflege. Die erstrebte Königskrone aber wollte weder der Kongreß zu Wien, noch derjenige zu Aachen ihm bewilligen. Bei der Rückkehr in sein Land hatte er seinen Hessen die Verleihung einer liberalen landständischen Verfassung versprochen. Allein die Verhandlungen darüber führten, da er weder von seiner Vollgewalt etwas aufgeben, noch auch nur in die Sonderung des Staats- und des Hausvermögens willigen wollte, zu endlosen Verstimmungen auf beiden Seiten. Er starb darüber 1821. Unter seinem Sohne Wilhelm II. wuchs der Unwille sehr schnell in Folge zahlloser Willkürakte und polizeilicher Eingriffe. Die Finanzwirtschaft war skandalös und das Privatleben des Kurfürsten, der sich ganz von der Gräfin Reichenbach-Lessonitz leiten ließ, so anstößig, daß seine Gemahlin, des Königs von Preußen unglückliche Schwester, mit dem Kurprinzen Friedrich Wilhelm das Land verließ.

Da kam die Nachricht von den Vorgängen in Braunschweig: sie wirkte wie ein Feuerbrand. Alsbald begab sich eine Deputation der Kasseler Bürgerschaft, von ihrem Bürgermeister Schomburg geführt, zu dem Kurfürsten nach Schloß Wilhelmshöhe. Sie verlangte die Einberufung der Landstände von ihm: durch diese sollte dann endlich die Verfassung zustande gebracht werden, um das Willkürregiment des Fürsten zu zügeln. Der Kurfürst vertröstete die Abgesandten mit seiner Antwort auf den nächsten Tag, den 15. September 1830, um unterdes größere Truppenmengen um seine Hauptstadt sammeln zu können. Aber schon war es in Hanau und Fulda zu offenen Gewaltthätigkeiten gegen die verhaßten Zollstätten gekommen; und auch in Kassel war die Stimmung eine so drohende, daß die jetzt erfolgende Zusage des Kurfürsten und selbst die Abreise der Gräfin Reichenbach nicht mehr genügend erschien. Eine geringfügige Veranlassung, die Erhöhung der Brotpreise durch die Polizei, reichte aus, um den offenen Ausbruch der Revolte herbeizuführen. Es kam zu mehrtägigen heftigen Straßenkämpfen zwischen den unruhigen Volkshaufen und dem Militär. Jetzt versprach der Kurfürst strenge Ordnung der Finanzen und die endliche Verleihung der Verfassung. Aber die zusammentretenden Stände wiesen den ihnen vorgelegten Entwurf zurück; vielmehr ließen sie durch eine Kommission, deren Seele der liberale Professor Jordan aus Marburg war, einen Gegenentwurf aufstellen, welcher der Volksvertretung sehr weit gehende Rechte gewährte. Diesen nahm der Kurfürst am 5. Januar 1831 an, zog sich aber dann nach Frankfurt am Main zurück, indem er am 30. September den Kurprinzen zum Mitregenten ernannte und ihm die Regierung des Kurfürstentums überließ. Allein dieser, eine starrköpfige und mißtrauische Natur, sann nur darauf, wie er der in der Verfassung ihm aufgedrungenen verhaßten Fessel wieder ledig werden könnte.

Zu einer ähnlichen Lösung führte die Bewegung in Sachsen. Der greise König Anton, welcher 1827 auf seinen vielgeprüften Bruder Friedrich August gefolgt war, war ein Fürst von vieler Würde und Herzensgüte. Aber ursprünglich für den geistlichen Stand erzogen, war er in den Anschauungen des vergangenen Jahrhunderts befangen geblieben. Er überließ, wie es schon sein Bruder gethan, die Regierung dem Grafen Detlev Einsiedel. Wohl wurde im Kleinen mancher Übelstand gebessert, aber die Grundschäden blieben ungebessert. Auf dem Mittelstande lastete die ganze Schwere des Steuerdrucks; die Rittergüter waren steuerfrei. Das Widerstreben der Regierung gegen den Zollverein ruinierte die Landesindustrie; eine engherzige Censur hemmte die geistige Bewegung. Die Landstände waren ohne erhebliche Befugnisse; die Städte waren der Willkür ihrer Magistrate preisgegeben; anmaßliche Polizei regierte das Land. Dazu kam, daß unter dem katholischen Fürstenhause die Jesuiten in Sachsen bereite

Aufnahme gefunden und einen Einfluß gewonnen hatten, welcher für das evangelische Land bedrohlich erschien. An vielen Orten gab sich in der Bevölkerung Mißstimmung kund, mehrfach kam es zu bedenklichen Reibungen zwischen Bürgerschaft und Polizei. Daß der Deputierte von Watzdorf auf die Kunde von der Juli-Revolution die Umgestaltung der sächsischen Landstände zu einer wirklichen Volksvertretung beantragte, fand wenig Beachtung im Lande, um so größere aber, als in den ersten Septembertagen 1830 in Leipzig ein offener Tumult ausbrach. Eine Schar Knaben feierte am Abend des 2. nach altem Brauch Polterabend damit, daß sie Topfscherben gegen die Thür des Hochzeithauses warf. Die Polizei vertrieb sie, aber unter übermütigen Neckereien kehrten sie zurück. Dadurch geärgert, verhafteten die Stadtsoldaten einen Lehrburschen, der ruhig, wenn auch wohl nicht ohne Befriedigung dem Treiben zuschaute; er wehrte sich im Bewußtsein seiner Unschuld; eine Anzahl Handwerksburschen und andere Leute nahmen für ihn Partei, und die Prügelei war fertig. Immer neue Scharen kamen zu Hülfe; Militär schritt ein: aber Polizei wie Militär mußten vor der aufgeregten Volksmenge sich zurückziehen. Fenster wurden eingeworfen und die Wohnungen mißliebiger Beamter demoliert. Drei Tage lang wiederholten sich diese tumultuarischen Vorgänge, bis endlich die Bürgergarde mit Hülfe der Studenten die Ruhe wieder herstellte.

Nun aber brach der Aufruhr in Dresden los. Das Rathaus und das Polizeipräsidium wurden erstürmt, die Möbel zerschlagen, die Akten verbrannt, und das Militär, welches der Zerstörung wehren sollte, in die Flucht geschlagen. Auch hier war es die Bürgergarde, welche wieder Ruhe schaffte. Sofort aber verbreitete sich die Erregung bis in die kleinen Städte, selbst bis in manche Industriedörfer aus, sodaß das ganze Land in Aufruhr zu stehen schien. Von allenthalben her wurde drohend Abstellung der Beschwerden verlangt. Eine Petition von 120 Dörfern forderten für 80000 Bauern Vertretung in den Landständen.

Der König, über diese Vorgänge bestürzt, entließ sofort den Grafen Einsiedel und berief in dem Minister von Lindenau einen liberalen Mann an die Spitze der Geschäfte. Zugleich ernannte er seinen Neffen, den sehr populären Prinzen Friedrich August zum Mitregenten und verhieß die Verleihung einer Repräsentativverfassung. Das beschwichtigte die Unruhen. Als aber Monate vergingen, ohne daß zur Verwirklichung der Verfassungshoffnung etwas zu geschehen schien, erneuerten sich in Dresden die Tumulte; Barrikaden wurden aufgeworfen, und am 18. April 1831 kam es zu einem erbitterten Straßenkampfe zwischen den aufständischen Volkshaufen und dem Militär. Die Truppen behielten die Oberhand; der König aber versprach nochmals die Erfüllung seiner Zusagen in kürzester Frist. Es waren ja auch schon seit sieben Wochen die Stände mit der Beratung der

neuen Verfassung beschäftigt. Doch brachten sie das Werk erst am 4. September 1831 zum Abschlusse. In allen Hauptsachen schloß sich die sächsische Verfassung an diejenigen der süddeutschen Staaten an: sie sprach den beiden Kammern der Volksvertretung das Recht der Steuerbewilligung und Mitwirkung bei der Gesetzgebung zu und gewährte Preßfreiheit, Gleichheit der Besteuerung und Ministerverantwortlichkeit.

Alle diese Bewegungen fanden in der Gewährung einer Verfassung, welche dem Volke einen bestimmten Anteil an der Staatsgewalt gewährte, ihren Abschluß. Denn in einer Verfassungsurkunde glaubte die öffentliche Meinung, wenigstens die Gebildeten des Bürgertums, die beste Garantie gegen Not und Druck zu sehen. Durch die Juli-Revolution aber, meint man, sei das Verlangen nach einer Verfassung erst wachgerufen: so will man in ihr die Ursache der Volksbewegungen sehen. Das ist jedoch ein Irrtum; denn es ist zu Erhebungen auch in solchen Staaten damals gekommen, welche schon längst im Besitz und Übung einer Verfassung waren, wie in Hessen-Darmstadt und in Sachsen-Weimar. Die Ursachen waren vielmehr die materielle Not, unter welcher hauptsächlich die unteren Bevölkerungsschichten seufzten, und der polizeiliche Druck, mit welchem das Metternichsche System auch in Deutschland eine freiere Bewegung der Geister niederzuhalten bestrebt war.

Immer zuerst der Abstellung lokaler Beschwerden galten die Bewegungen. In Sachsen-Weimar und Reuß richteten sie sich gegen Mißverhältnisse in den Gemeinden, in Bremen gegen die Steuern, in Mecklenburg gegen die Schlacht- und Mahlsteuer, in Hamburg gegen die Juden, in München gegen die Allgewalt der Polizei. Besonders arg waren die Tumulte in Oberhessen. Man konnte die Zeiten der Bauernkriege wiedergekehrt glauben. Mit Sensen und Mistgabeln bewaffnet, zogen Tausende von Bauern umher, verbrannten die Zollhäuser und die Akten und wollten alle Abgaben und Zölle abschaffen. Schon gegen die Unruhen in Kurhessen hatte der Bundestag beschlossen, die benachbarten Regierungen zu ersuchen, ein Truppencorps unverzüglich zur Hülfe bereit zu halten.*) Jetzt beantragte der Herzog von Gotha beim Bundestage, gegen die Unruhen eine mobile Kolonne im Innern von Deutschland zu errichten.**) Aber der Bundestag beschloß, an die deutschen Regierungen die Erklärung zu erlassen, daß er von ihnen die Beseitigung jedes Vorwandes zu sträflicher Auflehnung der Unterthanen wie das sorgfältige Vermeiden einer unzeitigen Nachgiebigkeit gewärtige.***) Daraufhin forderten der Herzog von

*) Nagler an den König, 2. Oktober 1830. B. St. A.

**) Nagler an den König, den 25. Oktober 1830. B. St. A.

***) Nagler an den König, den 31. Oktober 1830. B. St. A.

Gotha und der Fürst von Sondershausen selbst ihre Unterthanen auf, ihre Beschwerden darzulegen; der Großherzog von Oldenburg versprach freiwillig eine Verfassung, und auch der Herzog von Altenburg that es, sobald die ersten Anzeichen von Unzufriedenheit ihm kund wurden. Metternich freilich tadelte es streng, sich von aufgeregtem Pöbel und irre geleiteten Bürgern Gesetze vorschreiben zu lassen.

Mit einer gewissen Erwartung sah man nach Preußen hinüber. Belgische Fabrikarbeiter, welche über die Grenze herübergekommen waren, hatten im August in einigen rheinischen Fabrikstädten Unruhen anzustiften gesucht; aber schnell war die Ordnung wieder hergestellt worden. Dann blieb alles ruhig. Weder die Juli-Revolution noch die Volksbewegungen in den Nachbarstaaten machten Eindruck, zum Zeichen, daß hier eben jene Ursachen der Unzufriedenheit nicht bestanden. Und doch! Zwei Schneidergesellen zogen eines Tages, revolutionäre Lieder singend, um eine Volkserhebung zu veranlassen, durch die Straßen von Berlin, bis ein Schutzmann die Aufgeregten abführte. Begreiflicherweise kam es darüber zu einem Auflauf; doch verlief er sich so rasch, wie er entstanden war. Es lebte eben in dem Herzen des preußischen Volkes ein Bewußtsein der Wohlthaten, welche es seiner streng gerechten und einsichtigen Regierung verdankte; galt doch der preußische Beamte mit Recht für den pflichttreuesten und intelligentesten in Europa. 1831 beantragten die Provinzialstände von Westfalen die Einführung von Reichsständen: aber, was denn durch eine Verfassung in Preußen besser werden solle, war die allgemeine Frage.

Freilich in Süddeutschland war dies Preußen unbekannt. Den süddeutschen Liberalen galt es als das Land „des Junkertums und des Korporalstockes". Der Prophet derselben war Karl von Rotteck in Freiburg. Ganz von Jean Jacques Rousseau abhängig, erklärte er das Volk für den natürlichen Inhaber der Staatsgewalt, die Regierung für das künstliche Organ des Gesamtwillens, das alle seine Rechte allein der Übertragung verdanke. Darum gebühre dem Volke unter allen Umständen die gesetzgebende Gewalt; die Landstände aber könnten alle die Rechte ausüben, welche sich das Volk bei der Übertragung der Regierungsgewalt, nach vernünftiger Mutmaßung, stillschweigend vorbehalten habe.*) Rottecks „Ideen über Landstände" waren der Katechismus des süddeutschen Liberalismus, der mit seiner doktrinären Beschränktheit und seiner partikularistischen Selbstzufriedenheit im Grunde nur eine Umbildung derjenigen französischen Ideen war, welche ein Menschenalter zuvor das Königtum in Frankreich zerstört hatten. In dieser Schule waren die radikalen Hitzköpfe großgezogen, denen, in bewußter Konsequenz, nicht mehr die konstitutionelle Monarchie, sondern

*) H. von Treitschke, Deutsche Geschichte II, 109.

allein die Republik als die menschenwürdige Staatsform galt. Schon 1820 erregten die „revolutionären Tendenzen“, welche sie vertraten, Aufmerksamkeit.*) Auf Preußen häuften sie die reiche Fülle ihrer Abneigung. Aber aus diesem selben, so arg zerwühlten deutschen Süden erhob sich 1831 eine Stimme, welche mit überraschender Klarheit verkündigte, was Deutschland not that. In dem „Briefwechsel zweier Deutscher“ sprach Paul Pfizer, ein junger Assessor in Tübingen, es aus, daß Deutschland einer starken Centralgewalt in der Hand Preußens, eines gemeinsamen Parlamentes und des Ausscheidens Österreichs bedürfe. „Weniger die Fürsten als die Völker Deutschlands“, sagte er, „werden das große Hindernis seiner Vereinigung bleiben“. Wie hat er recht gehabt, der Pfadfinder! Aber im württembergischen Staatsdienste war jetzt kein Raum mehr für ihn.

Nicht wenig waren für die Verbreitung radikaler Ideen in Deutschland auch die polnischen Emigranten thätig, welche nach dem Mißlingen der polnischen Revolutionsversuche jetzt sich über die Grenze flüchteten und von den biederen Deutschen wie Helden aufgenommen und verehrt wurden. Dazu gesellten sich französische Aufhetzer, denen die friedliche Regierung Ludwig Philipps die Hoffnungen verdarb. Die einen spekulierten darauf, daß in Deutschland die wenigsten wußten, wie erst die Teilungen Polens mehr als neun Zehnteln der Bewohner Polens zu einem menschenwürdigen Dasein verholfen hatten, und suchten für eine demokratische Republik Polen zu begeistern; die anderen spiegelten französische Hülfe vor, sodaß es bald in Deutschland an überspannten Phantasten nicht fehlte, denen der Unsinn einer deutschen Föderativ-Republik als hohes Ziel vor der Seele gaukelte. Und Flugblätter und Zeitschriften in Menge nährten diese Ideen. Denn seitdem allgemach die Karlsbader Beschlüsse in Vergessenheit geraten waren, und die Censur ihre Schärfe verloren hatte, waren in Süddeutschland nicht nur liberale Zeitungen in Menge, sondern auch mehrere von offen radikaler Richtung entstanden, welche zur Abstellung aller Beschwerden des Volkes ungescheut die Revolution, die Einführung der Republik empfahlen. Noch weiter als sie drangen die populär geschriebenen Flugblätter in die Massen des Volkes ein, die Gärung der Gemüter anzuregen und zu zeitigen. Die radikalste Presse hatte ihren Sitz in der Rheinpfalz, wo die beibehaltenen Formen des französischen Gerichtsverfahrens eine Gewähr größerer Sicherheit zu geben schienen. Hier erschien in Zweibrücken der „Bote aus Westen“ von Siebenpfeifer, hierher übersiedelte von München die „Deutsche Tribüne“ von Johann Wirth. Fortwährend lag er mit der Censur im Kriege; in der letzten Zeit hatten sich die Strafen, die er sich zugezogen hatte, so gehäuft, daß er gar nicht mehr aus dem Gefängnisse herausgekommen war.

---

*) Goltz an den König, den 28. März 1820. B. St. A.

In der Pfalz fand er sehr bereite Aufnahme; es waren vornehmlich Ludwig Börnes jüngst erschienene Briefe aus Paris, welche hier die Gärung sehr gesteigert hatten. Im Januar 1832 stiftete er den Deutschen Vaterlands-verein", dessen Aufgabe sein sollte, radikale Schriften zu verbreiten, die Geldstrafen verurteilter Redakteure zu bezahlen und für die Familien verhafteter Schriftsteller zu sorgen. Zwölf Lokalvereine desselben wurden ins Leben gerufen, deren wichtigster der zu Frankfurt am Main wurde: so zahlreich erfolgten die Beitrittserklärungen; auch die Kolonie der polnischen und italienischen Flüchtlinge in Paris trat bei. Jetzt schritt indes der Bundestag und die bayrische Regierung mit Verbot und Verhaftung ein. Allein das Appellationsgericht in Zweibrücken sprach Wirth frei und erklärte dessen Preßverein für gesetzlich erlaubt. Das gab den Hetzern doppelten Eifer. Unter großem Lärmen wurden da und dort Freiheitsbäume errichtet, und die Beamten, welche dagegen einschreiten wollten, in dreistester Weise verhöhnt.

Auch in der Burschenschaft hatte die radikale Tendenz das entscheidende Übergewicht bekommen; auf dem Frankfurter Burschentage war schon der Grundsatz angenommen, daß jeder Burschenschafter unter Umständen verpflichtet sei, selbst mit Gewalt den Verbindungszweck zu erstreben, und deshalb auch zur Teilnahme an Volksaufständen, die zur Erreichung des Bundeszweckes führen könnten, gehalten sei. Jetzt bahnte sich eine engere Verbindung zwischen der Burschenschaft und jenen Preßvereinen an.

In Weinheim an der Bergstraße war am 1. April 1832, angeregt von den Liberalen Badens, ein Fest gefeiert worden, zu welchem auch aus den Nachbarstaaten Liberale in Menge herbeigekommen waren. Ein ähnliches Verbrüderungsfest planten die Liberalen der Pfalz zu Ehren der bayrischen Verfassung auf dem Hambacher Schlosse zu feiern. Sofort bemächtigten sich die Radikalen, um eine großartige Demonstration ins Werk zu setzen, der Idee, sodaß sich jetzt die Liberalen davon zurückzogen. Auf den 27. Mai 1832 lud Siebenpfeifer alle deutschen Stämme durch einen Aufruf nach der Burghalde von Hambach oberhalb Neustadt an der Hardt zu „der Deutschen Mai" ein. Als den Zweck desselben verkündigte Wirth die Befreiung und Wiedergeburt Deutschlands. In zahlloser Menge strömten die Festgenossen zusammen. Aus Heidelberg langten an die 300 Studenten an, alle mit schwarzrotgoldenen Kokarden, weniger aus Würzburg und Jena. Auch aus Sachsen und Hannover erschienen Deputationen. Die polnischen Flüchtlinge waren zahlreich vertreten, neben ihnen französische Republikaner und Vertreter des „jungen" Italien. Auch Börne kam aus Paris herbei, mit Fackelzug und Ständchen begrüßt. Am Vorabende hielten die Häupter des Festes eine Beratung über die Frage: ob schwatzen oder losschlagen? Doch erhielt jenes die Majorität.*)

*) Bericht der Bundes-Centralbehörde vom 6. Juli 1839.

Man schätzte es auf 25000 bis 30000 Menschen, die sich am Morgen des 27. Mai in endlosen Zügen von Neustadt aus nach der Hambacher Schloßruine in Bewegung setzten. Schwarzrotgoldene Banner wehten im Zuge, zwischen ihnen die französische Trikolore und die Farben Polens. Die weitaus größte Mehrzahl bildeten Bürgersleute, denen der Zweck unbekannt oder unverständlich war, Handwerker aus Neustadt und der Umgegend; ganz harmlos sangen sie, mit dem Texte der angestimmten politischen Lieder nicht vertraut, während des Marsches „Schier dreißig Jahre bist du alt“ oder den polnischen Gästen zu Gefallen „Noch ist Polen nicht verloren.“

Siebenpfeifer eröffnete auf der Höhe bei der Ruine die Reihe der 25 Festredner, von denen immer einer den andern in schreienden Entstellungen und wütenden Ausfällen zu überbieten suchte. Wirth schloß mit einem Hoch auf „die vereinigten Freistaaten Deutschlands“ und erhielt zur Anerkennung von der Deputation der Frankfurter ein kostbares Schwert überreicht. Aber alle übertraf der schwedische Litterat Cornelius aus Stralsund, der so „bluttriefend“ sprach, daß seine Rede gar nicht gedruckt werden konnte.

Am zweiten Festtage fand in dem Schießhause zu Neustadt eine Versammlung der Radikalen statt — es mochten etwa 500 sein — in welcher Siebenpfeifer den Antrag stellte, eine provisorische Regierung von Deutschland zu wählen. Namentlich verlangte man von den Teilnehmern aus Norddeutschland die Stellung von Vertrauensmännern, welche die Erhebung in ihrer Heimat bewirken und leiten könnten; aber mit verlegenem Schweigen bekannten die Gefragten, daß sie solche Vertrauensmänner in ihrer Heimat nicht wüßten. Gleichwohl wurde die Wahl der provisorischen Regierung vorgenommen, doch konnten deren Mitglieder zu keinem Entschlusse über die zu ergreifenden Maßregeln kommen. Nur wurde bestimmt, daß von Rauschenplatt in Süddeutschland, Venedey in Norddeutschland für die Ausbreitung der Preßvereine und die Veranstaltung aufwieglerischer Volksfeste thätig sein sollten.

So fanden denn solche Volksfeste statt in Gaibach, in St. Wendel, in Bergen bei Frankfurt, in Butzbach, bei Wetter, bei Spaichingen, im Wilhelmsbade bei Hanau von Ende Mai bis über die Mitte des Juni hinaus. Sie dienten durch die aufreizenden Reden, in welchen die Festredner, nicht selten junge Studenten, sich ergingen, sehr dazu, die Gärung der Gemüter in immer weitere Kreise zu tragen; was aber praktisch dadurch erreicht werden sollte, wußte kaum einer. Es war ein unklares Wogen und Drängen nach ganz allgemein gehaltenen Idealen, wie es nun einmal für die deutsche Jugend so viel Verführerisches hat. Die darin standen, hatten das Gefühl, erhabenen Zwecken zu dienen; sie waren alle entschlossen: sie wußten nur nicht, wozu.

Es war sehr an der Zeit, daß Bayern gegen den immer weiter um sich greifenden Unfug einschritt. Mit einigen Bataillonen stellte Fürst Wrede die Ordnung wieder her. Die Häupter der Bewegung wurden verhaftet, die radikalen Zeitschriften unterdrückt und die schwarzrotgoldenen Abzeichen verboten. Man nannte diese Farben der früheren Burschenschaft jetzt die deutschen, da man sie in dem alten deutschen Reichswappen, dem schwarzen Adler in goldenem Felde, wiederzufinden glaubte: wenn nur nicht des Wappentieres rote Zunge unheraldische Zuthat unkundiger Maler gewesen wäre. Weiter ging der Bundestag. Durch den Beschluß vom 28. Juni 1832 befahl er die Unterordnung der inneren Gesetzgebung der Einzelstaaten unter diejenige des Bundes und übernahm die Überwachung der Thätigkeit der Ständeversammlungen. Metternich zwar hatte den Antrag stellen lassen, daß alle einer Bundesregierung durch eine Revolte abgedrungenen Konzessionen von Bundeswegen von vornherein für null und nichtig erklärt werden sollten: aber Preußen setzte dem so entschiedenen Widerstand entgegen, daß Metternich von dem Antrage abstehen mußte.

Baden zunächst erfuhr den Eingriff des Bundestages. Hier hatte der freisinnige Großherzog Leopold volle Preßfreiheit in inneren Angelegenheiten gewährt. Jetzt zwang ihn der Bundestag dies Gesetz wieder aufzuheben, die Universität Freiburg, auf welcher die burschenschaftliche Bewegung noch freier als in Heidelberg zutage trat, einstweilen zu schließen und die Professoren von Rotteck und Welcker, die Führer der badischen Liberalen, in den Ruhestand zu versetzen. Durch Beschluß vom gleichen Tage (5. Juli 1831) verbot der Bundestag überhaupt alle politischen Vereine und alle politischen Reden auf Volksversammlungen, machte das Tragen der deutschen Farben und das Errichten von Freiheitsbäumen strafbar und erneuerte die Überwachung der Universitäten.

Die Wirkung auf die Volksmenge zeigte sich sofort. Die überströmende Stimmung der Frühlingsmonate verrann; die Besonnenheit kehrte zurück; das Vertrauen zu dem Gelingen der geheimen Umsturzpläne der Radikalen war geschwunden. Nur die Hitzköpfigkeit und tolle Selbstüberschätzung der unerfahrenen Burschenschafter hielt noch den Glauben an Erfolg fest. Am 2. Weihnachtstage 1832 hielten sie einen Burschentag in Würzburg und beschlossen hier auf Wislicenus' Antrag, ihr Ziel, die Einheit und Freiheit Deutschlands, auf dem Wege der Revolution zu erstreben. Sie schlossen daher ihren Bund mit dem Frankfurter Vaterlandsvereine, der unter der Führung von Gärth in der Stille den Plan gewaltsamen Umsturzes betrieb. Das ganze Volk Westdeutschlands, behaupteten die Frankfurter, würde sich auf ihren Ruf erheben: aber in Wahrheit konnten sie höchstens auf einige hundert Bauern der Umgegend und auf ein Dutzend hessen-homburgischer Soldaten rechnen.

Ein drittes Element gesellte sich zu dieser Verbindung der Burschenschafter und der Frankfurter Vaterlandsvereinler. Der Stuttgarter Buchhändler Franckh hatte in Paris die Bekanntschaft einiger revolutionärer Führer aus verschiedenen Ländern Europas gemacht. Das gab ihm ein gewisses Ansehen bei den deutschen Radikalen, und seine Eitelkeit drängte ihn, eine Rolle zu spielen. Ihm teilte der württembergische Leutnant Koseriz mit, daß er die beiden Regimenter der Ludwigsburger Garnison für die Revolutionierung Deutschlands gewonnen habe. So reiste denn Franckh zwischen Württemberg und Frankfurt hin und her, um den Ausbruch der Revolution zu betreiben. Indes sein Treiben blieb nicht unbemerkt: im Februar 1833 wurde er verhaftet. Daraufhin hatte Gärth mit Koseriz am 1. März in Schlüchtern an der württembergischen Grenze eine Zusammenkunft, in welcher sie sich gegenseitig durch die unsinnigsten Vorspiegelungen zu berücken suchten: Koseriz wollte der ganzen württembergischen Armee sicher sein; Gärth wollte die Frankfurter Artillerie mit 16 Kanonen, zwei preußische Regimenter in Mainz und das ganze nassauische Militär zu seiner Verfügung haben; außerdem würde ein polnisches Hülfscorps von Besançon her, ein anderes aus der Schweiz herbeieilen und gleichzeitig der Aufstand in Lyon, Savoyen und Polen wieder ausbrechen. Demgemäß wurde beschlossen, daß binnen vier Wochen die Revolution zu gleicher Zeit in Ludwigsburg und Frankfurt losbrechen sollte; der Bundesgesandten und der Bundeskasse sich zu bemächtigen, galt als das nächste Ziel. Den Burschenschaften wurde entboten, ihre Streitkräfte bis Anfang April nach Frankfurt zu senden, um den ersten Angriff zu machen. Vertrauensvoll folgten wirklich, nicht ahnend, daß sie vorgeschoben werden sollten, ein paar Dutzend Studenten dem Rufe: worauf denn Knöbel, ein pfälzischer Lehrer, an die Pariser Revolutionäre mit der Meldung gesandt wurde, die deutsche Revolution sei fertig. Daß keinem der Revolutionsschwindler bei dem Gedanken an das unsägliche Elend, das ihr sinnlos-freveles Unternehmen über die verführte Jugend bringen mußte, das Gewissen schlug!

Jetzt erhielt auch Koseriz die Weisung, mit seinen Regimentern nach Frankfurt zu kommen. Aber er lehnte dies mit der Erklärung ab, die Sache sei bei ihm doch noch nicht hinlänglich vorbereitet. So waren also die Frankfurter auf sich selbst angewiesen: ihre Streitkräfte betrugen im ganzen 51 Mann. Da wollten denn die Studenten die Sache aufgeben, aber Gärth und die Frankfurter erklärten es für Ehrensache, loszuschlagen. Zum Unsegen drangen sie durch. Der Plan war, zunächst in Frankfurt die Hauptwache und die Konstablerwache zu besetzen; dann wollten die Aufrührer sich des Taxisschen Palais, worin sich Bundestag und Bundeskasse befand, bemächtigen. Man fand nachher mit Kreide an der Rückseite desselben angeschrieben „Hier sind 400 000 fl.“; durch das sogenannte Rote

Haus konnte man leicht in den Hof des Palais gelangen*). Zugleich gedachte man aus den zuziehenden Landleuten und dem Anhange in der Stadt eine Schar von 20000 Menschen zusammenzubringen; dann sollte, bevor noch Hülfe aus Mainz eintreffen könnte, eine Centralregierung von Deutschland proklamiert werden.**)

Am Abend des 3. April, gegen halb zehn Uhr, setzten sich die Verschworenen in Marsch. Die eine Kolonne, 33 Mann stark, führte von Rauschenplatt gegen die Hauptwache, die andere, 18 Mann stark, Gärth gegen die Konstablerwache. Völlig ahnungslos wurden die Wachmannschaften, bevor sie zu ihren Gewehren greifen konnten, überfallen, niedergeschossen und niedergestochen. Dann schloß sich Rauschenplatt, den einzigen Studenten Julius Rubner zur Verteidigung der Hauptwache zurücklassend, mit seiner Schar wieder an Gärth an. Einige Leute wurden jetzt abgesendet, um vom Pfarrturm Sturm zu läuten. Allein bevor noch die Glocke anschlug, war schon alles vorüber.

Ohne Verzug rückte auf die Meldung von dem Überfalle das Frankfurter Bataillon gegen die Hauptwache vor. Rubner verteidigte seinen Posten, ohne zu weichen, bis ihn die Soldaten mit den Kolben niederschlugen. Nun marschierte das Bataillon gegen die Konstablerwache. Hier hatte Gärth versucht, die zahlreich sich sammelnden Neugierigen für sein Unternehmen zu begeistern; allein auch nicht einer schloß sich ihm an. Ein Gefecht entspann sich mit den anrückenden Soldaten: die Verschworenen wurden aus der Wache hinausgetrieben und zerstreuten sich im Dunkel rasch in den Straßen. In einer Stunde war das ganze „Attentat" vorüber. Nun langte auch ein Hülfscorps von Bauern aus Bonames, einem Frankfurter Dorfe, am Friedberger Thore, etwa 60 Mann stark, an; sie hatten unterwegs erst noch die Papiere des Mautbureaus in Preungesheim zerstört:***) jetzt war in der Stadt schon alles vorüber, und enttäuscht zogen sie wieder ab. Auch ein kleines Polencorps kam von Besançon nach der Schweiz; indes die Berner Regierung erlaubte ihm nicht, die deutsche Grenze zu überschreiten. Der Bundestag nahm in Aussicht, es nach Rotterdam und so aus Europa hinauszuschaffen,†) als Ludwig Philipp ihm die Rückkehr nach Frankreich freigab.

Der klägliche Ausgang des Frankfurter Erhebungsversuches, welcher mehr als die Hälfte der Teilnehmer ins Gefängnis geliefert hatte, belehrte doch die Radikalen immer noch nicht. Fast unmittelbar danach bildete sich

*) Nagler an den König, 14. April 1833. B. St. A.

**) von Trott (württembergischer Gesandter) an Nagler, 6. April 1833. B. St. A.

***) Nagler an den König, 20. April 1833. B. St. A.

†) Nagler an den König, 29. September 1833. B. St. A.

in Frankfurt und Umgegend der (jüngere) „Männerbund", auch die Union genannt, eine Geheimverbindung, deren Zweck die künftige Revolutionierung von Deutschland und die Einführung einer allgemeinen republikanischen Regierungsform in Deutschland war. An der Spitze standen Funk, Freyeisen und Karl Bunsen. Auf Handwerker richtete er zumeist seine Werbungen, und versuchte auch durch geheim gedruckte revolutionäre Schriften Propaganda in weiteren Kreisen zu machen.*) Ein gewisses Ansehen bei den Radikalen gab es ihm, daß es ihm gelang, die Verhafteten des 3. April am 2. Mai wieder aus dem Gefängnisse zu befreien.

Auch jener Konrektor Weidig — jetzt war er Pfarrer in Obergleen in Hessen — entwickelte wieder in der Stille eine rege Thätigkeit. Auf der Badenburg zwischen Marburg und Gießen wurde zu Anfang des Juli 1834 auf seine Anregung eine geheime Vereinigung geschlossen, um Geldbeiträge zur Verbreitung revolutionärer Schriften in Hessen zu sammeln. Infolgedessen erschien die Flugschrift „der hessische Landbote", von einem Studenten verfaßt, aber von Weidig verbessert, welche zum Kampfe gegen die Begüterten aufrief und den Aufruhr wie ein heiliges Werk predigte. Wenig später entstand, ebenfalls auf Weidigs Veranlassung, in Gießen ein Verein von Studenten und ein anderer von Handwerkern, und in Butzbach ein Verein jüngerer Bürgerssöhne, die sich „Republikaner" nannten; in ihm galt der Grundsatz, daß in politischen Untersuchungen der Meineid kein Verbrechen wäre.**)

Der Geheimbund des „jungen Deutschlands" dagegen hat seinen Ursprung außerhalb der deutschen Grenzen. Der Italiener Joseph Mazzini hatte in Marseille den Geheimbund des jungen Italiens zur Revolutionierung Italiens gestiftet. Sein Plan war nun, im engen Einvernehmen mit diesem zu analogem Zwecke die Radikalen Deutschlands in einen Geheimbund zu sammeln; er führte diesen Gedanken in einem Briefe aus, welcher im April 1833 der badischen Regierung in Rastatt in die Hände fiel.***) So knüpften sich die Beziehungen zwischen ihm und den deutschen Verschwörern. Mehrere von diesen, wie von Rauschenplatt und die Brüder Breidenstein, nahmen auch an dem Zuge teil, welchen Mazzini im Februar 1834 nach Savoyen unternahm, um Italien zur Erhebung aufzurufen. Der Zug mißlang völlig; und nun wurde in Bern der Verein des jungen Deutschlands zum Ersatz für die zersprengte Vereinigung des jungen Italiens organisiert; Mazzini gab selbst dazu 1000 Francs her. Die Mitglieder wurden besonders unter den Handwerkern geworben; an der Spitze stand ein Comité, bestehend aus dem

*) Bericht der Bundes-Centralbehörde vom 6. Juli 1839, § 28.
**) Bericht der Bundes-Centralbehörde vom 6. Juli 1839, § 31.
***) Bundesprotokoll vom 1. Juli 1833.

Lehramtskandidaten Nast, August Breidenstein und dem Journalisten Stromayer. Es eröffnete im Mai 1834 seine Thätigkeit mit der Verbreitung von zwei Proklamationen, welche mit den niedrigsten Schmähungen gegen die Fürsten offen zum Aufruhr aufforderten.*) Allenthalben in der Schweiz und im Elsaß wurden Vereine als Bildungsschulen für das junge Deutschland gestiftet; auch in Deutschland entstanden nach und nach 25 Vereine des jungen Deutschlands, doch brachten sie es auf nicht mehr als zusammen 300 Mitglieder, während der einzige Berner Verein deren 400 zählte.

Zu Anfang des Jahres 1836 sollte nun ein bewaffneter Einfall der Streitkräfte des jungen Deutschlands in Deutschland von der Schweiz aus unternommen werden. In Greuchen bei Solothurn war daher eine Vorberatung der Führer, Mazzini, Rauschenplatt u. a., in Aussicht genommen. Nur durch das Dazwischentreten der Züricher Regierung wurde der ruchlose Plan gehemmt.

Handgreiflich hatten sich also die Maßregeln, welche das Hambacher Fest herbeigeführt hatte, als unzureichend erwiesen. Diesen geheimen Umsturzplänen gegenüber befanden sich die Regierungen und der Bundestag im Zustande berechtigter Notwehr. Das gemeingefährlich-frevle Treiben der Radikalen zwang zu verschärften Maßnahmen der Reaktion. Unsägliches Elend ist dadurch in weite Kreise getragen worden: aber wer trägt die Schuld? So mancher Jüngling büßte durch lange Haft die gewissenlose Verführung, der er erlegen war; so mancher entfloh ins Ausland und entzog dadurch dem Vaterlande seine frische Kraft. Wieder gelang den Führern zumeist, der gerechten Strafe sich zu entziehen; Weidig strafte sich selbst auf gräßliche Weise durch Selbstmord im Gefängnis.

Jetzt wurde eine scharfe Censur in allen Bundesstaaten eingeführt, alle politischen Vereine verboten, die Aufsicht über die Universitäten verschärft, eine strenge Fremdenpolizei eingeführt und den Handwerksburschen das Wandern in Ländern verboten, in denen revolutionäre Verbindungen bestanden. „Zur Untersuchung von gegen den Bestand des Bundes und die öffentliche Ordnung in Deutschland gerichteten Komplotten"**) wurde von dem Bundestage am 20. Juni 1833 die Bundes-Centralbehörde eingesetzt, zu welcher Österreich, Preußen, Bayern, Württemberg und Hessen-Darmstadt je ein Mitglied stellten. Erst durch ihre Bestätigung gewannen die Urteilssprüche der Gerichte Rechtskraft. Daher erschien diese Central-Kommission als die eigentliche Trägerin der Reaktion gegen die hochverräterischen Umtriebe und empfing den gesättigtsten Haß der mit den Radikalen sympathisierenden Kreise. Nur Preußen vielleicht wurde von diesen noch

*) Bericht der Bundes-Centralbehörde vom 6. Juli 1839, § 35.

**) Bekanntmachung der Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung v. 14. Aug. 1833.

mehr gehaßt: nicht sowohl, weil es auf strenge Ausführung der von den Monarchen der drei Ostmächte 1833 in Münchengrätz und von den Ministern der deutschen Bundesstaaten 1834 in Wien beschlossenen Repressivmaßregeln hielt, als vielmehr weil die Radikalen in dem ernsten nüchternen Wesen, in der rastlosen Arbeitsamkeit und in der strengen militärischen Schulung des preußischen Staates mit richtigem Instinkt ihren gefährlichsten Gegner herausfühlten, während in der Abneigung, welche jetzt auch die Liberalen gegen den preußischen Staat zeigten, ein Ton gekränkter Liebe zutage trat.

Es war ein Bürgerkrieg, wenn auch ein unblutiger, mit seiner ganzen sittlichen Zerrüttung, welchen die Radikalen über Deutschland heraufbeschworen hatten, ein nationales Unglück, welches in der traurigsten Weise die politische Entwickelung des deutschen Volkes vergiftet hat. Die Liberalen neigten mehr und mehr den Radikalen sich zu und lehrten wie diese in den Regierungen die Feinde des Volkes zu sehen; selbst der von Natur konservative Mittelstand begann mit einer gewissen Schadenfreude zuzusehen, wenn den Regierungen Schwierigkeiten bereitet wurden. Regierungsfreundliche Zeitungen fanden keine Abonnenten; sie wurden kurzweg als servil verurteilt, wogegen Blätter, welche der Regierung irgendwie Opposition machten, bald emporkamen. Ein Geist der Auflehnung gegen Sittlichkeit und Herkommen ging durch die Schriften eines Gutzkow, Laube, Wienbarg, Kühne, Theodor Mundt: man nannte sie wohl die Schriftsteller des „jungen Deutschlands“: so mittelmäßig sie alle waren, so schnell waren sie berühmt. Denn das Ätzende und versteckt Aufsätzige, das sie atmeten, war gerade der Geschmack des lesenden Publikums. Niemand aber traf diesen Ton virtuoser als Heinrich Heine: daher wurde er über alle gefeiert.

Aber auch auf der andern Seite, wie es in der Erregung des Kampfes wohl geschieht, wurde über das Ziel hinausgeschossen. Der Bundestag verbot die Schriften des jungen Deutschlands, aber nicht bloß die erschienenen, sondern auch alle noch künftig etwa erscheinenden. Manche mehr peinigende als vorbeugende Verordnungen der Polizei wurden dem Volke aufgelegt; in manchen Staaten wurde eine nichtswürdige Angeberei groß gezogen. Selbst die Verfassungen bildeten für gewaltthätige Minister, wie Hassenpflug in Hessen-Kassel, von Abel in Bayern es waren, keine Schranke mehr: nicht selten wurden von solchen Verfassungsbestimmungen umgangen oder zu genehmem Sinne umgedeutet. Das untergrub, wenn irgend etwas, bei dem Volke das Vertrauen zu seinen Regierungen. Mit einem gewissen Mißmut wandte es sich ab von den erhebenden Erinnerungen der Befreiungskriege, die doch noch in dem frischen Gedächtnisse aller lagen. Von Blücher und Gneisenau war nicht mehr die Rede: aber von den Hydrioten und Mainotten sang der deutsche Philister, meist wohl nicht ganz klar darüber, wo er sie

hinzubringen hatte. Dann wandte sich die Gefühlsseligkeit der niedergeworfenen polnischen Revolution zu: die Grenadiere, welche Plancenoit so heldenmütig erstürmt hatten, waren vergessen, aber man schwärmte für den „tapfern Lagienka“ und pries „die letzten Zehn vom vierten Regiment.“ Und endlich gar brachte Heine die Begeisterung für Napoleon auf; vergessen war die Schmach und das Elend, welches der corsische Eroberer über das deutsche Vaterland gebracht hatte, vergessen Roßbach und Katzbach: von den „beiden Grenadieren“, die nach Frankreich zogen, von der großen Parade im elyseischen Feld sang mit rührseliger Begeisterung der Deutsche. So ganz war diesem Geschlechte das Vaterland abhanden gekommen! Und diese widrige ethische Verkommenheit war doch auch die Folge der frivolen Wühlereien der Radikalen und der durch sie hervorgerufenen Gegenmaßregeln. Daß es eine Pflicht gebe für den Unterthanen, in ehrlichem Vereine mit der ihm gesetzten Obrigkeit für das allgemeine Beste zu wirken, wies der deutsche Philister, der in seiner versteckten Opposition gegen die Regierung sich gar groß deuchte, weit von sich. Aus einer solchen Sumpfluft konnten nur Fieber aufsteigen.

Selbst in die Teilnahme für die „Göttinger Sieben“, welche gewiß menschlich und schön war, mischte sich ein wenig von verhaltener Oppositionslust. Mit dem Tode König Wilhelms IV. hatte sich die mehr als hundertjährige Personalunion zwischen Großbritannien und Hannover gelöst. Denn da in dem deutschen Lande salische Erbfolge galt, so war hier nicht die junge englische Königin Victoria, sondern Wilhelms nächst jüngerer Bruder Ernst August, Herzog von Cumberland, zur Nachfolge berufen. Gern nahm das alte Haupt der Hochtories die Krone von Hannover an; denn bei der ungeheuren Schuldenlast, die ihn drückte, gewährten die reichen hannöverschen Domänen ihm eine sehr lockende Aussicht. Indes die hannöversche Verfassung von 1833 erklärte diese Domänen für Staatseigentum und bestimmte dem Könige nur eine feste Civilliste. Daher erklärte Ernst August schon 14 Tage nach seiner Thronbesteigung, daß er die Verfassung von 1833 nicht anerkenne. Durch einen Staatsstreich hob er sie am 1. November 1837 auf, entband die Beamten ihres auf diese Verfassung geleisteten Eides und ordnete Neuwahlen der Stände auf Grund der Verfassung des Jahres 1819 an. Zu diesen Ständen nun hatte auch die Universität Göttingen einen Abgeordneten zu wählen. Sieben Professoren aber überreichten am 18. November dem Universitätskuratorium einen Protest, in welchem sie erklärten, daß sie von der rechtlichen Unmöglichkeit der Aufhebung der Verfassung durch königliches Patent überzeugt wären; sie müßten sich deshalb fortwährend durch ihren auf die Verfassung geschworenen Eid verpflichtet achten und könnten mit ihren Eiden nicht spielen, was ihnen als Lehrern der Jugend am wenigsten anstehen würde; deshalb wären sie entschlossen, an den Wahlen zu der neuen

Ständeversammlung nach dem Wahlgesetze von 1819 als Mitglieder der Universität nicht teilzunehmen. Es waren Dahlmann, Albrecht, Gervinus, Ewald, Weber und die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm, Männer, die zu den berühmtesten je in ihrer Wissenschaft gehörten.

Dieser Protest erregte den höchsten Zorn des Königs: am 11. Dezember entsetzte er alle sieben ihrer Ämter und befahl, daß Jakob Grimm, Dahlmann und Gervinus, welche ihren Protest zugleich veröffentlicht hatten, binnen drei Tagen das Königreich Hannover verlassen sollten. Die Universität aber versicherte den König ihrer Loyalität. Indessen in Deutschland machte es außerordentliches Aufsehen, daß Beamte zum Teil von konservativer Gesinnung gegen den Gewaltakt des Königs Verwahrung eingelegt hatten; allerorten gab sich Sympathie für die Vertriebenen kund, Sammlungen wurden veranstaltet, Vereine zu ihrer Unterstützung gebildet. Sie fanden jedoch in anderen Staaten wieder Anstellung. Denn das schroffe Vorgehen des Königs von Hannover fand keineswegs die Zustimmung aller deutschen Regierungen: wie alsbald in den Verhandlungen des Bundestages zutage trat. Zwar eine Beschwerde des Magistrats der Stadt Hannover und eine Vorstellung der Stände des Landes Hadeln wies der (österreichische) Präsidial-Gesandte von Münch-Bellinghausen, ohne den Bundestag zu fragen zurück.*) Aber der Magistrat von Osnabrück begnügte sich nicht damit, eine Beschwerde über die Aufhebung der Verfassung von 1833 an den Bundestag zu richten, sondern holte auch von der Tübinger Juristen-Fakultät ein Gutachten ein, ob die Regierung jetzt noch zur Erhebung von Steuern befugt sei. Dies Gutachten fiel verneinend aus, worauf Osnabrück es in Jena drucken ließ und veröffentlichte. Nur 9 von den 17 Stimmen des Bundestages, also die knappste Majorität, waren noch dafür, sich jetzt eines Eingreifens in die hannöversche Verfassungsfrage zu enthalten, wobei Österreich die Erklärung abgab, daß die hannöversche Verfassung von 1833 von Hause aus an unheilbarer Nichtigkeit laboriert habe, sodaß zu ihren Gunsten einzuschreiten der Bundestag weder Pflicht noch Recht habe.*)

Metternichs Verlangen war durch diese — fast möchte man sagen — Zufallsmajorität Genüge geschehen, nicht ohne Befriedigung äußerte er zu dem preußischen Bundestags-Gesandten, als dieser auf dem Johannisberge ihn besuchte, der Deutsche Bund habe faktische Beweise gegeben, daß er nicht ohnmächtig sei, sondern bedeutendes wohl zu leisten vermöge.**)

Aber das Tübinger Gutachten reizte seinen heftigen Unwillen. Er wies Münch-Bellinghausen an, beim Bundestage zu beantragen, daß das Gutachten von Bundeswegen unterdrückt, Sachsen-Weimar aber wegen des

---

*) Schöler an den König, den 23. August 1839. B. St. A.

**) Schöler an den Minister von Werther, den 27. September 1839. B. St. A.

Druckes und Württemberg wegen der Juristen-Fakultät veranlaßt werden müßten, das Erforderliche zu verfügen; zugleich solle der Bundestag erwägen, ob den Juristen-Fakultäten nicht überhaupt künftig die Erteilung von Gutachten über politische Gegenstände zu untersagen sei.*) Dagegen erklärten denn die süddeutschen Regierungen, besonders Württemberg, daß weder das Bundes-Preßgesetz auf die in Jena stattgefundene Veröffentlichung, noch der Bundesbeschluß vom 20. September 1819 wegen der Universitäten auf die Erteilung des Gutachtens über die hannöversche Verfassungsfrage Anwendung finde.**). So stimmten denn auch diese nebst dem Königreich Sachsen und den übrigen sächsischen Ländern gegen die Unterdrückung dieses Gutachtens. Hessen-Darmstadt schwankte. Aber die übrigen 10 Stimmen fielen bei der Abstimmung nach Metternichs Sinne: worauf Bayern gegen diesen Beschluß als gegen eine Überschreitung des Preßgesetzes sogar Verwahrung einlegte.***) Preußen stimmte zwar mit der Majorität, aber es fügte seinem Votum doch die Erwartung bei, der König von Hannover werde nunmehr seiner wiederholt ausgesprochenen Absicht, mit den dermaligen Ständen eine Vereinbarung über das Verfassungswerk zu treffen, Folge geben.

Es war ein Pyrrhus-Sieg, den Metternich errungen hatte: er zeigte ihm, gegen früher, seine Schwäche. Fast schon die Mehrheit der Bundestagsstimmen löste sich von seinen Anweisungen; nicht entfernt galt seine Einsicht mehr als die allein richtige. Dieser Zwiespalt, „welchen das wenig glückliche Unternehmen des Königs Ernst August gegen den Konstitutionalismus hervorgebracht hatte“,†) ist es, welcher der hannöverschen Verfassungsfrage ihre allgemeine Bedeutung giebt. Denn er zeigt, wie weit bei den deutschen Staaten sich die Überzeugung herausgebildet hatte, daß nach dem Metternichschen Systeme im Gegensatze zu der öffentlichen Meinung sich auf die Länge nicht fortregieren lasse.

*) Schöler an den König, den 5. August 1839. B. St. A.
**) Schöler an den König, den 30. August 1839. B. St. A.
***) Schöler an den König, den 1. Oktober 1839. B. St. A.
†) Schöler an den König, den 29. Mai 1840. B. St. A.

Fünftes Kapitel.

Der Thronwechsel in Preußen.

Auch die preußische Stadt Elbing hatte eine Zustimmungsadresse an den Professor Albrecht, ihren Landsmann, einen der Göttinger Sieben, gerichtet, worin sie sagte, daß ein solcher Gewaltstreich in Preußen freilich unmöglich wäre, wo der König stets das Beispiel der Ehrfurcht vor den Gesetzen gebe. Zwar hatte dies den Unterzeichnern der Adresse von dem Minister des Innern, von Rochow, den Verweis zugezogen, daß es „dem Unterthanen nicht gezieme, an die Handlungen des Staatsoberhauptes den Maßstab seiner beschränkten Einsicht zu setzen" — eine Antwort, aus welcher das bekannte Wort von dem „beschränkten Unterthanenverstande" entstanden ist — aber doch hatten die Elbinger den Kardinalpunkt richtig getroffen, durch den sich Preußen auch in der Hochflut des Metternichschen Systems unversehrt erhielt. Das war das unerschütterte Vertrauen des preußischen Volkes zu der patriarchalischen Regierung seines greisen Königs.

In der Leidenszeit war der schlichte und redliche Monarch seinem Volke fest ans Herz gewachsen. Und als nun nach dem glorreich durchgefochtenen Befreiungskampfe der Frieden kam, war seine ganze Art recht danach angethan, dies innige Band noch zu befestigen. Dankbar gegen seine bewährten Helfer, ging sein Streben nicht auf Ruhm und Glanz, sondern darauf, die Wunden, die der Krieg dem Volke geschlagen, zu heilen und nunmehr auch die geistigen Interessen in fruchtbarer Weise zu fördern. Eine Zeit regen Schaffens in Kunst und Wissenschaft begann. In Berlin wirkten Schinkel und Rauch und der liebenswürdige Komponist Karl Maria von Weber; mit nicht geringerem Eifer, wenn auch mit geringerem Erfolge — denn der Sinn der Zeit ging auf das Monumentale — die Maler Schirmer, Klöber, Wilhelm Wach, „Pferde"-Krüger, in Düsseldorf Schadow. Mächtigen Aufschwung nahm die Wissenschaft, indem die historische Anschauung über die voraussetzungslosen Ideen des vorigen Jahrhunderts obsiegte: die Rechtswissenschaft durch Savigny, die Geschichtsforschung durch Niebuhr und durch die von Stein gegründete Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, die Altertumskunde durch Böckh, die Sprachforschung durch Bopp; Karl Ritter begründete die vergleichende Erdkunde. 1818 wurde die Universität in Bonn gestiftet.

Streng gegen sich selber, verlangte der König von seinen Unterthanen das gleiche. Als das Kriegsgericht den Grafen Blücher wegen eines Angriffs auf den Schauspieler Stich zu einer dreijährigen Festungshaft verurteilt hatte, genügte dem Könige die Strafe noch nicht, sondern er erließ auch einen scharfen Generalbefehl an die Armee: er wolle, daß die Offiziere die Gesetze der Moral nicht weniger achteten als diejenigen der Ehre, und er würde mit Strenge alle Ausschreitungen jeder Art ahnden.*) Aber doch wußte er, wie er gesetzlich-streng war, daneben auch menschlich-milde zu sein. Jahn, dem polternden Turnvater, der wegen burschenschaftlicher Umtriebe angeklagt war, gewährte der König nach der Freisprechung eine jährliche Pension von 3000 Mark unter der Bedingung, daß er fortan seinen Wohnsitz in keiner Universitäts- oder Gymnasialstadt nehme. Was „nicht in der Ordnung" war, war ihm in der Seele zuwider, sodaß er auf strenge Bestrafung der schuldig befundenen Burschenschafter drang, aber darüber hinaus der „Demagogen-Verfolgung" keinen Einfluß auf den Charakter der Staatsverwaltung, die unbeirrt in ihren alten ehrenwerten Traditionen fortging, gestattete. Streng sollte ausgeführt werden, was der Bundestag gegen die Burschenschafter und später gegen die Radikalen beschlossen hatte. Es galt dem Könige vor allem seine unbedingte Bundestreue, wie er sie faßte, zu erweisen. Dagegen wurde in denjenigen Provinzen, welche nicht zum Deutschen Bunde gehörten, mit viel mehr Glimpf verfahren. So wurden zwar in Halle die Studenten beobachtet und durch viel Einengungen geplagt (wie es der Bundestag vorschrieb), in Königsberg dagegen durften sie dreifarbige Bänder und Mützen tragen, wurden in ihren Paukereien kaum gestört und genossen überhaupt einer vergleichsweise bemerklichen Freiheit.**) Das ist ein sehr beachtenswerter Zug, welcher des Königs Strenge in wesentlich andere Beleuchtung stellt.

Ebenso ist es ein verbreiteter Irrtum, daß der König durch die Kabinettsordre vom 22. Mai 1815 Preußen die Verleihung einer Verfassung als Preis der Anstrengungen und Opfer versprochen habe, welche der Wiederausbruch des Krieges gegen Napoleon dem Volke auferlege. Diese Auffassung ist aber unmöglich, da die Ordre erst am 8. Juli veröffentlicht wurde, als der Krieg schon vorüber war. Sie ist jedoch auf den 22. Mai datiert worden, damit die Verfassung als eine von seiten des Königs frei gewährte, wie sie es war, erschiene und nicht als eine von Bundeswegen ihm abgenötigte. Denn in dem zwischen Preußen und Österreich vereinbarten Entwurf einer deutschen Bundesverfassung befand sich auch eine Bestimmung über Einführung landständischer Verfassungen in den Bundesstaaten (der spätere Artikel 13 der Bundesakte); die Beratungen der deutschen Bevoll-

*) von Werner an Metternich, den 30. Oktober 1823. W. St. A.
**) R. Foß, Hallenser Studentenjahre (Post 1889, 113).

mächtigten über diesen Entwurf begannen aber am 23. Mai. Daß nun dieser Entwurf ohne wesentliche Abänderungen von den Bevollmächtigten, da die beiden Großmächte für ihn einstanden, würde angenommen werden, war mit Bestimmtheit zu erwarten. Demnach würde eine spätere Datierung der Ordre des Königs durchaus den Eindruck gemacht haben, als sei sein Entschluß ihm durch die Bundesakte oder durch die Vorberatung derselben erst aufgedrängt worden, während doch gerade Preußen es gewesen war, welches den Verfassungsartikel gegen das Widerstreben Metternichs durchgesetzt hatte. Der gleiche Eindruck aber wäre auch in dem Falle unvermeidlich gewesen, daß diese Kabinettsordre des Königs gar nicht veröffentlicht worden wäre. In diesem Zusammenhange also erkennt man, daß der eigentliche Zweck dieser Kabinettsordre war, eine moralische Stütze des Artikels 13 der Bundesakte, welchen die Bevollmächtigten in ihrer vierten Sitzung, „so unvollkommen seine Fassung auch sei", angenommen hatten, zu sein. Man fühlt aus diesen Worten des Protokolles dieser Sitzung das innere Widerstreben der unter dem Einflusse Metternichs stehenden Bevollmächtigten heraus, welches eine solche Stärkung des Artikels durch die Ankündigung des Vorausgehens Preußens sehr wünschenswert mußte erscheinen lassen.

In der Ordre erklärte der König, er wollte mit der Verleihung einer Verfassung „der Nation ein Pfand seines Vertrauens geben", und ordnete an, daß am 1. September ein Ausschuß von Notabeln in Berlin zusammentreten solle, „um die Verfassung nach den in der Ordre niedergelegten Grundsätzen auszuarbeiten." Denn das Ziel war, die große reformatorische Thätigkeit, durch welche seit den Tagen Steins der preußische Staat seine Neugestaltung erhalten hatte, durch die Einführung einer allgemeinen ständischen Vertretung zu krönen.

Aber die Wirkung des Artikels 13 der Bundesakte war eine völlig andere, als der König Friedrich Wilhelm oder Hardenberg oder Wilhelm von Humboldt erwartet hatten. Während in Preußen noch der Staatsrat damit beschäftigt war, den Entwurf einer Verfassung auszuarbeiten, waren schon eine Anzahl süd- und mitteldeutscher Regierungen zur Einführung der konstitutionellen Regierungsform übergegangen. Allein die Erfahrungen, welche gemacht wurden, waren alles andre nur nicht ermutigend für die noch zurückstehenden Staaten. Sachsen-Weimar erschien durch das Wartburgfest als von demagogischen Umtrieben durchwühlt, der König von Württemberg bat schon 1817 in Wien im tiefsten Geheimnis um Hülfe gegen die ständische Opposition, und Max Joseph von Bayern ließ in Berlin in aller Stille anfragen, wie Preußen sich bei einer Aufhebung der Verfassung in Bayern zu verhalten gedächte. Mit eindringlichen Worten warnte ihn König Friedrich Wilhelm vor einem Staatsstreiche, aber doch schwand

ihm selbst je länger je mehr die Neigung, der weiteren Einführung von Verfassungen im Sinne des Artikels 13 seine moralische Unterstützung zu leihen. Zudem erhoben sich auch in Preußen unmittelbare Schwierigkeiten. In den Gemeindevertretungen der großen Städte, namentlich Berlins, trat eine gesteigerte Oppositionlust zutage, die den König schon zu der strengen Weisung an den Polizei-Präsidenten (1. September 1815) veranlaßt hatte, allem, was diesen „Parteigeist“ — wie es der König nannte — nähre und aufrege, mit Nachdruck zu begegnen. Jetzt richtete diese Opposition sich mit Lebhaftigkeit gegen die Beibehaltung der allgemeinen Wehrpflicht, welche nur die unbeugsame Festigkeit des Königs dem Staate erhalten hat, und dann gegen den Zollverein, in welchem die öffentliche Meinung eine Benachteiligung Preußens zu sehen glaubte. Es war allein die monarchische Diktatur des Königs, zugleich wohlwollend und vorausschauend, welche damals den preußischen Staat richtig zu steuern vermochte. Eine Volksvertretung — wie war sie im Ernste denkbar in einem Staate, von dem zwei Dritteile der Bewohner erst vor wenig Jahren aus dem Stande der Erbunterthänigkeit herausgetreten waren? Wäre sie aber da gewesen, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die allgemeine Wehrpflicht nicht aufrecht erhalten und der Zollverein nicht durchgeführt worden wäre, oder, wenn durchgeführt, nicht aufrecht erhalten wäre, als sich bei genauer Nachrechnung der Einkünfte ergab, daß Preußen jährlich $4\frac{1}{3}$ Million Mark zu wenig erhielt;*) eine Benachteiligung, die auch der König nur mit Überwindung im Interesse der guten Sache ertrug.

Dem gegenüber ging die Meinung des Königs dahin, daß in Preußen nur Stände mit beratender Stimme eingeführt werden sollten. Und der preußische Bevollmächtigte Jordan, welcher, um über die Militärverhältnisse des Deutschen Bundes mit Österreich zu verhandeln, nach Wien gesandt wurde, erhielt zugleich von Hardenberg die Weisung, dies als des Königs ausdrücklichen Willen Metternich mitzuteilen. Es war Wilhelm von Humboldt, welchem die Vorbereitung der landständischen Einrichtungen in Preußen oblag. Ihm übertrug durch die Kabinettsordre vom 11. Januar 1819 der König die ständischen Angelegenheiten und die Verhandlungen mit den Landständen. Aber mit dem Ende dieses Jahres erhielt Humboldt seine Entlassung. Eine Meinungsverschiedenheit zwischen dem Könige und dem Kriegsminister Boyen über die Reorganisation der Landwehr hatte dessen Rücktritt zur Folge, und dieser wieder zog am 31. Dezember 1819 die Entlassung von Humboldt und Beyme nach sich. Damit war Hardenberg sehr einverstanden.**) Aber die Früchte davon erntete weniger er selbst,

---

*) von Festenberg-Packisch, Geschichte des Zollvereins, S. 213.

**) Hardenbergs Tagebuch vom Jahre 1819 (abgedruckt bei v. Treitschke, Deutsche Geschichte II, 638).

als der Fürst Wittgenstein, das Haupt der reaktionären Partei am Hofe. Denn mit den scheidenden liberalen Ministern hatte das Verfassungsprojekt seine besten Stützen verloren. Im folgenden Jahre indes suchte Hardenberg die Sache wieder dadurch in Fluß zu bringen, daß die preußische Staatsschuld unter die Garantie zu berufender Reichsstände gestellt würde. Dieser Gedanke sprach den König an; er richtete einen eigenhändigen Brief an den Staatskanzler, worin er ihm auftrug, den Entwurf einer Verfassung, wie er sie für zuträglich für die preußische Nation halte, aufzustellen und ihm noch vor seiner nahe bevorstehenden Abreise zu dem Kongresse von Troppau vorzulegen.*) Allein, wie es scheint, entsprach dieser den Erwartungen des Königs nicht; denn eine Kommission wurde jetzt eingesetzt, um einen solchen Entwurf auszuarbeiten. Alle Mitglieder derselben waren einstimmig der Meinung, daß uneingeschränkt das monarchische Prinzip aufrecht erhalten und alles fern gehalten werden müsse, was die königliche Würde verdunkeln könne. Aber auch so war die reaktionäre Hofpartei Wittgensteins dagegen. Diese sah den Hauptschirmer der Verfassungsidee in dem jungen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, und setzte daher alles daran, in Leidenschaftlichkeit befangen, um dessen Geltung in den Augen des Volkes herabzusetzen und ihn um das öffentliche Vertrauen zu bringen.**) Die Provinzialstände-Ordnung jedoch, welche aus den Beratungen jener Kommission hervorgegangen war, verwarf Hardenberg. Das erschütterte seine Stellung in bedenklicher Weise: als der Tod am 26. November 1822 ihn allen Schwierigkeiten entrückte. Die alte Beziehung auf die Bundesakte war längst hinfällig geworden. So begnügte sich der König 1823, den Plan der Kommission wieder aufnehmend, Provinzialstände mit nur beratender Stimme in Preußen einzuführen. Hardenberg hatte nicht eingesehen, wie übereilt die Zusage des Jahres 1815 gewesen war, zu der er den König bestimmt hatte: aber wem könnte es entgehen?

Der Kronprinz jedoch hielt die Frage damit noch nicht für abgeschlossen. Als die Verfassungssache in diese letzte Wendung einlenkte, benutzte er die Gelegenheit der Abschiedsaudienz, welche er einer Deputation der rheinischen Stände am 14. Dezember 1822 gewährte, um seine politische Stellung ihr zu zeichnen. Es war eine Art politischen Glaubensbekenntnisses, das er gab, durchaus deutsch und demnach ein wenig zum Liberalismus neigend: man verstände nicht irgend einen Schritt rückwärts zu thun; noch sei nichts geschehen; alles würde von den Ansichten und Wünschen abhängen, welche die ersten Ständeversammlungen kund thun würden.***) Aber der König hielt mit Strenge darauf, daß seine Söhne sich beschieden und dem unter=

*) Zichy an Metternich, den 16. Oktober 1820. W. St. A.
**) Zichy an Metternich, den 16. Januar 1822. W. St. A.
***) von Hügel an Metternich, den 8. Januar 1823. W. St. A.

ordneten, was er als ihre Pflicht ansah. So mußte Prinz Wilhelm, der zweite Sohn, seiner tiefen Neigung für die Prinzessin Radziwil, seine Verwandte, entsagen, da es selbst Savignys Gelehrsamkeit nicht gelang, die Ebenbürtigkeit der Prinzessin zu erweisen.*) So war auch der Kronprinz weit davon entfernt, der Politik seines königlichen Vaters Opposition zu machen: es soll ein Trost für die noch nicht Befriedigten sein, daß er, mit dem doch die kommende Generation zu rechnen hat, die Verfassungsfrage noch nicht für endgültig erledigt ansieht.

Die Grundlage der auswärtigen Politik des Königs war die Übereinstimmung mit Österreich. Sie war so sehr den gegebenen Verhältnissen entsprechend, daß man sagen kann, sie sei es gewesen, welche ein ganzes Menschenalter hindurch Deutschland den tiefen Frieden, welchen es zu einer gedeihlichen Entwickelung bedurfte, erhalten hat. Metternichs Streben war es freilich, diese Übereinstimmung als eine Gefolgschaft Preußens darzustellen. Das war sie indes keineswegs, wie die Entstehung und Entwickelung des Zollvereins lehrt. Sie entsprang vielmehr der mehr und mehr bei dem Könige sich befestigenden Überzeugung, daß die Regierungsprinzipien Metternichs unter den obwaltenden Verhältnissen die richtigen wären. Der Einwirkung, die Metternich auf den König wiederholt auszuüben suchte, kam dieser aus eigener Bewegung entgegen, wie er denn über die Notwendigkeit der Bändigung des sich kund gebenden „Parteigeistes" vielleicht noch strenger urteilte als Metternich. Denn da er niemals selbst eine Universität besucht hatte, so erschien ihm nicht selten als sträfliche Auflehnung, was doch vielleicht nicht mehr als dreister Übermut war. Dabei darf dann auch nicht außer acht gelassen werden, daß, seitdem Kaiser Alexander von seinen früheren liberalen Anschauungen mehr und mehr zu reaktionären abgelenkt war, Österreichs Übergewicht ein ganz entschiedenes geworden war und seine Politik zudem dem allgemeinen Friedensbedürfnisse zunächst durchaus entgegenkam. Natürlich fehlte es nicht an Versuchen das preußisch-österreichische Einvernehmen zu stören. Man suchte den König zu der Meinung zu bringen, daß Österreich darauf ausginge, Preußen katholisch zu machen, wie denn der Übertritt des Herzogs und der Herzogin von Anhalt-Köthen zum katholischen Bekenntnis durch Österreich herbeigeführt wäre.**) Bedenklicher indes als dergleichen haltlose Unterstellungen war der Versuch Rußlands, während des Türkenkrieges Preußen durch ein preußisch-russisches Bündnis von Österreich abzuziehen. Im Rate der Krone standen sich scharf entgegen die „Militärpartei", deren Führer der Chef des Militärkabinetts General von Witzleben war, und die Partei des Herzogs Karl von Mecklenburg-Strelitz, des Schwagers des Königs. Jene war für die

*) von Hügel an Metternich, ebenda.

**) von Werner an Metternich, den 28. August 1827. W. St. A.

Anlehnung an Österreich, diese für Rußland. Unter dem Vorsitze des Königs wurde über das Bündnis-Anerbieten Rußlands verhandelt. Graf Bernstorff, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, sprach sich gegen dasselbe aus, unterstützt von Witzleben. Fürst Wittgenstein indessen, im Sinne des Herzogs Karl, suchte es zu empfehlen. Allein Bernstorffs Gründe gaben bei dem Könige dem Ausschlag: das Anerbieten Rußlands wurde abgelehnt*), Preußen hielt das Einvernehmen mit Österreich fest. Aber selbst das schon empfand Metternich fast wie eine Beleidigung Österreichs, daß Preußen auf den Wunsch Rußlands die Verhandlung des Friedens von Adrianopel übernahm. Noch weniger war er damit einverstanden, daß Preußen die aus der Revolution hervorgegangenen Kronen Ludwigs Philipps von Frankreich und Leopolds von Belgien anerkannte. Aber der König, wenn er auch schließlich dem Einschreiten der Heiligen Allianz in Italien und Spanien zustimmte, verhehlte sich doch das Bedenkliche desselben nicht. Nur seine Entschiedenheit war es, welche ein solches Einschreiten in Belgien verhinderte.

Aber ebenso entschieden duldete König Friedrich Wilhelm auch nicht das Eingreifen einer fremden Staatsgewalt in das preußische Staatswesen, wie es der damals erstarkte Ultramontanismus im Namen der katholischen Kirche versuchte. Denn wie der König mit der Gewissenhaftigkeit, welche ihn stets auszeichnete, bestrebt war, seinen katholischen Unterthanen nicht weniger als seinen evangelischen ein fürsorglicher Regent zu sein, wie er es auch der katholischen Kirche gegenüber nicht an zahlreichen Beweisen seines Wohlwollens in Errichtung von Schulen und Kirchen, in Ausstattung ihrer Geistlichkeit hatte fehlen lassen, so verlangte er auch von ihr, daß sie die Staatsgesetze achte und den Frieden wahre.

Aus diesem Verlangen war schon die Stiftung der evangelischen Union hervorgegangen: aus ihm entsprang auch das Einschreiten gegen den Ultramontanismus.

Vom Anfange seiner Regierung an hatte es König Friedrich Wilhelm in seinem Herzen bedrängt, daß er durch die Verschiedenheit des Bekenntnisses von seinem Volke getrennt war. Denn seit dem Kurfürsten Johann Sigismund waren die Hohenzollern reformiert; die große Mehrheit der Bewohner des Landes war dagegen lutherisch. Seinem Verlangen nach Union der beiden Bekenntnisse der protestantischen Kirche hatte der König nun schon durch die Kabinettsordre vom 18. Juli 1798 Ausdruck gegeben, welche durch eine gemeinschaftliche Agende die beiden Konfessionen einander näher bringen sollte. Zu diesen Bestrebungen kehrte er nach dem Eintritte des Friedens um so entschiedener zurück, als damals das religiöse Empfinden im Volke sich sichtlich belebt und erwärmt hatte. Die gleiche Amtstracht

*) Graf Trautmannsdorf an Metternich, den 31. Januar 1829. W. St. A.

wurde für die Geistlichen beider Konfessionen vorgeschrieben und 1816 eine gemeinsame Liturgie in den Militärkirchen von Berlin und Potsdam eingeführt. Es war die Mahnung des Königs, das 300jährige Jubelfest der Reformation dadurch zu feiern, daß die beiden Bekenntnisse zu einer wirklichen Konsensus-Union sich zusammenthäten. Wohl erklärten auch zahlreiche Gemeinden ihren Beitritt zu derselben, aber sie faßten sie doch sehr verschieden auf. Unter sehr reger persönlicher Mitwirkung des Königs wurde daher die Liturgie neu bearbeitet und eine gemeinsame Agende entworfen; allein sie stieß in weiten Kreisen, da eben der Geist der beiden Konfessionen ein verschiedener ist, auf lebhaften Widerspruch. Der neu ernannte Kultusminister von Altenstein gedachte die Einführung der Agende zu erzwingen; aber der König verwarf alle Gewaltthätigkeit. Er ließ vielmehr 1828 neue liturgische Kommissionen zusammentreten und die Formulare der Agende mannigfaltiger gestalten. Jetzt schloß sich die große Mehrzahl der Gemeinden der landeskirchlichen Union an, nur in Pommern und Schlesien beharrte eine Anzahl hartnäckig in ihrem Widerstand. Darin sah der König jetzt unberechtigten Eigensinn, den er für seine Pflicht hielt durch Zwangsmaßregeln zu beugen. Doch aber ließ er jetzt den Gedanken einer Konsensus-Union, den er seit 1817 festgehalten hatte, fallen; die Kabinettsordre vom 28. Februar 1834 begnügte sich mit einer Kultus-Union indem sie die Autorität der Bekenntnisschriften beider Konfessionen neben einander anerkannte und nur die Einführung der Agende für alle noch nicht unierten Kirchen anordnete.

Dasselbe Jahr 1834 schien auch die Lösung des Konfliktes zu bringen, welcher zwischen der Staatsgewalt und der katholischen Kirche in Preußen entstanden war. Seit dem Frieden waren häufig in die katholischen Rheinlande Beamte aus den altpreußischen Provinzen versetzt worden, von welchen gar manche mit den Töchtern des Landes sich verheiratet hatten. Nun setzte aber Papst Pius VIII. durch das Breve vom 25. März 1830, entgegen den Bestimmungen des preußischen Landrechtes, fest, daß gemischte Ehen zwar unerlaubt, doch gesetzlich gültig, aber nur gegen das Gelöbnis katholischer Kindererziehung kirchlich einzusegnen wären. Die preußische Regierung verwarf dies Breve, schloß aber am 19. Juli 1834 mit dem Erzbischof von Köln, Freiherrn von Spiegel, eine Übereinkunft, in welcher dieser, das Breve im mildesten Sinne auslegend, den Pfarrern die kirchliche Einsegnung gemischter Ehen überall da anbefahl, wo die Braut nicht von protestantischer Kindererziehung ausdrücklich wisse. In dem gleichen Sinne gelobten auch die übrigen preußischen Bischöfe das Breve auszulegen; worauf der König demselben nunmehr nachträglich seine Bestätigung erteilte. Allein schon im nächsten Jahre starb der Erzbischof Spiegel, ein gebildeter Weltmann, erfüllt von echter Frömmigkeit, aber frei von allem Fanatismus. Zu seinem Nachfolger ernannte der König den Weihbischof von Münster,

den Freiherrn Clemens Droste zu Vischering. Mit ihm nahm der Ultramontanismus den ersten Bischofssitz der preußischen Rheinlande in Besitz.

Mit der Wiederherstellung des Jesuiten-Ordens 1814 kehrte der Geist der Herrschsucht, der Unduldsamkeit, der Bildungsfeindlichkeit in die katholische Kirche zurück. Verbündet mit der politischen Reaktion suchte er sich Deutschland wieder zu unterwerfen, dessen Geistliche im Umgange mit Protestanten Duldung gelernt hatten und auf den Universitäten zu einer freieren Auffassung der kirchlichen Verhältnisse herangebildet waren. Mit mannhafter Entschiedenheit wirkte dagegen in Konstanz der Generalvikar Freiherr von Wessenberg durch Wort und Schrift für die Gestaltung einer deutschen Nationalkirche, für Vertiefung der Seelsorge, für freisinnige Bildung der Geistlichen. Sein Einfluß auf das südwestliche Deutschland war außerordentlich. Nicht minder erfolgreich, wenn auch andersartig war die Wirksamkeit des Professors Georg Hermes in Bonn. Sein Streben war, „alle Gewißheit des Glaubens auf die notwendigen Forderungen der menschlichen Vernunft zu gründen"; von aller Befeindung der katholischen Kirche und ihrer Lehren war er indes weit entfernt. Dennoch galt er wie seine zahlreichen Anhänger ihr als Gegner.

Da nun die Bewegungen in den Jahren 1830 und 1831 in den katholischen Ländern meist zugleich einen antikirchlichen Charakter trugen, so hielt es der Ultramontanismus für angezeigt, seine Taktik zu ändern: er machte fortan gemeinsame Sache mit den Liberalen und liebäugelte mit den Radikalen. Jetzt unterstützte er in den preußischen Rheinlanden die politische Opposition; jetzt erschien es ihm unerträglich, hier unter einer protestantischen Staatsgewalt zu stehen. Sein Wortführer in Deutschland war Joseph Görres, ehemals in seinem „Rheinischen Merkur" ein beredter Anwalt des Deutschtums, den sogar Blücher bei seiner Durchreise durch Koblenz in schmeichelhaften Ausdrücken zur Fortsetzung seiner Freimütigkeit angeeifert hatte;*) jetzt war er ein radikaler Kämpe für Papsttum und Kirche. „Die Fürsten", sagte er, „können nur durch die Hierarchie überwunden werden; man muß daher diese um jeden Preis unterstützen!" Unter solchen Einwirkungen mußte in Deutschland wohl eine neue Generation von katholischen Geistlichen heranwachsen, der Rom allein Vaterland war.

„Ist Ihre Regierung toll?" fragte daher mit gerechtem Erstaunen der Kardinalsekretär Capaccini den preußischen Gesandten Bunsen in Rom, als er hörte, daß der König den Weihbischof von Münster auf den erzbischöflichen Stuhl von Köln berufen habe. Denn dort kannte man den Bischof Droste längst als einen Hauptführer des Ultramontanismus in Westfalen. Indes er hatte sich vor seiner Wahl schriftlich verpflichtet, die Übereinkunft vom 19. Juni 1834 zu beobachten. Aber kaum hatte er sein erzbischöfliches Amt

*) von Pichler an Metternich, den 20. Mai 1815. W. St. A.

angetreten, so begann er eine Verfolgung aller Anhänger der 1835 von dem Papste verbotenen Hermesschen Lehren, und im September 1837 sagte er sich ohne weiteres von jener Übereinkunft und seinem Versprechen los und stellte sich ganz auf den Boden des päpstlichen Breve, indem er auch die Bevölkerung in den Streit hineinzuziehen versuchte. Die Regierung forderte ihn auf, die Verfolgung der Hermesianer einzustellen und die Konvention von 1834 wieder anzuerkennen oder sich einstweilen aller Amtshandlungen zu enthalten. Er lehnte indessen das eine wie das andere mit Entschiedenheit ab. Sollte der König vor dem halsstarrigen und wortbrüchigen Kirchenfürsten zurückweichen? Er ließ ihn am 20. November 1837 in seinem Palaste verhaften und auf die Festung Minden abführen. Ein Sturm erhob sich über dies nachdrückliche Einschreiten der preußischen Regierung. In Köln und Koblenz kam es zu Pöbelaufläufen, angeschürt durch geistliche Seminaristen, die des Erzbischofs Sekretär, Kaplan Michelis, aufgereizt hatte. Papst Gregor XVI. hielt eine Ansprache an das Kardinalskollegium, in welcher er erklärte, durch das Einschreiten Preußens sei die bischöfliche Würde verhöhnt und die Rechte des heiligen Stuhles mit Füßen getreten. Görres pries in seinem „Athanasius" unter zügellosen Schmähungen gegen die ungläubige Regierung Preußens den verhafteten Bischof als Märtyrer und gründete die „Historisch-politischen Blätter" als Geisteswaffe für die Hierarchie. Nicht anders urteilten auch, Rotteck voran, die süddeutschen Liberalen; aber im Norden sah man in dem Streite „den Kampf deutscher Freiheit gegen römische Herrschbegier."

Das Märtyrertum des gefangenen Erzbischofs fand schnell Nachahmung. Auch der Erzbischof von Posen und Gnesen, Martin von Dunin, verbot, der Konvention von 1834 entgegen, die unbedingte Einsegnung gemischter Ehen. Daraufhin verurteilte ihn das Kammergericht in Berlin zur Amtsentsetzung; er kam jedoch nach Berlin und verlangte Aufschub der Urteilsvollstreckung unter dem Vorbehalt, daß er Berlin nicht ohne die Erlaubnis des Königs verlasse. Trotzdem versuchte er heimlich in seine Diözese zurückzukehren. Allein kaum in Posen wieder angelangt, wurde er verhaftet und nach der Festung Kolberg gebracht. Die polnische Geistlichkeit ordnete deswegen eine allgemeine Kirchentrauer an; auf die Androhung der Beschlagnahme ihrer Einkünfte erklärte sie jedoch die Trauer für beendet; aber in den Gemütern blieb doch eine Erregung zurück, geschärft zugleich durch den nationalen Gegensatz gegen das Deutschtum, während in Köln durch die Ernennung des gemäßigten Kapitulars Hüsgen zum Verweser des Erzbistums die Bewegung schnell sich beruhigte.

Durchdrungen von der Vollberechtigung des Staates, wollte der greise König von Nachgiebigkeit gegen die Kirche nichts wissen. Das Gesetz sollte walten: so faßte er selbst seine Herrscherstellung auf. In wohlgeordnetem,

sorgsam überwachtem Gange bewegte sich, während die Person des Regenten durchaus zurücktrat, unter ihm die Regierungsmaschine streng nach der Vorschrift des Gesetzes: eine gute Verwaltung galt ihm für die beste Verfassung. Und wirklich kann man sagen, daß in einer solchen Regierungsart etwas Konstitutionelles liegt. Freilich gehörte dazu die ganze Selbstlosigkeit des Königs, aber auch sein richtiger Blick, mit dem er auf allen Gebieten die rechten Männer auf den rechten Platz zu stellen wußte. Es ist wirklich erstaunlich, eine wie große Zahl hervorragend tüchtiger Beamter die lange friedliche Regierungsepoche König Friedrich Wilhelms aufzuweisen hat. Es waren eben persönliche Eigenschaften, durch welche dieser wahrhafte Bürgerkönig den Absolutismus in Preußen aufrecht erhielt.

Allmählich war es einsam geworden um den königlichen Greis. Die Töchter waren verheiratet, die Söhne hatten einen eigenen Hausstand sich gegründet. Kinderlos war die zweite Ehe des Königs geblieben, die er morganatisch in aller Stille am 9. November 1824 mit der Gräfin Auguste von Harrach, späteren Fürstin von Liegnitz, geschlossen hatte. Aber die Kinder alle versammelte die schwere Erkrankung des Königs wieder um ihn; am Morgen des 7. Juni 1840 langte auch sein Schwiegersohn, der Kaiser Nikolaus von Rußland, in Berlin an. Es war der erste Pfingsttag. Mit vollem Bewußtsein — Mittag war vorüber — dankte der Sterbende der Fürstin Liegnitz, nahm Abschied von seinen Kindern, segnete die sein Lager Umknieenden und that dann sanft, ohne Todeskampf den letzten Atemzug. Eine dichte Volksmenge umstand still das schlichte Haus Unter den Linden, in welchem der König wohnte. Fürst Wittgenstein trat heraus, sofort dicht umringt von teilnehmend Fragenden. Vor innerer Bewegung wortlos, wies er mit der Hand zum Himmel empor. Und tiefe Trauer legte sich über das ganze Preußenvolk.

Aber die Erregtheit der Zeit verstattete nicht, seinen Gefühlen sich hinzugeben.

In weiten Kreisen schickte man sich an, das 400jährige Jubelfest der Erfindung der Buchdruckerkunst zu feiern: es sollte ein Fest geistiger Befreiung, eine großartige Demonstration für die Preßfreiheit werden. Gerade darum wurde es verboten, aber dem stillen Wogen der Geister ließ durch ein Verbot sich nicht Einhalt thun.

Viel verständlicher für die große Menge des Volkes war jedoch das Waffengetöse, welches aus Frankreich über den Rhein herüberschallte. Die napoleonische Legende, durch Thiers und seine Gesinnungsgenossen groß gezogen, hatte dort zu einem förmlichen Napoleon-Kultus geführt. Durch die einseitige und befangene Geschichtschreibung irre geführt, berauschte sich die jüngere Generation in der Erinnerung an den strahlenden Kriegsruhm und die gewaltige Machtstellung Frankreichs in den napoleonischen Zeiten. Die

nationale Empfindlichkeit betrachtete es daher als einen Schimpf, daß die vier Großmächte ohne die Zuziehung Frankreichs sich daran machten, das Verhältnis Ägyptens zur Türkei zu ordnen. Die Zeitungen gossen Öl ins Feuer: der Ruf nach Rache und Krieg wurde allgemein. Ein fürchterlicher Sturm schien im Anzuge: rapide sanken die Kurse an der Börse. Die Regierung Ludwig Philipps gab dem Andrängen nach und begann zu rüsten. „An den Rhein!" war die Losung; die Eroberung des linken Rheinufers galt als nächstes Ziel, zumal man auf den Anschluß der unzufriedenen Katholiken am Rhein mit Sicherheit glaubte rechnen zu können.

Ein interessanter Brief aus Paris schildert, wie 22 Jahre zuvor die Stimmung der Franzosen gegen die Großmächte gewesen war. „Sie schonen", heißt es da*), die Engländer, weil diese sich als Mittel von ihnen brauchen lassen und viel Geld bei ihnen verzehren; die Österreicher verachten sie; die Preußen hassen sie; und die Russen lieben sie, weil sie dieselben als ihre Retter betrachten und in Verbindung mit ihnen sich wie die Herren der Welt ansehen". Nicht anders war auch jetzt die Stimmung. In erster Linie gegen Preußen und Deutschland richtete sich das wüste Geschrei.

Aber die Preußen und Deutschen waren zur Abwehr entschlossen. Eine schwungvolle Begeisterung, fast an die Stimmung der Befreiungskriege mahnend, gab sich kund. Max Schneckenburger stimmte vorahnend sein kräftiges Lied an von der festen und treuen „Wacht am Rhein", und in Köln sang man unter lautem Jubel im Theater: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein", Nikolaus Beckers „Rheinlied", das bald in ganz Deutschland auf allen Straßen ertönte. Und im Lichte einer solchen Begeisterung erschien in seiner völligen Unzulänglichkeit, was der Bundestag seit einem Vierteljahrhundert für die Sicherung Deutschlands gethan hatte. Auch dem Blödsichtigen wurde es klar, daß Deutschland einer festen Führung bedurfte, um vor der geringsten Drohung von außen nicht gleich ängstlich zusammenschrecken zu müssen. Die Kriegsgefahr ging vorüber, aber der Unmut über die Gestaltung der Bundesverhältnisse blieb und gab sich in manchem herben Wort, zumal auch auf den Versammlungen der Ärzte, der Naturforscher, der Philologen kund, die damals unlängst angefangen hatten, mit idealem Bande wenigstens die Jünger gleicher Studien in dem großen Vaterland zu umschlingen.

Hinein nun in diese Erregung der Gemüter fiel der Thronwechsel in Preußen. Hochgespannte Erwartungen begrüßten die Thronbesteigung König Friedrich Wilhelms IV.: würde er Wandel der deutschen Dinge bringen? In Frankfurt gab man sich voll dieser Hoffnung hin. Die Besorgnis des Bundestages richtete sich nur dahin, daß Eifersucht und Halbheit der Großen und Kleinen dem gemeinsamen Vaterlande die herrlichen Früchte

*) vom 17. März 1818 (von Zichy an Metternich mitgeteilt). W. St. A.

verkümmern könnten, welche es jetzt mit Zuversicht durch Preußen erwartete.*) Und wirklich schien eine solche Erwartung für Preußen, für Deutschland nicht unberechtigt.

König Friedrich Wilhelm IV., 1795 am 15. Oktober geboren, war offenbar ein Mann ganz ungewöhnlicher Art, von dem knappen, schlichten, soldatischen Vater so verschieden wie möglich. Bequem in Gang und Haltung, hastig in den Bewegungen, freundlich blickenden Auges, erinnerte er durch die weichen Züge des Gesichts lebhaft an die unvergessene Königin Luise, seine Mutter. Dazu war er mitteilsam, von glücklich zuströmender Fülle des Wortes, von erstaunlicher Schlagfertigkeit der Rede. Aufgewachsen inmitten des glücklichsten Familienlebens, ausgestattet mit umfassender und gründlicher Bildung, voll geistiger Regsamkeit, leicht erregbaren Gefühles, war er jeder Pedanterie, jedem Zwange abgeneigt; an dem Dienste der Waffen fand der Erbe des kriegerischesten Fürstenhauses in Europa keinen Gefallen. Er war durchaus eine Künstlerseele voll hohen Fluges der Phantasie und fein geläuterten Geschmackes. Aber zugleich besaß er auch die Unruhe einer solchen und ihre Eigenwilligkeit; niemals fehlte es ihm an Gewissenhaftigkeit, wohl aber an Stetigkeit, und der Entschluß des Unternehmens war rascher gefaßt als derjenige des Durchführens. Schnell wechselten bei ihm die Ansichten; niemals war man seiner Entscheidung ganz sicher. Das Königtum rückte er in seinen Gedanken hinaus in eine unnahbare Höhe und liebte es doch mit rascher Entschließung in den Gang der Geschäfte sich einzumischen; denn seine reiche überströmende Natur riß ihn leicht hinweg über die festen Schranken des Dienstes. Die Genialität seines Wesens ertrug nur mit Widerstreben die Entsagung und Selbstlosigkeit, welche ein Regent mehr als ein anderer Mensch zu üben hat, und vor allem ein konstitutioneller Regent. Durfte man daher erwarten, daß er Neigung haben würde, die Beschränkungen einer Verfassung sich freiwillig aufzuerlegen? Das war aber doch die Hauptfrage, wie die Regierungsform in Preußen mit dem Zeitbewußtsein in Einklang gebracht werden könnte.

Wirklich ließen die ersten Regierungshandlungen des Königs auch für diese Haupt- und Grundfrage das beste hoffen: ein Geist der Versöhnung wehte in ihnen, fast als gelte es früher Verfehltes gut zu machen. Boyen wurde als Mitglied des Staatsrates 1841 als Kriegsminister in den Dienst zurückgerufen; Ernst Moritz Arndt nahm nach 20 jähriger Pause seine Vorlesungen in Bonn wieder auf; Ludwig Jahn, aus allen Einengungen gelöst, wurde nachträglich mit dem eisernen Kreuze geschmückt. Am 10. August wurde Amnestie für alle politischen Vergehen und Verbrechen erteilt, und gleich darauf die Ministerialkommission zur Untersuchung der „demagogischen" Umtriebe aufgelöst. Mit erkennbarer Absicht-

*) von Sydow an den König, den 23. Oktober 1840. B. St. A.

lichkeit suchte man die jetzt aus Festungshaft und Verbannung Befreiten durch Anstellung und Beförderung zu entschädigen, sodaß die Meinung aufkam, um in Preußen vorwärts zu kommen, müsse man Burschenschafter gewesen sein.

Auch den Verhältnissen des Deutschen Bundes wandte der König seine Aufmerksamkeit zu. Im August hatte er in Dresden eine Zusammenkunft mit Metternich und sandte die Generale von Grolmann und von Radowitz an die süddeutschen Höfe und nach Wien, um Verbesserungen der Bundeskriegsverfassung anzubahnen. Das Ergebnis war, daß regelmäßige Inspektionen der Bundeskontingente eingerichtet und die Befestigung von Rastatt und Ulm in Angriff genommen wurde. Einen geistigen Mittelpunkt aber suchte der König den Deutschen in Berlin zu geben. Dorthin wurden je die Ersten in ihrem Fache berufen, die Brüder Grimm, die Dichter Ludwig Tieck und Friedrich Rückert, Schelling der Philosoph, der Maler Cornelius und Felix Mendelssohn, der Komponist. Die schönsten Hoffnungen, so schien es, fingen an, sich zu erfüllen.

Mit den aufrichtigsten Freudenbezeugungen begleitete daher das preußische Volk die Reise seines Königs nach Königsberg, wo er nach altem Brauche die Huldigung der nicht zum Deutschen Bunde gehörenden Provinzen Preußen und Posen entgegennehmen wollte. Noch war es unvergessen, daß die Provinz Preußen sich einst zuerst für die Befreiung des Vaterlandes erhoben hatte: jetzt erhob sie sich zuerst für die Verfassung. Am 5. September 1840 war der Landtag der Provinz zusammengetreten, um zu beraten, ob und für welche Privilegien der Provinz die Bestätigung des König zu erbitten sei. Da beantragte der Bürgermeister von Königsberg, Heinrich, den König um die Verleihung einer Verfassung für den preußischen Staat „gemäß der Verordnung vom 22. Mai 1815“ zu bitten. Mit 89 gegen 5 Stimmen nahm der Landtag diesen Antrag an; auch der königliche Kommissar, der Oberpräsident von Schön, war dafür. „Unsere getreuen Stände“, gab der König schon am 9. September zum Bescheide, „können in vollstem Maße Unseren Absichten über die Institution der Landtage vertrauen.“

Unter dem Eindrucke dieses hoffnungerweckenden Landtagsabschiedes, fand am folgenden Tage auf dem inneren Hofe des Schlosses zu Königsberg die Huldigung der Stände statt. Der König nahm das Gelöbnis der Treue entgegen; dann erhob er sich vom Throne, und bis an den Rand der Tribüne vortretend, legte er mit klangvoller Stimme, die Worte mit beredten Bewegungen der Hand begleitend, auch seinerseits das Gelöbnis ab, „ein gerechter Richter, ein treuer, sorgfältiger, barmherziger Fürst, ein christlicher König“ zu sein. „Bei uns“, fuhr er fort, „ist Einheit an Haupt und Gliedern, an Fürst und Volk, im Großen und Ganzen herrliche Einheit

des Strebens aller Stände nach einem schönen Ziele, nach dem allgemeinen Wohl in heiliger Treue und wahrer Ehre. Aus diesem Geiste entspringt unsere Wehrhaftigkeit, die ohne gleichen ist. So wolle Gott unser preußisches Vaterland sich selbst, Deutschland und der Welt erhalten, mannigfach und doch eins, wie das edle Erz, das, aus vielen Metallen zusammengeschmolzen, nur ein einziges, edles ist, keinem andern Roste unterworfen, als allein dem verschönernden der Jahrhunderte!"

Der König hatte zu sprechen aufgehört; noch lag einen Moment feierliche Stille über den Tausenden der Versammelten. Dann aber brach mit einem Male, brausend, lautschallend der Jubel aus; mit Thränen in den Augen fielen viele einander in die Arme, durch das Bekenntnis und die Verheißung des Königs in tiefster Seele bewegt.

Aber der König mußte es für eine irrige Ansicht erklären, daß er seine Zustimmung zu dem Antrage der preußischen Stände im Sinne der Kabinettsordre vom 22. Mai 1815 ausgesprochen habe. Das gab Verstimmung, und mit geringerer Erwartung sah man daher der Huldigungsfeier in Berlin am 15. Oktober entgegen. Es war ein regnerischer Herbsttag. An die 60000 Menschen füllten mit den Vertretern der zum Deutschen Bunde gehörenden sechs Provinzen den weiten Raum des Lustgartens vor dem Berliner Schlosse. Des Regens nicht achtend, trat der König auf die Tribüne vor dem Schlosse heraus und wandte sich mit feierlichem Worte an die Stände. Er rief sie zu der Erklärung auf, ob sie in der heiligen Treue der Deutschen, in der heiligeren Liebe der Christen ihm helfen und beistehen wollten, „Preußen zu erhalten, wie es ist, wie es bleiben muß, wenn es nicht untergehen soll". „Wollen Sie mir", schloß er, „helfen und beistehen, die Eigenschaften immer herrlicher zu entfalten, durch welche Preußen mit seinen nur vierzehn Millionen den Großmächten der Erde beigesellt ist? Nämlich Ehre, Treue, Streben nach Licht, Recht und Wahrheit, Vorwärtsschreiten in Altersweisheit zugleich und heldenmütiger Tugendkraft? Wollen Sie in diesem Streben mich nicht lassen und versäumen, sondern treu mit mir ausharren durch gute und durch böse Tage: o, dann antworten Sie mir mit dem schönsten, klarsten Laute der Muttersprache, antworten Sie mir ein ehrenhaftes Ja!"

Eine freudige Bewegung ging durch die dichten Scharen der Umstehenden, die ihn verstanden hatten: vielstimmig klang ein lautes Ja dem Könige entgegen. Dann ergriff auch die Fernerstehenden, welche den König nur sprechen sahen, ohne etwas zu hören, die Bewegung: sie antworteten mit immer sich erneuernden Hochrufen und Vivats. So faßte der König Zuversicht zu dem großen Unternehmen, das er schon seit langen Jahren in der Seele trug. Schon im Februar 1841 begann er Hand an die weitere Ausbildung der ständischen Institutionen zu legen. Auch für die stän-

dischen Verhältnisse in Preußen sollte, wie er sagte, „eine lebendigere Zeit“ kommen.

Die Frage war indes, ob, was der König wollte, auch dasjenige war, was das Volk wollte. Der Oberpräsident von Schön überreichte dem Könige selber eine kleine Flugschrift, die er verfaßt hatte: „Woher und Wohin?“ Die Einführung von Generalständen, führte er darin aus, sei eine unabweisliche Forderung der Zeit und würde eines günstigen Einflusses auf den Gang der Gesetzgebung und Verwaltung, auf die Haltung der Beamten und den Geist des Volkes nicht entbehren; denn die Zeit der patriarchalischen Regierung sei vorüber und das preußische Volk mündig geworden.

Noch anmaßlicheren Ton schlug eine anonyme Schrift an, die in demselben Gedankenkreise sich bewegte: „Vier Fragen eines Ostpreußen“, als deren Verfasser sich später Johann Jacoby, ein junger jüdischer Arzt, ergab.

In der Pariser „Charte“ von 1830 sah die politische Tagesmeinung ihr Ideal. Allein von einer Volksvertretung nach diesem hohlen französischen Muster wollte der König nichts wissen; er knüpfte mit seinen Gedanken an das Bestehende an und wollte von diesem aus Schritt für Schritt zu weiteren Entwickelungen gelangen: am 21. Juni 1842 unterzeichnete er den Erlaß wegen Bildung ständischer Ausschüsse, welche die ständischen Institutionen durch ein Element der Einheit ergänzen sollten. Es wurden darin zwei Hauptforderungen der Zeit bewilligt: Periodizität der Landtage und Öffentlichkeit der Verhandlungen. Der größte Fortschritt aber war, daß die Landtage zur Bildung von Ausschüssen ermächtigt wurden, besonders um die Regierung da mit Rat und Mitwirkung zu unterstützen, wo es sich um die Interessen mehrerer oder aller Provinzen handelte. So gedachte der König unter gleichmäßigen Wahlen eine Repräsentation der Gesamtheit des Landes zu schaffen.

Am 18. Oktober 1842 wurde die Versammlung der vereinigten ständischen Ausschüsse in Berlin durch den neuen Minister des Innern, den Grafen Arnim-Boitzenburg, eröffnet. Sie bestand aus Abgeordneten aller Provinzen und aller Stände, vom Fürsten bis zum Bauern herab. Wohl war der König mit dem Ergebnis der Verhandlungen zufrieden, allein in ihrer Unselbständigkeit der Regierung gegenüber genügten die vereinigten Ausschüsse weder den Wünschen des Volkes noch auch in Wahrheit den Bedürfnissen der Regierung. Die langgestreckte Lage des Staates und die gesteigerten Forderungen des Verkehrs ließen die Frage nach dem Baue von Eisenbahnen nicht länger abweisen: zur Garantie einer Eisenbahn-Anleihe aber genügte nicht die Zustimmung der Ausschüsse; die Verordnung vom 17. Januar 1820 verlangte zu jeder Anleihe die Genehmigung einer Volksvertretung. Auf die Schaffung einer solchen drängte alles hin. Rückhaltslos erkannte auch der König die Erlasse vom 22. Mai 1815 und vom

17. Januar 1820 an. Es war daher nur eine Zwischenmaßregel, daß die Regierung, von der Unzulänglichkeit der vereinigten Ausschüsse überzeugt, im März und Mai 1843 die Provinziallandtage wieder eröffnete. Denn andere Fragen, ihrer Lösung harrend, schoben sich indes in den Vordergrund.

Die Meinung des Königs war, daß in Preußen in den religiösen Angelegenheiten die vollste Freiheit herrschen solle; denn die Freiheit einer christlichen Kirche könne einem christlichen Staate nur Segen bringen. In dem Streite des preußischen Staates nun mit den verhafteten Erzbischöfen hatte in der Sache ohne Zweifel der Staat Recht; denn kein Staat der Welt kann es dulden, daß ein Unterthan den bestehenden Gesetzen plötzlich den Gehorsam aufkündigt. Aber die Verhaftung machte den Eindruck willkürlicher Kabinettsjustiz, ein richterliches Verfahren war ihr nicht nachgefolgt. Ohne weiteres gab daher König Friedrich Wilhelm nach seiner Thronbesteigung, durchaus zufrieden gestellt, daß der Papst an Stelle des Erzbischofs Droste den Bischof von Speyer, von Geissel, setzte, die gefangenen Erzbischöfe frei, verzichtete auf das königliche Placet (die Genehmigung päpstlicher Erlasse), erlaubte den Bischöfen unbehindert mit Rom zu verkehren und gab die Erziehung des Klerus und der katholischen Jugend in die Hände der Geistlichkeit.

Der neue Oberhirt der Kölner Erzdiözese, bis zum Tode Drostes, 1845, dessen Koadjutor, verstand es sehr wohl, geistliche Würde mit weltlicher Artigkeit zu vereinigen. Durch rührige Bemühung gewann er seinen Sprengel sofort dafür, den Bau des Kölner Doms zu vollenden, der, unter dem Staufer Friedrich II. begonnen, seit drei Jahrhunderten geruht hatte. Mit der vollen Wärme seiner romantischen, hochfliegenden Seele erfaßte der König den Gedanken: ihm sollte der vollendete Bau ein Denkmal des kirchlichen Friedens und zugleich der deutschen Einigkeit und Kraft werden. So gestaltete er die Feier der Grundsteinlegung am 4. September 1842 zu einem großen Feste, zu dem die Fürsten ganz Deutschlands geladen waren. „Das große Werk“, sprach er bei der Feier zu der zahllos versammelten Volksmenge, „verkünde den spätesten Geschlechtern von einem durch die Einigkeit seiner Fürsten und Völker großen Deutschland, von einem durch die Herrlichkeit des großen Vaterlandes und durch eigenes Gedeihen glücklichen Preußen, von dem Brudersinn verschiedener Bekenntnisse, die inne geworden, daß sie eins sind in dem einigen göttlichen Haupte!“ Der große Gedanke fand Zustimmung. Beim Festmahle erhob sich der Erzherzog Johann von Österreich: „So lange Preußen und Österreich“, lautete sein Trinkspruch, „solange das ganze übrige Deutschland, soweit die deutsche Zunge reicht, einig sind, solange werden wir unerschütterlich dastehen, wie die Felsen unserer Berge.“ Die Zeitungen freilich machten daraus: „Kein Preußen, kein Österreich! Ein einiges großes Deutschland, fest wie seine

Berge!" Und in dieser Fassung erregten die Worte weithin den lautesten Jubel und blieben auf Jahre unvergessen.

Als das protestantische Gegenstück zu dem Kölner Dom stand dem Könige ein Dom in Berlin vor der Seele, für dessen Fürstengruft damals Cornelius seine herrlichen, tief ergreifenden Kartons schuf. Überhaupt war die Kunst dem Könige nicht Genuß, sondern Lebenselement. Er ließ die von Schinkel begonnenen Bauwerke pietätsvoll nach des Meisters Entwürfen vollenden. Die Schloßbrücke wurde mit Marmorgruppen geziert, und das großartige Monument Friedrichs des Großen von Rauch in Aussicht genommen. Das Lieblingsgebiet indessen für das künstlerische Schaffen des Königs war Potsdam, dessen Umgebung er, Architektur und Plastik mit der Landschaft verbindend, zu einem Gesamtbilde von unvergleichlicher Schönheit umgestaltete.

Zugleich erfuhr die Wissenschaft durch König Friedrich Wilhelm die großartigste Förderung. Ihm verdankt die Berliner Akademie der Wissenschaften ihre hohe Blüte. Mit freigebiger Hand unterstützte er wissenschaftliche Unternehmungen, wie die Sammlung der lateinischen Inschriften oder die Herausgabe der Werke Friedrichs des Großen. Alexander von Humboldt war sein ständiger Abendgast am schlichten Theetisch, an welchem die fein gebildete und fein fühlende Königin Elisabeth, der hohen Gedanken ihres königlichen Gemahls wahrhafte Vertraute, als Hausfrau waltete. Der Wertschätzung, welche der König für Kunst und Wissenschaft empfand, gab er 1842 auch durch die Stiftung der Friedensklasse des Ordens pour le mérite Ausdruck.

Die Aufhebung aller Einengungen der katholischen Kirche in Preußen faßte der Ultramontanismus als einen errungenen Sieg auf. Papst Gregor XVI. war zwar sonst ein vergnüglicher und leutseliger Mann und bei einem Glase Wein gern zu gemütlichen Scherzen aufgelegt; aber doch fest entschlossen, die päpstliche Machtvollkommenheit, trotz aller Tücken der argen Welt, zu allseitiger Geltung zu bringen, er sah mit Befriedigung, daß — was weder in Bayern noch in Österreich ihm hatte gelingen wollen — in Preußen, dem protestantischen Staate, seine Autorität zu unbedingter Anerkennung gebracht war. Entschwundene Zeiten schienen wieder zurückzukehren: Wallfahrten fanden den größten Zulauf, und den Reliquien der Kirchen wurde mit mehr Ehrfurcht als je begegnet. Das bewies die Jubelfeier des heiligen Rockes zu Trier. Unter Glas und Rahmen ließ der Bischof Arnoldi am 18. August 1844 das unscheinbare Gewand ausstellen, das, jedenfalls aus dem Oriente stammend, in dem Rufe stand, der ungenähte Rock Christi zu sein. Wie hatten sich die Zeiten geändert! Zuletzt war der Rock 1810 in dem damals französischen Trier ausgestellt gewesen, ohne erheblich beachtet zu sein. Jetzt fand während der fünfzigtägigen Ausstellung eine „katholische Völkerwanderung" statt und von zahlreichen wun-

derbaren Krankenheilungen ging die Rede. Zwar erwiesen die Bonner Professoren von Sybel und Gildemeister in der Schrift: „Der heilige Rock zu Trier und die zwanzig anderen heiligen ungenähten Röcke“ die Unechtheit der Reliquie; aber sie drangen nicht durch. Da brachten die sächsischen Vaterlandsblätter ein Sendschreiben „gegen das Götzenfest zu Trier an den dasigen Bischof als den Tetzel des 19. Jahrhunderts“. Geschickt hatte der Verfasser Johannes Ronge, ein junger Priester, die Schlagwörter der Liberalen verwertet; so machte die Schrift ungeheures Aufsehen und eine Gemeinde sammelte sich um ihn, die von Papst und Bischof nichts wissen wollte. Denn gänzliche Trennung von Rom war das Ziel Ronges, der auf seiner Apostelreise sehr naiv als Dritten neben Christus und Luther sich stellte. Allein diese deutschkatholische Bewegung ging ebenso wie die von dem Vikar Johann Czerski in Schneidemühl gestiftete „Christkatholische Gemeinde“ an ihrer inneren Leere und der Verquickung mit dem Radikalismus in den Wogen des Jahres 1848 unter.

Auch in der evangelischen Kirche begannen damals die Gegensätze aufeinander zu treffen. Die Mehrzahl der älteren evangelischen Geistlichen hing einem durch Kants Autorität auf das Moralische gerichteten gemäßigten Rationalismus an. Von strenger Rechtgläubigkeit war sie meist weit entfernt; denn die Unionsbestrebungen König Friedrich Wilhelms III. brachten es mit sich, es mit der Verpflichtung auf die Bekenntnisschriften sehr milde zu nehmen. Der Philosophie des Begriffes, wie Hegel in Berlin sie lehrte, brachten sie eine gewisse Sympathie entgegen. Deutlich sonderten sich von ihnen die Anhänger Schleiermachers, welche die Religion in das Gefühl setzten, noch viel mehr aber diejenigen Geistlichen, welche von dem in der Zeit der Franzosennot und der Befreiungskriege neu erwachten religiösen Leben mit ergriffen waren und, wie der Kreis des greisen Baron von Kottwitz in Berlin, mehr die gläubige Andacht als die Rechtgläubigkeit betonten.

Aus der Reaktion gegen alle diese Richtungen, zumeist natürlich gegen die moralisch-rationalistische, war der Orthodoxismus hervorgegangen, dessen Organ die „Evangelische Kirchenzeitung“ war, seit 1827 von Hengstenberg in Berlin herausgegeben. Ihre schärfsten Angriffe richtete diese auf die Tübinger Schule, welche die Grundsätze der historischen Kritik auf die Schriften des Neuen Testamentes anwandte und dadurch die Grundlagen des christlichen Glaubens zu bedrohen schien. Führer der Tübinger war Christian Baur, der die Geschichte des Vorchristentums auf ganz neue Grundlagen stellte. Auf den Schultern Baurs aber stand David Strauß, der in seinem „Leben Jesu“ die heilige Geschichte in Mythen auflöste, durch seine kalte Kritik und pietätslose Art aber selbst unter den rationalistisch Gesinnten viele Gemüter verletzte.

Solange nun Altenstein Kultusminister war, konnten sich in Preußen alle diese Richtungen und Gegensätze ungehemmt bewegen und entwickeln. Aber Altenstein, der Gönner der Hegelschen Schule, starb 1840. Eichhorn, sein Nachfolger, welcher der positiv kirchlichen Richtung angehörte, begann sofort die Verpflichtung der Geistlichen auf die Bekenntnisschriften wieder schärfer zu fassen. Er fand dabei durchaus die Zustimmung des Königs Friedrich Wilhelm IV., dem es Herzenssache war, dem kirchlichen Sinn, der ihn selbst erfüllte, auch nach außen Geltung zu verschaffen. Sofort erhob sich aber auch der Widerspruch. Eine Anzahl von Geistlichen, unter Führung des Predigers Uhlich in Pömmelte bei Magdeburg, fand sich in dem Bekenntnis zusammen: „Wir stehen auf dem Boden der Heiligen Schrift, aber wir legen dieselbe aus im Lichte der Zeit, mit allen Mitteln der Wissenschaft." Lichtfreunde nannte man sie darum. Auf ihrer Versammlung in Köthen aber verstieg sich der Privatdozent Wislicenus aus Halle, Uhlich weit überbietend, zu der Erklärung, daß nicht in der Heiligen Schrift, sondern in dem Geiste des Menschen und in den Fortschritten der Bildung die wahre göttliche Offenbarung enthalten sei.

Der Ausbreitung solcher religiös-radikalen Ansichten war zu wehren: Wislicenus wurde die Erlaubnis, Vorlesungen zu halten, entzogen. Aber die Kirche nahm es als ihr Recht in Anspruch, über die Verpflichtung ihrer Geistlichen und Lehrer zu entscheiden, und die Generalsynode, welche als Abschluß der Synodalordnung der östlichen Provinzen 1846 in Berlin zusammentrat, stellte den Grundsatz auf, daß zwar einerseits den gelehrten Theologen die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung nicht zu beschränken sei, anderseits aber auch der Streit der Lehrmeinungen nicht in das kirchliche Leben der Gemeinde hineingetragen werden dürfe, und entwarf dem entsprechend ein Glaubensbekenntnis von so allgemeiner Fassung, daß darin die verschiedensten Richtungen der Kirche sich zusammenfinden konnten.

Dem gegenüber wollte aber der König die verpflichtende Kraft der Bekenntnisschriften festhalten. Er löste daher zwar die Generalsynode auf, gab aber zugleich am 30. März 1847 das „Religionspatent", durch welches denen, die zur Anerkennung der Bekenntnisschriften sich nicht entschließen könnten, der Austritt aus der preußischen Landeskirche frei gestellt war. Gering indessen war die Zahl der freien Gemeinden, welche auf Grund dieses Patentes sich bildeten; sie umfaßte außer denjenigen Gemeinden, welche den Lichtfreunden folgten, nur einige altlutherische, die auch jetzt noch der Union widerstrebten. Nur diese behaupteten sich auf die Dauer in ihrer Sonderstellung, während jene, unterwühlt von politischem Radikalismus, wie sie waren, bis auf geringe Reste in dem Sturme des Jahres 1848 verweht wurden.

Unterdessen hatte der König die Fortbildung der Verfassungsfrage in

Preußen nicht aus den Gedanken verloren. Er war entschlossen, eine ständische Centralversammlung zu schaffen, von der er erwartete, daß sie die vorliegenden Schwierigkeiten lösen und dem allgemeinen Begehren, das auf die Edikte von 1815 und 1820 sich stützte, Genüge thun würde. Seinem freien Willen entsprang die Entschließung, Preußen zu einer Verfassung zu führen, aber es sollte geschehen, sodaß an das Gegebene angeknüpft und die weitere Entwickelung durch fortschreitende Erfahrung geregelt würde. Von der französischen Charte war er mit Recht überzeugt, daß sie auf Preußen nicht passe, und daß ihre Nachahmung Preußen von seinen alten Freunden, Österreich und Rußland, trennen und den Westmächten zudrängen müsse.

Zum Entwurfe einer Verfassung in diesem Sinne wurde nun eine Kommission eingesetzt, bestehend aus den Ministern von Bodelschwingh, Savigny, Uhden, Canitz und dem Hofmarschall von Rochow, denen später noch die Minister von Thile und Rother und der Fürst zu Solms-Lichtenstein beigesellt wurden. Vom 11. bis 21. Juli und dann wieder vom 24. September bis 6. Oktober 1845 währten die Beratungen. Das Ergebnis war, daß die Kommission den König eindringlich von der beabsichtigten Vereinigung der acht provinzialständischen Versammlungen zu einer einzigen abmahnte; denn es sei vorauszusehen, daß eine solche reichsständische Versammlung ein größeres Maß von Rechten, als ihr jetzt zugestanden werden könne, erstreben würde. Sie bat den König vielmehr, bei der bewährten Verfassung der Provinzialstände stehen zu bleiben.

Allein der König gab seinen großen Gedanken nicht auf: ihm schwebte eine Versöhnung, nicht ein Gegensatz der Provinzial- und der Reichsstände vor der Seele; aus seinen eigensten Gedanken schuf er selbst den Entwurf einer Verfassung. Nach demselben sollten die Provinzialstände künftig nur alle vier Jahre zusammentreten, dazwischen aber alle zwei Jahre die ständischen Ausschüsse einberufen werden; jenen sollten die provinzialen, diesen die allgemeinen Fragen zur Begutachtung und Beratung vorgelegt werden. Bei außerordentlichen Veranlassungen aber, namentlich bei neuen Staatsanleihen und bei Vermehrung der Steuern sollten die Reichsstände nach Berlin einberufen werden; ihnen sollte auch ausführlich die Übersicht des Staatshaushaltes vorgelegt werden.

Von diesem Entwurfe machte der König nun Metternich Mitteilung. Als dieser sich aber dagegen aussprach, richtete der König, um alle Gründe eingehend darzulegen, ein fünf Bogen langes, eigenhändiges Schreiben an den österreichischen Staatskanzler. Zugleich teilte er, ebenfalls in eigenhändigem Schreiben seinem Schwager, dem Kaiser Nikolaus, und dem Könige von Württemberg den Plan mit, ohne jedoch von irgend einer Seite Zustimmung zu erhalten.*) Aber auch so hielt der König seinen großen

*) Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals O. v. Natzmer III, 135, 136.

Entwurf der Umgestaltung der Provinzialstände in Reichsstände fest. Zur Rechtsgültigkeit einer so tief bedeutsamen Maßregel indes bedurfte es nach der Verfassung Preußens eines förmlichen Beschlusses des Staatsministeriums. So fand denn am 11. März 1846 eine gemeinschaftliche Sitzung des Ministeriums und der Verfassungskommission statt, um die Grundfrage zu entscheiden, ob überhaupt eine reichsständische Verfassung in Preußen einzuführen sei oder nicht.

An der Spitze des Ministeriums stand damals Prinz Wilhelm, der nächstjüngere Bruder des Königs und bei der Kinderlosigkeit desselben der präsumtive Thronfolger. Der „Prinz von Preußen" eröffnete die Verhandlungen, indem er die Bedeutung dieses Momentes, in welchem es sich um die ganze Zukunft, ja, um die Existenz von Thron und Vaterland handele, betonte und zugleich erklärte, daß er selbst noch nicht von der Notwendigkeit der Bildung einer ständischen Centralversammlung überzeugt wäre, wie er denn auch dem Könige schriftlich Vorstellungen dagegen gemacht hatte.

Wohl förderte die Debatte manche Bedenken gegen die projektierten Reichsstände zutage: dem Minister Flottwell war die Verfassung zu verwickelt, den Ministern Rother und Uhden machte das Steuerbewilligungsrecht der Stände Sorge; aber doch wurde schließlich mit 14 gegen 2 Stimmen die Notwendigkeit der Einrichtung von Reichsständen anerkannt, vorausgesetzt, daß dieselben nur beratende Stimmen haben sollten. Auch der Prinz von Preußen trat schließlich der Majorität bei. „Ein neues Preußen", sagte er, die Diskussion schließend, „wird sich bilden. Das alte geht mit Publizierung dieses Gesetzes zu Grabe. Möge das neue so erhaben und groß werden, wie es das alte mit Ehre und Ruhm geworden ist!"

Mit Beharrlichkeit und Geduld hatte der König alles offene und geheime Widerstreben überwunden, das seinem großen Gedanken sich entgegen stellte. Am 3. Februar 1847 erschien das Patent des Königs, welches den vereinigten Landtag mit reichsständischen Befugnissen schuf. Mit Bedacht hatte er den Jahrestag des Aufrufs zur Bildung freiwilliger Jägercorps gewählt; denn wie jener Aufruf, so sollte auch dies Patent der Ausgangspunkt einer neuen glänzenden Epoche werden.

Es machte in Deutschland, ja, in ganz Europa den größten Eindruck, daß nun auch Preußen, dieser altmonarchische Staat, zu dem ständischen Prinzipe, das doch bald in ein konstitutionelles sich wandeln würde, aus der freien Initiative des Königs überging. Allein von der freudigen Dankbarkeit, die der König von seinem Volke erwartete, zeigte sich nicht viel. Man nahm daran Anstoß, daß dem vereinigten Landtage, ausgenommen in Anleihe- und Steuersachen, nur beratende Geltung eingeräumt war, daß neben den Kurien der Bauern, Bürger und Ritter noch eine be-

sondere Herrenkurie der Standesherren, Mediatisierten und Prinzen eingerichtet war, endlich daß Periodizität ihm versagt war, sodaß leicht die wichtigsten Angelegenheiten den in der Zwischenzeit tagenden ständischen Ausschüssen zufallen konnten. Man hatte erwartet, daß mindestens die Forderungen, welche von Bülow-Cummerow, ein pommerscher Edelmann, in seiner Schrift: „Preußen, seine Verfassung, seine Verwaltung, sein Verhältnis zu Deutschland“ 1842 aufgestellt hatte, verwirklicht werden würden: größere Öffentlichkeit der Verwaltung, besonders des Staatshaushaltes, Preßfreiheit, Entwickelung der Provinzialstände zu einer einheitlichen Vertretung des Volkes. Indes diesen Forderungen des greisen, durchaus konservativen Patrioten entsprachen die Zugeständnisse des 3. Februar nicht; aber die Meinung des Königs war auch, an der Hand gewonnener Erfahrung sie weiter zu entwickeln.

Sonntag den 11. April 1847 trat der vereinigte Landtag im Weißen Saale des Berliner Schlosses zusammen. Der König eröffnete ihn mit einer ebenso glänzenden wie inhaltschweren Rede, wie wohl noch niemals ein König zu seinem Volke gesprochen hatte. „Ich strebe allein danach“, sagte er, „meine Pflicht nach bestem Wissen und nach meinem Gewissen zu erfüllen und den Dank meines Volkes zu verdienen, sollte er mir auch nimmer zu teil werden.“ Aber zugleich gab er die feierliche Erklärung: „Keiner Macht der Erde soll es gelingen, mich zu bewegen, das natürliche, gerade bei uns durch seine innere Wahrheit so mächtig machende Verhältnis zwischen Fürst und Volk in ein konventionelles, konstitutionelles zu wandeln; nun und nimmermehr werde ich es zugeben, daß sich zwischen unsern Herr Gott im Himmel und dieses Land ein beschriebenes Blatt, gleichsam als eine zweite Vorsehung, eindränge, um uns mit seinen Paragraphen zu regieren und durch sie die alte heilige Treue zu ersetzen!“ Und so mahnte er die Stände, jetzt das Wort einzulösen, das sie bei der Huldigungsfeier ihm gegeben.

Durch eine Adresse beantwortete der Landtag die Thronrede. Statt des Dankes aber, auf den der König ein Recht hatte, sprach der Landtag darin eine Wahrung der Rechte aus, wie sie sich aus den Edikten von 1815 und 1820 ergaben. Der König versprach, so wenig angemessen auch der Ausdruck „Wahrung“ war, die Anträge zu prüfen und soweit zu gewähren, wie es mit den unveräußerlichen Rechten der Krone und der Wohlfahrt des Landes vereinbar sei. Denn die Verfassung, wiewohl sie in ihren Grundlagen feststehe, betrachte er doch als fortbildungsfähig; namentlich sei er bereit, dem besonders lebhaft ausgesprochenen Verlangen nach Periodizität zu entsprechen: binnen vier Jahren werde er den Landtag von neuem berufen.

Dies Entgegenkommen des Königs genügte indes der Opposition im

Landtage nicht. Ihre Stimmführer sprachen sich alle dagegen aus, während Graf Arnim-Boitzenburg und der Deichhauptmann Otto von Bismarck-Schönhausen mit Nachdruck und Wärme für die Regierung eintraten. Das bedeutendste Talent in den Reihen der Opposition, an Scharfsinn und Schlagfertigkeit der Rede alle überragend, war der Freiherr Georg von Vincke, des früheren Oberpräsidenten von Westfalen ältester Sohn. Seine äußere Erscheinung war wenig einnehmend; der große Kopf mit rotem Barte steckte in den Schultern; die Haltung war nachlässig wie die Kleidung; aber die klugen kleinen Augen schleuderten Blitze durch die Gläser einer altmodischen Brille; man sah, daß er sich seiner Überlegenheit bewußt war.*) Er verlangte jährliche Einberufung des Landtages. Einer zweijährigen Periode aber war der König nicht ganz abgeneigt. Sofort verlangte die Opposition mehr. Auf Hansemanns Anregung unterzeichneten 138 Abgeordnete eine Erklärung, in welcher sie für den Landtag nicht nur eine bestimmt festgesetzte Periodizität, sondern auch Mitwirkung bei der Gesetzgebung und einen wirksamen Anteil an der Finanzverwaltung in Anspruch nehmen.

Vor allem aber erschienen die Ausschüsse, zu denen der König die Wahlen schon angeordnet hatte, als eine Beschränkung der Rechte des Landtages. Daher beantragte von der Heydt, den König um den Wegfall dieser Ausschüsse zu bitten. Allein der König lehnte es ab, die schon angeordneten Wahlen auszusetzen, sagte jedoch zu, die Anträge in Erwägung zu ziehen. Infolgedessen nahm die große Mehrheit die Wahlen, welche den einzelnen Provinzialständen oblagen, nur mit der ausdrücklichen Verwahrung vor, daß die Ausschüsse keinerlei Handlungen vornehmen dürften, welche dem Landtage allein zuständen; ja 58 Abgeordnete weigerten sich der Wahl überhaupt, nur 204 im ganzen vollzogen sie ohne weiteres.

Damit hatte sich die Landtagsmajorität in Opposition zu dem Könige gestellt. Durch geschlossenen Widerstand meinte sie ihn jetzt zu beugen. Die Regierung beantragte bei dem Landtage die Übernahme einer Zinsgarantie des Staates für Rentenbanken, welche den Bauern die Ablösung von Fronden und Lasten erleichtern sollten: mit 448 gegen 101 Stimme wies der Landtag den Antrag zurück. Die Regierung beantragte die Zustimmung des Landtages zu einer Anleihe von 30 Millionen Thaler (90 Millionen Mark) zum Bau einer Eisenbahn von Berlin nach Königsberg: mit 360 gegen 179 Stimmen lehnte der Landtag den Antrag ab. Und doch waren beides Anträge, welche sachlich ebenso segensreich waren, wie sie den allgemeinen Wünschen entsprachen. Aber die Landtagsmajorität besann sich nicht, das Wohl des Landes der Parteidoktrin zu opfern. Von einer solchen Ge-

*) Graf Vitzthum von Eckstädt, Berlin und Wien, Briefe S. 49.

sinnung ließ sich ein fruchtbringendes Zusammenwirken mit der Regierung nicht erwarten. Enttäuscht und verstimmt verließ der König Berlin und ließ am 26. Juni 1847 durch den Minister von Bodelschwingh den vereinigten Landtag schließen.

In einen schrillen Mißton klang der Versuch des Königs, die ständische Vertretung in Preußen weiter auszubilden, aus. Aber doch bleibt es sein unsterbliches Verdienst, daß er die Veränderung angebahnt hat; nur eine große Seele war dazu fähig.

Die Meinung des Königs war gewesen, erst wenn die Verfassung vom 3. Februar vollständig zur Durchführung gebracht und Erfahrungen gewonnen wären, an Veränderungen derselben zu denken. Er ließ sich auch jetzt durch den Verlauf des vereinigten Landtages darin nicht irre machen; er hielt daran fest, in der Vereinigung der Provinzialstände zu dem vereinigten Landtage die Grundlage zu einer weiteren politischen Entwickelung zu sehen, die er nicht aus dem Auge verlor. Er ließ daher am 17. Januar 1848 die vereinigten Ausschüsse, deren Wahl er befohlen hatte, in Berlin zusammentreten. Was er gab, sollte nicht als abgezwungen, sondern stets als Ausfluß freiwilliger Entschließung erscheinen. Das „Königtum von Gottes Gnaden“, die durch Erbrecht ihm zugefallenen Rechte der preußischen Krone wollte er nicht anders als durch die Entsagung eigenen Entschlusses beschränken.

Von einem unversöhnlichen Gegensatze zwischen den Ansprüchen der preußischen Krone und der Stände war somit in Wahrheit nicht die Rede. Aber das Ankämpfen der Opposition gegen die Regierung machte doch einen großen Eindruck. Denn bei der völligen Öffentlichkeit, welche der König den Verhandlungen des Landtages gewährt hatte, sprachen die Redner vor ganz Preußen, ja vor ganz Deutschland. Jetzt zum erstenmal in Deutschland trafen die Geister auf einer wirklich bedeutenden Bühne auf einander: was für einen anderen Eindruck machten daher diese Kämpfe um Grundsätze, als in den Kammern der süddeutschen Staaten! Selbst was lediglich die Parteitaktik eingab, erhielt einen gewissen großen Anstrich.

In den ersten Jahren der Regierung König Friedrich Wilhelms, wo sich ein jeder noch, was er wünschte, von dem neuen Regimente versprach, war in Deutschland eine politische Lyrik aufgesproßt, sehr verschieden von den ätzenden, zügellosen Dichtungen des „jungen Deutschlands“, voll warmherzigen Schwunges und freudiger Hoffnung. Der Zeit erregte Stimmung sprach in ihr sich aus. Zwar wie die politische Bewegung der Zeit sich größtenteils um Schlagwörter drehte, die den wenigsten recht klar verständlich waren, so bewegte sich auch die junge politische Lyrik vorzugsweise auf dem Gebiete der Phrase. Aber völlig hielt man ihre Inhaltslosigkeit, ihren Mangel an Objektivität, an plastischer Gestaltung ihr zu gute: die bloßen

Wörter, Freiheit, Volk, Vaterland genügten, den Hörer gefangen zu nehmen. Durch freien Sang drangen die Lieder eines Hoffmann von Fallersleben, Freiligrath, Prutz, Dingelstedt in die weitesten Kreise.

Den Eindruck aller indes überboten die „Gedichte eines Lebendigen", welche 1841 in der Schweiz erschienen. Mehr Rhetorik als Poesie, rissen doch die schwungvollen Verse die Jugend völlig hin, auch mancher besonnene Alte fand sie unwiderstehlich. Denn die brausenden Rhythmen, wiewohl ohne rechte Klarheit und Sicherheit des Standpunktes und ohne politische Konsequenz, hatten etwas Berauschendes. Auch König Friedrich Wilhelm las sie und gewährte, der gegen ihn selbst gerichteten Angriffe nicht achtend, dem Dichter Georg Herwegh, einem jungen Württemberger, am 19. November 1842 die erbetene Audienz. Das bereitete den Verehrern des Dichters hohe Befriedigung und erregte zugleich die Hoffnungen der deutschen Liberalen, welche schon in der unlängst erfolgten Berufung Dahlmanns an die Bonner Universität ein bedeutungsvolles Symptom gesehen hatten. Indes das kurze Gespräch sollte sehr unerwartete Folgen haben. Der König hatte dem Dichter einen „Tag von Damaskus" prophezeit und ihn mit den Worten entlassen: „Inzwischen wollen wir ehrliche Feinde bleiben:" Herwegh setzte seine Reise, die in manchen Städten zu einer förmlichen Triumphfahrt sich gestaltete, nach Ostpreußen fort. Aber von Königsberg aus richtete er an den König ein „letztes ehrliches Wort, ein Wort unter vier Augen", in dem er ihn ermahnte, nicht zu erwarten, daß er, der „nach der Notwendigkeit seiner Natur Republikaner" wäre, von ihm etwas erbitten oder verlangen würde. Was sollte, fragt man billig, eine solche ebenso zwecklose wie unschickliche Demonstration? Der König schwieg dazu. Indes am 24. Dezember erschien dies „Wort unter vier Augen" in der Leipziger Allgemeinen Zeitung gedruckt! Die Antwort auf die lächerliche Anmaßung war, daß Herwegh jetzt aus Preußen ausgewiesen wurde.

Die folgenden Jahre machten es klar, daß König Friedrich Wilhelm nicht gesonnen war, in den Bahnen des deutschen Liberalismus zu wandeln. Man war geneigt, dies dem Einflusse Bunsens und von Radowitz' zuzuschreiben, die beide schon seit vielen Jahren dem Könige sehr nahe standen: Bunsen eine weiche, leichtbegeisterte Natur voll romantischer Ideen, Radowitz eine stolze Gestalt, marmorblaß, mit dunklen glühenden Augen, die einen fast dämonischen Eindruck machte. Allein es war nicht so sehr ihr Einfluß, als eine gewisse Übereinstimmung der Ansichten, welche den phantasievollen, frommen, romantisch angeregten König mit ihnen verband. In allen Hauptfragen folgte er seinen eigenen Gedanken.

Es war Radowitz, den der König im November 1847 nach Wien sandte, um Österreich für eine Reform des Deutschen Bundes zu gewinnen. Wehrhaftigkeit, Rechtsschutz, Förderung der materiellen Interessen

waren die drei Punkte, welche der König im Auge hatte. Gemeinsame Übungen der Kontingente, Einheitlichkeit des Reglements sollten die Wehrhaftigkeit steigern; die Einsetzung eines obersten Bundesgerichtes, Einheitlichkeit des Strafrechtes und Strafverfahrens dem Rechtsschutze dienen; Ausdehnung des Zollvereins auf den ganzen Bund, Einheitlichkeit von Maß, Gewicht und Münze, allgemeine Post- und Eisenbahnordnung die materiellen Interessen fördern. Für jede dieser neuen Institutionen sollten als Beirat „Kapazitäten aus allen Ständen und Gesinnungsweisen“ in Frankfurt versammelt werden. Der König war entschlossen, wenn die Zustimmung Österreichs zu diesen ihm unerläßlich erscheinenden Reformen nicht zu erlangen wäre, dann auch ohne Österreich mit allem Nachdrucke beim Bundestage sie durchzusetzen. Der energischen Sprache von Radowitz' gab Österreich nach: es stimmte zu, daß zunächst zur Vorberatung ein Kongreß der Bundesfürsten und ihrer Minister von Österreich und Preußen gemeinsam eingeladen würde. Am 10. März 1848 wurde in Wien die Übereinkunft unterzeichnet, daß von beiden Mächten am 12. März die Einladungen zu diesem Kongresse ergehen sollten.

Auch in der preußischen Verfassungssache that der König einen wichtigen Schritt weiter vorwärts. Als er am 7. März 1848 die Versammlung der ständischen Ausschüsse schloß, kündigte er mündlich an und sprach es dann in einer besonderen Botschaft aus, daß er, entsprechend den Petitionen des vereinigten Landtages, diesem Periodizität verleihe und die ständischen Ausschüsse aufhebe; höchst bedeutsame Zugeständnisse, welche einen wesentlichen Fortschritt in der politischen Entwickelung Preußens bedeuteten. Aber die Liberalen verharrten in ihrem Unmut. Was aus der Initiative der Krone geschah, wollten sie nicht anerkennen. Statt zu Bundesgenossen und Helfern der Monarchie sich zu bieten, neigten sie mehr und mehr deren unversöhnlichen Gegnern, den Radikalen, sich zu oder glaubten besten Falles zwischen beiden eine neutrale Stellung einnehmen zu können. Ohne eine solche eigensüchtige, nur auf sich, nicht auf das Ganze sehende Parteitaktik hätte weder der Radikalismus so zügellos hervortreten, noch viel weniger mit seinen grundstürzenden Wühlereien so raschen Erfolg haben können. Dieser aber war es, der die gedeihlich eingeschlagene Entwickelung der preußischen und deutschen Dinge jäh unterbrach und auf lange zurückwarf.

Aber freilich sich patriotisch zu besinnen, war kaum noch Zeit; denn schon kündete Wetterleuchten ringsum das heraufziehende schwere Gewitter an.

Viertes Buch.

Revolution und Reaktion.

(1848—1858.)

Erstes Kapitel.

Elemente und Anfänge der Bewegung.

Graf Gustav Schlabrendorf, der berühmte Einsiedler der Rue Richelieu in Paris, meinte einmal, es gebe drei untrügliche Vorzeichen für eine jede Revolution: das Gefühl der Unerträglichkeit des Bestehenden, die Ansicht, daß die Regierung den Mängeln weder abhelfen wolle, noch die Macht dazu habe, endlich das Bewußtsein der Überlegenheit in den nach Änderung verlangenden Elementen. Dennoch wäre es zu viel behauptet, wollte man sagen, jenen scharfsichtigen Beobachter der Menschen würde also der Ausbruch des „Sturmjahres“ 1848 nicht überrascht haben. Denn jede Revolution ist eine Art Explosion, die selbst für den Vorahnenden mit einer gewissen Plötzlichkeit in die Erscheinung tritt.

So wurde 1848 doch auch der überrascht, welcher aufmerksam auf die Zeichen der Zeit achtete, wenn auch in manchen Kreisen eine unfaßbare Vorempfindung bestand, daß man einer gewaltsamen Lösung der die Gestaltung der Dinge bestimmenden Fragen entgegentreibe. Bedeutende Ereignisse werfen ihren Schatten voraus; aber nicht jeder erkennt es.

Allerorten wurde von der Unzulänglichkeit der Verhältnisse gesprochen; man kritisierte die Regierungen und die von ihnen getroffenen Maßregeln. Das erzeugte ein Gefühl von Unsicherheit und untergrub den Glauben an die Beständigkeit der Dinge.

Dazu kam, daß ein Menschenalter hindurch in Deutschland Stille geherrscht hatte; in gleichmäßigem Geleise war das Leben dahingegangen.

Es war nicht zu verkennen, daß die währenddessen herangewachsene Jugend ein lebhaftes Sensationsbedürfnis empfand: mit lechzender Begier warf sie sich hinein in die entstehende Bewegung, allenthalben in die vorderen Reihen der Aufgeregten sich eindrängend.

Aber dies waren nur allgemeine Momente, welche der Bewegung an sich zu statten kamen. Ihren Untergrund hatte diese in der Lage der Arbeiter, besonders der Fabrikarbeiter. Die lange Friedensepoche hatte eine weit ausgreifende Entwickelung der Industrie bewirkt. Immer mehr warf sich im Laufe der Jahre das Kapital auf die Industrie, weil diese die größte Aussicht auf Gewinn bot. Infolgedessen war aber bald von einem Abwägen des Bedürfnisses für den Welthandel und die nächste Messe nicht mehr die Rede, sondern es wurde ohne alle Berücksichtigung der gegebenen Verhältnisse produziert. Zeigte sich irgend eine Besserung des Absatzes oder die Eröffnung eines neuen, noch so kleinen Absatzgebietes, so wurden sofort die Fabrikationsmittel vermehrt. Besonders in Süddeutschland errichtete man neue Fabriken, ohne sich um das richtige Maß zu kümmern, und viele Regierungen gewährten dazu noch Ermunterung und Unterstützung, sodaß in Zeiten der Verlegenheit die Fabrikanten auf ihr Recht glaubten pochen zu dürfen. In ansehnlicher Zahl entstanden auch gewerbliche Unternehmungen auf Aktien.

Die im größten Stile angelegten, wenn auch zum Teil sehr wenig soliden industriellen Unternehmungen Nordamerikas brachten indes schon im Anfang der vierziger Jahre die deutsche Industrie in eine sehr bedrängte Lage. Sie schrieb diese dem Mangel an hinlänglichem Schutze seitens der Regierungen zu, während doch die Spekulation, die ohne volle Überlegung und Sachkenntnis unternommen war, die wahrhafte Ursache war. Aber die Folge war ein bitterer Unmut, der sich in den industriellen Kreisen gegen die Regierungen festsetzte. Diesen steigerte zudem noch die Wahrnehmung, daß die deutsche Industrie je länger, je mehr von den ausländischen Märkten verdrängt wurde. Und doch bedurfte sie bei ihrer Überproduktion derselben, da sie viel mehr produzierte, als der Zollverein verbrauchen konnte. Aber war es nicht begreiflich, daß das Ausland sich von der deutschen Industrie abwandte, welche sich nicht genau nach dem Geschmacke und Bedürfnisse des Auslandes richten mochte, sondern vielfach, etwa durch schlechte Qualität der Waren, durch ungleiche Breite, falsches Ellenmaß, verschwiegene Risse und Löcher Vorteile zu gewinnen suchte, denen notwendigerweise das Vertrauen des Auslandes zum Opfer fallen mußte? Da mußte denn freilich oft mit Verlust verkauft werden. Den Schaden einzubringen, galt als einziges Mittel die Herabsetzung des Lohnes der Fabrikarbeiter. Man sah dem Arbeiter nach, daß er lässig war, daß er

bei der Arbeit schwatzte, rauchte und pausierte, daß er wenig schaffte und dies mittelmäßig, aber doch die Einbildung hegte, gut gearbeitet zu haben; indes durch die sich wiederholenden Lohnherabsetzungen wurde der Arbeitslohn in den Fabriken so erbärmlich, daß er kaum noch hinreichte, dem Arbeiter die allernotwendigsten Tagesbedürfnisse zu beschaffen. Für irgend welche Erleichterung des Lebens, ja für Kindererziehung, für Krankheit, für Alter blieb nichts übrig. Er sah sich, um nur zu leben, in eine Lage gebracht, die nur schwer erträglich war. Und bei seinem engen geistigen Horizonte nahm er es an, daß die Regierung allein durch Erhöhung des Zollschutzes Abhülfe seiner Not schaffen könnte. Aber, wenn überhaupt, konnten die Regierungen diesen nur in sehr beschränkten Grenzen gewähren, da doch Ackerbau und Handel dann zu den gleichen Ansprüchen berechtigt waren. So gewöhnte der Arbeiter sich in die Einbildung, in der Regierung seinen übelwollenden Widersacher, seinen Feind zu sehen. Anderseits aber sah er sich in den Fabriken täglich in großer Anzahl zusammen: wie hätte ihm da nicht die Vorstellung, daß er vereint wohl etwas auszurichten vermöge, die Einbildung von der Macht der Fäuste kommen sollen?

Der Mißstimmung der Arbeiter nun bemächtigten sich die Radikalen: durch deren Massen und Fäuste hofften sie ihre revolutionären Ideen verwirklichen zu können. Die revolutionäre Bewegung des Jahres 1848 war im wesentlichen sozialer Art; so weit sie politisch war, darf man sagen, war sie künstlich gemacht. Und dies eben war das Werk der Radikalen. Sie erstrebten die Beseitigung der Fürsten und der Regierungen; die Umgestaltung Deutschlands nach dem Muster der Vereinigten Staaten von Amerika war ihr Ziel. Sie waren es nun, welche den Arbeiter über die Rechte, die ihm vorenthalten wurden, über die Selbstsucht der Besitzenden, über die Parteilichkeit der Regierungen, über die dem Arbeiterstande innewohnende Macht aufklärten, nicht sowohl um den Arbeitern zu helfen, als vielmehr um aus den Arbeitern sich eine Armee zu bilden, welche willig wäre, ihren Führern Macht zu geben und sie emporzutragen. Und der so sich bietenden Führung folgten die Arbeiter, indem im Grunde jeder von beiden Teilen glaubte, den andern für die Erreichung seiner Sonderziele sich dienstbar zu machen. Aber bei den Führern sind diese Ziele politischer Art, sie wollen die Staatsordnung umstürzen, um Anteil an der Regierung zu gewinnen; bei der Masse sind sie sozialer Art, sie erstrebt Befreiung aus ihrer drückenden Lebenslage, es sei, wodurch es sei. In dieser Verbindung nicht mit einander übereinstimmender Interessen lag aber die innere Schwäche der revolutionären Bewegung von 1848; sie mußte in sich zusammensinken, sobald den Massen zum Bewußtsein kam, daß sie für ihnen fremde Interessen gebraucht wurden. Und um so rascher erfolgte diese Er-

kenntnis, als es weniger die ländlichen Arbeiter waren, auf welche die Bewegung sich stützte, als die Arbeiterbevölkerung der Städte, zumal der Großstädte, welcher eine gewisse geistige Gewecktheit und ein Verständnis für ihre eigenen Interessen inne zu wohnen pflegt.

Indessen genügte es für die Agitation nicht, dem Arbeiter nur zu schmeicheln und unermüdlich die im Arbeiterstande steckende Kraft, ja Überlegenheit in grellen Farben ihm vorzuführen. Der Deutsche erhebt sich nur für Ideen. Neu nun waren die Ideen gerade nicht, durch welche die Mißstimmung der Arbeiter geätzt wurde; es waren die Gedanken des Engländers Jeremias Bentham, geb. 1748, welche durch tausend Kanäle nach dem Kontinent hinübergeleitet, den Aufhetzern das Rüstzeug und die wirkungsvollen Schlagwörter, vielfach wohl unbewußt, lieferten. Von allem, was über dem Menschen steht, sieht Bentham durchaus ab. Nach ihm hat der Staat lediglich die Aufgabe, Sicherheit, Unterhalt, Überfluß und Gleichheit zu schaffen; die Pflicht der Unterthanen geht ihm nicht weiter als ihr Interesse; sie haben nur so lange zu gehorchen, als die voraussichtlichen schlimmen Folgen des Gehorsams geringer sind als die voraussichtlichen schlimmen Folgen des Widerstandes. So steht er nicht an, infolge seines Nützlichkeitsgrundsatzes die Revolution zu empfehlen. Denn in den Regierenden sieht er die natürlichen Feinde des Volkes, durch welche die Masse des Talentes, der Tüchtigkeit, der Nützlichkeit unterdrückt werde.

Mit begierigem Ohre nahm der Arbeiter solcherlei Gedanken auf, wo nur immer sie ihm nahe gebracht wurden. Dazu klangen mancherlei Lehren über den Rhein herüber, welche für den von der Not des Lebens Bedrückten etwas seltsam Bestrickendes hatten. Fast schien es, als habe man in Frankreich schon die Wege gewiesen, wie der Not des Arbeiterstandes abzuhelfen sei. Dort hatte Stephan Cabet 1840 das kommunistische Schlaraffenland Ikarien in den lockendsten Farben geschildert. Es bietet neben Überfluß an materiellen Gütern alle Erfordernisse sittlichen Wohlergehens, alle Bedingungen höchster Geistesbildung, kurz, alle feinen und edlen Lebensgenüsse dar: und alles dies lediglich als Wirkungen der in Ikarien herrschenden vollkommenen Gütergemeinschaft, welche durch eine Revolution herbeigeführt wird. Das machte großen Eindruck, zumal dem Arbeiter im Spiegel dieses kommunistischen Idylls seine bedrängte Lage erst recht empfindlich wurde. Begierige Leser fand nicht minder Louis Blancs scharfe Kritik, die er an den bestehenden gesellschaftlichen Zuständen in der kleinen Schrift „Organisation der Arbeit“ übte. Ihm sind an der ungerechten Verteilung der Glücksgüter lediglich die Regierungen schuld; allenthalben sieht er Anzeichen einer tiefen Erkrankung der Gesellschaft. Als außerordentliches Heilmittel dagegen schlägt er die Errichtung von gesellschaftlichen Werkstätten vor, um

die Arbeiter aus der Abhängigkeit von den Fabrikanten und Spekulanten zu befreien. Es ist verhüllter Kommunismus, was Blanc verlangt. Und für solche Lehren gab Peter Proudhon das Schlagwort, wenn er das Eigentum „Diebstahl“ nannte. Zwar hat das Wort einen andern Sinn, denn Proudhon bekämpft gerade die kommunistischen Ideen mit Schärfe; aber die wenigsten hatten seine nicht leicht verständliche Schrift selbst gelesen, und die Menge faßte nur dies eine Wort auf und legte es sich nach Gefallen zurecht: Eigentum ist Diebstahl! Das schürte, wenn irgend etwas, die Verbitterung der Arbeiter, die in erster Linie in sich die Bestohlenen sahen.

Schon 1846 war in Frankreich die Erregung zum Ausbruche gekommen; denn die Mißernte dieses Jahres hatte über die Landbevölkerung furchtbare Entbehrungen gebracht, sodaß das hungernde Volk die Kornlager und Bäckerläden plünderte und mehrere Gutsbesitzer ermordete. Zahlreiche Bankrotte traten ein, die Not steigernd: Fabriken wurden in Menge geschlossen, und brotlos irrten die Arbeiter umher. Das ganze mittlere Frankreich war in Aufruhr: bis in die höchsten Stände drang die Ahnung des kommenden Sturmes.

Die Spritzwellen dieser Bewegung schlugen auch über den Rhein. Die Erregung in den Schichten der Arbeiterbevölkerung wuchs. Zu tumultuarischen Unruhen gemeingefährlichen Charakters kam es jedoch erst im folgenden Jahre, als nach mehreren dürftigen Ernten der Mißwachs des Jahres 1847 und zumal die weit um sich greifende Kartoffelkrankheit die Not der stets schon um kärglichen Lohn arbeitenden Weber in Böhmen und Oberschlesien bis ins Unerträgliche steigerte. Aber so ziemlich im ganzen Deutschland war die Ernte mißraten und die Mißstimmung der arbeitenden Bevölkerung gesteigert. Das hatte den Radikalen den Boden bereitet: jetzt schien es ihnen an der Zeit, mit ihrer geheimen Agitation in den Kreisen der Unzufriedenen ans Licht zu treten.

Ein vielgelesenes Blatt im südwestlichen Deutschland war der in Mannheim erscheinende „Deutsche Zuschauer“, in welchem sich alle radikalen Verunglimpfungen von Fürsten und Regierungen ablagerten. Struve, der Redakteur des Zuschauers, berief nun im Verein mit dem Advokaten Hecker auf den 12. September 1847 eine Volksversammlung nach Offenburg in Baden. Hier führten die badischen Radikalen das große Wort. Unter dem Beifall der Versammelten verlangten sie: Preß-, Gewissens- und Lehrfreiheit, Abschaffung der stehenden Heere, Schwurgerichte, Selbstregierung des Volkes, Abschaffung aller Vorrechte und — um die Arbeiter zu ködern — Ausgleichung des Mißverhältnisses zwischen Kapital und Arbeit und Einführung eines gerechten Steuer- und Zollsystems. So enthüllte sich in den

Anklängen an nordamerikanische Verfassungsparagraphen schon erkennbar das Ziel, dem man zusteuerte.

Seit Jahren hatten die Liberalen mehr und mehr von dem politischen Leben sich zurückgezogen. Sie empfanden sich nicht weniger als die Radikalen in einen Gegensatz zu dem Überlieferten gestellt, aber sie erstrebten nicht einen Umsturz des Bestehenden wie diese, sondern eine Wandlung der Verhältnisse in verfassungsmäßigem Sinne, vor allem aber eine würdige Gestaltung des deutschen Vaterlandes. Durch sie ist in die Bewegung eine gewisse nationale Färbung hineingetragen; und daß sie sich von vornherein zum Vorfechter der nationalen Idee machten, gab dem Liberalismus, den man als eine Geistesströmung, nicht als eine Partei zu betrachten hat, eine unverkennbare innere Kräftigung, seitdem die Berufung und Entwickelung des vereinigten Landtages in Preußen tief anregend auf ihn eingewirkt hatte. Jetzt wurde die Offenburger Versammlung die Veranlassung, daß im Oktober 1847 eine Anzahl der bekanntesten Vertreter des Liberalismus in Süddeutschland und Preußen in Heppenheim an der Bergstraße zusammentrat, um über die Frage sich zu besprechen, wie eine Verstärkung der Bundescentralgewalt zu bewirken sei. Den einen schien der Weg dazu die Ausbildung des Zollvereins zu einem Bundesstaate zu sein, die andern glaubten mehr durch eine Volksvertretung beim Bundestage, durch ein deutsches Parlament zu erreichen. Sie schienen Recht zu erhalten, denn eine aussichtsvolle Förderung ward ihren Gedanken durch die Anträge auf eine Reform des Deutschen Bundes, welche Preußens König im November 1847 durch Radowitz nach Wien sandte. War das Gefühl von der Unhaltbarkeit der deutschen Zustände doch im ganzen Volke verbreitet. Der Buchhändler Bassermann gab ihm Ausdruck, indem er am 5. Februar 1848 in der zweiten badischen Ständekammer den Antrag stellte, daß diese auf die Berufung einer Volksvertretung am Bundestage hinwirken solle, um die Abneigung der Nation gegen den Bundestag in Vertrauen zu verwandeln. Mit großer Mehrheit nahm ihn die Kammer an.

Mit dem Frühling war aber auch für die Radikalen wieder die Zeit zu öffentlicher Agitation gekommen; hatte doch die Not des Winters und die steigende Teuerung der Lebensmittel ihnen außerordentlich den Boden bereitet. Auf den 27. Februar 1848 beriefen sie eine große Volksversammlung nach Mannheim. So zahlreich strömte zumal die Menge der Arbeiter herbei, daß die Versammlung unter freiem Himmel abgehalten werden mußte. Es wurde beschlossen, die Wünsche des Volkes, welche nach den Offenburger Beschlüssen formuliert waren, in einer dringenden Petition der badischen Kammer vorzutragen.

Da brachte der Telegraph die Nachricht — von den Unruhen in Paris

wußte man schon — daß die Revolution dort gesiegt und Ludwig Philipp nach dem jähen Zusammenbruche seines Thrones flüchtig die Hauptstadt verlassen habe. Das wirkte wie ein elektrischer Schlag. In das seit langem im Verborgenen schwelende Feuer fuhr ein frischer Luftzug und die Siegeshoffnung der Radikalen lohte himmelan. Sofort beschloß Struve einen Massenzug nach Karlsruhe, um der Ständekammer die Mannheimer Petition selbst zu überbringen. Geleitet von einem immer größer anschwellenden Volkshaufen, meist Handwerksburschen und Fabrikarbeitern, gelangte er am 1. März nach Karlsruhe. Seine Leute besetzten die Galerien, die Hausflur, den Hof und den Vorraum des Ständehauses, und Struve schickte sich an die Petition dem Präsidenten der Kammer mit einer Anrede im Sitzungssaale zu überreichen. Allein es wurde ihm nicht gestattet: er mußte sie an der Saalthür abgeben und sich begnügen, im Hofe auf einem Fasse stehend, zu seiner Gefolgschaft zu reden.

Der Abgeordnete Welcker formulierte nun aus dem Inhalte der Petition sowie aus den Anträgen Heckers und einiger anderer Abgeordneter zwölf Artikel*), welche als die Wünsche des Volkes das Programm der Revolution geworden sind. In dieser Fassung wurden sie von der Kammer dem Großherzoge Leopold überreicht. Sie betrafen: Aufhebung der Ausnahmegesetze des Deutschen Bundes, Beeidigung des Militärs auf die Verfassung, politische Gleichstellung der Glaubensbekenntnisse, Verantwortlichkeit der Minister, Schwurgerichte, Aufhebung der noch übrigen Feudallasten, Steuerreform, Pflege der Arbeit, Selbstregierung des Volkes durch Einführung einer volkstümlichen Kreisverwaltung, Vertretung des Volkes am Bundestage durch ein deutsches Parlament, Volksbewaffnung und Besetzung der obersten Staatsstellen mit Männern des allgemeinen Vertrauens. Nach kurzer Erwägung entschloß sich der Großherzog, in alles zu willigen, um nur die unheimlichen Gäste aus seiner Residenz wieder loszuwerden.

Unterdessen führte in München die seit langem bestehende Mißstimmung zu Scenen hellen Aufruhrs. Zehn Jahre lang hatte in Bayern unter dem Ministerium Abel fast unbeschränkt der Ultramontanismus geherrscht. Allein da gegenüber den wachsenden Ansprüchen desselben sich das Ministerium allzu nachgiebig zeigte, so entließ es König Ludwig I. am 13. Februar 1847. Abel jedoch war der Meinung, daß es der steigende Einfluß jener Abenteurerin, die, das Kind einer Kreolin, als Donna Maria Dolores Porris y Montez im vorigen Jahre in München aufgetaucht war, vor allem wäre, der ihn bei dem Könige aus dem Sattel höbe. So hatte er dem Wunsche des Königs, daß ihr das bayrische Indigenat mit dem Titel einer Gräfin

*) Ausführlich bei Bekk, die Bewegung in Baden, S. 63.

von Landsfeld verliehen würde, sich widersetzt; und das Witzwort, daß die Ultramontanen durch die Lolamontanen gestürzt würden, schien einigen Grund zu haben. Indes das Ministerium Mauer vermochte sich nicht lange zu behaupten. Schon im November berief der König unter dem Fürsten von Öttingen-Wallerstein ein Ministerium von liberalen Grundsätzen. Allein die Ruhe war damit noch nicht wieder hergestellt; die Gereiztheit gegen Lola Montez blieb die gleiche und die Studentenverbindung Alemannia, welche für die Abenteurerin Partei nahm, geriet dadurch mit der übrigen Studentenschaft in arge Mißhelligkeiten, sodaß infolge eines Tumultes die Schließung der Universität auf ein halbes Jahr angeordnet wurde. Diese Maßregel traf aber so viele Interessen in der empfindlichsten Weise, daß die Bürgerschaft, durch Erhöhung der Bierpreise an sich schon aufgeregt und durch die Ultramontanen angeschürt, drohende Straßenaufläufe veranlaßte, Haus und Garten der Verhaßten verwüstete und sie zur schleunigen Flucht aus München zwang. Noch war die Stadt in voller Gärung, als die Nachricht von dem Siege der Pariser Revolution eintraf. Jetzt benutzten die Radikalen die Furcht vor der Montez, um die Gemüter noch mehr zu verhetzen. Eine Adresse verlangte von dem Könige die Gewährung der zwölf Wünsche des Volkes. Ludwig zögerte: da stürmte die aufgeregte Volksmasse das Zeughaus und trat, mit den dort aufgefundenen Hellebarden und Streitkolben bewaffnet, den heranrückenden Truppen entgegen. Nur das Versprechen des Prinzen Karl, daß sein Bruder, der König, alle Wünsche gewähren würde, verhinderte den Zusammenstoß. Der König bestätigte die Zusage, und das Volk feierte mit Festgelagen und Illumination seinen Sieg. Allein den Wühlern und Hetzern war dieser Ausgang sehr gegen Erwarten; sie glaubten den Thron der Wittelsbacher umstürzen zu können, wie der an der Seine zusammengebrochen war; denn das Ansehen und die Volksbeliebtheit König Ludwigs hatte die Protektion, welche er dem zuchtlosen Weibe angedeihen ließ, auf das tiefste geschädigt. Wie ein Lauffeuer wurde daher die Kunde durch die Stadt getragen, die Montez sei zurückgekehrt. Wütend rottete sich das Volk allerorten zusammen und erstürmte zuletzt das Polizeigebäude. Aber König Ludwig, durch diese Vorgänge in tiefster Seele getroffen, erklärte am 20. März seinem Volke, daß er in die neue Zeit mit seinen Gefühlen und Überzeugungen nicht mehr passe, und darum zu Gunsten seines Sohnes Maximilian der bayrischen Krone entsage: ein Entschluß, welcher München die Ruhe zurückgab, soweit in so erregter Zeit von Ruhe die Rede sein konnte.

Zugleich hatten in diesen ersten Märzwochen auch die meisten anderen deutschen Staaten ihre Revolutionen durchgemacht. Die Gleichartigkeit der sozialen Not und der betriebenen Agitation gab ihnen allen einen monoton

gleichartigen Charakter. Der Ausgangsort ist fast durchgängig die bedeutendste Industriestadt des Landes: wie in Baden Mannheim, so in Hessen-Darmstadt Mainz, in Württemberg Stuttgart, in Kurhessen Hanau, in Nassau Wiesbaden, in Sachsen Leipzig; der Gang: Volksversammlung der Arbeiter, leidenschaftliche Angriffe der radikalen Redner auf die Landesregierung, überhaupt die bestehende Staatsordnung, lärmender Beschluß, die sofortige Gewährung der zwölf Volkswünsche durch eine Sturmpetition zu verlangen, bereitwillige Nachgiebigkeit der Fürsten ohne Zögern die Forderungen anzunehmen, Berufung eines Ministeriums von liberaler Richtung, allgemeine Illumination!

Den Hintergrund zu diesen politisch-sozialen Unruhen bildeten zahllose Krawalle in Stadt und Land, welche in der Aufregung der Zeit allerhand lokale Beschwerden hervorgerufen hatten. Die Bauern klagten über Fronden, Patrimonialgerichte und Jagdgerechtigkeiten der Herrschaften; in den Städten beschwerten sich Gesellen und Handarbeiter, Höker und kleine Handwerker über Grobheit der Beamten, über das Rauchverbot, über Thorsperre, Accise, Polizeistunde. Aufgeredet und angereizt von redegewandten Führern erregten sie tumultuarische Aufläufe gegen die Gutsherren oder gegen die städtische Obrigkeit. Aber die Besitzenden, die Bürgerschaft, welche sich zunächst bedroht fühlten, thaten sich zusammen; ihre Geschäfte litten unter den Unruhen; sie traten den Katzenmusiken, dem Fenstereinwerfen, den das Eigentum bedrohenden Tumulten entgegen. Bürgerwehren, Schutzwachen, Nationalgarden bildeten sich, trieben die Tumultuanten auseinander und hielten die Ruhe aufrecht. Aber sie benutzten diesen Dienst, welchen sie der öffentlichen Ordnung leisteten, zugleich dazu, um ihre eigenen politischen Rechte zu erweitern.

Denn sehr weitgehend erwies sich allerorten die Nachgiebigkeit der Fürsten den ihnen vorgetragenen Volkswünschen gegenüber. Der Kurfürst von Hessen antwortete dem Brauer Lederer, der an der Spitze einer Deputation ihm die Wünsche des Volkes vortrug: „Bierbrauer Bier brauen, nicht um die Regierung sich bekümmern! Das meine Sache!“ Als aber Hanau die Thore verbarrikadierte und Miene machte, zu Hessen-Darmstadt überzugehen, gab er doch am 11. März nach. Auch der König von Sachsen leistete der von Biedermann ins Werk gesetzten Sturmpetition der Leipziger nur so lange Widerstand, bis die Nachricht von der Wiener Revolution in Dresden eintraf; und auf die Kunde von den Ereignissen in Berlin ließ auch der König von Hannover seinen Einspruch gegen die Volkswünsche alsbald fallen und berief am 20. März Bennigsen an die Spitze des Ministeriums. In Braunschweig dagegen begab sich der Herzog Wilhelm selbst, eine schwarzrotgoldene Fahne in der Hand, in die Mitte der Bürger.

Gewiß hatte diese schnellbereite Nachgiebigkeit der Fürsten etwas Überraschendes; aber doch lag sie nach den Umständen sehr nahe. Denn das Gefühl von der Unhaltbarkeit der deutschen Zustände erfüllte nicht minder als die Völker auch die ihre Zeit beachtenden Regenten: zumal seit Preußen mit der Berufung des vereinigten Landtages die Bahnen des absolutistischen Regiments verlassen hatte, mußten infolge davon auch in den kleineren Staaten tiefgreifende Umgestaltungen gleichen Sinnes über kurz oder lang unerläßlich werden. Also nur ein wenig vorauszugreifen glaubten die Fürsten, wenn sie jetzt schon liberale Ministerien beriefen. Aber zum andern trat die Bewegung so plötzlich ein, daß die Fürsten in der Überraschung die Gewalt derselben überschätzten und ein Widerstreben für aussichtlos halten konnten, um so mehr als zugleich die Gleichzeitigkeit der allenthalben auftretenden Unruhen auf eine einheitliche allgemeine Volkserhebung, in der niemand vom Nachbar Stärkung erwarten durfte, hinzuweisen schien. Und endlich glaubte man doch auch in dem jähen Zusammenbruche des Thrones Ludwig Philipps zu erkennen, wohin verspätete Nachgiebigkeit führen könne. Aber aus dauerhafterem Holze als der des Bürgerkönigs waren die Throne der deutschen Fürsten geschnitzt. Nur auf dem gefestigten Unterbau der historisch erwachsenen Staats- und Gesellschaftsordnung ruht die Monarchie mit Sicherheit; der historische Rechtsboden, die legitime und berufene Vertretung dauernder Staatsgedanken sind ihre Grundlagen. In Deutschland waren diese vorhanden, in Frankreich fehlten sie. Daher die völlig andere Entwickelung hier und dort.

So hatte denn für den, der diese Momente erwog, der ebenso rasche wie leichte Sieg des Liberalismus kaum etwas sehr Überraschendes. Aber die große Menge staunte und begriff nicht entfernt, was durch diesen Sieg gewonnen war. Denn das deutsche Volk, bisher von aller politischen Thätigkeit ausgeschlossen, war in allen politischen Dingen unwissend und leichtgläubig wie die Kinder. In Hamburg verlangte ein aufgereizter Volkshaufen die Einführung der Republik. Auf die Entgegnung, sie hätten ja schon eine Republik, antworteten sie mit großem Geschrei: „So wollen wir noch eine!" Auch in Hessen-Darmstadt war großes Begehr nach einer Republik. „Aber unsern guten alten Großherzog", war die Meinung, „wollen wir doch behalten!" Überhaupt galt weitverbreitet die Ansicht, daß Republik diejenige Staatsform wäre, in der jeder thun könne, was ihm beliebe.

Preußen hatte am 9. September 1847 im Verein mit Sachsen beim Bundestage die Revision der Censurgesetze beantragt. Am 3. März 1848 entschloß der Bundestag sich denn auch, auf Grund von Artikel 18 der Bundesakte, den Bundesstaaten die Gewährung von Preßfreiheit freizugeben. Da konnte man wohl von liberalen Bürgersleuten hören, daß sie natürlich

für Preßfreiheit wären, aber nicht daran dächten, die Censur sich nehmen zu lassen. Und ein Dorf bei Gießen richtete eine Petition an die Regierung, in der es die Verleihung von „Preßfreiheit und Censur“ verlangte.*) Denn der große Haufen verstand gemeinhin unter Preßfreiheit die Freiheit, von den Wohlhabenden Geld und Geldeswert erpressen zu dürfen; und Kommunismus vollends galt ihm für nichts andres als für das Recht, schleunigst den Besitz der Wohlhabenden, wie die einen es wünschten, die anderen es fürchteten, zu verteilen.

Und dies Verlangen nach einer allgemeinen Güterverteilung wurde um so lebhafter empfunden, als sehr bald auch materielle Folgen der allgemeinen Unruhen sich fühlbar machten. Denn die Unsicherheit der Verhältnisse führte schnell eine immer weiter um sich greifende Geschäftsstockung herbei. Die Nachfrage nach Industrieerzeugnissen schwieg, Mißtrauen ergriff die Verkehrsverhältnisse. Das bare Geld verschwand völlig aus dem Verkehre, Eisenbahngesellschaften und Banquiers stellten ihre Zahlungen ein, binnen kurzem glaubte man den Staatsbankrott erwarten zu müssen.**) Papiergeld verlor allen Kurs außerhalb seines Heimatsstaates; zahllose Fabriken mußten ihren Betrieb einstellen, und viele Tausende von Arbeitern wurden binnen wenigen Tagen brotlos und zogen umher, aufgeregt und jeder Vorspiegelung zugänglich, nach Besserung ihrer Lage verlangend, während auch der liberale Bürgerstand zu großem Teile täglich seine eigenen Verluste wachsen sah. In weiten Schichten der Bevölkerung begann mehr und mehr ein Verlangen nach den ruhigen und erwerbreichen Zuständen der Vergangenheit sich geltend zu machen. Aber war nicht, wenn die niederen Volksklassen zu genügsamer Ruhe zurückkehrten, damit den Liberalen die Voraussetzung entzogen, auf welcher ihre junge politische Bedeutung beruhte? Um sich in der Macht zu behaupten und, wie sie meinten, einer Reaktion vorzubeugen, schürten sie zwar nicht die Aufregung der Massen, aber sie duldeten sie, bis darüber alle Autorität des Staates verloren ging. Das war ebenso verhängnisvoll wie unrichtig; denn auf jede Aktion folgt eine Reaktion, und um so schneller, je heftiger jene war. Aber nie so hoch, wie es stand, schlägt das Pendel zurück. —

*) G. Schlosser. Die Revolution von 1848. Erinnerungen. S. 44.

**) Herzog Ernst von Sachsen-Coburg, Aus meinem Leben, I, 201.

Zweites Kapitel.

Wien, Berlin, Frankfurt.

Den meisten Regierungen noch voran war der **Bundestag** in Frankfurt, nachdem er ein Menschenalter hindurch den Grundsätzen und Weisungen Metternichs gefolgt war, in das Lager der Liberalen übergegangen und hatte sich in den Dienst der nationalen Idee gestellt. Er hatte eine Revision der Bundesverfassung „auf wahrhaft zeitgemäßen nationalen Grundlagen“ beschlossen; er erklärte Schwarz, Rot, Gold für die Bundesfarben und ließ in diesen alten Burschenfarben vom Bundespalais in die Eschenheimer Gasse eine mächtige Flagge herabwehen; er ordnete die Einberufung von Männern des öffentlichen Vertrauens an, welche ihn bei der Revision der Bundesverfassung unterstützen sollten. Siebzehn Männer liberaler Gesinnung wurden infolgedessen von den Regierungen nach Frankfurt gesandt: sie hatten alle bis dahin in der ersten Reihe der Gegner des Bundestages gestanden; jetzt gingen sie daran, die Grundlinien einer neuen Verfassung für den Deutschen Bund zusammen mit dem Bundestage zu entwerfen.

Gleichzeitig waren die Teilnehmer der Heppenheimer Versammlung mit einer Anzahl von Gesinnungsgenossen in Heidelberg zusammengetreten, im ganzen 51, um über die drängenden Fragen der Zeit sich zu besprechen. Sie kamen dahin überein, auf den 31. März nach Frankfurt am Main alle früheren oder gegenwärtigen Mitglieder deutscher gesetzgebender Versammlungen, alle Stadtverordneten preußischer Städte und außerdem noch andere durch das Vertrauen des deutschen Volkes ausgezeichnete Männer zu gemeinsamen Beratungen als ein deutsches **Vorparlament** einzuladen. Darin lag unverkennbar für den Liberalismus eine Gefahr. Denn in Frankfurt, dem unruhigen Südwesten Deutschlands so nahe, ließ sich erwarten, würden Radikale die Mehrheit der Versammlung und damit deren Leitung bilden. Der Sieg der Radikalen aber, deren Heer die arbeitslos gewordenen Arbeiterscharen darstellten, bedeutete den Umsturz.

Dieser Gefahr nun suchten die Brüder Heinrich und Max von Gagern zu begegnen, Heinrich Ministerpräsident in Darmstadt, Max in hoher Vertrauensstellung in Nassau. Unter dem Eindrucke der Februar-Revolution hatte Österreich den Anträgen Preußens so weit nachgegeben, daß beide Staaten gemeinschaftlich die Einladung an die deutschen Fürsten richteten, zum 25. März ihre Minister nach Dresden zu entsenden, um die Bundesreform in Angriff zu nehmen. Daraufhin gewannen die Gagern ihre Landesherren für den Gedanken, die Einberufung eines deutschen Parlamentes, die Verhandlungen mit den deutschen Fürsten und dem Parlamente, kurz die einheitliche Anbahnung der Reform in die Hand Preußens zu legen. Für diesen Gedanken wurden auch der Großherzog von Baden und der König von Württemberg gewonnen. In München wurde die Deputation, welche die Gagern führten, durch den eben in diesen Tagen dort sich vollziehenden Thronwechsel aufgehalten. Die Nachricht von dem Ausbruche der Revolution in Wien drängte zur Eile. Unverzüglich wollte die Deputation daher die Zustimmung der Fürsten dem Könige Friedrich Wilhelm nach Berlin überbringen: als sie noch unterwegs die alle Hoffnung vernichtende Kunde erhielt, daß auch in Berlin eine revolutionäre Erhebung ausgebrochen wäre.

In Österreich hatte den kaiserlichen Thron seit 1835 Ferdinand I. inne, ein Mann von unbegrenzter Gutmütigkeit und unerschöpflichem Wohlwollen. Allein die häufigen epileptischen Anfälle, an denen er litt, hemmten nicht nur während ihrer Dauer seine geistige Thätigkeit vollständig, sondern legten auch nachher noch längere Zeit Willenskraft und Auffassungsvermögen lahm. Es hatte daher die „Staatskonferenz" eingerichtet werden müssen, eine Regentschaft, welche unbeschränkt die Souveränetätsrechte ausübte, nur daß, um den Kaiser zu schonen, der Name einer solchen vermieden war. Vertreter des Kaisers war sein Oheim, Erzherzog Ludwig, in dessen Abwesenheit Fürst Metternich als Präsident der Staatskonferenz, zu welcher außerdem noch des Kaisers Bruder, Erzherzog Franz Karl, und Graf Kolowrat — dieser für die Finanzen — gehörten. Erzherzog Ludwig teilte mit seinem verstorbenen Bruder, Kaiser Franz, durchaus die mechanische, äußerliche Geschäftigkeit wie die Abneigung gegen alle Neuerungen, und Metternich, jetzt der wirklich unbeschränkte Lenker der österreichischen Angelegenheiten, sah in der „Stabilität" den Inbegriff aller Regierungsweisheit. So war denn in Österreich auch unter dem neuen Kaiser alles beim alten geblieben.

Indes die Einberufung des vereinigten Landtages in Preußen hatte doch auch Metternich auf den Gedanken gebracht, in Österreich wenigstens einige Reformen in Aussicht zu nehmen. Allein der schwache, stocktaube,

fast zu einem Schatten zusammengeschrumpfte, in längst verbrauchte Phrasen und Redensarten eingepuppte Greis*) war einer solchen Aufgabe nicht gewachsen; in kurzem ließ er den Gedanken wieder fallen. Indes die Rückkehr zu der seit einem Menschenalter geübten Polizeiregierung fand selbst innerhalb der kaiserlichen Familie Mißbilligung; die Erzherzogin Sophie, des Kaisers Schwägerin, sah mit ernster Sorge in die Zukunft. Da kam die Kunde von der Februar-Revolution in Paris. Sofort brach das allgemeine Mißtrauen gegen Regierung und Staat offen zutage. Alles drängte sich zu den Sparkassen und nahm in Eile seine Einlagen zurück; man belagerte förmlich die Staatskassen und verlangte Einlösung der Guldennoten; das Silbergeld verschwand, mit Mühe nur fand man für Banknoten noch Abnehmer, denn ein jeder glaubte bei Verschwinden des Staatskredits die völlige Entwertung des Papiergeldes vorauszusehen.

Unter diesen Umständen verlangte auf dem ungarischen Reichstage in Preßburg am 3. März der Deputierte Balogh von der Regierung genaue Aufklärung über den Stand der Nationalbank. Allein kaum hatte er sich gesetzt, so nahm Ludwig Kossuth, der radikale Agitator, das Wort, faßte seine Beschwerden in einen leidenschaftlichen Angriff auf den „alten Mann" Metternich zusammen und verlangte zur Verbrüderung der Völker Österreichs den „festen Kitt einer freien Verfassung". Mit lautem Beifall stimmte die Ständetafel ihm zu.

Aber fast größeren Eindruck noch machte die Rede in Wien, das zugleich durch die Nachrichten aus Deutschland in eine geradezu fieberhafte Aufregung versetzt wurde. Der Shakespeareklub regte den Entwurf einer Adresse an, welche den auf den 13. März nach Wien einberufenen niederösterreichischen Ständen sollte übergeben werden. Die Absicht war, durch diese von der Regierung die Verleihung einer österreichischen Gesamtverfassung zu verlangen. Auch der juridisch-politische Leseverein, welcher die besten Kräfte des Wiener Mittelstandes umfaßte, schloß sich an.

Allein der hitzköpfigen studentischen Jugend genügte das nicht. Wo erfahrene Männer den Volkswillen lenken, wo es sich um klar bestimmte Probleme handelt, kann die milchbärtige Jugend keine Rolle spielen. Aber so unentwickelt waren die Verhältnisse, so unklar die Bewegung der Geister, daß es den Studenten gelingen konnte, sich zu einer Macht in der Stadt aufzuwerfen. Sie verlangten Preß-, Rede-, Lehr-, Lern- und Glaubensfreiheit und eine allgemeine Volksvertretung; und Kaiser Ferdinand nahm mit allgemeinen freundlichen Worten die Adresse aus den Händen zweier Professoren entgegen, welche sie namens der Studenten in die Hofburg

*) Graf Vitzthum von Eckstädt, Berlin und Wien, polit. Privatbriefe, S. 72.

überbracht hatten. Aber den Brauseköpfen genügte diese Antwort nicht. Sie brachten auf Metternich ein Pereat aus und zogen nach dem Landhause — es war am Morgen des 13. März — wo eben die Stände zusammentraten.

Im Hofe des Landhauses wogte schon eine große Volksmenge unruhig auf und ab. Vom Dache des Brunnens herab wurden aufreizende Reden an sie gehalten und Kossuths Rede vorgelesen. Eine Verfassung, wie Kossuth sie verlangte, war das mindeste, das man wollte. „Fort mit Metternich"! war das allgemeine Geschrei. Die Menge drängt sich in das Landhaus hinein und beginnt an Möbeln und Fensterscheiben ihren Unmut auszulassen, sodaß die ständischen Deputierten sich entschließen, von einem großen Volkshaufen geleitet, sich nach der Hofburg zu begeben, um dem Kaiser die Wünsche des Volkes vorzutragen.

Während dessen setzen die im Landhause zurückgebliebenen Unruhestifter das Werk heilloser Zerstörung fort. Endlich rückt Militär an: man empfängt es mit Spott und Gelächter und wirft schließlich die Trümmer der zerstörten Möbel den Soldaten auf die Köpfe. Da gaben die Truppen zwei Salven auf die Fenster des Landhauses ab. Unter großem Geschrei verlassen es jetzt die unruhigen Haufen und verbreiten, in die nächsten Straßen sich zerstreuend, schnell die Unruhe und Aufregung über die ganze Stadt. Hie und da werden Versuche gemacht Barrikaden zu errichten; beim Stephansdome, am Hohen Markt und bei der Hofburg kommt es sogar zu Kämpfen zwischen den Volkshaufen und dem nachrückenden Militär.

Das Gerücht, es werde auf Wehrlose geschossen, durchwogt die Stadt. Voller Aufregung tritt die Bürgergarde zusammen und fordert die Zurückziehung der Truppen aus der Stadt. Auch die Studenten in der Universität verlangen mit Ungestüm Waffen, während ein Volkshaufen vor die Stadt hinauszieht und die Villa Metternichs bis auf die kahlen Wände zerstört und andere die Wachthäuser und öffentlichen Gebäude in der Stadt verwüsten.

In der Hofburg war unterdes die Staatskonferenz versammelt und beratschlagte über die von den Ständen überbrachte Petition. Da erschien, von den Studenten entsendet, der 72jährige Rektor der Universität Jenull, um von der Regierung Waffen für die Studenten zu erbitten. Mit allgemeinen Versicherungen suchte man ihn zu beruhigen. Aber in höchster Aufregung warf sich der Greis vor dem Erzherzog Ludwig auf die Kniee: „Kaiserliche Hoheit", rief er aus, „es steht alles auf dem Spiele, wenn unsre Bitten abgeschlagen werden." Der Erzherzog erwiderte, daß die Sache unmittelbar in Beratung gezogen werden solle; aber die allgemeine Meinung im Saale war doch, den Versuch zu machen, durch die Gewährung

von Preßfreiheit die Gebildeten von der Bewegung abzuziehen. Fürst Metternich begab sich daher in das anstoßende Arbeitskabinett des Erzherzogs, um dort eigenhändig nach dem Muster der preußischen Preßordnung vom 8. März den Entwurf eines Preßgesetzes für Österreich niederzuschreiben. Da rief ein Mitglied der Grafenbank der Stände in die Versammlung hinein: „Metternich muß abdanken!“ Das befreiende Wort war gesprochen: lauter Beifallsruf erhebt sich von allen Seiten. Erzherzog Johann und Graf Breunner begeben sich zu Metternich Sofort kehrt der Fürst in die Mitte der Versammelten zurück. „Es ist die Aufgabe meines Lebens gewesen“, spricht er nicht ohne Würde, „für das Heil der Monarchie von meinem Standpunkte zu wirken; glaubt man, daß das Verbleiben auf solchem das Heil gefährde, so kann es für mich kein Opfer sein, meinen Posten zu verlassen.“ Damit wandte er sich; niemand machte auch nur den Versuch, ihn zu halten. Er verließ den Saal, um am nächsten Tage nach England abzureisen.

Die Kunde von Metternichs Rücktritte durcheilte wie ein Lauffeuer die Straßen; einzelne Patrouillen sagten sie noch an demselben Abende förmlich in jedem Hause an. Jubelnde Volkshaufen durchzogen die Straßen. Denn das war die allgemeine Empfindung, daß nunmehr der Widerstand gegen die Forderungen des Volkes zu Ende sei. Und wirklich wurde jetzt auch wie den Studenten, so der ganzen Bürgerschaft das Recht sich zu bewaffnen gewährt und aus dem Zeughause, was es nur an Waffen enthielt, dazu hergegeben.

Die Stadt illuminierte; es regnete — vollkommene Ruhe herrschte in der Stadt. In den Vorstädten indessen erhellte unheimlicher Feuerschein den nächtlichen Himmel. Die Vorstadtarbeiter hatten während der beiden unruhigen Tage (13. und 14. März) sich der Steuerhäuser an den „Linien“ bemächtigt, jetzt steckten sie die verhaßten Mauthäuser und mehrere Fabriken in Brand; denn sie verstanden unter Revolution etwas ganz anders als die Bürger und erklärten die Preßfreiheit, welche gewährt ist, kurzweg für gleichbedeutend mit Plünderung. Allein mit Kanonen rückte die neugebildete „Nationalgarde“ und eine Schar von Studenten, von zahlreichen Truppen unterstützt, gegen sie an; eine förmliche Schlacht entspann sich, in welcher die Arbeiter mit einem Verluste von mehreren hundert Toten völlig zu Paaren getrieben wurden.

In gemeinsamer Sitzung beschlossen die Erzherzöge und die Staatskonferenz, allem Widerstande entsagend, die Verleihung einer Verfassung für Gesamtösterreich, und durch kaiserliches Manifest wurde den Wienern angekündigt, daß für die „Konstitution des Vaterlandes das Nötige verfügt“ sei. Mit freudigen Hochrufen empfing das Volk den Kaiser, als er in

offenem Wagen mit seinem Bruder und seinem Neffen Franz Joseph eine Umfahrt durch die Stadt machte: er freute sich des jubelnden Volkes; ihn kümmerte es nicht, wer für ihn regierte. Man konnte glauben, daß die Revolution in Wien beendigt wäre. Aber mit mehr Recht hätte man sagen können, daß sie nach diesem Vorspiele erst im Begriffe stand zu beginnen. —

Ausschlaggebend für die Gestaltung der deutschen Dinge waren jedoch die Wiener Erfolge mit nichten. Die Entscheidung konnte nur dadurch gegeben werden, wie sich Preußen, der altmonarchische, allein wahrhaft deutsche Großstaat, zu der liberalen Zeitströmung, die ja darauf aus war, ihm die Führung der deutschen Angelegenheiten anzutragen, stellte. Darauf kam es an, wie sich in Preußen das Verhältnis der Liberalen zu den Radikalen — der Konstitutionellen zu den Demokraten, wie man zu sagen begann — gestalten würde. Und darum hielt auch das revolutionäre Agitationscomité in Paris auf Berlin sein hauptsächlichstes Absehen gerichtet. Lebhafter als die Revolution an der Seine wirkten die Erfolge der Liberalen in den deutschen Mittel- und Kleinstaaten auf die allgemeine Stimmung der Gemüter in Preußen: würde auch Preußen die gleiche Bahn betreten? Und würden dann die Liberalen entschlossen sein, fest Schulter an Schulter zu den Konservativen sich stellend, den revolutionären Umtrieben der Demokraten den Fuß auf den Nacken zu setzen?

Die nächste Wirkung der Februar-Revolution auf Berlin war, daß sie in der preußischen Hauptstadt ein großes Mißbehagen erzeugte. Die Nachricht von ihrem Siege über das Julikönigtum langte in Berlin am 29. Februar an; sie fiel mitten hinein in die Ultimo-Regulierung und steigerte diese zu höchster Verwirrung. Die Abrechnung erforderte Opfer, welche mit einem Schlage den Wohlstand vieler Familien vernichteten. Denn auf der Stelle fielen Staats- wie Industriepapiere in unerhörter Weise: Bankanteilscheine, die auf 112 standen, fanden für 90 kaum Käufer; Eisenbahnaktien sanken an dem einen Tage von pari auf 74. Welches Maß von Bestürzung, Trauer, Elend drücken diese Zahlen aus! In diese Mißstimmung und Unruhe brachten nun die Zeitungen der nächsten Tage die Nachrichten von stürmischen Volksversammlungen, die zuerst am Rhein, dann in der Provinz Sachsen, endlich in Schlesien und Ostpreußen gleichzeitig stattgefunden hatten; abgedruckt waren die Adressen, welche von diesen Versammlungen als Ausdruck der Wünsche des Volkes an den König abgesandt waren. Auch in Berlin entwarf die wachsende Aufregung eine Adresse, durch welche der schleunige Zusammentritt des vereinigten Landtages erbeten werden sollte. Aber König Friedrich Wilhelm kündigte ja, als er am 7. März die Versammlung der ständischen Ausschüsse schloß, von selbst

weitere bedeutende Zugeständnisse an. Daher glaubte der Magistrat von Berlin einer solchen Adresse sich versagen zu müssen; und auch die Stadtverordneten, wenn sie auch für die Überreichung der Adresse sich entschieden, thaten nichts weiter, als daß sie nach gewohntem Geschäftsgange eine Kommission zur Vorberatung ernannten: so wenig drängend erschienen auch ihnen die Zeitläufte.

Um so aussichtsvoller aber war bei der herrschenden Aufregung die demokratische Agitation. Schon am 6. März hatte sich eine Anzahl Zeitungsschreiber und Studenten in einem Kaffeehause in der Dorotheenstraße zu gemeinsamer Besprechung zusammengefunden. Das Zimmer war zu klein, sie zogen daher durch den Tiergarten nach den „Zelten“, einem Vergnügungslokale an der untern Spree, in welchem sie sicher waren, die nach Berliner Unsitte den „Montag“ feiernde geringere Bevölkerung in Menge anzutreffen. Denn auf ein Heranziehen der Arbeiter war es vornehmlich abgesehen. In tumultuarischer Weise wurde hier nun die Absendung einer Adresse beschlossen; und am folgenden Tage, wo noch zahlreichere Volkshaufen sich eingefunden hatten, der Entwurf mit der Forderung von deutscher Volksvertretung, Volksbewaffnung, Verminderung des stehenden Heeres, Preß- und Versammlungsfreiheit einstimmig angenommen. Damit war aber die Aufregung nicht zu Ende, vielmehr wuchs die Bewegung immer mehr an. Am 9. März waren es schon gegen 4000 Menschen, die bei den Zelten sich zusammengefunden hatten, um die demokratisch-sozialistischen Ergüsse der Führer anzuhören. Sichtlich steigerte sich von Tag zu Tage die Aufregung der Menge; mehr und mehr begannen die abendlichen Versammlungen bei den Zelten einen tumultuarischen Charakter anzunehmen. Am Abend des 14. März wurde in vielen tausend Exemplaren an die Versammelten der Entwurf einer ganz kommunistischen Adresse verteilt. Schutz der Arbeiter war in ihr als die oberste Aufgabe des Staates bezeichnet und die Errichtung eines besonderen Ministeriums für die Arbeiter verlangt, welches hauptsächlich aus Arbeitern und Arbeitgebern zusammengesetzt sein solle. Absichtlich schien in das Schriftstück eine Menge orthographischer Fehler hineinkorrigiert zu sein, um der Adresse einen volkstümlichen Anstrich zu geben.*) Die nachsichtige, an Schwäche grenzende Haltung des Polizei-Präsidenten von Minutoli ermutigte die Menge zu Ausschreitungen; in der Grünstraße wurde sogar der Bau einer Barrikade versucht. Erst als dem Pöbel in der Empfindung, daß man ihm ausweiche, der Kamm geschwollen war, wurde militärische Unterstützung nachgesucht: mit Pfeifen und Steinwürfen wurde sie empfangen, sodaß die Soldaten von ihren Waffen Gebrauch machten und Schloß und Zeughaus militärisch besetzt wurden.

*) Vossische Zeitung vom 15. März 1848 (Nr. 63), S. 4, Sp. 1.

Die Adresse der Stadtverordneten, welche dem Könige durch eine Deputation der städtischen Behörden am 14. März überreicht wurde, fand die freundlichste Aufnahme. König Friedrich Wilhelm versicherte die Abgesandten, daß seine „Losung sei: freie Völker, freie Fürsten! Nur wenn beide frei wären, könne die wahre Wohlfahrt gedeihen.“ *) Die Bitte um baldige Einberufung des Landtages war schon erfüllt, das Patent, welches ihn auf den 27. April einberief, schon unterzeichnet, am Abend noch wurde es veröffentlicht. Aber schon verlangte eine Adresse aus Breslau eine vom Volke zu wählende Volksvertretung. Jetzt schien auch die bedingte Gewährung der Censurfreiheit, welche der König am 8. März verfügt hatte, nicht mehr ausreichend. Der Gemeinderat von Köln beschloß eine Deputation an den König zu entsenden, um ihm die bedrohliche Stimmung der Provinz wahrheitsgetreu darzulegen.

Aber auch in Berlin war die Haltung der Bevölkerung sehr bedenklich geworden. Die Arbeitermassen waren gereizt durch den Widerstand, der in den letzten Tagen ihren tumultuarischen Demonstrationen durch das Militär entgegengesetzt war, obgleich sie nach dem früheren Auftreten der Polizei meinten, daß man vollen Ernst ihnen zu zeigen doch nicht wagen würde; und die Bürgerschaft war verstimmt und bedrückt durch die täglichen Verluste, welche das Erlahmen von Handel und Verkehr und die seit dem Krach des Februar-Ultimo immer noch mehr fallenden Kurse ihr zufügten. Denn die sichersten Eisenbahnaktien waren um 30 Prozent gefallen, und noch um 25—30 Prozent unter diesen standen die $3\frac{1}{2}$ prozentigen preußischen Staatsschuldscheine, sogar noch unter dem Kurse der 3 prozentigen französischen Rente.**) Das wirkte verstimmend auf weite Kreise und lähmte bei vielen die Entschließung. Zwar die städtischen Behörden beeidigten zur Unterstützung der Polizei eine Anzahl von Bürgern und Studenten, erst 300, später 1100, um, als „Schutzbeamte“ durch weiße Stäbe und Armbinden ausgezeichnet, die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten. Aber es gelang ihnen nur für *einen* Tag. Schon am Nachmittage des 16. März, als sich wieder dicht gedrängte Volksmassen auf dem Schloßplatze und Opernplatze angesammelt hatten, erwiesen sie sich machtlos. Infanterie mußte vom Zeughause heranrücken, eine Kavalleriepatrouille von der Jägerstraße, um den Platz zu säubern.

König Friedrich Wilhelm weilte in Potsdam, als er am Abend des 15. März die Nachricht von der Wiener Revolution und der gesteigerten Aufregung in seiner eigenen Hauptstadt erhielt. Sofort eilte er nach Berlin,

---

*) Vossische Zeitung vom 15. März 1848 (Nr. 63), S. 2, Sp. 1.
**) Vossische Zeitung vom 15. März 1848 (Nr. 63), S. 4, Sp. 2.

voll der Empfindung, wie sehr durch die doppelte Nachricht seine Stellung verändert sei: das volle Verständnis der neuen Zeit nahm er für sich in Anspruch. Noch am Abend ward eine Sitzung des Ministeriums berufen. Des Zwanges, auf Metternich Rücksicht zu nehmen, war man enthoben, auf einen Erfolg des Dresdner Kongresses kaum noch zu rechnen. In Deutschland griff der Liberalismus mit Riesenschritten um sich. Es war klar, daß auch in Preußen etwas Entscheidendes geschehen mußte: der König faßte den Entschluß, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen, durch Preußen sollte die Neugestaltung Deutschlands sich vollziehen. Längst erfüllte ihn die Überzeugung von der Notwendigkeit einer Reform der deutschen Verhältnisse; jetzt war die Zeit, mit seinen Plänen hervorzutreten, deren Konsequenz, wie er wohl erkannte, die innere Neugestaltung Preußens auf liberaler Grundlage sein mußte. Daraus ergab sich die Notwendigkeit einer beschleunigten Einberufung des vereinigten Landtages. Man nahm dafür statt des 27. den 2. April in Aussicht und beschloß das Einberufungspatent zugleich zur Veröffentlichung der Pläne Preußens für seine eigene und Deutschlands Umgestaltung zu benutzen. Der Prinz von Preußen, des Königs nächstjüngerer Bruder, und die anwesenden elf Minister stimmten zu, obgleich der Systemwechsel einen Kabinettswechsel in sich schloß. Das Einberufungspatent wurde entworfen, am Morgen des 18. März von dem Könige, dem Prinzen von Preußen und den Ministern unterzeichnet und in die Druckerei geschickt, um so bald wie möglich veröffentlicht zu werden.

Der König befand sich sichtlich nach diesen folgenreichen Entschlüssen in einer gehobenen Stimmung. Er beschied am Morgen des 18. März den Grafen Arnim-Boitzenburg zu sich und trug ihm dem Vorsitz in dem neu zu bildenden Ministerium an, welches von bedeutenden Führern der Linken des vereinigten Landtages von Auerswald und den Grafen Schwerin in sich schließen sollte. Auch Georg von Vincke wurde nach Berlin berufen.

Unterdessen blieben aber die revolutionär gesinnten Führer und Hetzer der Volksmassen nicht unthätig. Aus Leipzig waren einige dreißig junge Leute, zum Teil polnische Studenten, nach Berlin gekommen, um hier die Revolution in Gang zu bringen; und aus dem unruhigen Süddeutschland war ihnen mehrfacher Zuzug eingetroffen. Als nun der 17. März friedlich vorüberging, fanden sich am Abend die Leipziger Agitatoren in Tivoli, einem Vergnügungsorte vor dem Hallischen Thore, ein, um Abrede mit einander zu nehmen. Auch die fünf Sendlinge, welche das revolutionäre Agitationscomité in Paris geschickt hatte, um in Berlin einen Aufstand zu entfachen, nahmen an der Besprechung teil, nicht minder aber auch etliche Häupter der Berliner Demokraten, wie Julius, der Redakteur der „Zeitungshalle“, und der Buchdrucker und Stadtverordnete Berends. Man kam dahin über-

ein, daß am Freitag, den 24. März, die Revolution in Berlin ausbrechen, die Woche bis dahin aber benutzt werden solle, um alles gehörig vorzubereiten und die Aufregung unter den Arbeitern mit allen Mitteln bis zu sinnloser Wut gegen das Militär aufzustacheln. Die hitzigsten Köpfe freilich wollten, daß schon morgen der „Fetz" losgehe.

An demselben Abend fanden in fast sämtlichen Bezirken der Hauptstadt Versammlungen von Bürgern statt, um über die Stellung der Schutzbeamten sich zu beraten. Diese Gelegenheit benutzten die radikal Gesinnten zu dem Antrage, daß alle Anwesenden am nächsten Tage mittags 1 Uhr nach dem Schloßplatze ziehen sollten, um von dem Könige Bewaffnung der Bürgerschaft und Entfernung des Militärs, besonders des aus Potsdam herbeikommandierten Ersten Garderegiments zu Fuß, zu verlangen. In der Redaktion der Zeitungshalle, an der Ecke der Oberwall- und Jägerstraße, harrten die demokratischen Führer des Ausganges: um 9 Uhr hatten 86 Städtebezirke den Antrag angenommen. Die Leipziger Agitatoren aber trafen Abrede, um die gleiche Zeit im Café de l'Europe bewaffnet sich zusammenzufinden.

Es war die Ankunft der Kölner Deputation am 17. März, welche viel dazu beitrug, auch die Liberalen dem Antrage einer Massendemonstration geneigt zu machen; sie fühlten, um den Kölnern nicht allein den Ruhm zu lassen, das Verlangen, etwas zu thun, aber sie wußten nicht recht was. Auch die städtischen Behörden traten zu derselben Stunde, wo der König die Kölner Deputation anhören wollte, zu einer Beratung darüber zusammen, womit sie, die Vertreter der Landeshauptstadt, der Abordnung der Rheinlande die Wage halten könnten.

Am Sonnabend Vormittag — den 18. März — wurde die Kölner Deputation, geführt von dem Oberpräsidenten Eichmann, um 10 Uhr von dem Könige empfangen; auch der Prinz von Preußen war zugegen. In beweglicher Rede schilderte der Deputierte von Wittgenstein die erregte Stimmung der Rheinlande und beschwor den König, einen hochherzigen Entschluß zu fassen. Die vorgetragenen Wünsche, erwiderte der König in sichtlicher Bewegung, stimmten mit seinen eigenen Absichten überein: die Proklamationen — denn auch zur Bewilligung unbedingter Preßfreiheit hatte er sich tags zuvor entschlossen — seien bereits in Druck; in drei Stunden würden sie dieselben mitnehmen können.

Unterdessen hatten die im Rathause versammelten städtischen Behörden ebenfalls die Entsendung einer Deputation an den König beschlossen, welche ihn um Preßfreiheit, Bürgerbewaffnung, Berufung eines liberalen Ministeriums und Verleihung einer freisinnigen Verfassung, sowie um beschleunigte Einberufung des vereinigten Landtages bitten sollte. Sie kehrte gegen ein

Uhr aus dem Schlosse zurück; ihr Bericht, daß der König teils die sofortige Erfüllung ihrer Bitten verheißen, teils dieselbe in nahe Aussicht gestellt habe, erregte bei den noch versammelten städtischen Körperschaften die freudigste Aufregung; mit lauten Beifallsrufen stimmte auch das Publikum auf den Tribünen bei. Sofort wurde der Entschluß gefaßt, nach dem Schlosse zu ziehen und dem Könige durch ein Lebehoch den Dank des Volkes darzubringen.

Schon füllte eine dichtgescharte Menge den weiten Schloßplatz, und immer rückten noch in langen Zügen aus den Bezirken die Bürger heran. Eine frohe Stimmung beherrschte die Tausende; ein Mal über das andere ließen sie in brausendem Rufe den König hochleben. Damen hatten die dem Schlosse gegenüber liegenden Fenster besetzt; auf den Binnenhofe des Schlosses biwakierte die Potsdamer Garde, rauchend und plaudernd standen die Soldaten in Gruppen umher. Auf dem Balkon des Schlosses erschien der König und grüßte dankend hinunter; er wollte sprechen, aber in dem Getöse der unten wogenden Menge blieb er unverstanden. Da rief, über den Rand des Balkons sich vorbeugend, der Bürgermeister Naunyn hinab, der König bewillige alles. Und von neuem ertönten die jubelnden Hochrufe; zum zweitenmal trat der König vor und dankte, mit einem Tuche wehend. Um halb zwei Uhr erschienen in einem Extrablatte der „Allgemeinen Preußischen Zeitung" die beiden Patente des Königs, in welchem er eine „konstitutionelle" Verfassung und Bundesreform versprach und Preßfreiheit gewährte. Verschiedene Herren traten auf Hausstufen und Wagen und lasen sie den Umstehenden vor. Man umarmte sich in freudiger Bewegung; manche weinten vor Rührung. Auf einem Privathause dem Schlosse gegenüber wurde eine schwarzweiße Fahne aufgezogen und von der Menge mit Jubel begrüßt. Hätte die Reform nur einen Vorsprung von 24 Stunden vor der Revolte gehabt, daß die Patente Zeit gewannen, in der Stadt nur bekannt zu werden, so wäre schwerlich eine Revolte noch möglich gewesen: so rasch, kann man sagen, war in diesen Tagen der Schritt der Weltgeschichte.

Allmählich indes änderte sich die Scene. Von den Tausenden freudig erregter Bürger zerstreuten sich nach und nach die meisten. Arbeiter und Handwerksgesellen, die sich anfangs vereinzelt im Hintergrunde gehalten hatten, fingen dagegen an, immer zahlreicher zu erscheinen; ein unruhiges Drängen und Wogen in der dichtgescharten Menge begann. Um 2 Uhr bezog eine Abteilung der Potsdamer Garde die Wache an dem Schloßportal Nr. 2. Sofort tönte aus der Menge der Ruf: „Das Militär zurück!" ihr entgegen, und in drohender Haltung wogten die Volkshaufen gegen das Portal heran. In langsamem Schritte rückte von der Stechbahn her ein

Zug Dragoner vor, um die lärmenden Massen von dem Schlosse zurückzuhalten. Aber mit Stöcken und Regenschirmen wurde den Pferden in die Weichen gestoßen, sodaß die Dragoner den Säbel zogen und mit flacher Klinge die Andrängenden abwehrten. Zugleich marschierte, mit Gewehr über, eine Kompanie des Kaiser Franz-Regiments aus dem Schloßportale unter Trommelwirbeln vor, um den Platz zu räumen; aus Portal Nr. 1 schloß sich eine zweite an, gegen die Kurfürstenbrücke einschwenkend und drängte das pfeifende und schreiende Volk über die Brücke nach der Königsstraße zurück. In diesem Augenblicke fiel ein Schuß: ein Mann in einem hohen weißen Filzhute hatte von der Königsstraße her ihn abgefeuert. Wer war er? Niemand kannte ihn. Da gingen in dem Gedränge zwei Grenadieren die Gewehre los: der Grenadier Kühn war mit dem Hahne seines Gewehres an seinem Faschinenmesser hängen geblieben, und dem Unteroffizier Hettchen hatte eine Faust aus der Menge auf das Piston geschlagen. Die Kugeln fuhren in die Luft; niemand war verletzt. Allein ein wildes Geschrei erhob sich: „Verrat! Sie schießen auf die Bürger!“ und in wüstem Durcheinander stob die Menge nach allen Seiten auseinander und schrie nach Rache für die „Gemordeten!“

Der Polizei-Präsident eilte nach dem Schlosse. Feenburg, ein russischer Student, hielt ihn auf: „Die rote Fahne muß auf dem Schlosse aufgesteckt werden!“ rief er ihm zu, das Ziel der demokratischen Agitation deutlich genug bekennend. Rasch verteilten die in der Redaktion der Zeitungshalle Versammelten sich durch die angrenzenden Straßen mit dem Rufe: „Zu den Waffen! Unsern Brüdern zu Hülfe!“ Auch die Leipziger Agenten verließen das Café de l'Europe und zerstreuten sich durch die Stadt.

Geängstigt schlossen die Bürger und Kaufleute ihre Läden. Kleine Trupps von Menschen liefen durch die verödeten Straßen und riefen: „Zu den Waffen!“ Müßige Handwerksgesellen, Handlungsdiener, Arbeiter und Studenten begannen hier und dort sich anzusammeln. Ein junger Bursche in polnischer Kleidung, die Konfederatka auf dem Kopfe, einen krummen Säbel schwingend, führte einen Haufen von etwa zweihundert Menschen, rasselnde Trommeln voran, die Königsstraße herauf gerade auf das Schloß zu. Ein Haufe erbrach das Schuldgefängnis, ein anderer das Arbeitshaus am Alexanderplatz, und sofort schlossen die befreiten Sträflinge den drohenden Rotten sich an. Auch Geld sah man, diese zu mehren und aufzustacheln, austeilen. Berends führte einen Haufen nach der Lindenstraße, um aus dem Landwehrzeughause Waffen zu holen und die dortigen Kasernen in Brand zu stecken.

Rasch erstanden nun an den Straßenzugängen Barrikaden. Es war erstaunlich, welche Geschicklichkeit und Erfahrung in dem Bau dieser in

Berlin unbekannten Revolutionsschanzen an den Tag gelegt wurden. Es waren eben geübte Lehrmeister da. Aus zwei Droschken, einer Kutsche, einem Schilderhaus, Rinnsteinbrücken, Fässern, Pflastersteinen, erhob sich schon um 3 Uhr die erste Barrikade vor dem Bureau der Zeitungshalle. Ein Haufe unter Anführung des Litteraten Eichler überfiel die in der Nähe vor der Bank wachestehenden Soldaten; der Grenadier Theißen wollte sich weder sein Gewehr entreißen lassen, noch sich gefangen geben: er fiel, von hinten meuchlings niedergestochen, als ein Opfer seiner Pflichttreue. In weniger als zwei Stunden war die Stadt bis in die entlegensten Straßen mit Barrikaden bedeckt, von denen die schwarzrotgoldene Fahne herabwehte. Zumal in der Königsstraße drängte sich Barrikade an Barrikade, durch die Granitplatten des Trottoirs stark bewehrt, manche bis zu Stockwerkshöhe aufgetürmt. Dächer wurden abgedeckt und auf der Höhe Körbe mit Steinen kampfbereit aufgestellt.

Der Alarmruf und die Agitation der Hetzer hatten ihre Wirkung gethan. Die tobenden Rotten erhoben zum Kampfe die Faust. Aber auch die Empfindung war vorhanden, etwas Gutes zu thun, wenn man zum Schutze der Wehrlosen die Waffen gegen das heranrückende Militär ergriffe. Sie erklärt es allein, daß Studenten und Bürger in Menge, wie fast die ganze Schützengilde, den Kämpfenden sich anschlossen: traurige Verblendung! Oder waren die Soldaten nicht alle die Söhne desselben preußischen Volkes? Indes die große Mehrzahl der Barrikadenkämpfer bestand aus Arbeitern und Handwerksgesellen, wozu sich dann das Gesindel der Großstadt gesellte welches in unruhigen Zeiten aus den Schlupfwinkeln des Verbrechens und Lasters hervorzuschleichen pflegt. Man kann auch nicht sagen, daß eine bestimmte Idee sie beherrschte; sicher erwogen die wenigsten die Zwecke, denen sie dienten: was die Masse erfüllte, war Haß gegen die Soldaten, in den sie hineingehetzt waren, und jene gedankenlose Raufwut, durch welche der ungezügelte Germane seiner inneren Erregung Luft zu machen liebt.

Den Oberbefehl des Gardecorps hatte am 13. März der Prinz von Preußen, zum Gouverneur der Rheinlande ernannt, an den General von Prittwitz abgegeben. Diesem übertrug der König den Oberbefehl über alle in Berlin anwesenden Truppen, 14250 Mann mit 36 Geschützen; und Prittwitz war ganz der Mann, mit allem Nachdruck dem auflodernden Aufruhr zu begegnen. Bald nach drei Uhr ließ er eine Kompanie des zweiten Garderegiments gegen die Barrikaden, welche den Zugang zur Jägerstraße und den zur Werderschen Straße von der Oberwallstraße aus sperrten, zum Sturm vorgehen. Obgleich aus den benachbarten Häusern von beiden Seiten beschossen, erstürmten die Soldaten doch alsbald die Straßenschanzen.

Unterdes machte der König noch einen Versuch, dem schon begonnenen Kampfe Einhalt zu thun. Zwei Männer trugen um 4 Uhr aus dem Schloßportale an zwei Stangen ein großes Leinwandlaken hervor, auf welches in riesengroßen Buchstaben geschrieben war: „Ein Mißverständnis! Der König will das Beste!“ Ein Bürger ging, den Hut schwenkend, mit dem Rufe: „Es lebe der König!“ vorauf; allein niemand stimmte in den Ruf ein: der Versuch der Verständigung mißlang.

Vom Schlosse aus in verschiedenen Richtungen drangen die Truppen vor; wo sie angriffen, siegten sie auch: Barrikade um Barrikade fiel. Die Nacht kam, eine milde, schöne Frühlingsnacht. Glänzend stand der Vollmond am Himmel, helles Licht über die im unseligsten Kampfe befangene Stadt ergießend. Von den Kirchtürmen heulten die Sturmglocken, und von Norden her leuchtete die flammende Lohe der von den Aufrührern angesteckten Artilleriewerkstätten herüber, zu allen Schrecken für die Bewohner der Stadt auch noch den der drohenden Feuersbrunst gesellend. Erst nach Mitternacht hörte das Schießen auf, und dann wurde es allmählich still in der weiten Stadt. Aber der König blieb wach; er entwarf während der Nacht eine Proklamation zur Beruhigung der Stadt. Sie wurde sofort gedruckt und am Sonntagmorgen allenthalben verbreitet. Indes die Sprache warmen Gefühls verfehlte bei den Aufrührern des Eindrucks. Am Alexanderplatze begann das Schießen von neuem.

Auf das lebhafteste verlangte der König danach, den „traurigsten Kampf“ beendigt zu sehen. Das ganze Gebiet bis zur Leipziger Straße und bis zur Spree beherrschten die Truppen, dazu die Königsstraße bis zu den Kolonnaden; der Aufruhr war also aus dem Herzen der Stadt bis in die entlegenen Stadtbezirke zurückgetrieben. So befahl der König denn, nicht mehr angriffsweise zu verfahren und auch Angriffe, die auf ihre Stellungen gemacht würden, nur abzuwehren. Aber die Aufrührer, durch die handgreifliche Erfolglosigkeit entmutigt, wagten keinen Angriff mehr. Das brachte auch den besonneneren Bürgern den Mut, welchen sie in der Überraschung des vergangenen Tages nicht hatten finden können: sie unternahmen es, für die Ordnung einzutreten und begannen auf mehreren Stellen den Aufrührern zum Trotze die Barrikaden abzutragen.

Tags zuvor hatte Deputation auf Deputation sich an den König gewandt, um die Einstellung des Kampfes von ihm zu erbitten. Welche andere Antwort konnte er geben, als daß er die Truppen zurückziehen wolle, sobald die Barrikaden geräumt würden? Jetzt aber bestimmte das Wiedererwachen des guten Geistes in der Bürgerschaft ihn, auf die Bedingung der Barrikadenräumung zu verzichten: erschöpft wie er war, befahl er schließlich den Rückzug der Truppen. Voll Unmut warf der Prinz von

Preußen, als er den Befehl vernahm, seinen Degen auf den Tisch und ordnete, in Übereinstimmung mit Prittwitz an, daß der Rückzug nach dem Schlosse zu erfolge. Aber nach einer halben Stunde ließ Prittwitz*) sie in ihre Kasernen abrücken; als sie ihm jedoch hier in ihrer weiten Verteilung zu sehr bedroht erschienen, befahl er den Abzug aus der Stadt.**) So zogen denn am Mittage des 19. März die Regimenter aus ihren Stellungen mit klingendem Spiele zur Stadt hinaus. Als es geschehen war, brachte man dem Könige die Meldung: in schmerzlicher Überraschung, als stellten sogleich die Folgen seinem Geiste sich dar, sank er auf einen Stuhl.***)

Fast schutzlos war der König inmitten seiner noch immer tief aufgeregten Hauptstadt zurückgeblieben; denn erst um 2 Uhr nachmittags besetzte Bürgerwehr die Schloßwachen. Die Volksbewaffnung hatte der König genehmigt. Ungehemmt fand daher in der Zwischenzeit ein Zug Eingang in das Schloß, den die Aufhetzer veranstaltet hatten, um von neuem die wilden Leidenschaften der Volksmenge zu entflammen. Auf Bahren und Möbelwagen brachten die Aufrührer ihre Toten herbei und setzten sie im inneren Schloßhofe nieder. Die Wunden der Leichen waren bloß gelegt; manche waren mit Laubwerk bekränzt. Von Zeit zu Zeit wurde ausgerufen: „Vater von fünf unerzogenen Kindern!" — „Ohne Pardon niedergestochen, nachdem er sich ergeben hatte!" — „Mein einziger Sohn, an meiner Seite niedergeschossen!" Es war ein gräßlicher Trug, der mit den Toten getrieben wurde. Denn ebenso wie diese und ähnliche aufhetzende Charakteristiken erfunden waren, so waren auch die trauernden Angehörigen in Wahrheit wildfremde Menschen, welche ihr frivoles Spiel mit den Toten trieben. In Paris war es vor vier Wochen den Meuterern gelungen, durch ein solches Schauspiel die Menge zu Ingrimm und Rache aufzureizen: in Berlin aber mißlang die Nachahmung der schauerlichen Scene; eine Stimme stimmte den Choral: „Jesus, meine Zuversicht" an, alle fielen ein — auch der König war auf der Galerie vor seinen Gemächern erschienen — und Bürger drängten die grausige Komödie aus dem Schlosse.

Nun wurde ein anderes Mittel versucht, die Aufregung zu schüren: als „Verräter" denunzierte man verschiedene Personen der Menge und leitete die aufrührerischen Haufen an, wenigstens an deren Eigentum Lynchjustiz zu üben. Hartnäckiger aber wurde gegen niemand der Haß angefacht, als gegen den Prinzen von Preußen, dessen mannhaften und energischen Sinn die Hetzer vor allem fürchteten. Durch die Aufschrift „National-

*) H. von Sybel, Aus den Berliner Märztagen (Historische Zeitschrift 1889, H. 3, S. 447 flg.

**) H. von Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Bd. 1, S. 141.

***) Mitteilung des Generals von Brauchitsch, eines Augenzeugen.

Eigentum" wurde sein Palais vor Plünderung bewahrt; er selbst aber begab sich in der Stille nach der Pfaueninsel bei Potsdam und nach einigen Tagen von dort nach England, sodaß nunmehr wieder seine Abreise als eine Bestätigung seiner volksfeindlichen Absichten gedeutet wurde.

Eine frohe Färbung aber gab dem Tage die Proklamation des Königs wieder, durch welche er die Berufung des neuen Ministeriums, Graf Arnim-Boitzenburg, von Auerswald, von Arnim-Suckow, Kühne, Graf Schwerin und Bornemann, ankündigte. Der Jubel darüber war allgemein: in einer glänzenden Illumination gab die Bürgerschaft Freude und Dank kund. Freilich die Demokraten und Sozialen wollten in dem Lichterscheine die Feier des Sieges der „Revolution" sehen. Aber wie kann man den von einer kleinen Zahl meist fremder Agitatoren künstlich angestifteten Aufstandsversuch eines Teiles der mit allen Mitteln verhetzten niedersten Bevölkerungsschichten eine Revolution nennen? Wo war da von einer Volkserhebung zum Zwecke einer Staatsumwälzung die Rede? Militärisch gesprochen, wenn man die Summen der Verlustlisten ansieht, hat er kaum den Belang eines Scharmützels. Noch viel weniger aber kann man von einem Siege sprechen. Denn erlangte der Aufstand irgend mehr als der König schon vor demselben aus eigener Bewegung zugesagt hatte? Läßt nicht vielmehr der Aufstand, ohne ein unmittelbares Resultat zu ergeben, die Dinge genau an der Stelle, wo sie vor demselben gestanden hatten? Natürlich alle diejenigen, welche irgendwie daran teilgenommen hatten, wurden nicht müde, ihn zu erheben und aufzubauschen: denn so leicht giebt niemand zu, daß die Sache, der er gedient hat, nicht groß und gut gewesen sei! Das allein ergiebt sich in der Tiefe als Resultat, daß neben der bestehen bleibenden Verbindung des Königtums mit den Liberalen die Demokratie einstweilen sich noch zu behaupten imstande ist: ein Verhältnis, das für die weitere Entwickelung Preußens, ja Deutschlands die schwersten Gefahren in sich schloß.

Das weiche Gemüt König Friedrich Wilhelms verlangte danach, zu vergeben und zu vergessen: schon am 20. März gewährte er General-Amnestie für alle politischen und preßpolizeilichen Vergehen. Das gab den Barrikadenkämpfern ihre Sicherheit zurück.

Jetzt konnten auch die 254 Polen, welche die mißlungene Insurrektion des Jahres 1846 ins Gefängnis gebracht hatte — befreit aus diesem hatten sie schon die aufrührerischen Volkshaufen am 19. März — unbehelligt in die Heimat zurückkehren. Hier aber organisierten sie unter den Augen der preußischen Behörden den Aufstand von neuem; auf allen Kirchen und Edelhöfen wurde die rotweiße Fahne des früheren Königreichs Polen aufgesteckt. Sie gebärdeten sich, als wenn die Provinz Posen, in

der doch neben 700 000 Polen eine halbe Million Deutsche wohnten, ihnen ausschließlich gehöre, und verlangten die Unterordnung der Deutschen als nur geduldeter Einwanderer. Das erzeugte eine so drohende Stimmung bei den Deutschen, zu denen auch der zahlreiche Stand der grundbesitzenden polnischen Bauern hielt, daß ein Bürgerkrieg in der Provinz bevorzustehen schien. Der König aber wünschte Milde und Versöhnlichkeit. General von Willisen jedoch, zum königlichen Kommissar ernannt, ging darüber hinaus und schloß mit den Insurgenten am 11. April die Konvention von Jaroslawiec*), welche, ohne auf Entwaffnung zu bestehen, einer Anerkennung der Insurrektion nicht fern war. Allein gegen eine solche Übereinkunft erhob sich die laute Entrüstung der deutschen Bevölkerung, und die Insurgenten ließen sie selbst völlig außer acht. Infolgedessen wurde an Stelle Willisens General von Pfuel beauftragt, mit Entschiedenheit den Frieden in der Provinz wieder herzustellen. In wenigen Tagen drängte dieser denn auch durch mehrere Gefechte die Aufständischen gegen die russische Grenze und zwang sie am 9. Mai zu der Konvention von Bardo. Indes auch diese hielten die Insurgenten nicht: anstatt bei Piatkowoczarne die Waffen zu strecken, zerstreuten sie sich und zogen plündernd umher, bis sie von den Truppen in den Wäldern und Dörfern eingefangen und zur Haft gebracht wurden**). Und damit endigte denn dieser Erhebungsversuch der Polen.

Unterdessen rasteten die demokratischen Agitatoren in Berlin nicht, nachdem der erste nicht gelungen, einen neuen Aufstandsversuch zuwege zu bringen. Am Abend des 20. März hörte man wieder auf den Straßen Alarmrufe: „Zu den Waffen!“ — „Verrat!“ und das Gerücht wurde, die Bewohner zu erschrecken, verbreitet, daß der Prinz von Preußen mit der Potsdamer Garnison heranrücke, um Berlin zu überfallen. Dies brachte den König zu dem Entschlusse, dem Volke einen solchen Beweis seines Vertrauens zu geben, daß von vornherein dergleichen feindselige Gerüchte als unglaublich erscheinen müßten. Ein jeder aus dem Volke sollte sehen und hören können, wie er, der König, sich treu zu dem bekenne, was er in der Proklamation vom 18. März für Preußen und Deutschland versprochen hatte.

So las man denn am Morgen des 21. März an den Straßenecken ein Plakat „an die deutsche Nation“, in welchem angekündigt wurde, daß die Bevölkerung Berlins noch an demselben Tage den König „mit den alten ehrwürdigen Farben der Nation zu Pferde in ihrer Mitte“ erblicken würde. Um Mittag hielt denn auch der König diesen Umritt durch die Stadt. Zwei Generale und drei Minister eröffneten den Zug. Dann kam eine mächtige

*) (Amtliche) Denkschrift über die Ereignisse im Großherzogtum Posen seit dem 20. März 1848, S. 33. — **) Ebenda, S. 57.

schwarzrotgoldene Fahne, von einem Bürgerschützen getragen. Ihr folgte der König, von Prinzen und Generalen umgeben. Alle, auch der König, trugen ein schwarzrotgoldenes Band um den linken Arm geschlungen.

Bei der Hauptwache neben dem Zeughause war es, wo den König der Ruf begrüßte: „Es lebe der Kaiser von Deutschland!“ „Nicht doch, nicht doch! Das will, das mag ich nicht!“ erwiderte der König mit einer ungeduldigen Handbewegung. Vor der Universität stand die Studentenschaft, an der Spitze der Rektor im Ornat. Der König richtete bedeutungsvolle Worte an sie: „Ich trage die Farben, die nicht mein sind“, sprach er, „aber ich will damit nichts usurpieren. Ich will keine Krone, keine Herrschaft. Ich will Deutschlands Freiheit, Deutschlands Einigkeit. Ich will Ordnung. Das schwöre ich zu Gott!“ Tausendstimmiges Hoch folgte diesen Worten; nach deutschem Brauch schlugen die Studenten klirrend die Schläger zusammen.

Weiter ging der Zug des Königs über die Schloßbrücke durch die Breitestraße nach dem Köllnischen Rathause, wo die städtischen Behörden sich aufgestellt hatten. „Bürger“, redete der König sie an, „ich weiß es wohl, daß ich nicht stark bin durch die Waffen meines gewiß starken und tapferen Heeres, nicht stark durch meinen gefüllten Schatz, sondern allein durch die Herzen und die Treue meines Volkes. Und nicht wahr, diese Herzen, diese Treue werdet ihr mir schenken? Ich schwöre es euch, ich will nur das Gute für euch und für Deutschland!“

Laute Hochrufe der ganzen Bevölkerung, freudige Huldigungen geleiteten den König in das Schloß zurück. Man hatte ihn wohl begriffen: durch gegenseitige rückhaltslose Kundgebungen war der Bund des Vertrauens besiegelt. Als eine Urkunde dessen erschien am Abend eine Proklamation, in welcher der König erklärte: „Ich habe heute die alten deutschen Farben angenommen und mich und mein Volk unter das ehrwürdige Banner des Deutschen Reiches gestellt: Preußen geht fortan in Deutschland auf!“

Im mittleren und besonders im südlichen Deutschland fanden diese Erklärungen König Friedrich Wilhelms indes sehr geteilte Aufnahme; man meinte, Preußens König griffe schon nach der deutschen Kaiserkrone; und dagegen erhob sich hier und dort lebhafter Einspruch, zugleich in den Kreisen der Konservativen und der Demokraten, wenngleich — wie natürlich — aus sehr verschiedenen Beweggründen.

Unterdessen gelang es der Demokratie in Berlin, einen augenfälligen Erfolg zu erringen. Am Nachmittage des 22. März wurden 183 Barrikadenkämpfer mit größter Feierlichkeit im Friedrichshaine in einer gemeinsamen Riesengruft beigesetzt. Die Gewerke, die Akademie der Wissenschaften, an ihrer Spitze der greise Alexander von Humboldt, die Universität, die städtischen Körperschaften gaben den Toten das Geleit; auch der König stand auf dem Balkon des Schlosses, bis der Riesenzug vorüber war.

Wer waren denn die Toten, die so demonstrativ als „Märtyrer der Freiheit“ gefeiert wurden? Ihre Liste*) läßt recht klar erkennen, auf welche Elemente der Bevölkerung die demokratischen Unruhstifter sich stützten. Da sind unter jenen 183 „Märzhelden“ zunächst 33 Personen, welche, weder dem Namen noch dem Stande nach bekannt, wahrscheinlich meist zu dem fremden Zuzug gehören, dann sechs, von denen doch wenigstens der Name bekannt ist, weiter sechs Weiber und drei Knaben. Handwerksgesellen bilden so ziemlich die Hälfte: ihrer 86 sind darunter, auch fünf Handwerkslehrlinge und vier selbständige Arbeiter. Fabrikarbeiter finden sich elf, ebenso viel Arbeitsmänner, dazu fünf Handlungsdiener und vier Knechte. Endlich den noch verbleibenden geringen Rest bilden einige Studenten, Schreiber u. a. Welch eine lächerliche Anmaßung liegt gegenüber diesen Zahlen und ihrem Verhältnisse zu einander darin, von einer Erhebung des Volkes zu reden! So wollten denn die großmäuligen Anstifter ihrer Sache durch die dreiste Behauptung aufhelfen, daß an Soldaten 1100, also fünfmal mehr als Barrikadenkämpfer, am 18. und 19. März gefallen wären. Als aber die amtlichen Listen nur 19 Mann auswiesen (2 Offiziere und 17 Unteroffiziere und Gemeine), stritten sie, um dies nicht augenfällig werden zu lassen und ihren besten Siegesbeweis zu verlieren, in Versammlungen und Zeitungen mit Erbitterung gegen die in Aussicht genommene gemeinsame Beerdigung aller Opfer des Barrikadenkampfes. Und sie erreichten, was sie wollten. Die Soldaten wurden, nachdem die beiden Offiziere und zwei Gemeine schon früher bestattet waren, am Morgen des 24. März auf dem Invaliden-Kirchhofe, natürlich mit allen militärischen Ehren, beigesetzt.**)

So wurde die Totenfeier des 22. März, welche ein Ausdruck der Versöhnung der Gegner hatte werden sollen, in eine revolutionäre Siegesfeier verkehrt. Das war ein Erfolg, welcher der Demokratie das schwankend gewordene Vertrauen zu sich zurückgab. Das zum Ausdrucke brachte schon am folgenden Morgen die „Zeitungshalle“ in einem heftigen Artikel, welcher dem Bürgertume Mangel an Begeisterung für die Freiheit vorwarf und dreist den Gegensatz zwischen Bürgern und Arbeitern aufdeckte. Der Kampf zwischen Demokraten und Liberalen war damit eröffnet: an seinem Ausgange hing die Zukunft Preußens. —

Indes zunächst wandten sich alle Augen nach Frankfurt, wo am 31. März nach den Beschlüssen der Heidelberger Versammlung das deutsche Vorparlament zusammentrat. Zwar waren es nur Privatpersonen, von Privatpersonen geladen; Vollmacht gab ihnen lediglich die öffentliche Meinung. Aber doch, welche Hoffnungen setzte Deutschland auf sie!

*) Vossische Zeitung vom 24. März 1848 (Nr. 71), S. 5.
**) Vossische Zeitung vom 25. März 1848 (Nr. 72), S. 4.

In der Paulskirche begann das Vorparlament unter des Heidelberger Professors Mittermaier Vorsitz seine Verhandlungen. Es hielt sich für berufen, Deutschland vor allem eine Verfassung zu geben. Sofort aber offenbarte sich an dieser Frage der Gegensatz der Parteien. Der Siebener-Ausschuß, aus der Heidelberger Versammlung hervorgegangen, und daher überwiegend liberal gerichtet, legte ein Programm vor, welches die Grundzüge einer monarchisch-konstitutionellen Verfassung enthielt. Die Radikalen setzten dem ein anderes durchaus demokratisches, teilweis sogar sozialistisches Programm entgegen. Heftig fuhren die Geister auf einander, bis man schließlich sich dahin verständigte, die Verfassungsfrage der einzuberufenden deutschen Nationalversammlung vorzubehalten.

Jedoch schon am folgenden Tage klaffte der unversöhnliche Gegensatz von neuem. Hecker verlangte im Namen der Radikalen, daß bis zum Zusammentritte dieser Nationalversammlung das Vorparlament sich in Permanenz erklären solle. Das hieße, wandte Heinrich von Gagern ein, den Bundestag verdrängen; es müsse aber vielmehr dies einzige gesetzliche Organ des Deutschen Bundes gestärkt werden. Daher entschied sich die Versammlung dafür, zur Überwachung der Ausführung ihrer Beschlüsse einen Ausschuß von fünfzig Personen aus ihrer Mitte zu ernennen.

Wohl wurden in diesen Ausschuß auch mehrere Häupter der Radikalen, wie Johann Jacoby und Robert Blum, gewählt; aber weder Hecker noch Struve fanden einen Platz darin. Das brachte in ihnen den Entschluß zur Reife, die bestehende Staatsordnung zu zerbrechen und in ihrer tief durchwühlten badischen Heimat zum Kampfe für die deutsche „Republik“ das Volk aufzurufen.

Schon war es im Odenwalde zu Bauernaufständen gekommen, welche indes durch das Einschreiten des Militärs rasch unterdrückt worden waren. Auf die Nachricht nun, daß aus der Schweiz und aus Frankreich deutsche Arbeiterscharen ihm zu Hülfe ziehen würden, begab sich Hecker nach Konstanz und proklamierte dort am 12. April die Republik. Der Fünfziger-Ausschuß schickte eine Deputation an ihn, um ihn von seinem frevelhaften Beginnen abzubringen; allein er verhaftete die Abgesandten und behielt sie als Geiseln bei sich. Der Bundestag aber schickte unter Friedrich von Gagern, Heinrichs älterem Bruder, alsbald Truppen gegen ihn.

In Konstanz begrüßte die Bevölkerung das Aufhissen der republikanischen Fahne wohl mit Hochrufen; als aber Hecker am folgenden Morgen seinen Anhang aus dem Thore führte, zählte man nur 57 Mann. Indes vergrößerte sich aus dem Landvolke, je nach dem Wetter, die Schar: an heiteren Tagen folgten manchmal an die 2000 Mann seiner Fahne, an regnerischen kaum einige hundert. Bei Kandern ereilte ihn Gagern am 20. April.

In dem Wunsche, das Blutvergießen zu vermeiden, lud der General Hecker zu einer Unterredung ein. Allein Hecker wies alle Vermittelung zurück. Da ließ denn Gagern seine Bataillone gegen die Freischärler vorrücken. Eine der ersten Insurgentenkugeln traf den General tödlich in die Brust; ein kurzes Handgemenge entspann sich, dann ergaben sich die Insurgenten oder liefen mit Hecker davon. Auch der Zuzug, welchen, einige hundert Mann stark, Georg Herwegh aus Frankreich herbeiführte, wurde fast widerstandslos bei Dossenbach zersprengt. Den Dichter versteckte seine Frau hinter einem Fasse, vor dem sie selbst Wache hielt, und brachte ihn dann später glücklich über die schweizerische Grenze.

Dieser klägliche Zusammenbruch der republikanischen Schilderhebung machte sich sehr merklich auch bei den Wahlen zur deutschen Nationalversammlung gegen die Radikalen geltend. Denn als am 18. Mai die Nationalversammlung zu Frankfurt in der Paulskirche unter Glockengeläut und Salutschüssen zusammentrat, ergab sich, daß Liberale die große Mehrheit bildeten. Indessen hing dies auch damit zusammen, daß die Nationalversammlung nicht eine gleichmäßige Vertretung des deutschen Volkes darstellte. Das Vorparlament hatte zwar beschlossen, daß auf je 50000 Einwohner ein Abgeordneter kommen solle. Da aber die hierbei zu Grunde gelegte Bundesmatrikel von 1842 aus dem Jahre 1819 stammte, entsprach sie nicht mehr den wahren Bevölkerungsverhältnissen. So war es gekommen, daß Österreichs deutsche Provinzen 55 Vertreter zu wenig oder nur auf 65000 Einwohner einen Abgeordneten erhalten hatten, das noch rascher gewachsene Preußen aber 85 Vertreter zu wenig stellte oder, wenn die jüngst noch in den Bund aufgenommene Provinz Preußen (in Posen hatten es die Stände abgelehnt) mitgerechnet wurde, gar 117 Abgeordnete zu wenig. Preußen erhielt also erst auf 95000 Einwohner einen Vertreter, mithin nur etwa halb so viele, als es nach seiner wahren Bevölkerungszahl zu beanspruchen hatte. Nun waren aber gerade in Preußen die Ideen eines vorgeschrittenen Liberalismus am wenigsten populär; eine gerechtere Verteilung der Abgeordneten würde also ohne Zweifel die Rechte erheblich verstärkt haben, deren Bänke auch jetzt überwiegend Preußen besetzten. Aber so sehr neigte jetzt, wenn auch die Radikalen schwächer als im Vorparlament vertreten waren, die Versammlung nach links, daß Männer wie Graf Schwerin oder Georg von Vincke, welche im vereinigten preußischen Landtage Führer der entschiedenen Opposition gewesen waren, in der Paulskirche erst auf der äußersten Rechten ihren Platz fanden. Sie bildeten den Mittelpunkt des „Café Milani“; denn nach den Lokalen wo die Parteigenossen sich zu treffen pflegten, nannten sich die Parteien. Auch das „Kasino“, die gemäßigte Rechte, bestand überwiegend aus preußischen Abgeordneten.

Der „Württemberger Hof“ dagegen umfaßte die Masse der entschieden Liberalen, während die Radikalen sich teils im „Deutschen Hofe“, teils soweit sie ganz entschieden republikanisch waren, auf dem „Donnersberge“ zusammenfanden.*)

Es war eine Fülle von Intelligenz, welche die Nationalversammlung in sich schloß. Nicht weniger als 118 Professoren gehörten ihr an, vielfach Männer von hohem Ruhme der Gelehrsamkeit wie des Charakters, wie Döllinger, Waitz, Jakob Grimm, Dahlmann. Neben ihnen saßen die Dichter Uhland, Anastasius Grün, der greise Arndt; auch der „Turnvater“ Jahn war hervorgesucht worden. Aber fast allen ging parlamentarische Schulung und Erfahrung ab. Um so verdienstlicher war das Geschick, mit welchem Heinrich von Gagern, zum Präsidenten erwählt, allenthalben vermittelnd und ausgleichend, die Verhandlungen in Fluß zu bringen verstand.

Die Grundlage der Nationalversammlnng war nicht so sehr die Entschließung des Vorparlaments als der Beschluß des Bundestages vom 30. März, die Regierungen aufzufordern, Wahlen von „Nationalvertretern“ anzuordnen, um zwischen den Regierungen und dem Volke das deutsche Verfassungswerk zustande zu bringen. Dem entsprechend richtete er jetzt an die zusammentretende Versammlung ein Begrüßungsschreiben, in welchem er „aufrichtig huldigend dem neuen Geiste der Zeit, den Nationalvertretern die Hand zum Willkommen reichte und ihnen Heil und Segen wünschte.“ Allein der Bundestag war nun einmal, obgleich er alle die viel angegriffenen Beschlüsse der Jahre 1819, 1832 und 1834 im März aufgehoben hatte, bei dem deutschen Volke in hohem Grade unpopulär. Unter dem Drucke der öffentlichen Meinung ließ es daher die Nationalversammlung eine ihrer ersten Sorgen sein, den Bundestag durch die Einsetzung einer Bundes-Centralgewalt bei Seite zu schieben. Freilich definitiv konnte dies nur durch die Verfassung geschehen: aber wie weit aussehend war die Vollendung der Verfassung, deren Beratung noch nicht einmal begonnen hatte? Es wurde daher die Schaffung einer „provisorischen“ Centralgewalt ins Auge gefaßt. Aber so gewaltig erregte der Antrag die Gemüter, daß nicht weniger als 223 Abgeordnete sich in die Rednerliste eintragen ließen. Die Grundfrage war, ob die Nationalversammlung allein die Centralgewalt einsetzen oder sich darüber vorher mit den Regierungen verständigen solle.

Fünf Tage schon hatte die erregte Debatte gedauert, als Gagern persönlich eingriff. „Ich thue einen kühnen Griff“, sprach er, „und ich sage, die Versammlung selbst muß die Centralgewalt schaffen!“ Das gab die

---

*) Deutsche (Frankfurter) Zeitung vom 24. Oktober 1848, Nr. 285, S. 2158, 2159.

Entscheidung. Es wurde beschlossen, daß die Versammlung aus eigener Machtvollkommenheit die provisorische Centralgewalt einem Fürsten übertragen wolle. Aber welchem? Für alle Einsichtigen bestand kein Zweifel, daß nur dann das neu zu schaffende deutsche Reich fest und sicher dastehen würde, wenn die Centralgewalt bei demjenigen Staate sei, den seine Macht wie seine Geschichte auf die Führerschaft Deutschlands anwies. Diesem Zwange der Dinge sich entziehen zu wollen, hieß sicher das ganze Werk der Nationalreform in Frage stellen. In richtiger Erkenntnis der Sachlage schlug daher der Abgeordnete Braun aus Köslin den König von Preußen vor. Die Linke begegnete dem Antrage mit Gelächter, aber auch die Liberalen gewährten ihm nicht die nötige Unterstützung. Aus der Wahl am 20. Juni ging mit 436 Stimmen der Erzherzog Johann von Österreich als „Reichsverweser" hervor.

Der Erzherzog war ein schlichter, behaglicher Herr von 66 Jahren. Er galt für liberal, da er mit Anna Plochl, der Tochter des Postmeisters von Aussee, verheiratet war und in seiner Statthalterschaft Tirol gar gemütlich, oft in der Lodenjoppe, mit dem biederen Volk der Berge verkehrte; er galt sogar nach dem Trinkspruch, den er 1842 auf Schloß Brühl ausgebracht haben sollte, für einen deutschen Patrioten. Aber er war doch immer erst Österreicher und ohne eine deutliche Vorstellung von den außerordentlichen Schwierigkeiten der ihm angetragenen Stellung.

Am 11. Juli hielt der Reichsverweser seinen Einzug in Frankfurt und der Bundestag erklärte durch den Mund seines Vorsitzenden, von Schmerling, daß er seine Rechte und Vollmachten auf ihn übertrage. Freilich protestierte gegen diese Anmaßung, die es ja dem Bundestage verstatte, die übertragenen Rechte zu andrer Zeit auch wieder zurückzunehmen, in der Nationalversammlung der Abgeordnete Blum aus Leipzig, ohne indes in dem allgemeinen Jubel durchzudringen.

Am folgenden Tag ernannte der Reichsverweser, selbst mit unverantwortlicher Gewalt ausgestattet, das der Nationalversammlung verantwortliche Reichsministerium: das Portefeuille des Äußern erhielt der Hamburger Advokat Heckscher, das des Innern der Österreicher von Schmerling, das des Krieges der preußische General von Peucker, das der Finanzen der preußische Banquier von Beckerath, das der Justiz der Heidelberger Professor von Mohl, das der Marine und des Handels der Bürgermeister von Bremen Duckwitz. Der Vorsitz wurde, nachdem sowohl der frühere preußische Minister Camphausen als auch der Baron Stockmar, der vertraute Freund Leopolds von Belgien, ihn abgelehnt hatten, dem bayrischen Fürsten von Leiningen übertragen, der ihn jedoch bald an Schmerling abgab.

Sofort begannen für den Reichsverweser die Schwierigkeiten. Er

sollte die Oberleitung der gesamten bewaffneten Macht haben und die völkerrechtliche und handelspolitische Vertretung Deutschlands ausüben. Aber die Gesandten, welche er nach London und Paris sandte, wurden dort übersehen, und als er verlangte, daß alle deutschen Truppen am 6. August durch eine Parade und ein Hoch auf den Reichsverweser der Centralgewalt huldigen sollten, nahm Österreich von dieser Anordnung gar keine Notiz, Preußen erlaubte die Huldigung nur mit dem Zusatze „so oft ihr Kriegsherr, der König, die preußischen Truppen unter den Befehl des Reichsverwesers stellen würde“.

Unterdes glaubte die Nationalversammlung endlich, sich ihrer eigentlichen Aufgabe, der Verfassungsberatung, widmen zu können. Das Vorparlament war mit der Empfehlung auseinander gegangen, daß der deutschen Verfassung „Grundrechte“ vorangeschickt würden, welche das geringste Maß der dem deutschen Volke in einem jeden Staate zu gewährenden Freiheit verbürgen sollten. Lebhaft verlangte in der Nationalversammlung jetzt die Linke die Feststellung dieser Grundrechte als eine Sicherheit gegen die Wiederkehr „vormärzlicher“ Zustände; zögernd gab die Rechte nach. Und nun wurden diese allgemeinen Bestimmungen über Freiheit und Sicherheit der Person und des Eigentums, Freiheit des Gewissens, des Kultus, der Wissenschaft, der Presse, über Gleichheit der Besteuerung, über Geschworenengerichte, über Aufhebung aller Sonderberechtigungen Tummelplätze für die schärfsten Redeturniere, welche Wortklauberei und Haarspalterei unter dem Vorgeben der Gründlichkeit aufführten. Schon allein die Feststellung der Eingangsworte „Jeder Deutsche“ erforderte eine mehrstündige Debatte. Wochen vergingen darüber; eine kostbare Zeit. Anstatt in kurzen, raschen Grundstrichen, wenn überhaupt, die Grundrechte festzustellen und vor allem mit Preußen eine ernste Verständigung zu suchen, wodurch doch allein der liberalen Bewegung ein zuverlässiger Halt hätte gegeben werden können, erkältete die Nationalversammlung durch die endlosen unfruchtbaren Wortgefechte die Sympathien des Volkes immer mehr, die doch anfänglich in so hoffnungsvoller Weise ihr zugewandt gewesen waren. Da trat ein Ereignis ein, welches in derber Weise die spitzfindigen Debatten der Paulsirche unterbrach: Preußen schloß mit Dänemark den Waffenstillstand zu Malmoe.

Unter dem Antriebe der Liberalen, welche auch in Dänemark der März ans Ruder gebracht, hatte König Friedrich VII. den Bereich der neuen dänischen Gesamtverfassung bis zur Eider ausgedehnt und damit das nur durch Personalunion mit Dänemark verbundene Schleswig, trotz allen Protestes, der dänischen Monarchie einverleibt. Natürlich hatte für Schleswig die stammverwandte, jedoch zum Deutschen Bunde gehörige Provinz Holstein Partei ergriffen, und beide hatten sich von Dänemark losgesagt. Allein

trotz des Zuzuges zahlreicher Freiwilliger aus Deutschland waren sie den Dänen doch nicht gewachsen. Erst als Preußen für sie eintrat, als die preußische Garde unter General von Wrangel, verstärkt durch die Bundeskontingente von Hannover und Braunschweig, einrückte, mußten die Dänen über die jütische Grenze zurückweichen. Allein bei dem Mangel einer deutschen Kriegsflotte schädigten die Dänen ungestraft jetzt auf das empfindlichste den preußischen Handel, kaperten preußische Schiffe und blockierten die preußischen Häfen. Zwar hatte der Fünfziger-Ausschuß alsbald einen Aufruf zu Geldsammlungen für die Gründung einer deutschen Flotte in ganz Deutschland ergehen lassen, doch erbrachte dieser nur die geringfügige Summe von 200 000 Gulden, für die nicht einmal ein einziges Kanonenboot gebaut werden konnte. Auch die Nationalversammlung beschloß zwar sechs Millionen Thaler Matrikularbeiträge zum Bau einer Flotte von den deutschen Staaten zu erheben: aber Österreich lehnte jede Zahlung ab und Bayern erhob den Anspruch, für seine Mehraufwendungen auf die Landarmee noch Geld herauszubekommen. Preußen hatte also die Last und die Folgen des Krieges so gut wie allein zu tragen; so gab es denn dem Drängen Englands und Rußlands, welche eine Schwächung Dänemarks nicht zugeben wollten, nach, zog seine Truppen aus Jütland zurück und schloß endlich mit Dänemark am 26. August den Waffenstillstand zu Malmoe dahin ab, daß sieben Monate lang der Kampf ruhen und alle Erlasse der provisorischen Regierung, welche sich für beide Herzogtümer in Kiel gebildet hatte, als ungültig angesehen werden sollten.

Um aber auch für die übrigen deutschen Staaten Gültigkeit zu gewinnen, bedurfte der Waffenstillstand der Zustimmung des Reichsverwesers und der Nationalversammlung. Erzherzog Johann nun war bereit, sie zu erteilen; aber in der Paulskirche erregte der Vertrag einen Sturm von Entrüstung. Erst nach elftägigen Debatten verschaffte ihm lediglich die Überzeugung, daß die Nichtgenehmigung den völligen Bruch mit Preußen bedeute, ohne Preußen aber die Fortführung des Krieges überhaupt unmöglich wäre, in der Versammlung eine geringe Majorität. Allein in diesem Beschlusse sah die große Menge eine Unterwerfung unter Preußen, welche das Ansehen der Nationalversammlung in der allgemeinen Meinung tief herabsetzen müsse. Und den Radikalen, welche bisher in der Versammlung keine Rolle hatten spielen können, erschien diese Stimmung des großen Haufens sehr geeignet, um durch einen Gewaltstreich mit Hülfe des niederen Volkes die Nationalversammlung zu sprengen, der Regierung sich selbst zu bemächtigen und die deutsche Republik zu proklamieren. Schon am Abend des 16. September hatte die aufgeregte Menge verschiedene Abgeordnete der Majorität insultiert, sodaß der Turnvater Jahn auf dem Hausboden sich versteckte; jetzt wurde

sie — es war Sonntag (17. September) — auf der Pfingstweide bei Frankfurt zu einer Volksversammlung zusammengerufen. Durch haßtriefende Brandreden schürten besonders die demokratischen Abgeordneten Simon aus Trier und Zitz aus Mainz die Erbitterung der versammelten Tausende gegen die Nationalversammlung: jene ganze Majorität derselben wurde für Verräter des Vaterlandes erklärt und eine Riesenpetition um Zurücknahme der Bestätigung des Waffenstillstandes entworfen.

So drängte sich denn am Montag Vormittag ein Pöbelhaufen mit dieser Petition in die Paulskirche. Doch noch ohne die Sicherheit erprobter Frechheit, ließ er von den Abgeordneten sich wieder aus der Thür weisen; draußen aber begann er sofort Barrikaden aufzutürmen. Indessen rechtzeitig hatten die Reichsminister aus Mainz und Darmstadt militärische Hülfe erbeten: am Nachmittage gingen die Soldaten zum Angriffe gegen die Barrikaden vor. Sofort erkannte man den Mangel an Erfahrung in dem Bau der Straßenschanzen: einige Kanonenschüsse genügten, um sie zu zertrümmern, einige Gewehrsalven, um die Straßenhelden davon zu jagen.

Während noch der Kampf die Stadt durchlärmte, waren die preußischen Abgeordneten General Hans von Auerswald, der ältere Bruder des preußischen Ministers, und Fürst Felix Lichnowsky auf einem Spazierritt einem Bauernhaufen begegnet, der, mit Sensen und Flinten bewaffnet, den Aufständischen in der Stadt zu Hülfe zog. Sie wichen ihm aus; aber die Rotte, welche preußische Spione in ihnen sehen wollte, verfolgte sie und endete damit, daß sie den General niederschoß, den Fürsten aber so schwer verwundete, daß auch er nach wenigen Stunden starb. „Ich will nicht aufregen", sagte in der nächsten Sitzung der Nationalversammlung der Präsident Gagern, „aber das Gefühl der Scham über die Schmach, welche durch solche That über die Nation kommt, kann ich nicht unterdrücken."

Mit militärischem Gepränge wurden am 21. September die wenigen in dem Straßenkampfe gebliebenen Soldaten beigesetzt, während die 33 Barrikadenkämpfer, welche geblieben waren, in aller Stille beerdigt werden mußten. Der 18. September aber hatte zutage gebracht, daß die Nationalversammlung keinen Boden in der großen Masse des Volkes habe, daß sie des bewaffneten Schutzes nicht entbehren könne. Damit aber war es mit ihrem moralischen Ansehen nach oben bei den Regierenden, nach unten bei dem Volke vorbei. Und die Verfassung, welche sie dem Deutschen Reiche geben sollte — noch stand die Beratung bei § 1 — schwebte völlig in der Luft; denn die Zeit schritt rascher vor als die Debatten in der Paulskirche. —

Drittes Kapitel.

Die Wiederherstellung der Staatsordnung in Wien.

Es war der Gedanke des Franzosen Louis Blanc, durch welchen die Regierung in Wien nach den unruhigen Märztagen die aufsätzigen Arbeitermassen zu beschwichtigen suchte: sie ordnete zur Beschäftigung für die durch allgemeine Geschäftsstockung brotlos gewordenen öffentliche Erdarbeiten an. So groß war die Not, daß bald im Prater am Flußbette der Donau, an der Matzleinsdorfer und der Währinger Linie Tausende karrten und schaufelten. Der Tagelohn betrug 25 Kreuzer (83 Pfennige) für den Mann, 18 Kreuzer (60 Pfennige) für die Frauen und Knaben. Anfänglich schien auch diese Organisation der Arbeit sich zu bewähren. Die Arbeiter bauten sich auf den Arbeitsplätzen Bretterhäuser zum Wohnen und thaten sich zu gemeinschaftlichen Einkäufen zusammen. Aber sie enthielten auch viele sehr bedenkliche Elemente, namentlich zahlreiche Böhmen, welche die Not aus ihrer Heimat getrieben hatte, und Hunderte von „Kappelbuben", welche, die Genossen liederlicher Dirnen, nachts die Glacis von Wien, ja sogar die Straßen der inneren Stadt durch ihre frechen Raubanfälle unsicher machten. Mehr und mehr gewannen diese nun Geltung: allgemeiner Müßiggang und ein wüstes Wirtshausleben riß bei den Erdarbeitern ein, lockte wieder Arbeiter aus den Fabriken und Handwerksstätten an und führte aus der Provinz Vagabunden und Strolche ihnen zu. Bald waren an die 50000 in die Arbeiterlisten eingetragen.

Mit gutem Rechte klagten daher die Bürger über die großen Kosten, welche ihnen daraus entstanden, und über die Verwilderung, in welche durch das Beispiel der Erdarbeiter ihre eigenen Gesellen, Arbeiter und Dienstboten verfielen. Aber auf jeden Versuch, ihre Zahl zu vermindern, antworteten die Erdarbeiter mit Gewaltthätigkeiten: sie zertrümmerten die Werbehütten auf den Glacis, in denen man sie gegen die lombardischen Insurgenten anwerben wollte, und jagten durch wilde Drohungen die Werbeoffiziere von dannen.

Zu diesen an sich schon bedrohlichen Verhältnissen kamen nun noch die Wirkungen der Vereins- und Preßfreiheit, welche die Märzrevolution gebracht hatte. In den zahlreich sich bildenden Vereinen wurden die Massen

von gewissenlosen Agitatoren verhetzt, denen alles daran lag, die Rückkehr zu geordneten Zuständen zu verhindern; und wie Pilze schossen neue demokratische Zeitschriften, wie Messenhausers „Volkstribüne“, auf, welche im Verein mit den zahllosen Flugblättern und Plakaten in ätzender, nicht selten unflätiger Sprache den Urteilslosen die Köpfe vollends verdrehten. Vergebens versuchte der neue Minister des Innern, Baron Pillersdorf, diesem zuchtlosen Mißbrauche der Preßfreiheit zu steuern: die „Aula“, die Studentenschaft, war gegen ihn, und noch folgten den Studenten die Arbeiter. Durch die Veröffentlichung der vom Kaiser versprochenen Verfassung, glaubte er nun die öffentliche Meinung zu gewinnen, wenigstens beschwichtigen zu können. Es war die sehr liberale belgische Verfassung, welche er kurzerhand auf Österreich übertragen hatte. Aber sie fand sehr kühle Aufnahme, da das Oberhaus und für das Unterhaus indirekte Wahl beibehalten war. Nicht einmal gegen die Katzenmusiken und das Fenstereinwerfen, woran sich zu beteiligen damals vorzugsweise als ein Ausweis liberaler Gesinnung in Wien galt, vermochte er Abhülfe zu schaffen.

Diese Schwäche der Regierung ermutigte natürlich ihre radikal gesinnten Gegner. Die Nationalgarde und die für die „reine Demokratie“ schwärmende Aula setzten, die Rechte des Volkes zu schirmen, gemeinsam am 13. Mai das politische Centralcomité ein. Dieser revolutionären Nebenregierung verweigerte Pillersdorf die Anerkennung. Die Folgen sind drohende Zusammenrottungen. Mit Hacke und Schaufel bewaffnet, rücken die Erdarbeiter an, „ihren Brüdern in der Aula“ zu helfen. An Truppen zur Abwehr fehlt es, da, was an Soldaten nur verfügbar war, der neue Kriegsminister Graf Baillet-Latour an Radetzky zur Bezwingung des Aufstandes der italienischen Provinzen hatte senden müssen. Eine Deputation der Nationalgarde und der Studenten dringt in die Hofburg ein und ertrotzt nicht nur die Anerkennung des Centralcomités, sondern auch die Entfernung der ihr anstößigen Bestimmungen aus der Verfassung.

Diese bedrohlichen Vorgänge, welche Kaiser Ferdinand in seiner nächsten Nähe hatte erleben müssen, brachten einen Entschluß bei ihm, oder vielmehr bei seiner Umgebung, zur Reife. Der kaiserliche Hof machte am 17. Mai seine gewöhnliche Spazierfahrt nach Schönbrunn. Dort aber wurden die Kutscher bedeutet, nicht anzuhalten, sondern die Straße nach St. Pölten weiterzufahren. Denn nach Innsbruck zu den allezeit treuen Tirolern wollte die kaiserliche Familie ihre Zuflucht nehmen.

In Wien aber bemächtigte sich darob die größte Bestürzung der Gemüter: um jeden Preis ersehnte man die Rückkehr des Kaisers. Alle Vereine, alle Korporationen sandten Deputationen oder Petitionen nach Innsbruck, die Rückkehr des Kaisers zu erbitten. Alle Zeitungen strömten von Versicherungen der Treue, von dem Lobe des Monarchen über. Das

Centralcomité, dem man die Hauptschuld beimaß, mußte sich auflösen; und unter allgemeinem Beifall ermannte das Ministerium sich jetzt zur Einschränkung der Preßfreiheit, zur Unterordnung der Nationalgarde unter das Militärkommando, zur Androhung des Standrechtes für alle Unruhestifter.

Da kam jemand auf den Gedanken, daß die Abreise des Kaisers das Werk einer Hofcamarilla wäre. Alsbald gingen die Zeitungen zu den heftigsten Angriffen auf die Camarilla über; und die große Menge schimpfte wacker mit, obgleich ihr nicht recht klar war, gegen wen ihr Zorn sich zu richten habe. Denn unter Camarilla verstanden manche einen hohen Beamten aus Metternichs Schule, den man im März vergessen habe zu beseitigen, andere deuteten es auf die alte Kammerfrau Cibbini, die einst durch ihr Klavierspiel geglänzt hatte, oder hielten das Wort auch für einen Spitznamen des Grafen Bombelles, des einzigen Hofkavaliers, der den Kaiser begleitet hatte. Rasch war damit die reumütige Stimmung der Wiener verflogen: brauchten sie doch nun nicht mehr in ihrem eigenen Gebaren die Schuld für die Abreise des Kaisers zu suchen. Mit offener Abneigung hatten sie einige Tage hindurch auf die roten Stürmer der Studentenlegion gesehen; jetzt war das vergessen, und als am 26. Mai das Ministerium daran ging, die akademische Legion im Interesse der Ordnung aufzulösen, da war die öffentliche Meinung nicht mehr dafür.

Noch weniger waren die Studenten selbst dafür, ihre Legion auflösen und sich nach Hause schicken zu lassen; hartnäckige Weigerung setzten sie dem Befehle des Ministeriums entgegen. Und wiederum erschienen die Erdarbeiter in tumultuarischen Haufen, um ihren „Brüdern" zu helfen; sie drangen in die Stadtthore ein, errichteten Barrikaden, und die Bürger ließen es an guter Verpflegung der „Patrioten" nicht fehlen. Damit hatte die Studentenlegion sich behauptet; ihre Macht war größer als zuvor. Wer aber noch die Besonnenheit sich bewahrt hatte, der erkannte das Unwürdige und Bedenkliche zugleich, das in dieser Herrschaft unreifer Jünglinge lag, die bald als leitende Beamte, bald als Volksrepräsentanten, bald wieder als Soldaten sich aufspielten. Die Folge war, daß die Gebildeten Wiens mit wachsender Entschiedenheit von der liberalen Bewegung sich lossagten und der Reaktion sich zuwandten, um nur dieser neugewonnenen Freiheit wieder ledig zu werden, welche als Anmaßung der Aula, als Tyrannei der Massen, als Maßlosigkeit der Volksführer sich immer deutlicher enthüllte. Lebhaft wünschten sie, daß die Regierung sich entschließen möge, die Bahn der Reaktion zu betreten, d. h. den Kampf gegen die Radikalen in Wien aufzunehmen — wie es eben in Prag geschah.

In den Tschechen war die Erinnerung an die frühere Macht und Unabhängigkeit des böhmischen Königreiches erwacht; aber sie sahen sich jetzt durch das Deutschtum in Böhmen eingeengt. Von den Wahlen zur deutschen

Nationalversammlung in Frankfurt schlossen sie daher sich aus. Als nun am 2. Juni der Slawenkongreß in Prag zur Anbahnung einer allgemeinen Slawenverbrüderung zusammentrat, wuchs sichtlich die Aufregung und Spannung der Gemüter. Aber der Kommandant Fürst Alfred Windischgrätz widerstand allen ihren Forderungen. Es sollte ihm dafür am Pfingstmontage eine Katzenmusik gebracht werden: er ließ mit Waffengewalt die Tumultuanten zerstreuen. Es wurden Barrikaden errichtet: aber gegen die sofort anrückenden Soldaten wagte man keine Gegenwehr. Der Tumult erneuerte sich in den nächsten Tagen: aber der Fürst zwang die Stadt, auf Gnade und Ungnade sich zu ergeben.

Aber Prag war nicht Wien. Doch brachten auch hier die Pfingsttage eine bedeutungsvolle Wendung. Die Erdarbeiter verlangten auch für die Festtage ihren Tagelohn. Auf die Abweisung antworteten sie mit Drohungen. Doch die Bürgerschaft ward der ewigen Arbeiterunruhen müde; namentlich die kleinen Handwerker litten sehr darunter. Der Verkehr war ins Stocken geraten, das Geld selten geworden, der Lebensunterhalt verteuert. Überdies raubte ihnen der Dienst in der Nationalgarde und der fleißige Besuch der politischen Versammlungen einen erheblichen Teil ihrer Arbeitszeit. Thatsächlich lebten nicht wenige nur von dem noch, was sie im Leihhause versetzten. Die Nationalgarde war daher sehr geneigt, gegen die Arbeiter einen nachdrücklichen Schlag zu führen, um endlich einmal Ruhe zu bekommen. Als nun in den nächsten Tagen die Arbeiter sogar in der inneren Stadt erschienen und die Nationalgarde verhöhnten und zum Kampfe herausforderten: da war die Geduld der Bürgerwehr erschöpft; insgesamt trat sie auf dem Glacis an und ließ dort ihre Kanonen auffahren. Nun aber warfen sich die Studenten ins Mittel: mußte doch der Sieg jeder Partei ihrer eignen Machtstellung ein Ende bereiten. Sie suchten daher zu vermitteln und erreichten wirklich durch den Hinweis auf die Kanonen und die bewaffneten Tausende, daß die Arbeiter den Mut verloren, ja für die Zukunft Besserung gelobten und die Verhaftung ihrer Rädelsführer ruhig geschehen ließen. Damit aber war ihr dreistes Selbstvertrauen ins Wanken gebracht und der Nimbus der Gefährlichkeit ihnen genommen.

In um so höherem Grade wuchs aber dafür die Zuversicht des Sicherheitsausschusses, welcher aus der Nationalgarde und der Aula sich gebildet hatte. Was die Arbeiter an Bedeutung verloren, nahm er für sich in Anspruch. Er beschloß die Beseitigung derjenigen Minister, welche sich nicht stets gefügig gezeigt hatten. Erzherzog Johann, vom Kaiser mit seiner Vertretung beauftragt, gab ohne Widerstreben nach und ernannte den Fabrikanten Hornbostl, den Redakteur Schwarzer und den Advokaten Bach, welche für gut demokratisch gesinnt galten, zu Ministern.

Die nächste Aufgabe des umgestalteten Ministeriums war, die Regie-

rung vor dem am 22. Juli eröffneten Reichstage zu vertreten. Fürwahr, es war eine wunderliche Versammlung, welche die 383 Reichsboten bildeten. Fast der vierte Teil waren Bauern, welche auf dem Wochenmarkte persönlich ihre Lebensbedürfnisse einzukaufen pflegten, und denen ein Korporal ein einflußreicher Würdenträger des Staates zu sein schien. Anderseits fehlte, von einigen polnischen Edelleuten abgesehen, der Adel so gut wie ganz. In Wien waren trotz aller Wühlereien der demokratischen Vereine unter 15 Abgeordeten doch nur 5 Radikale gewählt worden. Die Majorität des Reichstages war slawisch, größtenteils der deutschen Sprache nicht einmal mächtig. Bezeichnend war auch, daß der gewählte Präsident (Advokat Schmitt aus Wien) zwar ein Deutscher, von den beiden Vicepräsidenten aber war Strobach ein Tscheche, Smolka ein Pole.

Schon in der dritten Sitzung — am 26. Juli — stellte das jüngste Mitglied des Reichstages, der Schlesier Hans Kudlich, den Antrag, das Unterthänigkeitsverhältnis der Bauern samt allen daraus entsprungenen Rechten und Pflichten aufzuheben. Den ganzen August hindurch wurde in endlos schleppenden Debatten darüber verhandelt, bis er endlich am 7. September angenommen und damit den Bauern Freiheit und Bürgerrecht gewährt wurde. Da erschien eine Deputation des ungarischen Reichstages in Wien und begehrte Einlaß in den österreichischen Reichstag, um dessen Hülfe für den Kampf der Ungarn gegen die kaiserliche Regierung zu gewinnen.

Ohne Widerstreben hatte Kaiser Ferdinand im April den Ungarn die laut verlangte Selbständigkeit zugestanden, sodaß das magyarische Königreich nur noch durch Personalunion mit Österreich verbunden blieb; selbst die eigene Verwaltung der Finanzen und des Kriegswesens war Ungarn gewährt worden. Aber nun hatten die Serben und Kroaten, welche zur ungarischen Krone gehörten, gegen Ungarn das gleiche Verlangen erhoben, zumal der neu ernannte Banus von Kroatien, Freiherr Joseph von Jellachich-Buzim, war nicht gewillt, den Ungarn sich unterzuordnen, und suchte daher feste Anlehnung an Österreich.

Die Siege, welche Radetzky über die Insurgenten in Italien erfocht, gestalteten alsbald die ganze Situation um: sie gewährten die Möglichkeit, gegen den bisher allerorten siegreichen Radikalismus den Kampf aufzunehmen. Der Kaiser kehrte daher nach Wien zurück. Die Erdarbeiter, welche wegen einer geringen Lohnherabsetzung zu revoltieren versuchten, wurden in viertägigen Kämpfen zu Paaren getrieben; ihrer 30000 wurden an andere öffentliche Arbeiten fern von Wien beordert, und dadurch Wien von dieser gefährlichen Geißel befreit. Die Studentenlegion wurde dann auf 1500 Mann herabgesetzt, die Hörsäle geschlossen und der Sicherheitsausschuß zur Auflösung gebracht. Dies thatkräftige Eingreifen der Regierung be-

wirkte, daß sofort jetzt neben den roten und schwarzrotgoldenen Farben auch schwarzgelbe zum Vorschein kamen, daß konservative Vereine sich bildeten und konservative Blätter, wie Böhringers „Geißel“ zu erscheinen wagten und mit scharfem Wort den Kampf gegen die Radikalen aufnahmen.

Auch an die Ungarn war jetzt das Verlangen gerichtet worden, die ungarischen Staatseinrichtungen, durch welche die Einheit der Monarchie so gut wie aufgehoben war, dahin zu ändern, daß die einheitliche oberste Staatsleitung der Gesamtmonarchie wieder hergestellt würde. In dieser Forderung sah der in Budapest tagende Reichstag eine Gefährdung Ungarns und sandte eine Deputation an Kaiser Ferdinand nach Schönbrunn. Allein der Kaiser verhielt sich nicht nur kühl ablehnend ihr gegenüber, sondern der Erzherzog Stephan als Palatin von Ungarn zeigte auch dem Reichstage an, daß er selbst vorläufig die Zügel der Regierung ergreifen wolle. Und durch den Wandel der Dinge ermutigt, überschritt der Kroatenban Jellachich die Drau und rückte mit seinen Rotmänteln in Ungarn ein.

Da erhob sich Kossuth im Reichstage und beantragte, eine Deputation nach Wien zu senden, „aber nicht an den verräterischen Hof, sondern an das Volk“, um dem österreichischen Reichstage zu sagen, daß Ungarn „auf seine Unterstützung in dem Kampfe gegen den Absolutismus rechne.“ Jetzt war sie da und begehrte Einlaß. Ein heftiger Redekampf erhob sich drinnen für und wider, häufig von Tumult und Lärm unterbrochen; endlich schritt man zur Abstimmung: mit 186 gegen 108 Stimmen wies der österreichische Reichstag die ungarische Deputation zurück.

Um so geneigtere Aufnahme aber fand die Deputation bei den Wiener Demokraten; sie sicherten den Ungarn die Hülfe des Wiener Volkes zu. Als nun der Kriegsminister Graf Latour gegen die Ungarn, welche am 28. September den Kommissar des Kaisers, den Feldmarschallleutnant Grafen Lamborg, auf der Donaubrücke in Pest ermordet hatten, was an Truppen verfügbar war, senden wollte, verhinderten die Radikalen die Truppenentsendung. Das „Centralcomité der radikalen Vereine“, welches sich aus ihrer Mitte als eine Art demokratischer Geheimregierung gebildet hatte, sandte seine Agenten in die Kasernen und reizte die Soldaten zur Widersetzlichkeit; sogar die Schienen wurden aufgerissen, um den Abgang der Züge unmöglich zu machen. Als der ärgste Volksfeind wurde der Kriegsminister in den radikalen Zeitungen geschildert und dem allgemeinen Hasse geradezu denunziert. Das trug denn am 6. Oktober seine gräßlichen Früchte. Wohl hätte Graf Latour in dem Kriegsministerium, dessen verschlossenes Thor die wütenden Banden, nach dem „Hallunken“ schreiend, mit eisernen Stangen zu erbrechen suchten, sich verteidigen können; aber er wollte seine Rettung nicht mit einem Blutbade erkaufen: er ließ das Thor öffnen, und herein fluteten die wilden Pöbelhaufen und erfüllten Treppen und Korridore.

Einige Abgeordnete suchten ihn zu schützen. „Ich habe“, sagte der Graf ruhig zu ihnen, „auf hundert Schlachtfeldern den Tod nicht gefürchtet und fürchte ihn auch hier nicht. Ich stehe vor Gott mit dem reinsten Gewissen.“ Da stürzte die mordlechzende Bande sich auf ihn, drängte die Männer zur Seite und stach den Greis nieder. Mit Taschentüchern hängten die Mordgesellen dann den blutenden Leichnam an einem Gaskandelaber auf, während betrunkene Weiber die grause Scene umtanzten.

Dann wälzten die tobenden Banden sich nach dem Zeughause, das Hauptmann Castel mit zwei Kompanien vom Regiment Deutschmeister standhaft verteidigte. 15 Stunden lang hielt er die Aufrührer zurück, bis der Reichstag ihm befahl, sich in seine Kaserne zurückzuziehen. Die Nationalgarde, welche das Zeughaus besetzen sollte, war nicht zur Stelle, sodaß inzwischen der wilde Strom der Menge ungehemmt sich hineinergoß und, was er darin vorfand, als seine Beute betrachtete. Alte und neue Waffen, brauchbare und unbrauchbare wurden fortgeschleppt; Straßenjungen durchzogen mit langen Reiterpistolen, Arbeiter mit mittelalterlichen Partisanen, Studenten in Kürassen triumphierend die Straßen. Die schönsten Stutzen verkauften die Plünderer am Nachmittage schon für einen Gulden, gegen Abend gar schon für 40 Kreuzer (1,30 Mark).

Da aber wendeten sich die Geschicke; die ruchlosen Unthaten der letzten Tage brachten die Entscheidung. Der Kaiser Ferdinand verließ, von drei Reiterregimentern und mehreren Batterien begleitet, Schönbrunn und begab sich nach Olmütz, durch ein Manifest dies den Wienern anzeigend, dessen energische Sprache alle Parteien überraschte. Dem Hofe folgten die auswärtigen Gesandten, und während der nächsten Tage flüchteten sich gegen 100 000 Einwohner aus dem rebellischen Wien, die Zeichen des aufsteigenden Gewitters wohl erkennend. Acht Regimenter zog unterdes der Kommandant von Wien, Graf Auersperg, obgleich der Reichstag es ihm verboten hatte, an sich und nahm mit der so verstärkten Garnison zwischen dem Belvedere und dem Schwarzenbergischen Garten am Rennweg eine fast unangreifbare Stellung ein. Alles Leben erstarb plötzlich in der weiten Stadt; die Kaufleute schlossen ihre Läden; es war, als wenn in Wien die Pest herrschte. Nun rückte auch der Ban Jellachich mit 40 000 kroatischen Rotmänteln heran; am 10. Oktober stand er schon bei Rothneusiedl und gewann Fühlung mit Auersperg. Und am 11. setzte sich Fürst Windischgrätz mit allen in den nördlichen Provinzen verfügbaren Truppen von Prag in Marsch, um „der Anarchie in Wien“ ein Ende zu machen.

Dem gegenüber hatten die Wiener ihre Hoffnung vornehmlich auf die Ungarn gesetzt; allein sie ausdrücklich herbeizurufen wagte der Wiener Stadtrat nicht. Vielmehr ließ er es geschehen, daß mit jedem Tage mehr die Leitung der Dinge auf die demokratischen Vereine überging, in welchen,

da die klügeren Führer sich beizeiten in Sicherheit brachten, bald der trübste Bodensatz der Radikalen zur ausschließlichen Herrschaft gelangte.

Auch auf die deutsche Nationalversammlung in Frankfurt mochten sich wohl manche Erwartungen richten, in welcher die Linke den Antrag gestellt hatte, dem bedrängten Wien Unterstützung oder wenigstens Ermutigung zu teil werden zu lassen. Zwar die Majorität der Versammlung verwarf diesen Antrag; aber die Linke lehnte sich gegen diesen Beschluß auf, und der „Donnersberg“ entsandte den Abgeordneten Julius Fröbel, um den Wienern seine Sympathien auszusprechen. Diesem schloß sich, trotz des Einspruches vieler Abgeordneter, ohne jede Ermächtigung der Buchhändler Robert Blum an, der für das Haupt der sächsischen Demokratie galt. Beide thaten das ihrige, die Aufregung in Wien noch zu schüren; Blum forderte den Pöbel auf, noch zweihundert „Schwarzgelbe“ zu „latourisieren.„*)

Gleichzeitig jedoch entsandte das Reichsministerium als Kommissare die beiden Abgeordneten Mosle und Welcker nach Österreich, um auf eine friedliche Vermittelung zu Gunsten Wiens hinzuwirken. Allein Fürst Windischgrätz, der sie in Stammersdorf empfing, wies ihre Vermittelung mit dem scharfen Wort zurück: „Ich verhandle nicht mit Rebellen!“

In Wien herrschte völlige Zerfahrenheit; die Urteilsfähigen wußten auch, daß die Stadt einem ernsten Angriffe nur einen oder längstens zwei Tage würde widerstehen können.**) Denn die Hauptstärke der Verteidigung beruhte in der Mobilgarde, welche aus den Arbeitern für eine Löhnung von 25 Kreuzern (83 Pfennige) und freie Lieferung von Schnaps gebildet war. Zum Oberkommandanten war auf das Betreiben der demokratischen Vereine Wenzel Messenhauser gewählt worden, der, ein Mann von anspruchsloser Gutmütigkeit, zur Führung des Kommandos völlig unfähig, aber stets bereit war, den Ratschlägen der demokratischen Führer Folge zu leisten. Unter ihm kommandierte der polnische General Bem, ein alter napoleonischer Soldat.

Am 20. Oktober hatte Fürst Windischgrätz über Wien Belagerungszustand und Standrecht verhängt; am 26. begann er den Angriff auf die Stadt. Von der Nußdorfer bis zur St. Marxer Linie dröhnten fast den ganzen Tag die Kanonen; am Abend hatten die Truppen die Brigittenau und den Prater erobert und auch sonst die Verteidiger weit zurückgedrängt. Am nächsten Morgen wurde der Angriff von verschiedenen Seiten her erneuert. Allein allenthalben wurden die Barrikaden nach geringer Gegenwehr aufgegeben; nur in der Jägerzeile (Praterstraße), wo Bem kommandierte,

---

*) Graf Vitzthum von Eckstädt, Berlin und Wien, politische Privatbriefe. Seite 193.

**) Berth. Auerbach, Tagebuch aus Wien, S. 179.

kam es zu ernstlichem Kampfe. Ehe der Tag noch zu Ende ging, war Wien bis an die Wälle der inneren Stadt in der Hand der Sieger. Eine weitere Verteidigung schien unmöglich: das Centralcomité löste sich auf und verbrannte seine Papiere; die Studenten suchten sich in Sicherheit zu bringen, sodaß Weiberscharen jetzt die Aula in Besitz nahmen; die Kanonen begannen von den Wällen der inneren Stadt abzufahren. Eine Deputation des Gemeinderates begab sich in das Hauptquartier des Fürsten, um ihm die Unterwerfung der Stadt anzubieten.

Noch waren indessen die Verhandlungen über die Art der Übergabe und Entwaffnung Wiens nicht beendigt, als sich am Nachmittage des 30. Oktober in der Stadt das Gerücht verbreitete, die Ungarn wären da. Und wirklich sah Messenhauser von dem Holzbalkon an der Spitze des Stephansturmes die ungarische Armee bei Schwechat im Gefechte mit den Belagerern; deutlich vernahm man auch den Kanonendonner. Das entfesselte die Leidenschaften des verwilderten Proletariats; denn überhaupt nur dies noch stand in Waffen. In Rotten durchzogen die Arbeiter die Straßen, drohten jeden „Schwarzgelben“ niederzuschießen, preßten „Freiheitskämpfer“, besetzten die Basteien und trafen Anstalten zur Wiederaufnahme der Verteidigung.

Allein die kroatischen Rotmäntel hatten sich zugleich mit den deutschen Regimentern den Ungarn entgegengeworfen, deren Nationalgarden und Freiwillige großenteils bei den ersten Kanonenschüssen schon die Flucht ergriffen. Von Stunde zu Stunde hörte man den Kanonendonner schwächer werden und am Abend ganz verhallen. Ein Raketensignal, das vom Stephansturm aufstieg, blieb unbeantwortet. Dennoch drang man in Messenhauser, die Erneuerung des Kampfes anzuordnen. Den Befehl dazu gab er nun zwar nicht, ließ aber doch ziemlich deutlich die Waffen zurückzubehalten auffordern. Aber man setzte ihn ab: Fenneberg trat an seine Stelle. Und als der Morgen kam, wurde wieder Alarm getrommelt und Sturm geläutet, als solle der Kampf, obgleich die Kapitulationsverhandlungen schon eingeleitet und die Niederlage der Ungarn jetzt ganz außer Zweifel war, von neuem begonnen werden. Daher begab sich eine Deputation von Bürgern zu dem Fürsten Windischgrätz und bat ihn um Schutz gegen die zuchtlosen Pöbelrotten. Da machte denn der Feldmarschall ein kurzes Ende. Um Mittag rückten die Truppen durch die Vorstädte zum Sturm gegen die innere Stadt vor. Geschütz- und Pelotonfeuer empfing sie. Indes durch ein anhaltendes Bombardement brachten sie die Batterien auf den Basteien zum Schweigen und gingen nun mit gefälltem Bajonett vor: da warfen die Verteidiger, von wildem Schrecken erfaßt, die Waffen fort und flüchteten sich, wo nur immer ein Ausweg sich ihnen darbot. Der Kampf war zu Ende. Allenthalben wurden weiße Fahnen als Zeichen der Er-

gebung ausgesteckt, und am nächsten Morgen wehte eine mächtige schwarzgelbe Fahne vom Stephansturme herab.

Die siegreichen Truppen rückten in Wien ein. Mit einem Gemisch von Neugier und Furcht betrachteten die Wiener den Banus, der, als er vor Wien zog, schon einer Deputation des Reichstages erklärt hatte, daß er „die Haupthalunken werde aufhängen lassen", und empfingen seine Kroaten mit etwas ängstlichen Zivio-Rufen, als diese, den Stutzen auf der Schulter, in ihren langen roten Mänteln heranmarschierten, etwas wild, fast wie Zigeuner, hie und da auch wie Banditen anzuschauen, aber ihrem Führer mit Schwärmerei ergeben.

Mit einem Schlage war die Physiognomie der Stadt völlig verändert. Auf den Straßen erschien, mochte man meinen, eine ganz neue Bevölkerung. Man sah fast lauter Leute mit Handschuhen, die sehr hell und glänzend waren, ein Luxus, den man seit langen Wochen nicht mehr gekannt hatte. Und wie viel Bärte und wallende Locken waren seit gestern gefallen! Vereinzelt nur zeigte sich noch der demokratische Kalabreserhut: so völlig war der hohe Cylinder, den man spottend damals die „Angströhre" nannte, wieder in seine Rechte getreten.

Wien war eine eroberte Stadt und stand unter dem Standrecht. Die Thore wurden gesperrt, Haussuchungen gehalten und in den nächsten Tagen über tausend Personen verhaftet. Der Schrecken war allgemein. Indes wurden mehr als neun Zehntel der Verhafteten alsbald wieder freigegeben. Unter denen, welche in Haft blieben, befanden sich auch die beiden Abgeordneten Blum und Fröbel. Das Kriegsgericht verurteilte beide zum Tode, denn sie hatten durch ihre Reden die Erbitterung gesteigert und selbst in einem Freicorps bis zum 29. Oktober die Waffen gegen die Belagerer getragen. Fröbel berief sich zu seiner Verteidigung auf eine Schrift, die er früher verfaßt hatte: „Wien, Deutschland und Europa"; Fürst Windischgrätz ließ das gelten und begnadigte ihn; aber an Blum wurde das Todesurteil am 9. November in der Brigittenau vollstreckt. Auch Messenhauser wurde erschossen; zur Sühne für die Ermordung des Grafen Latour, erzählt man, hätte die Armee seinen Tod verlangt.

Den Reichstag verlegte Kaiser Ferdinand jetzt nach Kremsier in Mähren. Palacky, der Tschechenführer, hatte den Ort vorgeschlagen. Hier in dem öden Ackerstädtchen war demokratischer Einfluß nicht zu besorgen. Am 15. November eröffnete der Reichstag in dem erzbischöflichen Sommerpalaste seine Sitzungen; acht Tage später stellte sich ihm das Ministerium der „starken Regierung" vor, dessen Leistung die Niederwerfung der Revolution und die Herstellung eines „einigen starken Österreich" war. In dies neue Ministerium waren aus dem früheren Kabinett nur Kraus für die Finanzen und Bach für die Justiz herübergenommen; sonst enthielt es

durchaus neue Elemente: Graf Stadion für das Innere, Bruck für den Handel. Das Präsidium aber bekleidete der Schwager des Fürsten Windischgrätz, der Feldmarschallleutnant Fürst Felix zu Schwarzenberg, ein Mann mehr von rücksichtsloser Entschiedenheit als von staatsmännischer Einsicht und dabei voll Geringschätzung gegen alles Nichtmilitärische; sein Ziel war, durch die Zurückdrängung Preußens Österreich wieder die Vorherrschaft in Deutschland zu gewinnen.

Vornehmlich Fürst Schwarzenbergs Einfluß war es, der den Kaiser Ferdinand bestimmte, am 2. Dezember 1848 nach der Entsagung seines Bruders Franz Karl seinem jungen Neffen, dem Erzherzoge Franz Joseph, die österreichische Kaiserkrone zu übergeben.

Mit dem jungen Kaiser, kann man sagen, trat ein neuer bedeutungsvoller Faktor in die Geschichte Österreichs ein. Obgleich erst 18 Jahre alt, setzte er gleich bei dem ersten Ministerrate die Minister in Erstaunen durch die Aufmerksamkeit, mit welcher er der fünfstündigen Beratung folgte. Er leitete dieselbe in der That und formulierte die Fragen, auf welche es ankam, mit einer Bestimmtheit, welche seine Befähigung in ein helles Licht stellte.*)

„Für die nächste Zeit“, sagte der Ban Jellachich, auf seinen Säbel schlagend, „ist in Österreich das der Reichstag!“ Das Heer hatte die erschütterte Reichseinheit gerettet und hatte noch weiter, zumal in Italien und Ungarn, dafür zu kämpfen. Denn als seine erste Aufgabe betrachtete es Schwarzenberg, „alle Länder und Stämme der Monarchie zu einem großen Staatskörper“ wieder zu vereinigen. Niemand störte daher den Reichstag, als er in Kremsier seine Verhandlungen da wieder aufnahm, wo die Vorgänge in Wien sie unterbrochen hatten: er fuhr fort in der Beratung der „Grundrechte“ des österreichischen Volkes, welche nicht geringer bemessen werden sollten, als die in Frankfurt für die Deutschen festgesetzten. Der Adel wurde abgeschafft, die Fideikommisse aufgehoben, selbst die Einquartierung von Soldaten in Privathäuser verfassungsmäßig aus Rücksicht auf die „Moralität der Bauernmägde“ verboten. Auch die altehrwürdigen Landesfarben schwarzgelb wurden abgeschafft und dafür weißrotgold, da doch ein freier Staat eine Trikolore besitzen müsse, eingeführt. Endlich nach monatelangen Debatten, welche in der trostlos eintönigen Hanakenstadt für die Abgeordneten die einzige Unterhaltung bildeten, war die Verfassungsberatung, Großes und Kleines mit gleicher Liebe umfassend, so weit gefördert, daß man in zwei bis drei Wochen an die erste Lesung gehen zu können glaubte: den Jahrestag der Revolution, den 15. März, nahm man dafür in Aussicht.

„Ohne Rückhalt“ hatte sich in seinem Antrittsprogramm das Mini-

*) Graf Vitzthum von Eckstädt, Berlin und Wien, politische Privatbriefe. Seite 207.

sterium Schwarzenberg, welches zwar strengkonservativ, aber nicht reaktionär gerichtet war, für die Bewahrung der konstitutionellen Monarchie ausgesprochen und erklärt, daß es sich „an die Spitze der Bewegung" stellen wolle. Aber der Verlauf der Debatten hatte mehr und mehr die Überzeugung von der Notwendigkeit eines friedlichen Staatsstreiches durch Oktroyierung einer Verfassung ihm aufgedrängt. Jetzt kam die Nachricht, daß Fürst Windischgrätz bei Kapolna die Ungarn geschlagen; ja, es schien, als wenn die ungarische Revolutionsarmee völlig zerschmettert wäre. Damit war der Moment zur Ausführung des Staatsstreiches gegeben. Graf Stadion ließ daher am Abend des 6. März eine Anzahl angesehener Reichstagsmitglieder zu sich entbieten und legte ihnen den vom 4. März datierten Verfassungsentwurf des Ministeriums vor. Fast alle Anwesenden beschworen ihn, von dem Staatsstreiche abzusehen. Er begab sich auch sofort nach Olmütz, um Schwarzenberg von dem allgemeinen Widerstreben zu unterrichten. Allein der Ministerpräsident beharrte auf seinem Sinne; und als am Morgen des 7. März die Abgeordneten sich zur Sitzung begeben wollten, fanden sie den Schloßhof des erzbischöflichen Palastes mit Wachen besetzt und die Zugänge zu dem Sitzungssaale gesperrt. An den Straßenecken war ein kaiserliches Manifest angeschlagen, welches den Schluß des Reichstages und die Oktroyierung einer Verfassung für Gesamtösterreich verkündigte.

Diese Verfassung vom 4. März 1849 war aus den gemäßigtesten Bestimmungen der belgischen, der inzwischen erteilten preußischen Verfassung und der deutschen Grundrechte zusammengestellt. Aber die Hauptsache war, daß sie mit Aufhebung aller provinziellen Unterschiede Österreich als eine selbständige, unteilbare und unauflösliche Erbmonarchie darstellte. Der centralisierte Einheitsstaat wurde geschaffen. Zwar standen noch die Ungarn gegen diesen in Waffen; denn der Sieg bei Kapolna hatte sich keineswegs als entscheidend ausgewiesen; aber dem Feldzeugmeister Julius von Haynau gelang es mit Unterstützung einer ansehnlichen russischen Truppenmacht, den Aufstand der Ungarn zu brechen, wie sein Lehrmeister, Graf Joseph von Radetzky, die Erhebung der italienischen Provinzen Österreichs brach.

Österreich war wieder Herr im eignen Hause, freilich beschwert mit Verpflichtungen gegen Rußland. Als die nächste Aufgabe erschien es nunmehr nach der politischen Überlieferung dem Fürsten Schwarzenberg, Deutschland wieder unter die österreichische Obmacht zu beugen und zu dem Behufe die Dinge in Deutschland auf den alten Stand zurückzuführen, die Unzulänglichkeit des Deutschen Bundes, auf welcher Österreichs Übergewicht beruhte, ungemildert wiederherzustellen. Die ernste Frage war nur, wie sich Preußen einem solchen Bestreben gegenüber verhalten würde.

Viertes Kapitel.

Die Wiederherstellung der Staatsordnung in Berlin.

Am 2. April 1848 war in Berlin der vereinigte Landtag noch einmal zusammengetreten. Seine Aufgabe bestand eigentlich nur darin, einer Volksvertretung zur Vereinbarung einer Verfassung für Preußen die Wege zu bereiten. Er nahm das (dem belgischen nachgebildete) Wahlgesetz an, sprach dem Könige in einer Adresse eine Reihe liberaler Wünsche aus und ging dann wieder auseinander. In dieser Haltung des Landtages lag eine Stärkung des liberalen Ministeriums, welches König Friedrich Wilhelm, die Zeichen der Zeit deutend, schon vor den Märzkämpfen unter dem Vorsitze des Grafen Arnim berufen hatte. Denn er hoffte zu einer befriedigenden Neugestaltung der Verhältnisse mit Hülfe der Liberalen zu gelangen. Aber waren dazu die Liberalen des Willens und der Kraft?

Dreist hatte ihnen schon am 23. März die demokratische Partei den Fehdehandschuh hingeworfen. Ihr Ziel war, das liberale Ministerium zu beseitigen und durch Einsetzung einer provisorischen Regierung der Staatsleitung sich selber zu bemächtigen. Sie glaubte mit Bestimmtheit an ihren endlichen Sieg. Denn dem Aufgebot ihrer Proletarier-Scharen stand nur entgegen das einzige 24. Regiment, welches, weil es überwiegend aus Berliner Kindern bestand, am 29. März nach der Hauptstadt beordert war, und die Bürgerwehr, welche infolge der aufständischen Bewegungen sich gebildet hatte. Aber diese, gegen 25 000 Mann*) stark, schloß einerseits die Besitzlosen, also die Gesellen und Arbeiter, aus ihren Reihen aus, und gebärdete anderseits, unbeschränkt in der Wahl ihrer Führer und sich selbst das Statut über ihre Formierung und über die Grenzen ihrer Macht entwerfend, sich wie ein selbständiger politischer Körper, der sich als zweite exekutive Macht neben die Regierung stellte, gegründet auf das Prinzip der Überwachung

*) Vossische Zeitung vom 24. Mai 1848 (Nr. 119), S. 2.

und des Mißtrauens.*) So wurde denn von den Demokraten gründlich an der Verhetzung der Massen weiter gearbeitet und, was die Regierung auch that — Einberufung des vereinigten Landtages, die Anordnung indirekter (in zwei Graden) Wahl zur preußischen Nationalversammlung — zu Angriffspunkten, um ihr Ansehen zu erschüttern, gemacht.

Die Mittel zu einer solchen Bearbeitung der Volksmassen gewährte die neu gewonnene Preß- und Vereinsfreiheit reichlich. Die „Vossische Zeitung", charakterlos wie immer, in der Franzosenzeit den Franzosen freundlich, lenkte unverkennbar bald in das demokratische Geleise hinüber; allein die Hauptblätter der Radikalen waren „die Zeitungshalle" und „die Reform", in deren Artikeln sich die Ansichten und Absichten der Demokraten mit durchscheinender Verhüllung wiederspiegelten. Diesen gegenüber hatten die entschieden Liberalen in der „Nationalzeitung" sich ein eignes Organ geschaffen, das bei aller Schärfe des Standpunktes doch niemals die anständige Haltung verlor. Die Regierung jedoch entbehrte eines eignen Organes zu angemessener Einwirkung auf die öffentliche Meinung.

Wirksamer indes als die Zeitungen war die Straßenpresse. Eine Unzahl von Flugblättern, welche die Ereignisse des Augenblicks in volkstümlicher, nicht selten humoristischer Weise behandelten, wurden oft in Tausenden von Exemplaren binnen wenig Stunden verbreitet. Die Straßenecken bedeckten sich mit unzähligen Plakaten, die von dem ewig zuströmenden Publikum mit lebhafter Teilnahme gelesen und in den sich ansammelnden Gruppen mit Eifer diskutiert wurden. Eine hervorragende Stelle unter diesen Flugblättern nahmen die Witzblätter ein, welche durch ihre ätzende Satire wie durch ihre drastischen Illustrationen das Urteil der Menge nicht wenig beeinflußten. Alle fanden ihre Leser, „die ewige Lampe" sowohl wie „der Krakehler", am meisten jedoch Cohnfelds „Buddelmeyer-Zeitung", deren Eckensteher Nante mit seinem gemeinberlinischen Jargon bald ein sehr populärer Typus war. Auch Dohms „Kladderadatsch" trat damals, anfangs freilich wenig beachtet, ins Leben.

Die Straßenpresse rief das Institut der fliegenden Buchhändler hervor, welche, meist halbwüchsige Burschen, an allen Straßenecken mit lärmendem Geschrei den Vorübergehenden ihre Eintagsware aufdrängten und so, was der Moment erzeugt hatte, auch im Moment zur Kenntnis der Bevölkerung brachten. Darin lag mit die Ursache, daß eine gewisse Gleichartigkeit der Auffassung mitunter in wenig Stunden sich bildete, freilich auch nicht selten bis zum nächsten Tage wieder völligen Umschlag erfuhr.

Unmittelbarer noch verfolgten das Ziel, Einfluß auf die Massen zu

*) Die Zustände Berlins seit dem 18. März 1848 (zeitgenössische Flugschrift), Seite 10.

gewinnen, die zahlreichen politischen Vereine, welche wie Pilze aus der Erde schossen. Die gemäßigt Liberalen vereinigten sich in dem „konstitutionellen Klub", welchem sich bald die große Zahl der Beamten anschloß; man hielt Reden, man beratschlagte Adressen, aber zu einer Einwirkung auf das Volk kam es um so weniger, als sich bald von dem Klub der rechte Flügel als „patriotischer Verein", der linke als „Verein für Volksrechte" absonderten. Vornehmlich Litteraten und Studenten hatten unter dem Vorsitze von Jung im Hotel de Russie den „politischen Klub" ins Leben gerufen. Aber bald erlangten die Demokraten in ihm das unbestrittene Übergewicht und machten ihn unter dem Namen „demokratischer Klub" zum Mittelpunkte ihrer Bestrebungen. Ihm schlossen sich dann nach und nach die meisten Vereine ähnlicher Richtung an, wie der „Volksklub", der „Reformklub der Königsstadt", der „Bürgerwehrklub", auch der „Arbeiterverein", welcher eine fortdauernde Verbindung mit den Gewerken unterhielt, um diese bei Gelegenheit in kürzester Frist aufbieten zu können. Das Hauptquartier für alle diese Klubs war das Bierhaus von Waßmann in der Leipziger Straße, wo sich die Führer der Demokraten zusammenzufinden pflegten: Zusammenkünfte aus denen im Laufe des Sommers die Bildung eines Centralcomités der Berliner Radikalen hervorging, welches über Barrikadenbau, Munitionsbeschaffung und Organisation der Hülfskräfte sich beriet. Diese Organisation indes nahm der demokratische Verein allein in die Hand: er teilte Berlin in 22 Sektionen und setzte jeder einen zuverlässigen Führer vor, der unter sich ein besondres Comité zur Ausführung der Befehle des demokratischen Vereins zu bilden hatte.

Diese Vereine nun waren es — natürlich in der Regel die demokratischen — welche zur Förderung ihrer Agitation Volksversammlungen zu halten pflegten, die nicht selten von Tausenden besucht waren. Namentlich fand regelmäßig Sonntags und Mittwochs „unter den Zelten" Volksversammlung statt. Reden über die europäischen Angelegenheiten im allgemeinen, über die berlinischen im besonderen wurden gehalten, durch hochgespannte Forderungen die Massen aufgereizt und durch demagogische Schlagwörter trunken gemacht. Niemand verstand dies mit größerem Erfolge als Friedrich Held, ein politischer Abenteurer, der früher Offizier, dann wandernder Schauspieler und Dichter gewesen war und jetzt „die Lokomotive" herausgab. Eine dröhnende Stimme, ein lang herabflutender roter Bart unterstützten ihn wirksam in seiner Volkstribunenrolle, sodaß die Arbeiter ihm blindlings folgten und von allen radikalen Hetzern an Beliebtheit keiner ihm gleichkam. Denn Arbeiter zumeist bildeten die Hörerschaft in den Volksversammlungen. Ihnen war so lange von ihrer Bedeutung vorgeredet worden, bis sie selbst daran glaubten und sich als ein bevorrechteter neuer Stand vorkamen, für den der Staat ohne weiteres zu sorgen habe. Waren doch auch, um sie

nur zufrieden zu stellen, außerordentliche öffentliche Arbeiten unternommen worden, bei denen der auch viel fremde Arbeiter anlockende Tagelohn von einem halben Thaler (1,50 Mark) ihnen bezahlt wurde. Um nur Arbeit zu schaffen, war bei den Rehbergen die Anlage eines 10 km langen Kanals begonnen worden; aber bald, infolge mangelnder Aufsicht demoralisiert, wurden diese „Rehberger", wenn sie in trotzigen Scharen in die Stadt kamen, ein Schrecken für jedermann. Auch die Maschinenbauer, deren Fabriken im Norden Berlins lagen, stellten sich mit der Zeit unter die Führung der Demokraten.

Indes fast noch bedrohlicher als diese Massen war das Proletariat der Straße, müßig und ungezügelt umherschweifende Rotten, wie die großen Städte sie in sich bergen, frech und dem Schwächeren gegenüber verwegen, gewitzigt wie das Volk dieser Städte überhaupt, in ihren Lastern versunken, die willigen Fäuste jeder Aufhetzung: rasch erscheint es in hellen Haufen auf den Straßen, folgt blind der Führung und ist schnell ohne Spur wieder verschwunden.

Gleichsam das fliegende Corps des Krawalles war der „Lindenklub", welcher jeden Abend nach 10 Uhr an der belebtesten Stelle der Stadt, da, wo die Straße Unter den Linden von der Friedrichsstraße geschnitten wird, seine Verhandlungen pflog. Sein Leiter war ein heruntergekommener Kaufmann Namens Müller, „Lindenmüller" genannt, dem es weder an radikalem Fanatismus noch an drastischer Redegabe gebrach, durch die er die zufällig Vorübergehenden zu fesseln und die Massen aufzuhetzen wußte. Der Zweck dieses Klubs war lediglich, Unordnungen zu erregen und an Ungehorsam gegen die Polizei zu gewöhnen: eine Schule zur Verwilderung des Pöbels durch zuchtlose Witzeleien und das Absingen frecher Gassenhauer.

Fortwährend wurde so die Spannung und Aufregung in Berlin unterhalten. Aber in dem besitzenden Teile der Bevölkerung erwachte je länger je stärker die Sehnsucht nach geordneten Zuständen. Der Erwerb stockte; immer tiefer sank der Besitz in seinem Werte, und in immer weiteren Kreisen erhob sich Unwillen gegen diejenigen, welche die Rückkehr zur Ordnung verhinderten. Aber über Worte hinaus that er sich nicht kund. Denn die Liberalen sahen die Gefahr nicht, welche dem ganzen Staate, und also auch ihnen, aus den Umtrieben der Radikalen erwuchs. Sie glaubten, in Eigendünkel befangen und zugleich von Mißtrauen gegen die Regierung immer noch erfüllt, sich neutral verhalten zu können und überließen es der Krone, ihre Hülfe ihr versagend, schließlich allein den Kampf gegen die Radikalen aufzunehmen.

Paris ist Frankreich, aber Berlin nicht Preußen. Zwar war es auch in den Provinzen an zahlreichen Orten zu aufrührerischen Krawallen gekommen, aber rasch und entschieden waren sie unterdrückt worden, und die

öffentliche Meinung in den Provinzen richtete sich gegen das Treiben in der Hauptstadt, die Tumulte des März und die Haltung der Bevölkerung nach denselben mit aller Schärfe verurteilend: ein Gegensatz, der schon im Frühjahr in den Wahlen zur konstituierenden Nationalversammlung sich deutlich ankündigte, während die Berliner Volksredner ihren fanatisierten Hörern vorlogen, daß das ganze preußische Volk hinter ihnen stände!

Mit welchem Prunke, der Bedeutung des Tages entsprechend, hatte König Friedrich Wilhelm vor einem Jahre den vereinigten Landtag eröffnet! Geschäftsmäßig-kühl erfolgte in demselben Saale des Schlosses am 22. Mai 1848 die Eröffnung der Nationalversammlung „zur Vereinbarung der Verfassung.“ Auch die Versammlung selbst machte einen völlig verschiedenen Eindruck. Glänzende Staats- und Ritterschaftsuniformen fehlten fast gänzlich; der schmucklose Frack war weitaus im Übergewichte, und den Hintergrund des Weißen Saales füllten Bauern in ländlichem Kittel, Handwerker im selbstgewebten Rocke oder in der Zwillichjacke und die bärtigen, etwas struppigen Gestalten der Radikalen.

Die einzige Vorlage, welche von seiten des Ministeriums der Versammlung zuging, war der Verfassungsentwurf, den die Minister, der Mehrzahl nach Rheinländer, der freisinnigen belgischen Verfassung nachgebildet hatten. Aber keineswegs machte die Versammlung, obgleich lediglich zur „Vereinbarung der Verfassung“ gewählt, sich gleich an die Beratung. Denn da die Rechte an Mitgliederzahl entschieden überwog, so suchte die oppositionelle Minorität vor allem Zeit zu gewinnen, um aus der Zahl der Unentschiedenen ihre Reihen möglichst zu verstärken. So wurden bis zur Mitte des Juni die Sitzungen mit langatmigen Debatten über die Geschäftsordnung und mit ewigen Interpellationen an die Minister hingebracht. Zugleich verlegten die demokratischen Agitatoren ihren hauptsächlichsten Tummelplatz nach dem Kastanienwäldchen, welches sich vor der Singakademie, dem Sitzungslokale der Nationalversammlung, befand. Hier fanden die Scharen ihrer Getreuen vom Morgen bis zum Abend in den improvisierten Butiken den Schnaps, den sie wünschten, vor, auch Tabak und einige Eßwaren; auch Geldspenden sollen zuzeiten ausgeteilt sein. Da konnte es nicht fehlen, daß die aus- und eingehenden Abgeordneten, sobald sie von einem der Strolche als Freiheitsfeinde bezeichnet wurden, von der herumlungernden Menge gröbliche Insulten, Bedrohungen und Mißhandlungen erfuhren. Dies stetig fortgesetzte Einschüchterungssystem bewirkte denn auch, daß die Bänke der Linken sich mehr und mehr füllten und die demokratische Opposition, anfänglich nur 40 Stimmen stark, in einigen Wochen über mehr als 100 gebot.

Doch das genügte noch nicht. Immer breiter klaffte der Gegensatz zwischen der politischen Richtung der Provinzen und der Hauptstadt. Am

8. Juni erschien, aus England zurückgekehrt, von der polnischen Stadt Wirsitz zum Abgeordneten gewählt, der Prinz von Preußen in der Nationalversammlung. Er betrat die Tribüne und richtete eine kurze ernste Ansprache an die Abgeordneten. „Uns alle", schloß er, die Stimme erhebend, „leite der Ruf und der Wahlspruch der Preußen, der sich so oft bewährt hat: „Mit Gott für König und Vaterland!" Dann verließ er unter dem frostigen Schweigen der Versammlung die Sitzung und begab sich nach seinem Schlosse bei Potsdam. Wie ganz anders aber begrüßte ihn hier die Bevölkerung! Hunderte von Böten, mit einer froh erregten Volksmenge gefüllt, brachten auf dem breiten Spiegel der Havel vor Babelsberg bei nächtlichem Fackelschein dem Heimgekehrten den freudigsten Willkommen dar.

Zumal verdroß auch die Selbständigkeit, mit welcher die Provinzialblätter ihrer Geringschätzung der Berliner Märzthaten Ausdruck gaben, die Berliner Demokraten auf das tiefste. Nicht genug, daß deren Führer, gegen eine solche Herabwürdigung zu protestieren, einen Huldigungszug zu dem Massengrabe im Friedrichshaine veranstalteten, sondern der Abgeordnete Berends richtete auch an die Nationalversammlung den Antrag, „in Anerkennung der Revolution zu erklären, daß die Kämpfer des 18. und 19. März sich wohl um das Vaterland verdient gemacht hätten." Die Minister erklärten dem gegenüber, daß die wahre Ursache der Umwandlung der Verhältnisse in den freiwilligen Entschließungen des Königs vor dem Ausbruche der Revolution zu sehen wäre. Und die Versammlung war gerecht genug, dies für die richtige Auffassung zu erklären, und lehnte den demokratischen Antrag ab.

Das war eine Niederlage für die Radikalen, welche ihre Geltung empfindlich erschütterte. Zwar sorgten sie dafür, daß ihre Gegner, welche den Mut der freien Meinungsäußerung gehabt hatten, von den Lungerern im Kastanienwäldchen durchgeprügelt wurden; aber um wieder zu Ansehen zu gelangen, schien ein großer Schlag ihnen nötig zu sein, zumal der Minister von Patow schon an die 20000 Arbeiter ganz in der Stille nach und nach aus Berlin entfernt hatte. Es wurde daher die Parole ausgegeben, daß ein jeder Urwähler ein Gewehr haben müsse, um die Freiheit zu verteidigen; denn gegenüber der bewaffneten Bürgerwehr sei das waffenlose Volk immer ohnmächtig. Der Gedanke, aus dem Zeughause die Waffen zu nehmen, lag auf der Hand. So drängten sich denn, nachdem schon den ganzen Tag über allerhand unruhige Bewegungen versucht waren, am Abend des 14. Juni lärmende Haufen um das Zeughaus zusammen, besonders dicht in der Straße hinter dem Zeughause, wo Bürgerwehr den Zugang deckte, den Andrängenden das Bajonett entgegen haltend. Da zog ein Arbeiter unter seiner Bluse ein Pistol hervor und feuerte es über seine Schulter hinweg nach rückwärts in den dichten Haufen ab. Wildes Geschrei erhob sich; man tauchte Tücher

in das Blut des Getroffenen und trug ihn dann auf den Schultern, die blutigen Lappen schwenkend, unter dem Rufe fort: „Bürgerblut ist vergossen! Zu den Waffen! Baut Barrikaden!" Aus der Wohnung des Vorsitzenden des demokratischen Klubs an der Schloßfreiheit wurde dem tobenden Haufen eine große rote Fahne entgegengebracht.*) So ging es weiter die Königsstraße hinab nach dem Alexanderplatz, wo die Rotte die Republik ausrief. Anderen Haufen war es unterdes gelungen, in das nicht ernstlich verteidigte Haus durch Thür und Fenster Eintritt zu gewinnen. Sie erafften, was von Waffen ihnen zur Hand war, und zerrissen und beschmutzten in ruchloser Weise die in dem Zeughause aufbewahrten Trophäen der preußischen Ruhmesthaten, welche den preußischen Staat begründet hatten. Da schlug vom Gendarmenmarkte anlangende Bürgerwehr vor dem Portale des ganz im Dunkeln liegenden Hauses einen Trommelwirbel und vom Finanzministerium rückte ein Bataillon des 24. Regimentes mit klingendem Spiel im Sturmschritt heran: sofort verwandelte sich das Bild. Zum Tode erschreckt sprangen die Plünderer aus den Thüren und Fenstern heraus und versuchten mit den geraubten Waffen, an der Wand sich hindrückend, davon zu laufen. Man vertrat ihnen die Flucht; die meisten warfen ihren Raub weg, aber manche räsonnierten oder wollten sich zur Wehr setzen; indes durch einige Ohrfeigen oder Rippenstöße schnell zur Einsicht gebracht, gaben sie die gestohlenen Waffen zurück, sodaß nur wenige Gewehre aus dem Zeughause verloren gingen.

Wieder hatte die demokratische Anstiftung statt des gehofften Sieges eine ans Lächerliche streifende Niederlage erfahren; es war klar, die Radikalen mußten sich ein anderes Gebiet des Erfolges suchen oder eine andere Methode.

Die königliche Botschaft vom 20. Mai überwies der Nationalversammlung den Verfassungsentwurf „zu ihrer Erklärung." Jetzt gab die Versammlung ihre Erklärung ab: sie nahm den von dem Abgeordneten Waldeck gestellten Antrag an, eine Kommission zu wählen, welche den ministeriellen Verfassungsentwurf zu revidieren, Veränderungen in demselben vorzuschlagen oder überhaupt einen anderen vorzulegen habe. Das war eine offenbare Niederlage für das Ministerium; es nahm daher seine Entlassung.

Was sollte der König thun? Am 10. Juni hatte er in Sanssouci mit dem Baron Stockmar, dem sehr liberalen Freunde und Berater des Prinzgemahls von England, eine Unterredung gehabt. Stockmar hatte ihm geraten, durch Anwendung von Truppenmacht dem vollständig anarchischen Zustande in Berlin ein Ende zu machen, um dadurch der Nationalver-

*) P. Reichensperger, Erlebnisse eines alten Parlamentariers, S. 86. 87.

sammlung Freiheit der Rede und persönliche Sicherheit zurückzugeben.*) Aber der König mochte, nachdem er einmal die Bahn des Liberalismus eingeschlagen hatte, nicht jetzt schon der Hoffnung, zu einer Verständigung mit der Nationalversammlung zu gelangen, entsagen. Wenn nur diese nicht durch den Beschluß, sich ausschließlich, jeden Schutz durch Bürgerwehr und Militär zurückweisend, unter den Schutz der Berliner Bevölkerung zu stellen, in Wahrheit sich unter den Einfluß der von demokratischen Aufhetzern geleiteten Pöbelhaufen, welche die Singakademie umlagerten, gestellt hätte!

Der König trug daher dem Beschlusse der Nationalversammlung soweit Rechnung, daß er an Stelle des abtretenden „Märzministeriums" ein neues unter dem Vorsitze von Rudolf von Auerswald, dem älteren Bruder des bisherigen Ministers, ernannte, welches mehrere der hervorragenderen Abgeordneten in sich faßte, um durch die Verbindung mit der Nationalversammlung stark zu sein. Hansemann, der frühere Präsident der Handelskammer in Aachen, war der einzige, welcher aus dem alten in das neue Ministerium (als Finanzminister) übernommen wurde. Er gab in dem neuen Kabinett den Ton an; die alte Feierlichkeit der Ministersitzungen wurde verbannt. Es war, als wenn auch das Ministerium sich demokratisierte. Jeder kam, wie er ging und stand, zur Sitzung; nur der Ministerpräsident erschien stets im Frack; auf dem Konferenztische standen Aschbecher, und die Minister rauchten während der Sitzung ihre Zigarre nach Gefallen weiter.**)

Mit diesem Kammerministerium trat die Regierung einen Schritt weiter nach links: Berlin war das zufrieden, aber der Gegensatz der Provinzen gegen das Treiben der Hauptstadt wurde dadurch noch mehr gesteigert. An vielen Orten erhob sich laut der Widerspruch. In den Rheinlanden bildete sich der Pius-Verein und protestierte gegen die in Berlin gefaßten Beschlüsse, welche kein kirchliches Eigentum gestatten und die Schule jedem Einflusse der Kirche entziehen wollten. In Wittenberg hielten die evangelischen Geistlichen eine Versammlung, um die Rechte ihrer Kirche zu wahren. Die Großgrundbesitzer schlossen einen Verein zum Schutze ihrer Interessen und dies „Junkerparlament", wie man spottweis den Verein nannte, schuf sich in der „Neuen Preußischen Zeitung" ein Parteiorgan, welches mit Nachdruck und Rastlosigkeit den Kampf gegen die „revolutionären" Bestrebungen der Regierung führte. Lebhaft erhob sich in weiten Kreisen das altpreußische Bewußtsein wieder; Flugschriften erinnerten an den alten Ruhm Preußens und viel erklang das Lied: „Ich bin ein Preuße: kennst du meine Farben?" Gefühle ausdrückend, die mit dem schwarzrotgoldenen

---

*) Denkwürdigkeiten aus den Papieren des Freiherrn von Stockmar, S. 512.
**) Aus dem Leben des Generals H. von Brandt, III, S. 203, 212.

Fanatismus nicht harmonierten. Und als offenes Zeichen der Gesinnung erschien die schwarzweiße Kokarde an den Hut gesteckt. Im August unternahm der König eine Reise zu dem Dombaufeste in Köln, auf der er soviel Beweise patriotischer Huldigung empfing, daß er in sichtlich gehobener Stimmung nach Potsdam zurückkehrte. Und in Charlottenburg wurde eine Volksversammlung, welche die demokratischen Brüder Bauer berufen hatten, von der Bürgerschaft mit Prügeln auseinander gejagt.

Zu einem Wendepunkte aber der Entwickelung der Dinge sollte es werden, als die Nationalversammlung das militärische Institut, auf welchem das preußische Nationalgefühl beruhte, anzutasten wagte. An diesem Felsen, der das alte historische Dasein des Staates in sich schloß, brachen sich die Wogen der demokratischen Bewegung. Aus Anlaß eines Zusammenstoßes, der in Schweidnitz zwischen dem Militär und tumultuierenden Volkshaufen stattgefunden hatte, stellte der Abgeordnete Stein aus Breslau den Antrag, das Kriegsministerium möge anordnen, daß alle Offiziere der preußischen Armee allen reaktionären Bestrebungen fern bleiben, vielmehr zeigen sollten, „daß sie mit Aufrichtigkeit und Hingebung an der Verwirklichung eines konstitutionellen Zustandes mitwirken wollten." Und der Abgeordnete Schulz aus Wanzleben fügte den Zusatz hinzu, „und daß es denjenigen Offizieren, mit deren politischer Überzeugung dies nicht vereinbar sei, zur Ehrenpflicht zu machen sei, aus der Armee auszutreten." Es war klar, auch das Heer wollte man demokratisieren; aber die Offiziere waren entrüstet darüber, daß sie unter die politische Inquisition der Kammermajorität gestellt werden sollten.

Keiner der Minister war gegen diesen Antrag aufgetreten: nachdem er aber zum Beschlusse erhoben war, trugen sie doch Bedenken ihn auszuführen. Überhaupt lag in dem Auftreten der Minister etwas Mattes und Müdes.

Für die Radikalen lag darin eine Ermunterung; ganz unter ihren Willen hofften sie das Ministerium beugen zu können.

So war die Errichtung der Berliner „Schutzmannschaft" ein Ärgernis in ihren Augen. Denn die Schutzmänner, meist der Polizei der Provinzen entnommen, übten den Polizeidienst in der Hauptstadt in einer den bisher frei waltenden Straßenhelden höchst unbequemen Weise und verhafteten ganz rücksichtslos die Ruhestörer. Daher wurde ein lärmender Straßentumult ins Werk gesetzt und dem Ministerpräsidenten die Fenster eingeworfen. Wohl hatte jetzt das Ministerium die Absicht, ein Tumultgesetz einzubringen: aber bald ließ es den Gedanken auf sich beruhen und that nichts. Daher getrauten sich denn auch die demokratischen Führer, das Ministerium zur Ausführung des Stein-Schulzeschen Antrages zu zwingen. Am 7. September beschloß die Nationalversammlung, daß es die „dringendste Pflicht des Staatsministeriums" sei, diesen Antrag „ohne weiteres zur Be-

ruhigung des Landes und Erhaltung des Vertrauens, sowie zur Vermeidung eines Bruches mit der Versammlung ergehen zu lassen.“ Das war eine eklatante Niederlage des „Kammerministeriums“, es erbat seine Entlassung von dem Könige und erhielt sie sofort.

Die Nationalversammlung, oder vielmehr die Demokraten in ihr hatten gesiegt. Jetzt war die Linke mit 113 Mitgliedern nicht nur die zahlreichste, sondern auch die einflußreichste Partei in derselben. Aber ihr Verhalten wurde dadurch bestimmt, daß sie in immer merkbarerer Weise den Bestrebungen der revolutionär gesinnten Radikalen sich dienstbar machte. Von ihr gingen die Verdächtigungen aus, welche gegen die alte Monarchie ins Land geschleudert wurden; von hier aus erscholl das Signal zur Aufrechterhaltung der Unordnungen; hier wurde das Recht, den Aufruhr zu bestrafen, bestritten; hier wurden die unaufhörlichen Beschwerden gegen die Minister geschmiedet; hier war man bestrebt, die Regierung in eine allgemeine Mißachtung hineinzubringen. Ihr Gesinnungsgenosse war der neue Kommandeur der Bürgerwehr, der Major Rimpler; infolgedessen gewöhnte sich die Bürgerwehr daran, dem zuchtlosen Gebaren der Pöbelrotten unthätig zuzusehen. Denn gegen das „Volk“ einzuschreiten, war gegen Rimplers Überzeugung.

Aber unter dem Bann der Linken waren mehr und mehr auch die Centren der Versammlung, die „Konstitutionellen“, von den Grundsätzen einer weisen Mäßigung sich immer weiter entfernend, geraten. Wohl hatten sie einen starken Rückhalt im Volke, dessen Forderungen sie am meisten Rechnung zu tragen schienen; wohl gab es unter ihnen viel ehrenwerte Leute, welche ihre Pflicht als Abgeordnete allem voranstellten; aber gerade ihre Führer waren von dem Verlangen erfüllt, alles, was eine Reform zu erfordern schien, auf einmal und sogleich zu reformieren, oder von dem Ehrgeize, sich wenigstens lithographiert in den Schaufenstern ausgestellt zu sehen.

Je mehr aber die Centren der Linken sich zuneigten, um so nötiger wäre es für die Rechte gewesen, wenigstens in sich einig zu sein. Man konnte indessen deutlich in ihr drei Fraktionen unterscheiden: die „Junker“, welche ihre Standesinteressen zum Angelpunkte ihrer Politik machten, die „Potsdamer“, welche Anlehnung an den Hof suchten, und die parlamentarische „Rechte“, die aus theoretischen Erwägungen den Centren und der Linken sich entgegensetzte. So bildete die Rechte keine geschlossene Partei mit klar ausgesprochenen Tendenzen. Daher konnte das Königtum, so viele aufrichtige Verehrer es auch in den Reihen der Rechten besaß, doch nicht mit Zuversicht auf die Rechte sich stützen.

Es war bedeutungsvoll, daß, während das neue Ministerium sich bildete, die Sitzungen der Nationalversammlung aus der Singakademie nach

dem Konzertsaale des Schauspielhauses verlegt wurde. Denn das Schauspielhaus lag ganz frei in der Mitte des Gendarmenmarktes, konnte also, wenn es not that, viel leichter als die Singakademie von den es umdrängenden Rotten befreit werden. Zugleich ließ der König die aus den Elbherzogtümern zurückkehrenden Truppen um Berlin sich sammeln: bald waren es über 47 000 Mann, deren Befehl der General von Wrangel, am 15. September zum Oberbefehlshaber in den Marken mit sehr weitgehenden Befugnissen ernannt, erhielt. In Berlin selbst hielt Wrangel eine Parade über diese Truppen ab und erließ zugleich eine Proklamation an die Berliner, in welcher er zur Aufrechterhaltung der Ordnung sich die Mitwirkung aller guten Bürger erbat, den Aufwieglern aber mit den scharf geschliffenen Säbeln seiner Truppen und den Kugeln im Lauf drohte.

Das war verständlich, und die Bürgerwehr und die Demokraten schäumten vor Ingrimm, daß man das Ihnen zu bieten wage; aber der Regierung war damit ein zuverlässiger Rückhalt gegeben. Wunsch und Erwartung war jetzt in weiten Kreisen, daß dem Treiben in Berlin ein Ende gemacht werden würde. Laut erhoben sich patriotische Stimmen: „Daß die Nationalversammlung sofort nach Hause geschickt werden muß, wenn der preußische Staat nicht gänzlich zu Grunde gehen soll, kann auch der blödeste Verstand einsehen."*) Aber unerschöpflich in Geduld und immer noch nicht aller Hoffnung entsagend, wollte des Königs so sehr zur Versöhnung geneigter Sinn noch einen Versuch machen, zur Verständigung mit der Nationalversammlung zu gelangen. Wiederholt schon hatte er zu Aufträgen friedlicher Vermittelung sich des greisen Generals von Pfuel bedient: ihm übertrug er jetzt die Neubildung des Kabinetts.

Aber die Linke war tief entrüstet darüber, daß der König nicht nach dem Vorschlage des Reichsfinanzministers von Beckerath ein Ministerium aus Mitgliedern der Linken wählte, vielmehr gar keinen Abgeordneten in das neue Kabinett berief. Sie nahm daher das sehr entgegenkommende Programm des neuen Ministeriums, „alle reaktionären Bestrebungen zurückweisen und die Rechte und Freiheiten des Volkes heilig halten zu wollen, wie die Rechte der Krone" mit Mißtrauen auf und suchte durch Interpellationsplackereien es zu ermüden. Zugleich nahmen, geschürt durch die demagogischen Aufhetzer wie durch die Heißsporne der Linken, die bedrohlichen Zusammenrottungen vor dem Schauspielhause einen Charakter an, welcher die Behörden in der Meinung des Volkes täglich mehr herabwürdigte und alle Bande der Ordnung und des Gehorsams auflöste; denn auch den gröbsten Insulten sah jetzt die Bürgerwehr ruhig zu.

Über alle dem war die Aufgabe der Nationalversammlung, zu der sie

*) Schubert, Nieswurz für Demokraten (zeitgenössisches Flugblatt), S. 8.

doch allein berufen war, die Vereinbarung der Verfassung mit der Krone, so ziemlich in Vergessenheit geraten. Endlich aber hatte die unter Waldecks Vorsitze tagende Verfassungskommission doch einen Entwurf zustande gebracht und am 12. Oktober begannen die Beratungen der Nationalversammlung über denselben. Aber schon bei den Einleitungsworten der Verkündigungsformel „Wir, Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König“ erhob sich eine erregte Debatte. Die Linke verlangte und setzte es durch, daß die Worte „von Gottes Gnaden“ gestrichen wurden. Und am nächsten Tage beschloß die Nationalversammlung mit ansehnlicher Stimmenmehrheit die Abschaffung des Adels, der Titel und Orden.

Einem solchen Treiben hielt es der König für seine Pflicht, mit ernster Warnung persönlich entgegen zu treten. Am 15. Oktober, seinem Geburtstage, kam er von Potsdam nach Schloß Bellevue bei Berlin, um die Glückwünsche seiner Hauptstadt entgegen zu nehmen. Grabow, Oberbürgermeister von Prenzlau, gab ihnen im Namen der Nationalversammlung als deren zeitiger Präsident Ausdruck. Mit nachdrücklicher Mahnung hielt der König der Deputation der Abgeordneten vor, daß die Nationalversammlung kein Recht unangetastet lasse; er aber sei gesonnen, Ruhe und Ordnung im Lande herzustellen. Im nächsten Saal stand der Stab der Bürgerwehr. Nach wenigen Worten verlor Rimpler den Faden, etwas betreten nahm er das Manuskript seiner Ansprache aus seinem Hute und las sie dem Könige vor. Mit ernstem Worte schärfte der König der Bürgerwehr ein, daß er es sei, der ihr die Waffen gegeben und allein zu dem Zwecke, überall Ruhe und Ordnung zu erhalten und den treuen Bürger gegen Anarchie und Übergriffe von Rebellen zu schützen.

„Ich begreife den König nicht“, sagte der Ministerpräsident, als er das Schloß verließ, „das wird, das kann keine guten Früchte tragen.“*) Freilich verstand er den Sinn des Königs nicht. Denn durch schlaffe Nachgiebigkeit wollte der alte General vermitteln, der, als er das Ministerium übernahm, vertraulich erklärt hatte: „Ich werde mich hüten, in das Wespennest zu stechen“. Aber bei vielen Bürgern Berlins, welche die königlichen Worte recht verstanden, wirkten sie wie eine Entbannungsformel: sie illumnierten ihre Fenster und trieben das lärmende Straßengesindel, das sie ihnen einzuwerfen drohte, mit Prügeln, der Pöbeltyrannei längst schon von Herzen müde, kurzerhand von dannen.

Eine letzte Mahnung und Warnung zu geben, ehe er zu Thaten schritte, war die Meinung des Königs gewesen. Aber auf dem Cöpenicker Felde antworteten am nächsten Tage die Kanalarbeiter mit einer Revolte darauf. Die dagegen einschreitende Bürgerwehr wurde mit Schimpfworten

---

*) Aus dem Leben des Generals H. von Brandt, III, S. 270.

und Steinwürfen empfangen, sodaß sie Feuer gab, und einige Arbeiter tötete, dann aber sich zurückzog. Jetzt aber gingen mit wildem Geschrei die Arbeiter zum Angriffe über, bei dem es auf beiden Seiten Tote und Verwundete gab, und schlugen die Bürgerwehr aus dem Felde. Geschäftig suchten die Häupter der Demokraten, in dem Bierhause von Schulz am Spittelmarkte Kriegsrat haltend, den Kampf, wenn er ermatten wollte, immer von neuem zu entfachen, bis endlich der Aufmarsch sämtlicher 23 Bataillone der Bürgerwehr dem Aufruhr ein Ende machte. Die Folge war aber, daß bei der Bürgerwehr der Überdruß an einem Waffendienste, der über Paraden und Wachestehen hinaus sie mit Wunden und Tod bedrohte, allerorten sich kund gab.

Die Arbeiter mit ihren demokratischen Führern hatten das Feld behauptet: wie hätte das nicht ihr Selbstgefühl heben sollen? Nun trat noch dazu am 25. Oktober der allgemeine demokratische Kongreß in Berlin zusammen: Berlin schickte sich an, das Hauptquartier der ganzen deutschen Demokratie zu werden!

Aber der Kongreß ging in Uneinigkeit auseinander: die Fanatiker, von dem kommunistischen Schneidergesellen Weitling geführt, wollten zwar je eher je lieber die rote Republik ausrufen; aber sie wurden überstimmt, da nicht mehr als 4 Thaler (12 Mark) in der Vereinskasse waren. Und nach den Nachrichten, die aus Wien kamen — das war der zweite Schlag — war dort das demokratische Regiment durch den Fürsten Windischgrätz auf das ernstlichste bedroht. Die Demokraten betrachteten ihre Sache als solidarisch verbunden: eine Niederlage in Wien konnte ja auch für Berlin nicht ohne weitgreifende Folgen bleiben. Sie beantragten daher am 31. Oktober in der Nationalversammlung, schleunigst mit allen Kräften des Staates der in Wien gefährdeten „Volksfreiheit" zu Hülfe zu kommen. Das hätte geheißen, die Kräfte des preußischen Staates der Linken zur Verfügung zu stellen! Der Abgeordnete Rodbertus stellte daher den Gegenantrag, die königliche Regierung aufzufordern, bei der Centralgewalt schleunige und energische Schritte zu thun, damit die in den deutschen Ländern Österreichs gefährdete Volksfreiheit und die bedrohte Existenz des Reichstages in Wahrheit und mit Erfolg in Schutz genommen und der Friede hergestellt werde.

Eine aufgeregte Debatte erhob sich darüber und die Aufregung pflanzte sich hinein in die Volksmenge, welche, mit Spannung den Ausgang erwartend, das Schauspielhaus umlagerte. Dies benutzten die demagogischen Hetzer, machten die 22 demokratischen Sektionen mobil und entboten ihren ganzen Anhang auf den Gendarmenmarkt mit der Parole, das Schauspielhaus zu besetzen und die Mitglieder der Rechten aufzuhängen. Wohl stand eine Abteilung der Bürgerwehr auf dem Platze, aber sie ließ die gröbsten

Verhöhnungen der herbeiströmenden Pöbelrotte über sich ergehen, ohne von ihren Waffen Gebrauch zu machen. Bis in den Sitzungssaal drangen die Rotten, drohend die mitgebrachten Stricke erhebend. Mit Mühe wurden sie wieder hinausgedrängt: da vernagelten sie die Thüren des Sitzungssaales und nahmen damit die ganze Nationalversammlung gefangen. Der Präsident von Unruh, den jüngst auf Grabows Präsidentenstuhl die Linke erhoben hatte, schloß die Sitzung. Erst in der Nacht gelang es der Bürgerwehr, die Hinterthür des Schauspielhauses zu besetzen, sodaß die Abgeordneten nunmehr das belagerte Haus verlassen konnten. Und der stärker werdende Regen säuberte jetzt auch bald den ganzen Platz. Wieder einmal sei es nichts gewesen, schimpften die Rädelsführer.

Unterdessen aber hatte König Friedrich Wilhelm seine Entschlüsse gefaßt. Alle Versöhnlichkeit und Vermittelung, alles Mahnen und Warnen war erfolglos geblieben: die Nationalversammlung hatte sich immer nur weiter der demokratischen Richtung zugeneigt, und die Anarchie des Straßenpöbels war nur noch zuchtloser geworden. Es giebt eine Grenze, wo Güte und Geduld zur Schwäche wird. Hier hielt der König inne; er konnte sich sagen, daß er nichts unversucht gelassen habe, um in Güte die Dinge zu ordnen: jetzt erst entsagte er der Hoffnung darauf und nahm es selbst in seine Hand, die erschütterte Staatsordnung in Preußen wieder herzustellen. Und in ganz Deutschland hatte man das Gefühl der Befreiung von einem Alpdrücken.*)

Am 2. November ging, nachdem das Ministerium Pfuel seine Entlassung erhalten hatte, der Nationalversammlung ein Schreiben des kommandierenden Generals von Schlesien, Grafen von Brandenburg, zu, durch welches er ihr anzeigte, daß er am Tage zuvor von dem Könige mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt worden sei.

Graf Friedrich Wilhelm von **Brandenburg**, 1792 geboren, war der Sohn König Friedrich Wilhelms II. aus seiner morganatischen Ehe mit der Gräfin Dönhoff. Von seiner mutvollen Entschlossenheit hatte er schon als junger Offizier in den Befreiungskriegen vollgültige Beweise gegeben; er war der erste gewesen, welcher bei dem Rheinübergange Blüchers den Fuß auf das französische Ufer gesetzt hatte. Zum kommandierenden General von Schlesien 1839 ernannt, war er in den unruhigen Zeiten den Umtrieben der Radikalen, welche auch die Provinzen aufzuwiegeln trachteten und Schlesien allein mit einem Netz von mehr als 60 demokratischen Vereinen überzogen hatten, mit Entschiedenheit entgegen getreten. Durch einen Erlaß hatte er bei Gefährdung der Ruhe das Einschreiten des Militärs den Unruhestiftern angekündigt, und dementsprechend, wo es not that, mit Nachdruck

*) Herzog Ernst von Sachsen-Coburg, Aus meinem Leben, I, S. 320.

gehandelt. Jetzt war er bereit, wie er sagte, der Elefant zu sein, welcher die Revolution zertritt. Begreiflich war es daher, daß über die Ernennung eines solchen Ministerpräsidenten die Nationalversammlung in die hellste Aufregung geriet; zornsprühende Reden wurden gehalten, ja, der Abgeordnete Jacoby, ein jüdischer Arzt aus Königsberg, erfrechte sich, mit einer zweiten „Revolution" zu drohen. Ein schlichter Handwerksmann, der Fleischer Pieper aus Pillau, hatte den Mut ihm zu antworten. „Was fehlt uns?" fragte er. „Was wollen wir? Wir wollen ein konstitutionelles Königtum und wir sind auf dem Wege dazu; aber wir wollen keine Republik!" Natürlich wurde er mit Entrüstung von der Rednerbühne heruntergezerrt. Es wurde der Beschluß gefaßt, eine Adresse an den König zu richten, um ihn zur Änderung seines Entschlusses zu bestimmen.

König Friedrich Wilhelm empfing die Deputation mit der Adresse in Sanssouci. Der Präsident Unruh las die Adresse vor. Ruhig hörte der König sie an, jedoch bei den drohenden Worten, daß eine Regierung unter den Auspizien des Grafen Brandenburg „die Aufregung ohne Zweifel zum Ausbruche steigern" würde, schlug der König an den Degengriff. Dann nahm er gelassen die Adresse entgegen, um sie in seinem Kabinett nochmals zu lesen, bevor er der Deputation seine Antwort erteile. Da trat Jacoby vor: „Wir sind nicht bloß hierher gesandt, um Eurer Majestät eine Adresse zu überreichen, sondern auch um Ihnen über die wahre Lage des Landes mündlich Auskunft zu geben." Der König jedoch achtete nicht auf die Worte. „Gestatten Euer Majestät uns Gehör?" fragte der Abgeordnete. „Nein!" erwiderte der König, sich umwendend, kurz. Aber Jacoby, in keiner Weise zu sprechen beauftragt, rief, unverschämt das königliche Hausrecht verletzend, dem Weggehenden nach: „Das ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen." Alle Mitglieder der Deputation standen ob dieser Anmaßung einen Augenblick bestürzt da; dann aber traten mehrere an den zurückgebliebenen Flügeladjutanten des Königs mit dem Ausdrucke der Entrüstung heran und baten ihn dem Könige zu sagen, daß der Abgeordnete ohne Recht und Fug geredet, und daß sie sich gegen dessen Verletzung des Hausrechtes wie des Majestätsrechtes dringend verwahrten.*)

Eine Änderung seiner „wohlerwogenen Entschließung" lehnte der König ab; und am 9. November erschien das neu ernannte Ministerium in der Nationalversammlung: ein bedeutungsvoller Moment in der Geschichte Preußens. Hinter einander in einer Reihe schritten die Minister zu ihren Sitzen am Ministertische. Voran Graf Brandenburg, eine stattliche Erscheinung, marmorbleich im Gesicht, nicht ohne einen leise verlegenen Zug über die für den tapferen Offizier ungewohnte Situation. Ihm folgte der Kultusminister

*) P. Reichensperger, Erlebnisse eines alten Parlamentariers, S. 167. 168.

von Ladenberg, mit vollkommener Ruhe, ja, mit einer gewissen Zuversicht die Versammlung musternd. Hinter ihm schritt der Minister des Innern, Freiherr Otto von Manteuffel, klein von Person, nicht straff in der Haltung, das Auge niederschlagend; Blässe bedeckte das kluge Gesicht. Einen männlichen und entschiedenen, wenn auch nicht gerade bedeutenden Eindruck machte dagegen der letzte der Reihe, der General von Strotha. Nichts in der äußeren Erscheinung deutete noch auf die Kühnheit hin, von welcher bald die Thaten dieses Ministeriums zeugen sollten.

Das Haus erhob sich, um eine königliche Botschaft zu vernehmen. Der Schriftführer Bauer verlas sie. Unter Hinweis auf die Unruhen des 31. Oktober sprach sie die Vertagung der Versammlung aus und bestimmte, daß dieselbe zur Fortsetzung ihrer Beratungen am 27. November in Brandenburg zusammentreten solle. Es konnte kein Zweifel darüber obwalten, daß die Krone das Recht besaß, den Versammlungsort für die Nationalversammlung zu bestimmen. Aber würde sich die Linke ohne Widerstand von ihren tumultuarischen Rotten, die ihr die Herrschaft im Hause gaben, trennen lassen? Ein gewaltiger Lärm erhob sich daher über den Befehl des Königs; es wurde debattiert, ob die Sitzung zu schließen sei oder nicht. Aber Graf Brandenburg bezeichnete jede Fortsetzung der Verhandlungen als ungesetzlich und legte namens der Krone feierlich dagegen Protest ein. Damit erhoben sich die Minister und schritten aus dem Saale; 78 Abgeordnete von der Rechten folgten ihnen, obgleich von allen Seiten „hier bleiben!“ ihnen zugerufen wurde.

Dahin hatten es die steten Übergriffe der Nationalversammlung, ihre maßlosen Angriffe auf das Königtum, das künstliche Aufblähen der Mittelmäßigkeiten zu parlamentarischen Größen, das Liebäugeln mit den radikalen Elementen gebracht, daß zwar nicht in Berlin, aber in den Provinzen schon längst die öffentliche Meinung gegen die Versammlung sich gewandt hatte. Die Urwähler, hieß es in einem patriotischen Flugblatte*), haben ihre Unmündigkeit am 1. Mai, dem Wahltage, erwiesen, und die Nationalversammlung sucht alle Tage den überflüssigen Beweis von ihrer Unfähigkeit zu führen. Mit bitteren Worten hielten die Provinzialblätter der Versammlung ihren Mangel an patriotischem Ernste vor, daß sie in mehr als 90 Sitzungen nicht fähig gewesen war, von der Verfassung, zu deren Vereinbarung sie doch allein gewählt war, mehr als drei Paragraphen zustande zu bringen. Und wer konnte die Gerechtheit dieses Vorwurfs bestreiten? Das waren die Folgen davon, daß die Liberalen so schwach gewesen waren, von den Radikalen sich völlig an die Wand drücken zu lassen.

282 Mitglieder der Nationalversammlung waren nach der Vertagung

---

*) A. Nieswurz für Demokraten, S. 7.

derselben im Sitzungssaale zurückgeblieben. Sie faßten den Beschluß, in Berlin ihre Sitzungen fortzusetzen; denn sie rechneten auf die bereite Zustimmung der Bevölkerung Berlins. Allein die Erwartung täuschte sie. General Wrangel hatte angekündigt, daß er am 10. November in Berlin einrücken würde. Mit Spannung sah man dem Einmarsche entgegen. Eine dichte Volksmenge durchwogte die Straßen. Da nahten von Charlottenburg her am Spätnachmittage mit klingendem Spiele Wrangels Bataillone. Der alte General ritt an der Spitze, mit einem gewissen Humor die Situation erfassend. Die Stettiner Demokraten hatten ihm gedroht, seine dort weilende Gemahlin, wenn er den Einmarsch wage, Punkt 5 Uhr aufzuhängen. Jetzt war es bald 6 Uhr. Ruhig wandte er sich an seine Suite mit der Frage: „Ob sie ihr wohl gehängt haben?" *) Und die Züge seiner Begleiter, wie er es wollte, hellten sich auf.

Nirgends erhob sich eine Hand gegen die Soldaten; schweigend sah die Menge dem Schauspiele zu. Auf dem Gendarmenmarkt wurde Wrangel der Befehl des „Präsidenten der Nationalversammlung" überbracht, den Schutz der Versammlung ausschließlich der Bürgerwehr zu überlassen. Aber barsch wies er ihn zurück: er wisse von keiner Nationalversammlung und von keinem Präsidenten, da sie ja vertagt wäre. Damit ließ er die Thüren des Schauspielhauses mit der Weisung besetzen, jeden hinaus, aber niemand hinein zu lassen. Das wirkte: mit der Erklärung, der Gewalt zu weichen, verließen die Abgeordneten das Haus.

Tiefere Erregung indes als diese „Sprengung der Nationalversammlung" verursachte am folgenden Tage Wrangels Befehl, daß die Bürgerwehr die Waffen, welche der König ihr gegeben, jetzt zurückzuliefern habe. Gewiß hatte sie anfangs manche Verdienste um die Aufrechterhaltung der Ruhe der Hauptstadt sich erworben: aber hatte nicht seit dem Sommer der in ihr waltende Geist sich immer mehr demokratisiert? Hatte sie etwas gethan, um dem greulichen Unfuge am Abend des 31. Oktober ernstlich zu wehren? Ihre Einbildung war, daß sie eine unabhängige Exekutivmacht neben der Regierung darstelle: sie geriet daher über Wrangels Befehl in die äußerste Entrüstung; die Listen der Bürgerwehrmänner wurden verbrannt, um der Regierung ein Nachforschen nach den Waffen unmöglich zu machen, und der Beschluß gefaßt, die Waffen nicht herauszugeben. Zugleich versuchte im Schützenhause „die Fraktion Unruh", wie man die zurückgebliebenen Mitglieder der Nationalversammlung nannte, ihre Sitzungen fortzusetzen. Eine unheimliche Schwüle lag über der Stadt: ängstliche Gemüter erwarteten den sofortigen Ausbruch einer allgemeinen Empörung.

Aus dieser erregten Spannung der Geister glaubten die demokratischen

---

**) P. Reichensperger, Erlebnisse eines alten Parlamentariers, S. 182.

Aufwiegler für ihre revolutionären Pläne Vorteil ziehen zu können; war es doch überdies Sonnabend, also ein Tag zur Aufbietung der Arbeiterscharen so günstig wie möglich. Im Bürgerwehrkommando versammelten sich daher außer einer Anzahl von Bürgerwehroffizieren — Rimpler hatte vorsichtig das Kommando niedergelegt — zahlreiche Abgeordnete, die Sektionshäupter der demokratischen Klubs und die hervorragendsten Führer der Radikalen. Ein allgemeiner bewaffneter Aufstand wurde ins Auge gefaßt. Man verständigte sich dahin, die Friedrichsstadt, deren gerade Straßen und große Plätze schlecht zu verteidigen waren, an zahlreichen Stellen gleichzeitig in Brand zu stecken, die eng gebaute Königsstadt aber durch Barrikaden so lange zu behaupten, bis der zumal aus Polen erwartete Ersatz herankäme. Die Nationalversammlung sollte währenddessen im Königstädtischen Theater ihren Sitz nehmen und von dort aus die Regierung führen. So verging unter unheimlicher Regsamkeit die Nacht.

Wrangel indes war doch nicht ohne Kenntnis dessen, was geplant wurde, geblieben. Er begnügte sich jedoch, schon in der Frühe des Sonntagmorgens seine Truppen zu sammeln und so aufzustellen, daß er die Mitte der Stadt deckte und nach allen Seiten hin die nötige Kraft entwickeln konnte. Auf der anderen Seite rüsteten sich, von mehreren Abgeordneten aufgereizt, die Maschinenbauer für den Nachmittag zum Kampfe. Im Schützenhause trat die „Fraktion Unruh" zusammen und versammelte hier zu ihrem Schutze einige tausend Arbeiter und Bürgerwehrmänner. Hier wollte man den Angriff der Soldaten erwarten; aber sie erschienen nicht. Schon hieß es triumphierend: „Wrangel hat Furcht!" Da rückte um sechs Uhr abends eine Kompanie Soldaten aus dem Schlosse; dreimal wirbelten die Trommeln, und der kommandierende Offizier verlas mit lauter Stimme: „Die in hiesiger Stadt eingetretenen Ereignisse haben die ordentlichen Civilbehörden außerstand gesetzt, dem Gesetze die gebührende Achtung zu verschaffen. Das unterzeichnete Staatsministerium darf daher nicht Anstand nehmen, zu außerordentlichen Maßregeln zu schreiten, und erklärt hiermit die Stadt Berlin und deren zweimeiligen Umkreis in Belagerungszustand." Damit war das Waffentragen und alle Volksversammlungen verboten und die Presse unter Aufsicht gestellt.

Die Wirkung war außerordentlich. Auf der Stelle verlief sich der Aufruhr. In den nächsten Tagen zogen Militärabteilungen, einen Tambour voran, einen Wagen in der Mitte durch die Straßen. Aus allen Häusern eilten jetzt die Bürgerwehrmänner herbei und lieferten ihre Waffen auf den Wagen ab, nicht selten mit einer Miene der Erleichterung. Rasch gewann Berlin das Ansehen des Friedens. Wieder erfüllte der rege Verkehr des Tages die Straßen, in denen man weder Militärpatrouillen sah noch auf den freien Plätzen biwakierende Soldaten. Die Läden waren geöffnet; nur

die öffentlichen Gebäude waren mit Truppen besetzt, doch standen tags selbst vor ihnen keine Schildwachen. Nichts als die Plakate an den Ecken mit der Bekanntmachung des Belagerungszustandes erinnerte an die Herrschaft des Militärs. Unbefangen ritt General Wrangel durch die dichtesten Volkshaufen, stets heiterer Miene, bald im Berliner Dialekt die Frauen mit einem Scherzwort anredend, bald die Soldaten zur Höflichkeit ermahnend. Sichtlich kehrte das Vertrauen zurück. Mit der „Revolution“ war es in Berlin vorbei.

Nur die „Fraktion Unruh“ hielt noch den Anspruch aufrecht, die Nationalversammlung zu sein, als ob der Belagerungszustand, der nur Versammlungen bis zu 20 Personen verstattete, sie nichts anginge. Am Abend des 15. November beriet sie in dem Mielenzschen Saale Unter den Linden darüber, ob die Steuern an den Staat noch fortbezahlt werden dürften. Es lag auf der Hand, daß ein dahin gehender Beschluß völlig ungesetzlich war; denn selbst die Nationalversammlung, auch wenn sie nicht vertagt gewesen wäre, hätte ihn zu Recht nicht fassen können, da sie kein Budgetrecht besaß, wie es erst die Verfassung ihr hätte verleihen können. Da trat der Major Herwarth von Bittenfeld mit einer Abteilung Soldaten in den Saal und verlangte das Auseinandergehen der Versammelten. Rücksichtsvoll gewährte er, sich wieder zurückziehend, dazu einige Frist. Aber die Versammlung benutzte die Pause, um mit Akklamation den Beschluß zu fassen, daß das Ministerium nicht berechtigt sei, über Staatsgelder zu verfügen und Steuern zu erheben, solange die Nationalversammlung nicht ungestört in Berlin ihre Beratungen fortzusetzen vermöchte. Das war das Ende: ein klatschender Schlag ins Wasser!

Jetzt nahm das Frankfurter Parlament der Berliner Nationalversammlung sich an,*) und die deutsche „Centralgewalt“ in Frankfurt suchte sich ins Mittel zu legen. Der Steuerverweigerungsbeschluß der „Fraktion Unruh“ wurde für ungesetzlich erklärt: als ob irgend ein vernünftiger Mensch auch nur einen Augenblick ein anderes Urteil über denselben hätte haben können! Der Reichsunterstaatssekretär Bassermann, der in Berlin gerade weilte, wurde beauftragt, bei dem Könige Friedrich Wilhelm dahin zu wirken, daß die Krone die Verlegung der Nationalversammlung und die Ernennung des Ministeriums Brandenburg zurücknehme; selbst Heinrich von Gagern erschien zu dem gleichen Zwecke in Berlin, und als Reichskommissarien wurden die Abgeordneten Simson und Hergenhahn dorthin entsandt. Lediglich Krone und Ministerium sollten zum Nachgeben gebracht werden, als ob die „Fraktion Unruh“ völlig im Rechte wäre, die denn auch als Vorbedingung ihrer Versöhnung die Verhaftung der Minister und Wrangels und die Erklärung des Königs verlangte, daß er im voraus allen Beschlüssen der National-

*) Deutsche (Frankfurter) Zeitung vom 15. November 1848, Nr. 304, S. 1.

versammlung sich unterwerfen wolle! Einer solchen Anmaßung gegenüber beharrte der König nur um so fester auf seinem einmal gefaßten Entschlusse, und Graf Brandenburg empfing die Reichskommissarien mit der Frage: „Sie werden sich doch nicht im Ernste einbilden, meine Herren, daß ich mich vor dem Mißtrauensvotum des Erzherzogs Johann zurückziehen werde?“*)

Es beschleunigte nur die Entwickelung der Dinge, daß die „Fraktion Unruh“, da ihre Anmaßung zurückgewiesen war, dem königlichen Befehle ungehorsam, sich zur Wiedereröffnung der Nationalversammlung in Brandenburg am 27. November nicht einstellte. Dadurch wurde die Versammlung nicht beschlußfähig. Nach einigen Tagen fanden sich indes doch gegen 100 Mitglieder von den Centren und auch von der Linken ein, verließen jedoch die nunmehr beschlußfähige Versammlung wieder, als sie mit ihrem Antrage, die Eröffnung der Verhandlungen, bis auch das frühere Präsidium würde eingetroffen sein, auszusetzen, nicht durchdrangen. Da machte eine königliche Botschaft am 5. Dezember allen Weiterungen ein rasches Ende: die Nationalversammlung wurde aufgelöst und eine Verfassung oktroyiert.

Es war sehr begreiflich, daß dieser Schritt der Krone lebhafte Erregung im ganzen Lande hervorrief. Denn die Erwartung lag nahe, daß die Krone den vollständigen Sieg, welchen sie über die Volksbewegung gewonnen hatte, nun auch vollständig ausnutzen möchte. Allein die oktroyierte Verfassung berücksichtigte in umfassender Weise die „Vorarbeiten“ der Nationalversammlung, nur daß für die Wiederherstellung der königlichen Autorität der nötige Raum geschaffen war; sie gewährte das allgemeine Wahlrecht mit dem Zweikammersystem, Teilbarkeit des Grund und Bodens, Ablösbarkeit der Grundlasten, Aufhebung der grundherrlichen Gewalt: nichts von dem, was gewährt war, wurde zurückgenommen. So erfolgte denn, sobald man des inne war, ein rascher und starker Umschlag der öffentlichen Meinung. Mit Befriedigung sah man, daß die neue Verfassung, ohne die wesentlichen Grundlagen des alten preußischen Staates anzutasten, doch den Bedürfnissen der neuen Zeit Rechnung trug, und anerkannte in dem Eingreifen des Königs einen Akt politischer Notwendigkeit. Noch waren nicht ganz zwei Jahre verflossen, daß König Friedrich Wilhelm mit einer gewissen Feierlichkeit gegen das geschriebene Blatt einer Verfassung sich verwahrt hatte; und jetzt, wo er die Freiheit zu gewähren oder zu versagen hatte, gewährte er sie mit rückhaltsloser Liberalität als freie Gabe: eine Hochherzigkeit, wie nur großen Seelen sie eigen ist. Wie konnte man da nicht mit Vertrauen die weitere Entwickelung der Dinge in Preußen erwarten?

*) Graf Vitzthum von Eckstädt, Berlin und Wien; polit. Privatbriefe, S. 201.

Fünftes Kapitel.

Die Rückkehr zum Bundestage.

Mit dem Anspruch, eine souveräne Versammlung zu sein, hatte die deutsche Nationalversammlung in Frankfurt in mehr als 90 Sitzungen die „Grundrechte“ des deutschen Volkes festgestellt, und verlangte nun, daß die Einzelstaaten sie in ihren Regierungsblättern und Gesetzsammlungen bekannt machen sollten. Aber die Zeit der vollen Geltung des Parlamentes in der Paulskirche war vorüber; in beiden deutschen Großmächten hatte aus eigener Kraft die Krone die Aufstandsversuche der Radikalen siegreich überwunden und alle Vermittelungsversuche der Nationalversammlung abgelehnt. Das nahm gerade den mächtigeren Fürsten die Neigung, die Einbuße an Souveränetätsrechten, welche die Reichsverfassung ihnen in Aussicht stellte, auf sich zu nehmen; sie versagten die Verkündigung der „Grundrechte“ in ihren Ländern, und die Nationalversammlung besaß keinerlei Mittel, ihr Verlangen durchzusetzen. Was nützte die Einbildung der Souveränetät, wenn sie in Wahrheit daran war, zu einer bloßen Verfassungskommission zusammenzusinken?

Das war keine günstige Vorbedeutung, als denn nun von der Versammlung die Beratung der Verfassung selbst endlich in Angriff genommen wurde. Denn alsbald erhob sich gegen § 2: „Kein Teil des Deutschen Reiches darf mit nichtdeutschen Ländern zu einem Staate vereint sein“ nachdrücklicher Einspruch. Österreich hatte sich in dem Antrittsprogramme des Ministeriums Schwarzenberg als Einheitsstaat proklamiert und verlangte mit seinen sämtlichen Ländern dem neu zu schaffenden deutschen Reiche sich einzufügen. Dann aber wurde Deutschland vielmehr als bisher zu einem Anhängsel des übermächtigen Österreich, und die Rückkehr zum Bundestage schien notwendig gegeben. Natürlich waren die österreichischen Abgeordneten für ein solches „Großdeutschland“; und ihnen schlossen die Ultramontanen sich an, die darin das beste Gegenwicht gegen den von Preußen geführten Protestantismus sahen, und nicht minder die Partikularisten, welche

ein loseres Bundesverhältnis zu Gunsten der kleinen Vaterländer wünschten, diesen „Großdeutschen" neigte auch die demokratische Linke stark zu, welche überhaupt keinen fest gefügten deutschen Staat wollte. Mit leichtem Spotte nannten alle diese Schattierungen ihre Gegner „Kleindeutsche" und betrachteten deren Ziel, die Gestaltung eines starken Deutschen Reiches unter Preußens Führung als ein Hinausdrängen Österreichs aus Deutschland. Indes die mächtigeren in der Versammlung waren doch die Kleindeutschen; als ihr Führer galt Gagern selbst, dem als Ziel vorschwebte, das Deutsche Reich zwar ohne Österreich zu bilden, mit diesem aber ein loseres Bundesverhältnis zu knüpfen. Schmerling trat daher, da er als Österreicher zu den Großdeutschen stand, an Gagern den Vorsitz im Reichsministerium ab; und dieser suchte nun mit Österreich Verhandlungen über die künftige Stellung Deutschlands und Österreichs zu einander anzuknüpfen: aber Schwarzenberg protestierte gegen den Gedanken eines etwaigen Ausschlusses Österreichs aus Deutschland und hüllte sich dann in undurchdringliches Schweigen.

Den Präsidentenstuhl der deutschen Nationalversammlung hatte jetzt Eduard Simson, Rat beim ostpreußischen Tribunal in Königsberg, inne, der es verstand, die Verhandlungen in eine solche Gangart zu bringen, daß gegen Ende Januar 1849 die Beratung der Verfassung des Deutschen Reiches fast zu Ende geführt war. Nur die Entscheidung betreffs des künftigen Oberhauptes stand noch aus. Die Kleindeutschen waren unter sich völlig darin einig, ein erbliches deutsches Kaisertum durchzusetzen und es dem Könige von Preußen zu übertragen. Aber sie drangen nicht durch: die Erblichkeit wurde von der Versammlung abgelehnt und nur beschlossen, die Würde des Reichsoberhauptes mit dem Kaisertitel einem regierenden deutschen Fürsten zu übertragen.

Damit war in ihren Grundzügen die Verfassung fertig gestellt. Es fragte sich nun, wie die Einzelregierungen zu derselben sich stellen würden. Preußen richtete daher am 23. Januar an sämtliche deutsche Staaten eine Note des Inhaltes, daß „die Befriedigung des gerechtfertigten Verlangens des deutschen Volkes nach einer wahrhaften Einigung und kräftigen Machtentwickelung" eine Notwendigkeit sei; auf Bedenken aber betreffs der Verfassung werde die Nationalversammlung gebührende Rücksicht nehmen. Österreich jedoch könne bei der Umwandlung Deutschlands in einen Einheitsstaat mit demselben nur durch einen weiteren Bund vereinigt werden. Auch die „Centralgewalt" erbat sich von den Regierungen ihre Bemerkungen oder Gegenvorschläge zu der Verfassung.

Die hierauf einlaufenden Wünsche der deutschen Regierungen betrafen indessen meist nur Unwesentliches. Österreich jedoch brach sein langes Schweigen und protestierte feierlichst „gegen eine Unterordnung des Kaisers

von Österreich unter eine von einem andern deutschen Fürsten gehandhabte Centralgewalt"; und die vier deutschen Königreiche legten grundsätzliche Verwahrung gegen die Errichtung eines deutschen Bundesstaates ein, an dem Österreich nicht teilnehme.

Es war gut, daß Schwarzenberg keinen Zweifel darüber ließ, wie er sich die Teilnahme Österreichs an dem Deutschen Reiche dachte. In einer Note an die „Centralgewalt" schlug er vor, Deutschland so zu gestalten, daß an der Spitze ein Direktorium von Fürsten und ein Ständehaus stände, welches von den Regierungen und den Ständen beschickt würde. In diesen Staatenbund — war sein Verlangen — sollte Gesamtösterreich aufgenommen werden, im Direktorium den Vorsitz und von den 70 Stimmen des Ständehauses 38 führen!

Solche Forderungen machten denn doch selbst eifrige Großdeutsche bedenklich. Infolgedessen gelang es den Kleindeutschen bei der zweiten Lesung der Verfassung, wenn auch nur mit vier Stimmen Majorität, die Erblichkeit des deutschen Kaisertums durchzusetzen; aber sie unterlagen mit ihrer Forderung eines absoluten Veto für das Reichsoberhaupt und allgemeiner Wahlen mit öffentlicher Abstimmung. Mit ganz geringer Majorität erreichten die Gegner das suspensive Veto und die geheime Abstimmung bei den Wahlen. So zufälliger Entscheidung waren die wichtigsten Fragen anheim gegeben! Und doch waren solche demokratischen Beigaben nur allzu sehr geeignet, von vornherein die Durchführung der Reichsverfassung zu unterbinden. Und was das Wichtigste war, über diese Fragen eine Verständigung mit Preußen zu erstreben, daran dachte niemand. Denn das war klar, daß alles darauf ankam, wie Preußen sich entscheiden würde.

In dieser richtigen Erkenntnis neigten denn auch in der Kaiserfrage den Kleindeutschen gar manche Abgeordnete sich zu, die man sonst nicht im „Weidenbusch", wo die Kleindeutschen sich zusammenfanden, zu sehen pflegte. So kam es, daß, als man am 28. März zur Wahl des Kaisers schritt, 290 Abgeordnete ihre Stimmen für König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen abgaben, während 245 der Abstimmung sich enthielten. Unter feierlicher Stille des ganzen Hauses verkündigte der Präsident mit bewegter Stimme die Erwählung König Friedrich Wilhelms zum deutschen Kaiser. „Möge der deutsche Fürst", sagte er*), „der wiederholt und öffentlich in unvergessenen Worten den warmen Herzschlag für die deutsche Sache sein kostbares mütterliches Erbe genannt hat, sich nun als Schutz und Schirm der Einheit, der Freiheit, der Größe unseres Vaterlandes bewähren!" „Gott sei mit Deutschland und seinem neuerwählten Kaiser!" schloß er und

*) Deutsche (Frankfurter) Zeitung vom 29. März 1849, Nr. 88, S. 698.

brachte ein dreifaches Hoch auf den Erwählten aus. Mit lautem Zuruf fielen die Abgeordneten ein; der Ruf pflanzte sich zu der dicht gedrängt vor der Paulskirche harrenden Menge fort, die ihn laut durch alle Straßen der alten Krönungsstadt trug. Die Glocken auf den Kirchen schlugen an, und dumpf donnerten die Kanonen ihren Gruß dazu. Galt doch das große Werk der Erneuerung des Deutschen Reiches jetzt als vollendet.

Eine Deputation von 24 Mitgliedern wurde gewählt, um, die Präsidenten der Nationalversammlung an der Spitze, dem preußischen Könige die erbliche deutsche Kaiserwürde zu überbringen. Auf festlich geschmücktem Dampfer ging die Reise zunächst den Rhein hinab. Aber sie fand meist ziemlich kühlen Empfang in den katholischen Städten; erst von Braunschweig ab sah sie mit herzlicher Zustimmung sich begrüßt. Am Abend des 2. April langte sie in Berlin an; und schon für den nächsten Mittag gewährte der König der Kaiserdeputation Audienz: aber war sie der Art des Empfanges auch sicher? Die Nationalversammlung in der Einbildung ihrer Souveränetät hatte ja weder den Versuch gemacht, durch die Gestaltung der Reichsverfassung sich die Zustimmung des Königs von Preußen zur Verfassung und Wahl von vornherein zu sichern, noch hatte sie um die Zustimmung der deutschen Fürsten auch nur angefragt.

Wohl war König Friedrich Wilhelm durchaus des Willens an der bisherigen deutschnationalen Politik Preußens festzuhalten, und auch der Prinz von Preußen war seit seiner Rückkehr aus England „entschieden und fest" dafür. Und ohne Zweifel lag auch in der Erwählung zum deutschen Kaiser für den König eine große Versuchung; denn auf Macht in Deutschland war sein natürlicher Ehrgeiz gerichtet. Aber bei seiner Auffassung der Fürstenstellung glaubte er des Einverständnisses der deutschen Fürsten in keiner Weise entraten zu können und war auch bedenklich, ob manche Verfassungsbestimmungen eine gedeihliche Führung der Kaiserwürde überhaupt zulassen würden. Nach seiner ganzen Lebensanschauung war er am wenigsten der Mann, sich durch den Glanz einer Krone in Gewissensbedrängnisse, selbst wenn andere sie ihm nicht nachfühlten, einzwängen zu lassen. „Gehen Sie zu dem Prinzen von Preußen!" antwortete er daher den Ministern, als diese noch am Vormittage des 3. April in ihn drangen, die dargebotene Krone anzunehmen; sein Entschluß war gefaßt: er wollte lieber abdanken, als von dem, was er für recht hielt, abgehen.

Eine Stunde später — am 3. April, mittags 12 Uhr — empfing der König die Kaiserdeputation im Rittersaale des Berliner Schlosses. In Uniform, den Helm im Arm, stand er unter dem Thronhimmel, umgeben von den Prinzen, Ministern und Hofstaaten. Der Präsident Simson trat vor und bot dem Könige im Auftrage der deutschen Nationalversammlung die

deutsche Kaiserwürde dar, indem er das Protokoll der geschehenen Kaiserwahl und den Text der Reichsverfassung überreichte. Mit erhobener Stimme in freier Rede antwortete der König. Er anerkannte das Anrecht, welches der Beschluß der Nationalversammlung ihm gebe; er dankte für das Vertrauen, das er ehre; aber, erfüllt von der lebendigen Erinnerung an die Formen des alten Kaisertums, gab er seiner Empfindung Ausdruck, daß die Nationalversammlung das Recht den Kaiser zu wählen usurpiere, und seiner Besorgnis zugleich, durch die Annahme der Verfassung, auf die hin er gewählt wäre, unwiderstehlich in die Bahnen der Revolution hineingerissen zu werden. Lehnte er auch die Kaiserkrone nicht ab, so stellte er sich doch auf einen Boden, welcher von dem der Nationalversammlung völlig verschieden war.

Auf den Abend war die Deputation zu dem Prinzen von Preußen eingeladen. Wieder und wieder kam die fürstliche Wirtin, die Prinzessin Augusta, im Gespräche mit ihren Gästen darauf zurück, daß die Sache der Deputation unmöglich zu Ende sein könne, da es sich um so Großes, so Notwendiges handele. Aber der Prinz betonte mit soldatischer Offenheit, um die Antwort seines Bruders zu rechtfertigen, daß man es Preußen unmöglich zumuten könne, mit 80000 Mann in Bayern einzurücken, um die Zustimmung König Maximilians zu Wahl und Verfassung zu erzwingen.

Der König hatte die ihm dargebotene Kaiserwürde nicht angenommen, aber er hatte sie auch nicht abgelehnt. Es kam also darauf an, eine Verständigung durch Beseitigung derjenigen Bedenken zu suchen, welche der demokratische Inhalt mancher Artikel der Reichsverfassung in ihm erweckte. Es war Preußen selbst, welches den ersten Schritt dazu that, indem es an sämtliche deutsche Regierungen die Aufforderung richtete, Bevollmächtigte nach Frankfurt zu senden, um sich untereinander und mit Preußen wegen einer gemeinsamen „Vereinbarung“ betreffs der Reichsverfassung mit der Nationalversammlung ins Einvernehmen zu setzen. Denn nur durch eine angemessene Modifizierung der Reichsverfassung konnte die Kaiserwürde für den König annehmbar werden. Allein einer solchen versöhnlichen Vermittelung setzte sich die Nationalversammlung selber schroff entgegen. Mit großer Majorität faßte sie am 11. April den Beschluß, „an der in zweiter Lesung beschlossenen und verkündeten Reichsverfassung samt Wahlgesetz unwandelbar festhalten zu wollen“. Und die Linke richtete in Verbindung mit den „Märzvereinen“, welche seit dem Ende des Jahres 1848 eine Organisation der demokratischen Elemente durch ganz Deutschland darstellten, ihr Augenmerk darauf, daß in allen deutschen Volksvertretungen Anträge auf Anerkennung der deutschen Reichsverfassung gestellt würden. Durch eine allgemeine Volksbewegung wollte man zur Entscheidung drängen. Auch in Berlin wurde in der

zweiten Kammer dieser Antrag gestellt und mit ansehnlicher Stimmenmehrheit angenommen. Allein auch diese gewaltthätigen Mittel versagten gegenüber der festen Überzeugung des Königs, daß ohne Änderung der Verfassung eine gedeihliche Führung der Kaiserwürde ihm unmöglich sei.

Dazu kam, daß wohl 28 deutsche Regierungen ihre Zustimmung zu der Reichsverfassung und der geschehenen Kaiserwahl aussprachen, aber gerade die mächtigsten, die deutschen Königreiche, auf die preußische Note überhaupt keine Antwort gaben. Österreich aber ging soweit, daß es nicht nur gegen jede Unterordnung seiner Gesetzgebung unter eine fremde, seines Kaisers unter einen andern Fürsten nachdrücklich protestierte, sondern auch die österreichischen Abgeordneten ohne weiteres aus Frankfurt abrief. Es konnte nicht zweifelhaft sein, daß es die Annahme der Kaiserwürde mit der Kriegserklärung an Preußen beantworten und dabei zudem die deutschen Königreiche auf seiner Seite haben würde. So kam König Friedrich Wilhelm, da er kein Entgegenkommen auf der einen, kaum verhüllte Feindseligkeit auf der andern Seite fand, zu seinem Entschlusse: er löste die preußische Kammer auf und lehnte tags darauf — am 28. April — die ihm dargebotene deutsche Kaiserwürde ohne Zögern und Schwanken, sondern mit festem, freiem Willen endgültig ab, von der Überzeugung durchdrungen, daß die Ablehnung nicht eine Gefährdung, sondern „eine Förderung einer wirklichen und umfassenden deutschen Einheit“ sei. Hatten die Erfahrungen des letzten Jahres zuzeiten sein Selbstvertrauen erschüttert, so zeigte er sich jetzt wieder mutig und entschlossen; ihn leitete das Vertrauen zu Gott und zu der guten Sache der gesetzlichen Ordnung. Darum hielt er es für die Pflicht seiner Stellung, obgleich er die Würde für sich abgelehnt hatte, doch gleichsam das Amt des erledigten Kaisertums zu verwalten. Seine Meinung war, das Werk der Einigung Deutschlands selbst in die Hand zu nehmen; darum lud er ohne Verzug jetzt alle diejenigen deutschen Regierungen, „welche zu weiteren Beratungen mit Preußen über den nun einzuhaltenden Gang und die fernere Entwickelung des Verfassungswerkes geneigt seien“, zu Konferenzen nach Berlin ein.

Völlig trennten sich damit die Wege Preußens von denen der Nationalversammlung. In der Einbildung, auch ohne Preußen die Reichsverfassung, wie sie war, durchführen zu können, richtete die Versammlung in der Paulskirche an die Regierungen, die gesetzgebenden Körperschaften und die Gemeinden der Einzelstaaten, an das gesamte deutsche Volk, die Aufforderung, „die Reichsverfassung zur Anerkennung und Geltung zu bringen“. Den Radikalen aber, welchen die bisherige Bewegung viel zu langsam war, wurde das zu einem gelegenen Vorwande, ihre eigenen Umsturzpläne zu fördern. Eben noch hatten sie im sächsischen Landtage gegen die Reichsverfassung

gestimmt; jetzt wurde „für die Reichsverfassung" eine allgemeine Bewegung in dem ganzen Lande angestellt. Am 3. Mai erhob sich in Dresden der bewaffnete Aufruhr und nötigte den König, auf die Feste Königstein sich zurückzuziehen. Eine „provisorische Regierung" wurde eingesetzt, welche dem Michail Bakunin, einem russischen Abenteurer, die militärische Leitung des Aufstandes übertrug. Allein das Füsilierbataillon des Kaiser Alexander-Regimentes unter dem Grafen Waldersee und ein Bataillon des 24 Regimentes, aus Berlin von König August Friedrich zum Beistand herbeigerufen, genügten, um im Verein mit den wenig zahlreichen sächsischen Truppen (die Hälfte der sächsischen Armee stand in Holstein) den Aufstand niederzuwerfen.

Mit tobender Leidenschaftlichkeit verlangte auf die Kunde von diesen Vorgängen in der Paulskirche die Linke Schutz für die Dresdener Aufrührer. Der Abgeordnete von Reden stellte den Antrag, die Centralgewalt aufzufordern, dem „unbefugten Einschreiten Preußens in Sachsen als einem schweren Friedensbruche" mit allen Mitteln entgegenzutreten; und mit starker Mehrheit nahm die Versammlung den Antrag an. Da verlangte denn Gagern, die Centralgewalt solle die Durchführung der Reichsverfassung selbst in die Hand nehmen, indem sie revolutionäre Bewegungen energisch ersticke, aber auch Übergriffe der Regierungen mit Entschiedenheit verhindere. Das ging indessen dem friedliebenden Sinne des Reichsverwesers zu weit: anstandslos bewilligte er Gagern die jetzt geforderte Entlassung. Preußen aber, durch die Annahme des Redenschen Antrages verletzt, berief am 14. Mai die preußischen Abgeordneten aus der Paulskirche ab; und in den nächsten Tagen folgten diesen die meisten Mitglieder der Rechten und der Centren.

Ebenso wie in Dresden mußte auch in Köln, Elberfeld und anderen rheinländischen Städten in den gleichen Tagen die Reichsverfassung den Vorwand zu Aufstandsversuchen leihen, die sich hier und da, wie in Iserlohn, bis zu Straßenkämpfen steigerten. Allein die preußischen Truppen unter General von Hanneken stellten allenthalten in kürzester Frist die Ruhe wieder her.

Nicht so gelang dies den Bayern in der Pfalz, deren frohsinnige, leicht bewegliche Bewohner, von je her der bayrischen Herrschaft abhold, die aufregenden Ideen, welche aus der nachbarlichen französischen Republik ihnen zuströmten, mit einer gewissen Begier aufgenommen hatten. So fanden die Radikalen viel Anklang, als sie auf den 1. Mai 1849 eine Volksversammlung in Kaiserslautern beriefen, welche zum Zwecke der „Durchführung der Reichsverfassung" allgemeine Volksbewaffnung, Steuerverweigerung und Beschlagnahme der öffentlichen Gelder beschloß. Eine

„provisorische Regierung" wurde eingesetzt, der auch die Beamten wie das Militär sich unterwarfen. Sie übertrug die Organisation der Revolutionsarmee dem polnischen Insurgentenführer „General" Sznyade, der durch die Polonisierung seines harmlosen Namens Schneider sich zu einem Polen und Helden emporgeschwungen zu haben glaubte.

Die Erfolge der Pfalz wirkten sofort auf Baden hinüber, das wie kein anderes Land von den Radikalen durchwühlt war und unter dem doppelten nachbarlichen Einflusse der französischen und der schweizerischen Republik stand. Zwar hatte der sehr wohlwollende Großherzog Leopold die Reichsverfassung nicht nur anerkannt, sondern sie auch als Gesetz in seinem Lande eingeführt; aber dennoch folgten auch hier die verhetzten, urteilslosen Volkshaufen dem Feldgeschrei: „Durchführung der Reichsverfassung". In der Festung Rastatt kam die Bewegung zum Ausbruche. Die von den Radikalen aufgewiegelten Soldaten hielten auf dem Exerzierplatze eine Versammlung, um sich gegenseitig über ihre Rechte und Pflichten in der neuen Zeit zu belehren. Die Bürgerwehr fraternisierte mit den Aufgereizten, und man zechte gemeinsam auf Kosten der Bürgerschaft. Meutereien in anderen Städten folgten; in wenig Tagen hatte der Aufruhr das ganze Land ergriffen. Von allen Seiten strömten revolutionäre Abenteurer herbei. Um nicht in die Hände der Meuterer zu fallen, verließ in der Nacht des 13. Mai mit einer reitenden Batterie der Großherzog, auf einem Protzkasten sitzend,*) seine revoltierende Hauptstadt und begab sich nach der Festung Germersheim, welche die Bayern in der Pfalz noch behaupteten. In Karlsruhe wurde jetzt von den Aufständischen eine provisorische Regierung mit diktatorischen Befugnissen eingesetzt, welche zur Führung der badischen Revolutionsarmee den Polen Mieroslawski berief, der noch nicht hinlängliche Proben seiner strategischen Unfähigkeit gegeben zu haben schien. Zugleich wurden Agenten ausgesandt, um das Revolutionsfeuer auch in den Nachbarländern zu entfachen, zumal in Württemberg, wo die Bewegung schon in hohen Wogen ging.

Auf Württemberg hatten auch die Radikalen in der Paulskirche ihr Absehen gerichtet. Denn nachdem am 21. Mai noch weitere 90 Mitglieder, darunter Dahlmann, Arndt, Droysen, am 23. Mai wiederum 40, am 26. Mai Welcker mit seinen Freunden aus der Nationalversammlung ausgetreten waren, umfaßte sie mit geringen Ausnahmen nur noch die Demokraten der Linken. Zwar versuchte der Reichsverweser dagegen durch die Ernennung eines Ministeriums konservativ oder gemäßigt liberal gesinnter Männer ein Gegengewicht zu schaffen: der preußische Justizrat a. D. Grävell

*) J. B. Bekk, die Bewegung in Baden. S. 319.

wurde Präsident und Minister des Innern, der hannöversche Advokat Detmold Justizminister, der Hamburger Senator Merck Finanzminister, der hessische Fürst Wittgenstein Kriegsminister und der etwas abenteuerliche General und Pascha Jochmus Minister des Auswärtigen und der Marine. Aber mit einem wahren Hohn nahm die Versammlung dies neue Reichskabinett auf. Freilich war sie überhaupt nicht mehr beschlußfähig; indes willkürlich die Zahl der Beschlußfähigkeit auf 100 herabsetzend, beschloß sie, um aller Einsprache der Centralgewalt ledig zu werden und das sehr unruhige Württemberg zur revolutionären Erhebung fortzureißen, mit 71 gegen 64 Stimmen ihren Sitz nach Stuttgart zu verlegen.*)

Es waren nur noch 105 Abgeordnete, welche am 6. Juni durch das Spalier der Stuttgarter Bürgerwehr ihren Einzug in den Sitzungssaal der Württemberger Volkskammer hielten. Der Arzt Löwe aus Calbe an der Saale wurde zum Präsidenten gewählt und sofort der Beschluß der Einsetzung einer „Reichsregentschaft“ gefaßt. Ohne Besinnen trat diese jetzt offen auf die Seite der Revolution: sie sandte Reichskommissare an die provisorischen Regierungen in Kaiserslautern und Karlsruhe, befahl den Generalen von Peucker und von Miller, welche die Reichstruppen gegen die Insurrektionsgebiete kommandierten, unverzüglich alle Feindseligkeiten gegen die Pfalz und Baden einzustellen und erließ einen Aufruf an das deutsche Volk zum „Kampfe gegen den Absolutismus“. Die Folge war, daß der württembergische Ministerpräsident Römer die Reichsregentschaft aufforderte, ihren Sitz außerhalb Württembergs zu verlegen, und als dies nichts fruchtete, der Nationalversammlung erklären ließ, sie könne nicht länger in Württemberg geduldet werden. Allein die Versammlung nahm keine Notiz hiervon und gedachte in dem Fritzscheschen Reithause, wohin sie seit einigen Tagen schon ihre Sitzungen verlegt hatte, weiterzutagen. In geordneten Reihen zog sie am Nachmittage des 18. Juni dorthin, voran der Präsident Löwe, ihm zur Seite Deutschlands gefeiertster Dichter Ludwig Uhland. Allein der Zugang zu dem Reithause war von Soldaten besetzt, welche, die Säbel über den Köpfen der Abgeordneten schwingend, den Zug zurückdrängten und auseinander trieben. Im Marquardtschen Gasthofe fanden sich die Versprengten wieder zusammen und unterschrieben eine Erklärung, daß sie nur der Gewalt wichen: was ja niemand bezweifelte. Sie wollten nun den Beschluß fassen, die Sitzungen nach Baden zu verlegen; aber es ergab sich, daß auch nach der Herabsetzung der Ziffer die Versammlung nicht mehr beschlußfähig war. So blieb ihr denn freilich nur, was Römer nachdrücklichst verlangte, sofortige Abreise.

*) Deutsche (Frankfurter) Zeitung vom 30. Mai 1849, Nr. 147, Beilage Seite 2.

Das war der klägliche Ausgang der deutschen Nationalversammlung. Mit wie frohen Hoffnungen war sie 13 Monate zuvor begrüßt worden, und wie wenig hatte sie diesen entsprochen! Berufen, um durch eine freie und würdige Gestaltung der deutschen Verhältnisse den Sturm der Geister zu bannen, hatte sie den umsturzlüsternen Demokraten Zeit gewährt, Kraft und Anhang zu sammeln, bis sie die Nationalversammlung erst in Mißkredit bringen und dann selbst meistern konnten. Das war die schwerste Niederlage, welche der Liberalismus erleiden konnte: sie kostete ihn das politische Gewicht, welches die Anfangsmonate des Jahres 1848 ihm gegeben hatten. Nicht die liberalen Elemente haben, wie man es erwartete, die Gefahr bewältigt, mit welcher der Radikalismus ganz Deutschland bedrohte: erst den Konservativen ist dies gelungen. Und es ist begreiflich, daß, wie diese den Sieg allein erkämpft hatten, so sie auch die Früchte desselben allein für sich in Anspruch nahmen. Das ist der Grund und Inhalt der sogenannten Reaktion.

Einen starken Rückhalt gewährte der Reaktion Österreich, welches seit dem Frühjahre 1849 darauf aus war, die Dinge in Deutschland auf den alten Stand zurückzuführen. Es machte sich zum Beschützer der Vielstaaterei in Deutschland, damit Deutschland schwach bleibe, während Preußen die Einigung Deutschlands betrieb, damit Deutschland erstarke. Das aber war das Verhängnis, daß Preußen glaubte die Einheit Deutschlands erreichen zu können, ohne doch darüber mit Österreich zu brechen. Während daher König Friedrich Wilhelm einerseits diejenigen Regierungen, welche die Reichsverfassung nicht angenommen hatten, zu gemeinsamen Konferenzen über die Bildung eines deutschen Bundesstaates nach Berlin einlud, sandte er anderseits den General von Canitz nach Wien, um sich mit Österreich im voraus zu verständigen. Er erwartete, daß für das Anerbieten eines Bündnisses Österreich ihm in Deutschland freie Hand gewähren würde. Indessen als infolge der Einladung die Bevollmächtigten von Bayern, Hannover und Sachsen in Berlin sich einstellten, erschien auch ein Abgesandter Österreichs, zog sich jedoch nach der ersten Konferenz wieder zurück, da ja nach den preußischen Vorschlägen in dem zu schaffenden „Deutschen Reiche" für Österreich kein Platz sei.

Das Ergebnis der Konferenzen war, daß Preußen am 28. Mai mit Sachsen und Hannover zunächst auf ein Jahr ein Bündnis schloß „zur Erhaltung der äußeren und inneren Sicherheit Deutschlands und der Unverletzlichkeit der Glieder dieses Bündnisses." Bayern aber hielt sich im Vertrauen auf Österreich von dem „Dreikönigsbündnisse" zurück. Die vorläufige Oberleitung des Bundes wurde Preußen übertragen und gleichzeitig die Einberufung eines Reichstages zur Vereinbarung einer Reichsverfassung

mit den Regierungen verheißen. Auch wurde schon am 11. Juni der Entwurf dieser Reichsverfassung, welcher sich, von den Grundrechten und dem Wahlgesetz abgesehen, im wesentlichen an die Frankfurter Reichsverfassung anschloß, veröffentlicht.

Indessen trotz seines Widerstrebens gegen die preußischen Bestrebungen erbat sich doch Bayern, dem Vorgange des Großherzogs von Baden folgend, Preußens Unterstützung gegen die rebellische Pfalz. Und ohne Besinnen gewährte sie der König; denn er sah in der Pfälzer wie in der Badener Republik überhaupt eine Gefährdung der deutschen Westgrenzen, deren Schutz als dem wahrhaften Schirmherrn Deutschlands ihm zukäme.

Auf drei Straßen drangen am 13. Juni die Preußen unter dem General von Hirschfeld zwischen Kreuznach und Neunkirchen in die Pfalz ein; ein zweites preußisches Corps unter General von der Gröben nahm bei Frankfurt Stellung in Fühlung mit der hauptsächlich aus Hessen und Mecklenburgern zusammengesetzten Reichsarmee, welche der Reichsverweser unter dem früheren Reichskriegsminister von Peucker ebenfalls gegen die Aufständischen nunmehr zu entsenden sich entschlossen hatte. Den Oberbefehl über die sämtlichen preußischen Truppen führte der Prinz von Preußen. In Mainz entwarf er in Gemeinschaft mit Gröben und Peucker den Plan des Feldzuges. Danach beschloß er nach Säuberung der Pfalz das gesamte Insurgentenheer in den Winkel zwischen dem rechten Rhein- und dem linken Neckarufer hineinzumanövrieren und dort gefangen zu nehmen. Gebot er doch über eine doppelt so starke Truppenmacht wie die Aufständischen. Wirklich ließ sich auch Snyade auf gar keinen Widerstand ein, sondern wich vor den Preußen über den Rhein zurück, sodaß das jetzt unter dem Fürsten Thurn und Taxis erscheinende bayrische Corps, hinter den Preußen herziehend, das durch diese befreite Land besetzen konnte.

Mieroslawski dagegen wurde durch die Einwohner benachrichtigt, daß Peucker ihn von dem Odenwalde abschnitt, Gröben aber ihn von vorn zu fassen und dem im Rücken erscheinenden Hirschfeld zuzutreiben suchte. Er warf sich mit überlegenen Kräften am 20. Juni bei Waghäusel auf die Vorhut Hirschfelds, wurde aber so entscheidend von diesem zurückgetrieben, daß in Unordnung und Hast die Insurgenten teils nach Wiesloch, teils nach Heidelberg flüchteten, und sogar in höchster Bestürzung Karlsruhe räumten, wo am 25. Juni die Preußen einzogen.

Mieroslawski nahm jetzt mit dem Reste seiner Truppen, gestützt auf Rastatt an der Murg Aufstellung. Jetzt ließ der Prinz von Preußen die Reichstruppen im Albthal vorgehen, um bei Oos dem Feinde den Rückzug zu verlegen, die beiden preußischen Corps aber marschierten in der Rheinebene gegen die Murglinie vor. So gedachte er die Aufständischen nach

Rastatt hineinzutreiben. Indes ein Teil derselben brach doch durch und flüchtete sich über die Schweizer Grenze, sodaß die Preußen bis Konstanz sich vorschoben. Da schickte sich Österreich an, ob der Erfolge Preußens scheel, ebenfalls ein Corps in den badischen Seekreis einrücken zu lassen. Allein mit Nachdruck verbat es sich der Prinz von Preußen.

Nach schwächlicher Gegenwehr ergab sich Rastatt am 22. Juli. Der Feldzug war zu Ende. So gering war die Widerstandskraft der Rebellen gewesen, daß der Gesamtverlust der Sieger während des ganzen Feldzuges nur 150 Mann betrug. Am 18. August kehrte an der Seite des Prinzen von Preußen Großherzog Leopold in seine Hauptstadt zurück. Allenthalben in Deutschland war die Ruhe hergestellt. Aber das folgenreichste Ergebnis des kurzen Feldzuges war, daß Preußen selbst in den ihm widerstrebenden Kreisen sehr an Achtung gewann.

Zudem erhöhte die Ausgestaltung der inneren Verhältnisse Preußens das Vertrauen der Besonnenen. Nach der Auflösung der Kammern hatte der König ein neues Wahlgesetz erlassen, welches, weit entfernt durch die willkürliche Festsetzung eines Census wie in Frankreich die ärmeren Wähler von der Wahl auszuschließen, jedem unverkürzt sein Wahlrecht ließ, aber nach dem Maßstabe der Steuerleistung für Staat und Gemeinde das Gewicht der Wahlstimmen abstufte. Und die auf Grund dieses Wahlgesetzes gewählte Volksvertretung, setzte weder, wie ihre Vorgängerinnen, eine leidenschaftliche noch eine grundsätzliche Opposition der Regierung entgegen, sodaß die Vereinbarung der preußischen Verfassung jetzt in angemessener Weise vorwärts schritt und der ernste Entschluß auf beiden Seiten unverkennbar war, Preußen in die Reihe der konstitutionellen Staaten dauernd einzuführen. Nun sicherte auch der am 11. Juni veröffentlichte Reichsverfassungsentwurf nicht nur eine kräftige Centralgewalt, sondern gewährte auch eine Summe von Freiheiten, wie sie vor 1848 die Liberalen niemals erhofft hatten. Zahlreiche Mitglieder der früheren Frankfurter Nationalversammlung, besonders des „Weidenbusches“, erkannten es daher jetzt als ihre Aufgabe, die nationalen Bestrebungen Preußens zu unterstützen. Ihrer 147 versammelten sich daher in Gotha als eine Art „Nachparlament“ zu gemeinsamer Besprechung. Das Ergebnis ihrer dreitägigen Beratung war der Beschluß, die Regierungen zum Anschlusse an den Verfassungsentwurf des Dreikönigbundes, jeden einzelnen Deutschen zur Förderung des großen Werkes der Einigung Deutschlands unter Preußens Führung aufzufordern.

Eindruckslos waren das Jahr zuvor die Stimmen verklungen, welche zur Unterordnung unter „die preußische Spitze“ gemahnt hatten. „Preußen is der Kopp von Deutschland!“ hatte im Juni 1848 ein Flugblatt*) in

*) „August Strampelmeier“, Flugblatt aus dem Jahre 1848.

drastischer Weise geschrieben. „Preußen hat det bisken Ehre von Deutschland bisher alleene ufrecht jehalten!" Jetzt erwies sich der Druck der öffentlichen Meinung auf die Regierungen unwiderstehlich. Noch am 20. Mai 1849 schrieb der Prinz von Preußen an den General von Natzmer:*) „Daß Preußen bestimmt ist, an die Spitze Deutschlands zu kommen, liegt in unserer ganzen Geschichte — aber das wann und wie? darauf kommt es an." Jetzt waren unter dem Eindrucke des badischen Feldzuges beide Fragen beantwortet. Sämtliche deutsche Staaten traten im Laufe der nächsten Wochen mit Ausnahme Luxemburgs, der beiden süddeutschen Königreiche und der beiden Duodezländchen Hessen-Homburg und Liechtenstein dem Dreikönigsbündnisse bei. Die Berufung eines Reichstages der deutschen „Union", der aus einem Staatenhause und einem Volkshause bestehen sollte, ward ins Auge gefaßt, um auf Grund des veröffentlichten Entwurfes mit den Regierungen die Verfassung der Union zu vereinbaren.

Indes der Reichsverweser Erzherzog Johann weigerte sich, um Preußens Stellung nicht dadurch eine moralische Stärkung zu gewähren, die ganz schattenhafte „provisorische Centralgewalt" an König Friedrich Wilhelm abzugeben. Natürlich stand Österreich hinter ihm. Radetzky hatte mit der Einnahme Venedigs dem Aufstande der italienischen Provinzen Österreichs ein Ende gemacht, und Haynau hatte mit Hülfe der Russen die Erhebung Ungarns niedergeworfen. Damit war denn für Schwarzenberg der Zeitpunkt gekommen, mit Nachdruck in die sich anbahnende Neugestaltung Deutschlands einzugreifen. Er begann damit, Preußen zu dem Vertrage vom 30. September 1849 zu drängen, nach welchem eine „Bundeskommission", bestehend aus zwei preußischen und zwei österreichischen Kommissaren, die provisorische Centralgewalt in Deutschland zunächst bis zum 2. Mai 1850 übernehmen sollte. Damit hatte Österreich jetzt wieder seine Hand in den deutschen Angelegenheiten! Und nun machte es wie die beiden süddeutschen, so auch die beiden norddeutschen Königreiche von der Union abwendig.

Als daher am 20. März 1850 das „Unionsparlament" in Erfurt zusammentrat, war von diesen vier deutschen Königreichen keins in demselben vertreten. Die preußischen Abgeordneten bildeten demnach die große Mehrzahl in dem Volkshause und dem Staatenhause. Am 26. März legte General von Radowitz dem Parlamente in glänzender Rede die deutsche Politik Preußens dar; war er es doch, der sie am eifrigsten betrieb. Preußen, führte er aus, habe Österreich nicht den Kampf um sein staatliches Dasein durch drängende Forderungen erschweren, ebenso wenig die Hülfsbedürftigkeit deutscher Regierungen zur Erpressung von Zugeständnissen

*) O. von Natzmer, Unter den Hohenzollern. Denkwürdigkeiten IV, S. 64.

benutzen wollen: daher sein Zögern. Um so mehr glaubte aber nun jetzt im Hinblicke auf Österreich die „Bahnhofspartei", zu welcher eine große Zahl früherer Weidenbuschmänner, wie Vincke, Graf Schwerin, Simson, Gagern, Beckerath, gehörte zu schleunigem Abschlusse drängen zu müssen. Sie hatte die Majorität und war bereit, den Verfassungsentwurf vom 11. Juni in Bausch und Bogen anzunehmen. Da aber geschah das Unerwartete. Die beiden preußischen Kommissarien, Radowitz und Carlowitz, lehnten die einfache Annahme ab und verlangten eine vorherige Revision des Entwurfes. Denn da inzwischen das preußische Verfassungswerk zum Abschlusse gebracht und die vereinbarte Verfassung von König Friedrich Wilhelm am 6. Februar 1850 beschworen war, so sei eine Anpassung an diese Verfassung, nicht minder aber auch eine Rücksichtnahme auf die vier deutschen Königreiche wie auf Österreich notwendig. Die entsprechenden Änderungen wurden demgemäß vorgenommen; in wenigen Wochen gelangte die Unionsverfassung zu einem befriedigenden Abschluß. Nur der Zustimmung der verbündeten Regierungen zu diesen Änderungen bedurfte es noch.

Unterdessen aber bemühte sich Schwarzenberg, in dem jungen Bau der Union einen Stein nach dem andern zu lockern. Er versuchte den aufrichtig national gesinnten Großherzog Leopold von Baden zur Thronentsagung zu drängen; er stärkte der mecklenburgischen Ritterschaft in dem Kampfe um ihre Feudalrechte gegen den trefflichen, warmherzigen Schweriner Großherzog Friedrich Franz den Rücken; er bot seine Unterstützung denjenigen Fürsten, welche, wie der Kurfürst von Hessen, in der Befriedigung der nationalen Wünsche nur eine Beeinträchtigung ihrer Hoheitsrechte sahen. Graf Brandenburg, ein Ehrenmann und voller Empfindung für Preußens Ehre, war über diese heimlichen Wühlereien entrüstet. Mit Nachdruck trat er für die Union ein: er rief, als der König von Württemberg bei der Landtagseröffnung den deutschen Einheitsstaat „das gefährlichste aller Truggebilder" und den Dreikönigsbund „einen künstlichen Sonderbundsversuch, auf den politischen Selbstmord der Gesamtheit berechnet" nannte, den preußischen Gesandten aus Stuttgart ab; er rief, als der alte König von Hannover sich einseitig von seinen Bundespflichten loszumachen versuchte, den preußischen Gesandten aus Hannover ab; ja er ließ sich von der preußischen Kammer 18 Millionen Thaler (54 Millionen Mark) zur Mobilmachung für den Fall bewilligen, daß Schwarzenberg von seinen Umtrieben gegen die Union nicht ließe.

Allein Österreich fühlte, daß es in Deutschland wieder festen Fuß zu fassen begann: offen warf es Preußen den Fehdehandschuh hin, indem es auf den 10. Mai die deutschen Regierungen zu einer außerordentlichen Plenarversammlung des Deutschen Bundes nach Frankfurt am Main einlud,

um einen Ersatz für die Bundeskommission, deren Thätigkeit am 2. Mai ablief, zu schaffen, hauptsächlich aber, um eine „Revision der Bundesverfassung“ zu beraten. Als selbstverständlich nahm es dabei sein früheres Recht des Vorsitzes in Anspruch. Preußens Antwort hierauf war, daß es schon auf den 8. Mai die zur Union gehörenden Fürsten zu einem Kongresse nach Berlin berief.

Schon bei den Vorbesprechungen, welche die versammelten Fürsten mehr vertraulich unter sich hielten, trafen die Geister hart aufeinander. Dem Kurfürsten von Hessen, der darauf auszugehen schien, die Übereinstimmung zu stören, rief Herzog Wilhelm von Braunschweig die erregten Worte zu: „Sie sind schon einmal daran gewesen, aus dem Lande hinausgejagt zu werden; Sie wünschten dies Verhängnis auf alle deutschen Fürsten auszudehnen.“ *)

In der Rede, mit welcher König Friedrich Wilhelm den Kongreß eröffnete, wies er auf die „Anmaßungen des Schwarzenbergischen Kabinetts“ hin, betonte das entschiedene Festhalten Preußens an der Union und schloß mit der Aufforderung, nunmehr die Union definitiv zu begründen. Eine gehobene Stimmung erfüllte die Fürsten; auf die Bevölkerung machte es einen bedeutenden Eindruck, wie am 13. Mai bei der Parade der König mit einem Gefolge von souveränen Fürsten erschien. Aber bei dem Widerstreben mancher Fürsten kam die Union doch nicht über ein neues Provisorium hinaus. „Unterzeichnen Ew. Liebden!“ sagte der greise Großherzog von Oldenburg zu dem Kurfürsten von Hessen, dem Zögernden auf die Achsel klopfend, „Sie möchten sonst künftig einmal noch ganz anderes unterzeichnen müssen.“

Ganz anderen Fortgang dagegen hatten die Konferenzen in Frankfurt. Zwar am 10. Mai erschienen nur die Vertreter der vier deutschen Königreiche, Luxemburgs und Hessen-Homburgs; aber bald stellten sich auch, unbekümmert um ihre Zugehörigkeit zur Union, Kurhessen, Strelitz, Schaumburg und Hessen-Darmstadt in Frankfurt ein. Vergebens protestierte Preußen gegen diesen Versuch, den 1848 gesetzmäßig aufgelösten Bundestag wieder herzustellen. Österreich ließ sich nicht beirren; waren auch von den zum engeren Rate notwendigen 17 Stimmen nur 11 vertreten: es proklamierte am 2. September 1850 den alten Bundestag als wieder zu Recht bestehend und lud im Namen des Bundespräsidiums Preußen zu der Eröffnungssitzung mit der Erklärung ein, daß jeder Ausbleibende damit zwar auf sein Votum verzichte, aber zum Gehorsam gegen die Beschlüsse der Er-

---

*) Herzog Ernst von Sachsen-Coburg, Aus meinem Leben und meiner Zeit, I, S. 559.

schienenen verpflichtet bleibe. Den ganzen Sommer hindurch hatte König Friedrich Wilhelm sich bemüht, in Wien über ein gemeinsames System der künftigen Bundesverfassung mit Österreich zu verhandeln; jetzt waren hinter seinem Rücken, ohne ihn vorher zu befragen, ja gegen seinen Widerspruch Beschlüsse gefaßt, denen sich zu unterwerfen eine unerträgliche Demütigung für ihn gewesen wäre. Er ernannte am 27. September Radowitz, den entschiedenen Gegner der Schwarzenbergischen Politik, zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Auf eine grundsätzliche Opposition gegen Österreich ging indessen seine Meinung mit nichten; er war zum Entgegenkommen bereit, jedoch sollte die Neuordnung Deutschlands durch gemeinsame Konferenzen aller beteiligten Regierungen bewirkt werden, aber nicht durch den „sogenannten“ Bundestag. Ein Krieg deswegen mit Österreich erschien ihm als eine sittliche Ungeheuerlichkeit. Österreich dagegen war entschlossen, die Demütigung Preußens, welche ihm Vorbedingung alles dauernden Erfolges war, wenn es not thäte, auch mit den Waffen herbeizuführen. Der junge Kaiser Franz Joseph hatte am 11. Oktober mit den beiden süddeutschen Königen in Bregenz eine persönliche Zusammenkunft, deren Ergebnis der Beschluß war, eine Armee von 200000 Mann aufzustellen — gegen wen, blieb freilich zunächst noch ungesagt. Zugleich sammelten sich an der preußischen Grenze in Böhmen und Mähren mehrere österreichische Armeecorps, zu deren Oberbefehlshaber Radetzky ernannt wurde: der Bezwinger Italiens sollte auch der Bezwinger Deutschlands werden. Denn Österreich war entschlossen, der Union, durch welche Preußen das deutsche Land der Herrschaft Österreichs entzog, auf jede Weise ein Ende zu machen.

Aber auch in der Stille fand Österreich ungesucht Bundesgenossen; denn manche von den deutschen Fürsten gedachten von denjenigen Beschränkungen der fürstlichen Macht, die sie in der Zeit der Unruhen sich geglaubt hatten auferlegen zu müssen, jetzt bei veränderten Zeitläuften wieder ledig zu werden. So hatte der Kurfürst von Hessen das ihm aufgedrungene liberale Ministerium schon im Februar 1850 durch ein absolutistisch gesinntes unter Hassenpflug ersetzt. Dieser verweigerte den hessischen Ständen die Vorlage eines Budgets, worauf die Stände seine Steuerforderungen ablehnten. Der Kurfürst befahl nun, den Kriegszustand über sein Land verhängend, die gewaltsame Eintreibung der verweigerten Steuern Allein die hessischen Gerichte erklärten diese Verordnungen für verfassungswidrig, die Behörden verweigerten hiernach die Vollziehung derselben, und als der Kurfürst jetzt militärische Exekution verfügte, reichten 241 kurhessische Offiziere, um dem Widerstreite zwischen dem Fahneneide und dem von ihnen auf die Verfassung geleisteten Eide zu entgehen, ihre Entlassung ein. Jetzt verfügte der soeben wiederhergestellte Bundestag, an welchen

sich der Kurfürst Hülfe suchend gewandt hatte, daß dieser alle Mittel anzuwenden habe, „um die ernstlich bedrohte landesherrliche Autorität im Kurfürstentum sicher zu stellen.“ Zugleich ward ins Auge gefaßt, durch eine militärische Besetzung des Landes von Bundeswegen ihm zu Hülfe zu kommen. Radowitz erklärte hierauf, daß die Frankfurter Versammlung zu solchen Maßregeln gar nicht befugt sei, und daß Preußen jedem Versuche der Art, sich zwischen seinen Provinzen festzusetzen, mit gewappneter Hand entgegentreten würde. So weit kam er jedoch entgegen, daß er vorschlug, die hessische Sache durch Kommissare der beiden Großmächte unter Vollmacht aller deutschen Regierungen zu regeln. Denn König Friedrich Wilhelm wünschte ebenfalls die Autorität des Kurfürsten wiederhergestellt zu sehen, nur sollte es nicht durch die Frankfurter Bundestagsfraktion, die er nicht anerkannte, geschehen. Allein dieser vermittelnde Vorschlag wurde von Österreich kurz abgelehnt, und in Frankfurt die „Bundesexekution“ gegen Kurhessen beschlossen. In der Sache also stimmten die beiden Gegner völlig überein, daß das kurfürstliche Ansehen wiederhergestellt würde; der Unterschied lag nur darin, durch welche Instanz es geschehen solle. Zwar bedeutete der Frankfurter Beschluß zugleich einen Eingriff in die Union, vor deren Schiedsgericht ja zunächst die hessische Sache gehörte; aber auf die Union legte König Friedrich Wilhelm, nachdem, die beiden Hessen voran, mehrere Staaten davon ohne weiteres abgefallen waren, und eigentlich nur noch die kleinsten zu Preußen hielten, nur noch wenig Gewicht. Im Grunde war es nur noch Radowitz, der ihn festhielt, sie nicht ganz aufzugeben. Endlich kam zu dem allen, um den Gegensatz der deutschen Großmächte noch mehr zu schärfen, noch die schleswig-holsteinische Frage. Auch hier schlug Preußen, um einen Ausgleich zwischen den Elbherzogtümern und der dänischen Krone zu bewirken, die Bildung einer österreich-preußischen Kommission unter Vollmacht aller deutschen Regierungen vor; den „sogenannten“ Bundestag, welchen der Dänenkönig zu Gunsten seiner Regierung in den Herzogtümern angerufen hatte, erklärte es als nicht kompetent. Aber Österreich verwarf auch hier den preußischen Vorschlag und trat ganz für den König von Dänemark ein, den Ausgleich durchaus dem Bundestage überweisend. Wiederum lag, da auch Preußen die Wiederherstellung der königlichen Autorität in den Elbherzogtümern wünschte, nicht in der Sache, sondern nur in der Wahl der Instanz der Gegensatz.

Die öffentliche Meinung stand in allen diesen Fragen ganz und gar auf der Seite Preußens; aber sie faßte den Gegensatz anders, als er in Wirklichkeit war. Man sah, daß Österreich, von Anfang an der nationalen Einigung Deutschlands schroff widerstrebend, den mißachteten Bundestag erneuert hatte, daß es sich anschickte, die Hessen mit Waffengewalt zu beugen

und Schleswig-Holstein den Dänen auszuliefern; und man sah, daß es in allem Widerspruch bei Preußen fand: so faßte man Preußen als den Hort der deutschen Einheit, als den Beschützer der Unterdrückten, während doch der Gegensatz der Großmächte das Gebiet des Sachlichen nicht berührte, sondern nnr im Formalen bestand.

Gerade deswegen hoffte König Friedrich Wilhelm um so leichter zu einem Ausgleiche mit Österreich zu gelangen. Er wandte sich zu dem Zwecke an seinen Schwager, den Kaiser Nikolaus von Rußland, welcher im Herbste 1850 längere Zeit in Warschau weilte. Denn bei den Verpflichtungen, welche Österreich gegen Rußland seit der Unterdrückung des ungarischen Aufstandes hatte, ließ sich erwarten, daß Schwarzenberg auch einem leisen Drucke des Zaren schon nachgeben würde. Zwar Kaiser Nikolaus, stolz darauf, daß er der Revolution auf ihrem Gange durch Europa an den Grenzen seines Reiches Halt geboten, war mit den nationalen Bestrebungen seines „phantastischen" Schwagers nicht einverstanden; er hatte sogar daran gedacht, ihm mit einem Truppencorps, wie den Österreichern in Ungarn, beizustehen und dem komandierenden General von Ostpreußen, dem Grafen Dohna, Eröffnungen darüber gemacht. Aber bei dem Besuche, welchen er im August 1850 in Berlin machte, war doch das herzliche Einvernehmen der Schwäger wiederhergestellt. Indessen der ganzen Lebensanschauung des Zaren sagte das Vorgehen Österreichs in der hessischen und holsteinischen Frage mehr zu, als das Verhalten Preußens; zumal hielt er die Rückkehr zu dem Bundestage für das Beste. Was für eine Vermittelung war da von ihm zu erwarten?

Graf Brandenburg selbst war mit der schwierigen Aufgabe betraut worden, die Vermittelung des russischen Kaisers für Preußen zu gewinnen. Er wurde sehr huldvoll in Warschau empfangen und hatte fast unmittelbar nach seiner Ankunft am 17. Oktober Audienz bei dem Kaiser. Aber mit Lebhaftigkeit lehnte dieser eine Vermittelung ab, indem er erklärte, daß er beiden Teilen alles Gute wünsche, sich aber in nichts mischen wolle. Wiederholt indes kam er an den folgenden Tagen auf die holsteinische Sache zurück; sein Gedanke war, daß Preußen gleichzeitig mit dem Bundestage die gleichen Schritte darin thun solle. Aber dem widersprach Brandenburg, weil darin eine mittelbare Anerkennung des Bundestages läge.

Nun traf am 25. Oktober, von Bregenz kommend, auch der österreichische Kaiser mit Schwarzenberg in Warschau ein, um den Zaren zu begrüßen. Auch bei ihm fand Brandenburg die freundlichste Aufnahme; doch ließ Franz Joseph überhaupt in politische Erörterungen sich nicht ein. Und von Schwarzenberg erlangte der preußische Bevollmächtigte weiter nichts als daß die schwebenden Fragen nicht durch den Bundestag, sondern durch

gemeinschaftliche Konferenzen aller deutschen Staaten geschlichtet werden sollten; ein Zugeständnis, zu dem ihn auch nur der Druck, den Rußland auf ihn ausübte, bestimmte. Daß aber inzwischen der Bundestag seine Thätigkeit einstelle und die Bundesexekution, welche Preußen beschlossen hatte nicht zu dulden, unterbliebe, vermochte Graf Brandenburg nicht durchzusetzen. Vielmehr ließ ihn Graf Nesselrode, der russische Kanzler, erkennen, daß auch Rußland in einem Widerstande Preußens gegen die beschlossene Bundesexekution einen Kriegsfall sehen würde.

Sollte es nun Preußen deswegen auf einen Krieg, in welchem es neben Österreich bestimmt Süddeutschland, wahrscheinlich auch Rußland gegen sich haben würde, ankommen lassen? In Berlin, ja, auch in den Provinzen herrschte die lebhafteste Entrüstung über das Gebaren Österreichs, welche zum Kriege aufrief; Graf Brandenburg aber, obgleich gewiß königstreu und patriotisch in jeder Faser, war dieser Meinung nicht. Ihm schien die Sache einen solchen Einsatz nicht wert zu sein. Er fand jedoch im Ministerrate, als er am 1. November über die Warschauer Verhandlungen Bericht erstattete, an Radowitz einen entschiedenen Gegner. Da langte die telegraphische Nachricht an, daß die Bundesexekution Thatsache geworden und die bayrischen Truppen auf Befehl des Bundestages in Kurhessen eingerückt seien. Sofort erging der Befehl, daß ein preußisches Corps unter General Graf von der Gröben in Hessen einmarschieren und Kassel besetzen solle.

Unverzüglich versammelte jetzt auch der König den Ministerrat von neuem. Graf Brandenburg sprach sich für Nachgiebigkeit aus, da ein Kampf in Hessen das Signal zu einem großen gefahrvollen Kriege werden würde. Die Mehrzahl der Minister stimmte ihm bei; besonders betonte Manteuffel, daß Preußen überhaupt keinen Rechtstitel zum Einschreiten in Hessen besitze. Radowitz dagegen war für sofortige Mobilmachung, die zwar eine nahe Kriegsgefahr in sich schlösse, aber den weiteren Verhandlungen mit Österreich Nachdruck verleihen werde. Dieser Meinung war auch der Prinz von Preußen, da die Aufhebung der Union, wie Schwarzenberg sie fordere, die Unterwerfung Preußens unter Österreich bedeute.

Der König brach, ehe er sich entschied, die Verhandlungen ab, um sie am nächsten Tage, den 2. November, fortzusetzen. Hier wiederholte Graf Brandenburg, nachdem die Minister in einem Nebenzimmer sich unter einander besprochen hatten, es sei die Meinung der Mehrheit, daß eine sofortige Mobilmachung die Verhandlungen vereiteln und einen Krieg entzünden würde, für welchen Preußens Kraft nicht ausreichend wäre. Aber auch die Minorität beharrte auf ihrer Ansicht. Der König gab seine Entscheidung: er teile zwar die Ansicht der Minorität; da jedoch die Majorität an ihrer

Überzeugung festhalte, so sei er entschlossen, ihr freie Hand zu lassen.*) Infolgedessen reichten die Minister Radowitz, Ladenberg und von der Heydt ihre Entlassung ein: das Portefeuille des Auswärtigen erhielt Manteuffel.

Der Ministerrat des 2. November bezeichnete eine Wende in der Politik Preußens. Es war das letzte Mal, daß Graf Brandenburg an einem öffentlichen Staatsakte teilnahm. Am folgenden Morgen fühlte er sich unwohl; schnell steigerte sich die Krankheit und entraffte schon am 6. November den trefflichen Mann. Eine Volksmär bildete sich, er sei „am gebrochenen Herzen", aus Schmerz über den gefaßten Beschluß gestorben; aber wie man im Volke die ganze Streitfrage mißverstand, bei der es sich gar nicht um die Aufrechterhaltung der kurhessischen Verfassung, sondern lediglich darum handelte, ob Preußen eine Handlung des von ihm nicht anerkannten Bundestages dulden solle oder nicht, so faßte man noch viel irriger Brandenburgs Stellung zu dem gefaßten Beschlusse: gerade er war es ja in erster Linie, der ihn durchgesetzt hatte, da ihm der „Einsatz" eines Krieges zu hoch erschien. Und wer möchte leugnen, daß diese Ansicht richtig war?

Allein die Nachgiebigkeit, welche Preußen bewies, machte auf Schwarzenberg keinen Eindruck: nicht eine Versöhnung wollte er, sondern eine Demütigung. Er setzte daher die Rüstungen Österreichs fort und auch die Exekutionstruppen drangen in Hessen bis gegen die Etappenstraßen vor, welche Preußen vertragsmäßig durch das Kurfürstentum zustanden und jetzt von preußischen Truppen besetzt waren. Da wurde denn doch auf das Verlangen des Prinzen von Preußen am 6. November die preußische Armee mobil gemacht. Und zwei Tage später erfolgte der Zusammenstoß der bayrischen Exekutionstruppen mit den Preußen bei Bronzell. Einige Schüsse wurden gewechselt; der Schimmel eines preußischen Trompeters fiel. Dann brach Gröben das Gefecht ab.

Die Forderungen Österreichs waren: Auflösung der Union durch einen Beschluß des Fürstenkollegiums, Anerkennung des Bundestages, Räumung Kurhessens. Preußen machte die Gegenforderungen, daß die freien Konferenzen der deutschen Regierungen in Dresden gehalten würden und daß die preußischen Etappenstraßen durch Kurhessen mit preußischen Truppen besetzt blieben. Alsbald verlangte der österreichische Gesandte in Berlin, von Prokesch, in drohender Weise seine Pässe: es war, als wenn Schwarzenberg den Ausbruch des Krieges mit Preußen gar nicht mehr abwarten könne.

Weiter that Manteuffel einen Schritt entgegen. In der Sitzung des Fürstenkollegiums am 15. November ließ er die Erklärung abgeben, daß

---

*) H. von Sybel, Graf Brandenburg in Warschau. Historische Zeitschrift 1887, S. 245 bis 278.

Preußen die Unionsverfassung vom 28. Mai 1849, deren „Unanwendbarkeit“ schon Radowitz am 8. Oktober ausgesprochen hatte, seinerseits als aufgehoben betrachte. Daraufhin traten Baden, Mecklenburg-Schwerin und Nassau aus der Union aus, denen bald noch mehr Unionsmitglieder nachfolgten; und am 18. Dezember erklärte Baden in der letzten Sitzung des Fürstenkollegiums das „Maibündnis“ für erloschen, wogegen selbst die daran noch festhaltenden Fürsten keinen Widerspruch erhoben. So zerfiel ohne eigentliche und förmliche Auflösung die Union von selbst.

Am 21. November traten in Berlin die preußischen Kammern zusammen. In der Thronrede sprach sich König Friedrich Wilhelm mit würdigen und kräftigen Worten über die Mobilmachung und die ganze Stellung Preußens aus. Eine solche Sprache erfüllte die österreichischen Staatslenker so sehr mit Mißtrauen, daß sie als Beweis der friedfertigen Gesinnung Preußens die Räumung Kurhessens „binnen vierundzwanzig Stunden“ verlangten. Da glaubte denn Manteuffel durch eine persönliche Verhandlung mit Schwarzenberg die Aussöhnung mit Österreich herbeiführen zu sollen und lud ihn zu einer Zusammenkunft nach Olmütz ein. Zwar widersprach der Prinz von Preußen diesem Gedanken, aber er erreichte nicht mehr, als daß Manteuffel in einer Instruktion die genaue Grenze des Entgegenkommens bezeichnet wurde.

Am 27. November gegen Abend trafen die leitenden Minister Preußens und Österreichs in Olmütz zusammen; als Vertreter Rußlands war auch dessen Gesandter von Meyendorff zugegen. Das Ergebnis der zweitägigen Verhandlungen war die Olmützer Punktation vom 29. November 1850, durch welche die Regulierung der hessischen und holsteinischen Frage in der Weise, wie Österreich sie wünschte, festgesetzt wurde, Preußen namentlich auf den Widerstand gegen die Exekutionstruppen und auf die Besetzung seiner Etappenstraßen in Hessen verzichtete (§ 3a), und die unverzügliche Berufung der Ministerialkonferenz nach Dresden durch gemeinschaftliche Einladung Österreichs und Preußens bestimmt wurde (§ 4).

Es war kein Zweifel, Manteuffel hatte die Grenzen seiner Instruktion verletzt und darein gewilligt, daß Preußen den österreichischen Wünschen sich unterordnete. Österreich hatte die Demütigung erreicht, welche es erstrebte. Als eine solche empfand auch Manteuffel das Abkommen, aber er meinte dadurch, daß er sie auf sich nahm, seinem Könige und seinem Vaterlande sie „erspart“ zu haben. Was ihn bestimmte, war das Verlangen, Preußen auf jeden Fall vor dem Angriffe Österreichs zu bewahren. Schwarzenberg freilich sprach schon nach einigen Monaten sein Bedauern darüber aus, daß er sich in Olmütz von dem Losschlagen gegen Preußen habe abhalten lassen. Aber der tiefe Unwille, mit dem man in Preußen

das aufgezwungene Abkommen aufnahm, wurde der erste Antrieb für Preußen, für die jetzt so viel näher gerückte Abrechnung mit Österreich seine Wehrkraft um so energischer zu entwickeln.*)

Auch Schleswig-Holsteins Schicksal war in Olmütz entschieden worden. Den Waffenstillstand von Malmoe hatte Dänemark, da er zu keinem Frieden führte, gekündigt; es vertraute dabei auf seine Überlegenheit zur See. Allein sofort sollte es sehr empfindlich getroffen werden. In der Bucht von Eckernförde wurde am 5. April 1849 das dänische Linienschiff Christian VIII. von einer schleswig-holsteinischen Strandbatterie in Brand geschossen, sodaß es in der folgenden Nacht in die Luft flog und die Fregatte Gefion wurde durch die Zertrümmerung ihres Steuerruders zur Ergebung gezwungen. Diese glänzenden Erfolge hatten zwei schleswig-holsteinische Strandbatterien, von einer halben nassauischen Batterie unterstützt, über 140 feindliche Kanonen erfochten.**)

Gleichzeitig rückten die deutschen Bundestruppen unter Führung des preußischen Generals von Prittwitz vor und erstürmten am 13. April die Düppeler Schanzen und die schleswig-holsteinischen Truppen unter dem Oberbefehle des preußischen Generals von Bonin schlugen die ihnen dreifach überlegenen Dänen am 20. April bei Kolding. Dann aber wandte sich das Glück: von Fridericia mußten sie vor den Dänen zurückweichen, und Preußen schloß in Berlin einen Waffenstillstand mit Dänemark, der ein Jahr später (am 2. Juli 1850) in einen Frieden überging. Damit waren die Herzogtümer auf sich selbst gestellt. Aber die unglücklichen Gefechte bei Idstedt am 24. Juli und bei Missunde am 12. September zeigten, daß ihre Kraft nicht ausreichte, um sich gegen die Dänen zu behaupten. Dennoch wiesen sie den Befehl der in Frankfurt tagenden Bundestagsfraktion, die Feindseligkeiten gegen Dänemark einzustellen, mit Entschiedenheit zurück. Als aber auf Grund des Olmützer Abkommens (§ 3b) Österreich und Preußen diesen Befehl wiederholten „unter Androhung gemeinschaftlicher Exekution im Weigerungsfalle“, da konnte die schleswig-holsteinische Landesversammlung nicht umhin, sich dem Gebote zu fügen. Die Armee wurde aufgelöst und alles Kriegsmaterial an die Dänen ausgeliefert. Zwar versprach der Bundestag „die Rechte des Herzogtumes Holstein und das altherkömmlich berechtigte Verhältnis zwischen Holstein und Schleswig auf Grundlage des Zustandes, wie er vor dem Kriege gewesen, zu wahren“; aber dennoch ließ er in der Folge es ruhig geschehen, daß Dänemark jede Verbindung Schleswigs mit Holstein beseitigte, an die Eider eine Zollgrenze

*) Persönliche Äußerung Kaiser Friedrichs.

**) Bericht in Herzog Ernst von Sachsen-Coburg, Aus meinem Leben, I, S. 391 flg.

legte und einen dreisten Vertilgungskampf gegen deutsches Wesen und deutsche Sprache in dem nördlichen Schleswig begann. Dazu kam, daß die Großmächte durch das Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852 den Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg von der Thronfolge ausschlossen und sie der jüngeren Glücksburger Linie zusprachen. Was geschehen konnte, geschah, um deutsches Land endgültig den Fremden zu überantworten.

Inzwischen waren die zu Olmütz verabredeten Ministerkonferenzen am 23. Dezember 1850 im Brühlschen Palais in Dresden eröffnet worden. Sämtliche deutsche Staaten waren vertreten. Fürst Schwarzenberg legte in seiner Eröffnungsrede als ihren Zweck die Revision der Bundesverfassung dar, indem er die Stärkung des monarchischen Prinzipes als ihre besondere Aufgabe betonte. Vor allem gedachte aber jetzt Österreich die Aufnahme seiner sämtlichen Staaten in den Deutschen Bund durchzusetzen, um die Kräfte desselben zur Behauptung auch seiner nichtdeutschen Provinzen zu gewinnen. Allein Preußen, um das sich die Kleinstaaten scharten, setzte dem so nachdrücklichen Widerstand entgegen, daß, nachdem auch Sonderverhandlungen mit Preußen nicht zu dem gewünschten Ziele geführt hatten, endlich in der 9. Sitzung am 15. Mai 1851 Österreich das Projekt fallen ließ. Damit war der Hauptzweck Österreichs vereitelt. Beschlüsse waren bisher überhaupt noch nicht gefaßt worden; wer mochte sich jetzt noch Erfolge von den Konferenzen versprechen? Preußen gab daher, um dem Bunde nur überhaupt eine Leitung seiner gemeinsamen Angelegenheiten zu sichern, die Erklärung ab, daß es bei der Lage Deutschlands Pflicht sei, durch allgemeine Beschickung der Bundesversammlung in Frankfurt das für den Augenblick Erreichbare zu thun. Sämtliche Regierungen waren damit einverstanden. So wurde denn noch auf den Nachmittag desselben Tages eine Schlußsitzung anberaumt, in welcher die Konferenz geschlossen und die allgemeine Beschickung des Bundestages zum Beschluß erhoben wurde.

Gemeinschaftlich indes, wie Preußen vorgeschlagen hatte, erfolgte der Wiedereintritt in den Bundestag nicht. Nur Mecklenburg-Schwerin schloß sich völlig an Preußen an. Jedoch folgten am 30. Mai die sächsischen Länder, Braunschweig, Oldenburg, Lippe, die Anhaltischen und die Schwarzburgischen Häuser, und am 13. Juni als letzter Staat Waldeck. Damit war der Bundestag in der alten Weise wiederhergestellt. Auch seine Ausdehnung wurde auf das alte Maß beschränkt, sodaß mit dem Wiederausscheiden der preußischen Provinzen Ost- und Westpreußen und Posen Österreich der letzte Vorwand genommen war, auf seinen Wunsch des Eintrittes von Gesamtösterreich zurückzukommen.

Sechstes Kapitel.

Die Jahre der Reaktion.

Heftig bis zur Leidenschaftlichkeit war die Bewegung gewesen, welche die letzten Jahre hervorgerufen hatten. Jetzt trat die naturgemäße Reaktion dagegen ein. Eine allgemeine Ermattung und Abspannung der Gemüter machte sich geltend, welche Lust und Kraft des Widerstandes im ganzen Volke erlahmen ließ. So kam es, daß die dreist unternommenen, auf politische Reaktion abzielenden Versuche Österreichs zu einem über Erwarten schnellen und leichten Erfolge führen konnten. Denn Österreichs Ziel war, auf dem Unterbaue politischer Reaktion das maßgebende Übergewicht der Metternichschen Zeiten zu erneuern.

Als ein warnendes Exempel war allen Widerstandslustigen Kurhessen vor Augen gestellt. Hier besorgte Graf Rechberg, der österreichische Kommissar, zusammen mit Hassenpflug die Wiederherstellung der kurfürstlichen Autorität. Eine Menge von Beamten wurde hier abgesetzt oder zum „freiwilligen" Rücktritte gedrängt; Zeitungen wurden unterdrückt, Lesekabinette geschlossen, die Widerstrebenden mit „Bequartierungen" von 20 bis 25 Mann auf eine Haushaltung bestraft — „Strafbayern" nannte sie der Volkswitz — oder durch die ungehemmt schaltenden Kriegsgerichte zu Gefängnis oder Geldstrafen verurteilt. Durch das Stillstehen der Geschäfte und die erdrückenden Einquartierungen entstand bald ein allgemeiner Notstand; ganze Dörfer wurden von ihren Bewohnern verlassen. Die Verfassung wurde suspendiert, bald aber ganz aufgehoben.

Österreich selbst war diesen Weg vorangegangen. Die oktroyierte Verfassung vom 4. März 1849 war niemals ins Leben getreten; der Reichstag war und blieb aufgelöst. Am 31. Dezember 1851 wurde auch diese nur auf dem Papiere bestehende Verfassung in aller Form aufgehoben. Der Justizminister Bach, den die Revolution emporgehoben, dann aber ganz in das Fahrwasser der Reaktion geworfen hatte, richtete, seit dem Juli 1849

Minister des Innern, eine straffe büreaukratische Verwaltung ein, den Gedanken der österreichischen Gesamtmonarchie mit voller Schärfe durchführend und alle freieren geistigen Regungen einengend, soweit Österreichs Adler die Schatten seiner Schwingen warf. Es machte keinen Unterschied, daß Fürst Schwarzenberg am 4. April 1852 starb: sein Nachfolger, Graf Buol-Schauenstein, betrieb nicht weniger entschieden, wenn auch in der Form milder, die politische Reaktion.

Schon im Herbste 1851 war von Wien aus die Aufforderung an Preußen ergangen, die Verfassung aufzuheben und zu absolutem Regimente zurückzukehren. Allein König Friedrich Wilhelm wies eine Verletzung des Eides, den er am 6. Februar 1850 auf die Verfassung geleistet hatte, mit unwilliger Entschiedenheit zurück. Aber da infolge jener politischen Ermattung viele Elemente, welche zur Mitwirkung im öffentlichen Leben berufen gewesen wären, sich enttäuscht und verstimmt zurückgezogen hatten, so gelang es der Partei des grundbesitzenden Adels, deren Mittelpunkt die „Kreuzzeitung" und deren geistiger Führer der Professor Stahl war, ungeahnte politische Bedeutung zu gewinnen. Zwar besaß diese „kleine, aber starke" Partei keineswegs die Majorität in dem preußischen Abgeordnetenhause; aber die erste Kammer der Volksvertretung, seit 1855 das „Herrenhaus" genannt, durch deren Ausbildung der König die staatserhaltenden Elemente zu kräftigen gedachte, stand ihren auf Reaktion gerichteten Bestrebungen nicht unfreundlich gegenüber. Das ihr abhanden gekommene Recht der historischen Stände erstrebte diese Partei; ihr Ideal war die ständische Monarchie, und in diesem Sinne suchte sie nicht ohne Erfolg auf die Gesetzgebung einzuwirken.

Das Werkzeug in der Hand Österreichs, die politische Reaktion in Deutschland zu betreiben, war der wiederhergestellte Bundestag. Er hob nicht nur am 23. August 1851 die „deutschen Grundrechte" auf und nahm Presse und Vereinswesen unter besondere Aufsicht, sondern er verpflichtete die Regierungen auch, falls die seit 1848 ins Leben getretenen staatlichen Einrichtungen und gesetzlichen Bestimmungen mit den Grundlagen des Bundes nicht in Einklang ständen, „diese notwendige Übereinstimmung herzustellen"; ja, er setzte zur Überwachung aller dahin bezüglichen Schritte der Einzelregierungen einen besonderen Ausschuß ein. Infolgedessen wurde auf Antrag der hannöverschen Ritterschaft die Verfassung in Hannover aufgehoben und dafür 1855 eine andere oktroyiert, welche, feudal-reaktionären Charakters, den Grundsätzen des Bundes entsprach. Das Gleiche geschah auf Grund der Entscheidung des Schiedsgerichtes von Freienwalde, trotz des langen Widerstrebens des wahrhaft volksfreundlichen Großherzogs Friedrich Franz II., in Mecklenburg-Schwerin: er wurde angewiesen „wieder einen Landtag nach

dem Erbvergleiche von 1755 auszuschreiben." In Nassau, Altenburg wurden die Wahlgesetze aus dem Jahre 1848 aufgehoben, auch in Hamburg, Bremen und Frankfurt reaktionäre Verfassungsänderungen vorgenommen. In Württemberg wurde ohne weiteres die alte Verfassung von 1819 wieder in Kraft gesetzt, in Hessen-Darmstadt die 1848 aufgehobene Erste Kammer wieder hergestellt und ein neues Wahlgesetz oktroyiert. In streng verfassungsmäßigem Wege suchte man mit den Forderungen des Bundestages in Weimar, Koburg, Meiningen, Oldenburg, Braunschweig und Bayern sich abzufinden. Besonders schonend verfuhr Baden. Dagegen war Sachsen der einzige deutsche Staat, welcher schon vor der Erneuerung des Bundestages durch den von dem Minister von Beust in Scene gesetzten Staatsstreich die vormärzliche Ständeverfassung wiederherstellte.

Der politischen gesellte in manchen Staaten sich auch eine künstlich ins Werk gesetzte kirchliche Reaktion. Tiefe Verstimmung und Entmutigung durchdrang weite Schichten des Volkes. Aber doch war die Zeit sehr verschieden von den öden Jahrzehnten Metternichscher Staatskunst. Nicht nur, daß die Reaktion, was die Aktion ins Leben gerufen, nirgends ganz und völlig wieder aufzuheben vermochte: auch den Lehren, welche die Jahre der Unruhe gegeben, öffnete sich mehr und mehr das allgemeine Verständnis. Man begann aus den gemachten Erfahrungen die innere Haltlosigkeit und Gemeingefährlichkeit der Bestrebungen der Radikalen zu begreifen; die Liberalen drangen zu der Erkenntnis durch, daß die Verkehrtheit ihrer Politik wesentlich dazu beigetragen habe, der Reaktion den Sieg zu ermöglichen; von den Reaktionären sonderten sich nach und nach die Konservativen als die Vertreter einer organischen Staatsentwickelung; und über alles, man erkannte mit handgreiflicher Klarheit, wo die Gegner Deutschlands zu suchen seien; daß Österreich, durch sein eigenstes Interesse auf die Beherrschung Deutschlands angewiesen, niemals der nationalen Einigung des deutschen Volkes zustimmen würde, daß ein einiges Deutschland nur mit Ausschluß Österreichs möglich sei.

Um so ausschließlicher mußten die nationalen Hoffnungen Preußen sich zuwenden, Preußen, welches trotz Österreich, wenn auch mit manchen Beschränkungen, seine Verfassung behauptet hatte und als konstitutioneller Staat den Sympathien der Nationalen überhaupt näher gerückt blieb, Preußen, welches das Bündnis, das das inzwischen zum Kaisertume zurückgekehrte Frankreich ihm gegen Österreich für eine Berichtigung der Rheingrenze anbot, abgewiesen und damit gezeigt hatte, wie heilig ihm jeder Fußbreit deutschen Landes sei, Preußen, dem allein Deutschland seine merkantile Einigung im Zollverein verdankte. In jedem Erfolge Preußens sah aber Österreich eine Schwächung seiner eigenen jüngst in Deutschland wieder-

gewonnenen Stellung. Es war daher das unverkennbare Streben der österreichischen Politik, Preußens Geltung zu erschüttern und einzuengen.

Am 1. Januar 1854 lief der Vertrag ab, welchen Preußen mit den Staaten des Zollvereins geschlossen hatte. Er umfaßte, seitdem 1841 auch Luxemburg, Lippe-Detmold und Braunschweig ihm beigetreten waren, sämtliche deutsche Staaten; nur Hannover, Oldenburg und Schaumburg-Lippe verharrten noch in der Sondereinigung des „Steuervereins", und auch die beiden Mecklenburg hielten sich (bis 1868) zurück. Jetzt erbot sich plötzlich Österreich mit dem Zollvereine einen Handelsvertrag abzuschließen, der den beiderseitigen Verkehr möglichst erleichtern, aber alle Tarifänderungen von gegenseitiger Einwilligung abhängig machen sollte. Die Absicht Österreichs war dabei offenbar, jede Herabsetzung der Schutzzölle im Zollvereine zu verhindern, noch mehr aber, Preußen aus seiner einflußreichen Stellung an der Spitze des Zollvereins zu verdrängen. Preußen wies daher mit größter Entschiedenheit die österreichischen Vorschläge zurück. Aber die Freunde Österreichs, die drei Königreiche und die beiden Hessen, richteten an Preußen das dringende Verlangen, auf die Anträge Österreichs einzugehen, widrigenfalls sie auf die Erneuerung des Zollvereins nicht eingehen würden. Denn sie waren der Überzeugung, daß es Preußen nicht darauf ankommen lassen könne, die beiden Hauptteile seines Gebietes durch fremde Zollinien zu trennen. Statt aller Anwort teilte ihnen Preußen die Verträge mit, welche es in aller Stille mit Hannover, Schaumburg-Lippe und Oldenburg abgeschlossen hatte, und verlangte die unveränderte Verlängerung des bisherigen Zollvertrages. Jetzt war der Speer umgekehrt; konnten diese mittel- und süddeutschen Freunde Österreichs, da Preußen mit Hannover alle Ströme und Straßen nach der Ost- und Nordsee beherrschte, es darauf ankommen lassen, den freien Zugang zum Weltmarkte zu verlieren? Überdies gewährte ja Hannover eine bessere Verbindung der beiden preußischen Reichshälften als Kurhessen.

Freilich verletzte die vollendete Thatsache, welche Preußen ihnen entgegenhielt, ihr politisches Machtbewußtsein sehr empfindlich: und Österreich suchte diese Verstimmung gegen Preußen dahin auszunutzen, daß es zur Bildung eines besonderen Zollvereins ohne Preußen sie veranlassen wollte. Aber dann bot sich wieder die sichere Erwartung einer großen Verringerung der Einnahmen. Sie verlangten daher, daß Österreich für den Fall ihres Austrittes aus dem Zollvereine ihnen die gleiche Höhe der Einnahmen wie bisher garantiere. Das hätte indessen Österreich ein jährliches Opfer von etwa 20 Millionen Gulden (40 Mill. Mark) auferlegt, das bei dem steten Defizit seines Budgets es weder willens noch imstande war auf sich zu nehmen. So blieb denn diesen Österreich sich zuneigenden Staaten, denen

vorübergehend auch noch einige andere sich angeschlossen hatten, schließlich nichts anderes übrig, als den Forderungen Preußens sich zu unterwerfen. Das unabsehbare Unheil, welches eine Auflösung des Zollvereins für die wirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands herbeigeführt haben würde, war durch die Voraussicht und die Festigkeit Preußens abgewehrt; am 4. April 1853 wurde die Erneuerung des Zollvereins, der jetzt ein wahrhaft deutscher, 35 Millionen Deutsche umfassend, geworden war, auf weitere zwölf Jahre beschlossen.

Ebenso wenig wie in der Zollvereinssache gelang es Österreich in der orientalischen Frage Preußen in seine Gefolgschaft zu bannen. Rußland, der einzige Großstaat des europäischen Kontinents, den die Revolution nicht zu erschüttern vermocht hatte, stand da als der gewaltige Schirmherr aller reaktionären Bestrebungen. So fühlte sich zu ihm in natürlicher Gegnerschaft das Kaisertum Napoleons III., welches die Revolution geboren hatte, während seit langem schon in den orientalischen Angelegenheiten England sein Widerpart war. Dem Verlangen, das Übergewicht Rußlands, durch welches sie sich eingeengt, wo nicht bedroht sahen, zu brechen, war die Kriegserklärung entsprungen, welche beide Westmächte am 27. März 1854 an Rußland richteten. Österreich anderseits, zwar Rußland für die direkt gegen Ungarn, wie für die indirekt gegen Preußen geleistete Hülfe zu Danke verpflichtet, empfand doch die Besetzung der Donaufürstentümer (Rumäniens) durch Rußland als eine Schädigung seiner Interessen. Natürlich wurde jetzt von beiden Seiten Preußen umworben; allein, bestrebt sich freie Hand zu wahren, hatte es am 31. Januar 1854 einen von Rußland ihm angetragenen Neutralitätsvertrag ebenso abgelehnt, wie am 4. März das Bündnis, welches ihm England gegen Rußland angeboten hatte. Indes dem dringenden Andrängen Österreichs gab es nach und schloß mit diesem am 20. April einen Vertrag, durch welchen beide Mächte für die Dauer des bevorstehenden Krieges sich gegenseitig ihr Gebiet garantierten. Alsbald aber verlangte nun Österreich, daß Preußen auf Grund dieses Vertrages für Österreichs Interessen einzutreten habe. Es war der preußische Gesandte beim Bundestage, der Geheime Legationsrat von Bismarck-Schönhausen, welcher durch seine scharfe Kritik*) des Aprilvertrages Manteuffel warnte, sodaß dieser die Zumutung Österreichs mit Entschiedenheit zurückwies. Dagegen gelang es der österreichischen Politik, den Deutschen Bund am 24. Juli zum Anschlusse an den Aprilvertrag zu bestimmen und im November auch Preußen zu etwas größerer Annäherung zu bewegen. Allein

*) Preußen im Bundestag. Dokumente der K. Preuß. Bundestags-Gesandtschaft, herausg. von Poschinger II, S. 9, 10.

wiederum trat Bismarck dazwischen und wies mit Nachdruck auf das Gefährliche so nachgiebiger Politik in einem eigenhändigen Schreiben*) an den Minister von Manteuffel hin. Die Folge war, daß, als Österreich mit den Westmächten am 2. Dezember ein Sonderabkommen schloß, Preußen diesem nicht nur nicht beitrat, sondern überhaupt „mit kühler Würde" seine Stellung zu Österreich nahm. Um so eifriger suchte nun aber Österreich die deutschen Bundesstaaten für sich zu gewinnen, als ob aus dem Aprilvertrage sich für sie die Verpflichtung ergäbe, auch an der neuen aggressiven Politik Österreichs sich zu beteiligen. In einem wahrhaft klassischen vertraulichen Schreiben**), das Bismarck auf dessen Wunsch an den Minister von Manteuffel richtete, trat er den „in Wien geläufigen Entstellungen und Verschiebungen des Verhältnisses der Verträge zu den Thatsachen" entgegen und wies mit Nachdruck darauf hin, daß die Großmächte nur so weit, als sie es fürchteten, auf Preußen Rücksicht nehmen würden. Danach formulierte Manteuffel das Verfahren Preußens, und als Österreich, in der Illusion befangen, daß es die Macht des gesamten Deutschlands hinter sich habe, zur Unterstützung seiner Politik beim Bundestage die Mobilmachung beantragte, beschloß dieser am 8. Februar 1855 dieselbe, jedoch nur zum „Schutze der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit Deutschlands", nicht zur Durchführung des österreichischen Dezembervertrages.

Das war eine Niederlage, wie sie Österreich beim Bunde noch niemals erlitten hatte. Der Bund stellte sich auf die Seite Preußens, und aus der Reihe der Mittelstaaten wurde die Überzeugung laut, „Preußen werde durch die Anerkennung und das Vertrauen, mit welcher die Leitung der Bundespolitik jetzt in seine Hand gelegt werde, eine Ehrenpflicht erkennen, diese hegemonische Stellung festzuhalten und sie keiner der Zumutungen oder Verlockungen zu opfern, welche ihm in partikularistischem Sinne gestellt werden könnten."***)

So bewahrte Preußen durch seine selbständige Haltung die Neutralität zu Rußland, welche ihm später gute Früchte tragen sollte; an Österreich aber richtete es am 6. Juli die selbstbewußte Erklärung, daß es gegenüber ferneren Anträgen Österreichs am Bunde mit aller Schärfe die Linie ziehen werde, welche Preußens und des Bundes Interessen gegen Österreich abgrenzten. Auch daß es zur Teilnahme an dem Friedensschlusse, welcher den Krymkrieg beendigte, nach Paris eingeladen wurde, war die naturgemäße Folge der gleichen Selbständigkeit seiner politischen Haltung.

Mit Anstrengung versuchte Österreich alsbald am Bundestage die verlorene Position wiederzugewinnen; allein Manteuffel trat kräftig (am 23. Juni

*) Ebenda S. 107. — **) Ebenda S. 130 bis 135.
***) Ebenda S. 160.

1857) den Versuchen des österreichischen Präsidialgesandten, des Grafen Rechberg, Preußen am Bunde zu majorisieren entgegen und bekämpfte auch mit Erfolg das von dem sächsischen Minister von Beust ausgearbeitete Bundesreformprojekt, welches der Präsidialmacht größeren Einfluß sichern sollte. Zwar versuchte Graf Buol-Schauenstein, Österreichs Minister des Auswärtigen, sich des Projektes anzunehmen; allein die Antwortnote Preußens — Bismarck hatte sie auf Manteuffels Wunsch ausgearbeitet — bestimmte ihn sehr schnell, seine Hand davon zurückzuziehen. Und als dann Österreich darauf aus war, durch Einschüchterung*) der deutschen Kleinstaaten sich deren Stimmen zu sichern, trat Preußen wiederum (im März 1858) in einer nachdrücklichen Note in Wien für die Freiheit der Bedrängten ein. Das Olmützer Abkommen war wett gemacht.

Niemand konnte verkennen, daß es mit der Geltung Österreichs in Deutschland rückwärts ging. Aber auch im Innern wurde es klar, daß die Geister sich nicht so leicht wieder in die alten Bande schlagen ließen. Die strengen Gesetze über die Presse und das Vereinswesen, selbst die zeitweilige Verhängung des Belagerungszustandes entbehrten der erwarteten Wirkung. Es waren während der Jahre der Unruhe Mächte wach geworden, welche dem Drucke von oben widerstanden, Ideen hatten sich angewurzelt, welche die alten Fesseln des Polizeistaates sprengten. In der Kirche suchte daher der Staat einen Bundesgenossen für seine Bestrebungen. Völlig sollte mit den Traditionen gebrochen werden. Österreich hatte dem geistlichen Stuhle ein Konkordat angetragen. Im Frühling 1853 hatten in Wien vorberatende Konferenzen stattgefunden, auf denen selbst aus den Reihen der Bischöfe sich manche Stimme des Widerspruches erhoben hatte. Aber im Oktober 1854 waren die Erzbischöfe von Wien, Prag und Gran nach Rom entsendet worden, um den Abschluß zu betreiben; und Rauscher, der Wiener Erzbischof, hatte am 18. August 1855, dem Geburtstage des Kaisers, dessen Erzieher er gewesen war, den Abschluß des K o n k o r d a t e s erreicht, welches die Erziehung der Jugend und die Eheschließung ganz in die Hände der Bischöfe gab, ja, diesen für die Aufrechterhaltung der geistlichen Disciplin die weltliche Macht zur Verfügung stellte. Es sollte eben durch das Konkordat die Kirche zum „dankbaren Mitanwalt der Staatsinteressen“ gemacht werden. Aber es verstieß gegen die Forderungen der Zeit, es erweckte Verstimmung allerorten; zumal der niedere Klerus in den Provinzen widerstrebte der Allmacht der Bischöfe, welche das Konkordat begründete, und die Benediktiner und Prämonstratenser weigerten sich, ihre alte Autonomie zu Gunsten des Episkopates aufzugeben. Doch allgemach

*) Ebenda Band III, S. 366 bis 271.

verstanden es die Bischöfe die Opposition zu brechen. Eine innere Kräftigung gewann der österreichische Staat aus dem Konkordat nicht. Und doch bedurfte er einer solchen. Denn allenthalben traten Symptome einer tiefen Erkrankung des großen Donaureiches zutage. Die zehn Jahre 1848—1857 hatten ihm ein Defizit von 1183 Millionen Gulden gebracht; auch 1858 betrug das Defizit noch 41 Millionen Gulden. Denn alljährlich wurden zwei Drittel der gesamten Staatseinnahme auf das Heer verwandt. Die Masse und damit die Entwertung des Papiergeldes nahm in erschreckender Weise zu; Staatsanleihen konnten nur noch unter den ungünstigsten Bedingungen aufgenommen werden. Wohl schuf der rührige Finanzminister Bruck die Hypothekenbank, die Kreditanstalt für Handel und Gewerbe; aber weder dem Defizit vermochte er abzuhelfen, noch dem emporwuchernden Börsenschwindel zu steuern. Auch Bach, der Minister des Innern, ließ es sich angelegen sein, durch neue Kreiseinteilungen, durch Verbesserung der Verwaltung, durch Wiederbelebung der Provinziallandtage die Lage der Bevölkerung zu bessern; zumal betrieb er mit regem Eifer die schon 1848 begonnene Auflösung des Urbarialverbandes und die Entlastung des Grundes und Bodens, was eine weitgreifende Umgestaltung aller Besitzverhältnisse zur Folge hatte. Wirklich erreichte er, daß zumal in Deutschösterreich die mittleren Stände mit Zufriedenheit die ihnen gebotenen Vorteile ergriffen. Aber in Ungarn waren alle Parteien in dem passiven Widerstande gegen die „Bachhusaren" einig. Was von Österreich kam, war verhaßt; grollend wies das unterworfene Ungarn alle Reformen zurück. Und vollends in den italienischen Provinzen Österreichs zeigte die Bevölkerung unverhohlen ihren tiefen Widerwillen gegen die Fremdherrschaft. Selbst als Kaiser Franz Joseph, von seiner jungen Gemahlin Elisabeth von Bayern begleitet, um die Gemüter zu versöhnen, eine Rundreise durch Venetien und die Lombardei unternahm, strömte zu den geräuschvollen Bewillkommnungen, welche die österreichischen Beamten ihrem Herrscher veranstalteten, wohl die große Menge zusammen, aber die höheren und unabhängigen Klassen hielten sich, ihrer Zeit wartend, in schroffer Entfernung. Man konnte nicht sagen, daß die Reaktionspolitik Österreichs den Staat weder im Innern einiger noch nach außen gebietender hingestellt habe.

In Preußen dagegen war von einer solchen Reaktion nicht die Rede; was man, häufig durch Haß mißleitet, so genannt hat, stellt sich im allgemeinen nicht als ein Rückwärtsdrängen, sondern nur als ein Nichtvorwärtsschreiten dar. Nur der Art. 105 der Verfassung wurde durch die allgemeine Bestimmung „die Vertretung und Verwaltung der Gemeinden, Kreise und Provinzen des Preußischen Staates wird durch besondere Gesetze näher bestimmt" ersetzt; aber mehr zu erreichen, diese besonderen Ge-

setze nun ins Leben zu rufen, gelang der damals zu Macht gekommenen Kreuzzeitungspartei nicht. Außerdem wurden in Art. 42 der Verfassung mehrere Bestimmungen umgestaltet, sodaß die polizeiobrigkeitliche Gewalt den Gutsbesitzern zurückgegeben wurde. Denn eben auf den feudalen Grundbesitz stützte sich diese reaktionär gesinnte Partei. Sie meinte für ihre Sonderinteressen sorgen und dabei, wie die Stände früherer Zeiten es gethan hatten, die Regierung kurz halten zu müssen. In diesem Widerspiel rieb sich die Kraft der Regierung auf, sodaß der Parteieinfluß auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens empfunden wurde und Unmut und Verstimmung hervorrief. Indes mit Festigkeit stellte solchen Parteibestrebungen die „altpreußische" Partei sich entgegen, deren hervorragendste Führer Graf Pourtalis, von Bethmann-Hollweg und Graf Usedom waren. Ihr Ziel war, das Königtum in Preußen nicht auf die Interessen einer feudalen Minderheit, sondern auf das allgemeine Volkstum und den altpreußischen Geist zeitgemäßen Fortschrittes zu gründen. Und neben ihr stritten, oft als Verbündete, die Liberalen, deren schlagfertige Führer Georg von Vincke und Simson waren. Allein in dem seinen Institutionen wie der Grundstimmung seiner Bevölkerung nach tief monarchischen Lande kräuselten die Gegensätze der Parteien nur die Oberfläche des politischen Lebens; die tief gelegten Fundamente des Staates vermochten sie nicht zu erschüttern.

Und nun griff dieser festgefügte Staat auch in den so ganz andersartigen, beweglichen Süden hinüber. Die hohenzollerschen Fürsten von Sigmaringen und Hechingen hatten 1849 ihre Fürstentümer am Oberlaufe der Donau ihren königlichen Vettern in Preußen abgetreten. Nach der Reihe hatte die Bevölkerung in den unruhigen Jahren Bayern und Württemberger, Preußen und Österreicher neben ihren eigenen schwäbischen Landestruppen als Einquartierung kennen gelernt. Und nun erkannten sie die überlegene Gesittung der Preußen; sie sahen, ihnen etwas ganz Neues, bei den Preußen ein lebendiges Nationalbewußtsein, das diesen ins Blut übergegangen war, und langsam wich die altschwäbische Abneigung gegen Preußen wärmeren Gefühlen. Wie bedeutungsvoll für die Zukunft, daß Preußen nun auch nach dem ihm bisher so fremden Süden hinüberreichte!

Zugleich mochte die neue Erwerbung als ein Ersatz für den Verlust des Fürstentums Neuenburg gelten, welches, 1707 durch Erbschaft in den Besitz der Hohenzollern gekommen, seit 1815 mit monarchisch-landständischer Regierung den 21. Kanton der Schweizer Eidgenossenschaft gebildet, jedoch 1848, als Republik sich proklamierend, der hohenzollerschen Herrschaft sich entzogen hatte. König Friedrich Wilhelm hatte es geschehen lassen. Indessen als 1856 die Royalisten in Neuenburg sich erhoben, ohne sich freilich behaupten zu können, gewährte er ihnen seinen Schutz; um ihre Freilassung

aus der Haft zu bewirken, ließ er preußische Truppen sich in Marsch setzen. Jedoch die Souveränetät über das kleine Fürstentum war er entschlossen, nicht zu einem Kriegsfalle zu machen. Der Bundestagsgesandte Preußens, der scharf beobachtende Bismarck, hatte empfohlen, dem neuen französischen Kaiser „vielleicht etwas mehr kostenlose Freundlichkeit zu zeigen.*) Der König benutzte den Wink, und Kaiser Napoleon übernahm die ihm schmeichelhafte Rolle eines Vermittlers des Streites. Die Neuenburger Aufständischen wurden unter Zusicherung von Straflosigkeit in Freiheit gesetzt, und nunmehr entsagte König Friedrich Wilhelm (8. Juni 1857) seinem Souveränetätsrechte über Neuenburg und entband durch ein in freundlichen Worten gehaltenes Abschiedsschreiben seine Neuenburger Unterthanen des Eides der Treue. Denn dies Ländchen am Jura, wie leicht konnte es durch seine Lage zwischen Frankreich und der Schweiz zu einer Gefahr für Preußen werden!

Dieser weisen Voraussicht König Friedrich Wilhelms ist auch die Schöpfung der preußischen Flotte entsprungen, nicht der kleinste unter seinen Ruhmestiteln. Der dänische Krieg führte 1848 den Deutschen mit Handgreiflichkeit die Notwendigkeit des Besitzes einer Flotte vor Augen. Die „Centralgewalt“ in Frankfurt legte daher auch, nachdem die freiwilligen Sammlungen im Volke nur ein winziges Resultat ergeben hatten, eine Matrikularauflage auf die Staaten und kaufte in England und Amerika Schiffe und Kriegsmaterial an. Aber ein Unstern waltete über ihrem Thun. Nicht nur daß mehrere Staaten, wie Bayern, die Zahlung von Beiträgen verweigerten, sondern die amerikanische Regierung ließ auch den in New-York angekauften Kriegsdampfer United States nicht auslaufen, da eine Kongreß-Akte den Verkauf von Kriegsschiffen überhaupt nicht gestatte. England zwar machte solche Schwierigkeiten nicht, aber die dort gekaufte Fregatte Akadia scheiterte an der Nordseeküste, und die mit einem anderen Schiffe aus England anlangenden Geschützrohre zersprangen sämtlich bei der ersten Probe.

Unterdes debattierte die Nationalversammlung in der Paulskirche über die Flagge, welche die deutschen Kriegsschiffe führen sollten. Schließlich beschloß sie ihr die mäßig geistreiche Devise „Eintracht trägt ein“ zu geben. Kaum aber zeigte sich diese deutsche Seeflagge, als auch schon die englische Regierung ansagen ließ, sie werde die ihr unbekannte Flagge als Piratenflagge behandeln, und dänische Matrosen sie in einem englischen Hafen verhöhnten und beschimpften, ohne daß der Reichsverweser dafür irgend welche Genugthuung zu erlangen vermochte. Einer solchen Schmach gegenüber

*) Preußen im Bundestag. Dokumente der K. Preuß. Bundestags-Gesandtschaft, herausgeg. von Poschinger. II, S. 367.

befahl aber König Friedrich Wilhelm, daß die preußischen Kriegsfahrzeuge nicht unter deutscher, sondern unter preußischer Flagge fahren sollten. Das war der Anfang, wenn man nicht sagen will: die Rettung. Denn mit der deutschen Flotte blieb es trotz vieler schönen Worte kümmerlich bestellt. Anfang September 1848 umfaßte sie 4 Segelschiffe (Fregatte Deutschland, Korvette Amazone, Korvette Franklin, Schoner Elbe) mit 70 Geschützen, 6 Dampfböte (Hamburg, Lübeck, Bremen, Königin Elisabeth, Kiel, Eider) mit 31 Geschützen und etwa 20 Schaluppen, Jollen und Kanonenböte mit etwa 40 Geschützen*); aber die größeren Schiffe waren sämtlich entweder nicht seetüchtig, oder noch im Bau, oder nicht genügend bemannt, oder schon wieder in Reparatur. Keines von ihnen ist überhaupt in See gegangen. Das Ende war, daß die ganze Flotte meistbietend verkauft wurde, damit nur die Lieferanten und Handwerker befriedigt würden.

Die Stammmutter der preußischen Flotte war die Segelkorvette Amazone; sie bildete mit dem Postdampfer Adler und 2 Kanonenjollen zu Anfang des Jahres 1848 den ganzen Bestand. Aber in demselben Jahre noch wurden zum Schutze der Küsten gegen die Dänen zuerst 18, dann noch 33 Kanonenböte gebaut. Auch ihre Feuertaufe erhielt die kleine Flotte noch in dem gleichen Jahre. Am 27. Juni 1848 nahm der Adler (4 Kanonen) den Kampf gegen die dänische Brigg St. Croix (16 Kanonen), welche mehrere Kauffahrer verfolgte, auf und hielt ihr 5 Stunden lang stand, bis die Verfolgten sich in Sicherheit gebracht hatten und die Nacht hereinbrach.

Jedes Jahr brachte durch Bau und Kauf der Flotte neuen Zuwachs. Eine Gabe der preußischen Frauen war der Schoner Frauenlob; aus der traurigen Versteigerung der deutschen Flotte wurde die bei Eckernförde erbeutete Fregatte Gefion, fortan Eckernförde genannt, und die Dampfkorvette Britannia, fortan Barbarossa genannt, erworben. Eine besondere Förderung der Flotte aber war der Ankauf des Jade-Gebietes von Oldenburg im Jahre 1853. Dies Gebiet, zwei Landstreifen an der engsten Stelle des Jade-Busens, anfänglich nur 340 ha groß, wurde zur Anlegung eines preußischen Kriegshafens an der Nordsee, der seit 1869 den Namen Wilhelmshaven trägt, benutzt. Es war das dritte Mal in der Geschichte Preußens, daß es sich Zugang zur Küste auch der Nordsee verschaffte. Admiral der Flotte war seit 1854 Prinz Adalbert von Preußen, welcher in dem Gefecht gegen die Rifpiraten der marokkanischen Küste am 1. August 1856, obgleich selbst verwundet, bewies, daß man Preußens Flagge nicht ungestraft mißachten dürfe.

Das war ja überhaupt, kann man sagen, das Ergebnis dieser Jahre,

*) Deutsche (Frankfurter) Zeitung vom 1. November 1848, Nr. 292, Extrabeilage.

daß Preußen den Beweis geliefert hatte, es lasse sich nichts bieten und zumuten. Es war stark in der Abwehr. Aber entsprach eine solche Stellung der Bedeutung eines Staates, der über eine Armee von einer halben Million gebot und dessen Finanzen geordnet und günstig waren, wie die keiner anderen Großmacht? 1852 betrug die gesamte Staatsschuld die für einen solchen Staat geringfügige Summe von 150 Millionen Thalern (450 Mill. Mark). Der Unterschied war nicht zu verkennen zwischen dem, was dieser Staat hätte sein können, und dem, was er in weitgetriebener Selbstbescheidung war. Und eben dies genügte dem anspruchsvollen Nationalstolze nicht. Aber dem Könige genügte es: er, der in der ersten Hälfte seiner Regierung eine ganz ungewöhnliche Regsamkeit bewiesen, war in der zweiten ein anderer Mann geworden. Die alte Mitteilsamkeit versiegte; er hielt mit seiner Initiative zurück und gewährte den Ministern mehr Spielraum als früher. Im Sommer 1857 begann seine sonst so feste Gesundheit zu wanken; er beachtete die Anzeichen nicht und wohnte gegen den dringenden Rat seiner Ärzte den Herbstübungen der Truppen bei. Ein Schlaganfall war die Folge, der ihn zwang, sich von den Regierungsgeschäften zurückzuziehen und am 23. Oktober seinen Bruder, den Prinzen von Preußen, mit der Stellvertretung auf drei Monate zu betrauen. Als indessen auch nach dreimaliger Wiederholung des Vertretungsauftrages die Hoffnung auf Wiederherstellung des Königs immer mehr schwand, übertrug er dem Prinzen die unverantwortliche Regentschaft. Am 9. Oktober 1858 trat sie der Prinz von Preußen an und leistete am 26. Oktober als „Regent" den Eid auf die Verfassung.

Damit endigte die Regierung König Friedrich Wilhelms IV., des vielgeprüften. Seine Kraft blieb gebrochen; Nacht legte sich über den reichen Geist. Das einst so helle Licht flackerte noch unstät einige Jahre unter der innig treuen Pflege der Königin Elisabeth; dann erlosch es leise: am 2. Januar 1861 ist der König in Sanssouci verschieden. „Lang Leid, lang Leid!" nannte er selbst die letzte traurige Zeit: aber hatte er sonst sich glücklich gefühlt? Seine ideale Anschauung ertrug es nicht, mit den Realitäten der Dinge zusammenzustoßen: ein reiches Gemüt, aber vielleicht zu reich für seinen Thron und seine Zeit. Das war ja das tragische Geschick des genial angelegten Herrschers, daß seine Handlungen in weite Ferne gewirkt haben, ohne ihm selbst Genugthuung zu verschaffen.

In der Potsdamer Friedenskirche, die sein frommer Künstlersinn geschaffen, ist König Friedrich Wilhelm bestattet; aber sein Herz, so hatte der königliche Dulder bestimmt, sollte im Mausoleum zu Charlottenburg am Grabe seiner Eltern ausruhen von der Unruhe der Zeit.

Fünftes Buch.

Die Neugestaltung Deutschlands: Kaiser und Reich.

(1859—1888).

Erstes Kapitel.

Die Anfänge König Wilhelms.

„Ich spreche meine Überzeugung aus, daß wir in nicht zu langer Zeit *für unsere Existenz* gegen Österreich werden fechten müssen.“ So schrieb*) Bismarck, der scharfsichtig urteilende Bundestagsgesandte Preußens, am 26. April 1856 an den Minister von Manteuffel. Beachtete man aber in Berlin die Warnung, die aus so urteilsfähigem Munde kam? Fast mochte es nicht so scheinen. Österreich, das sich durch das Übergewicht Frankreichs in seinen italienischen Provinzen bedroht sah, hatte im Frühling 1859 das mit Frankreich verbündete Königreich Sardinien angegriffen. Als nun der Kriegsgefahr gegenüber der Bundestag es für angemessen hielt, die Bundesfestungen mit Kriegsbesatzungen zu versehen, richtete das Frankreich zuneigende russische Kabinett an die deutschen Regierungen am 24. Mai ein Rundschreiben, in welchem es ihnen befahl, der Sache Österreichs, die sie gar nichts anginge, fern zu bleiben. Die Antwort Preußens darauf war, daß es auf der Stelle drei, und am 14. Juni seine sämtlichen Armeecorps mobil machte. Es schien, als wolle es seinem alten Gegner jetzt, wo dieser in Italien den Verbündeten gegenüber zu erliegen begann, in der Not beispringen.

*) Preußen im Bundestag. Dokumente der K. Preuß. Bundestags-Gesandtschaft, herausgeg. von Poschinger, II, S. 365.

Gewiß wollte dies der Prinzregent von Preußen; aber nicht als Vasall Österreichs wollte er in den Krieg eingreifen, sondern als selbstständiger Kampfgenosse zur Wahrung aller wirklich deutschen Interessen. Daher beantragte er am 4. Juli beim Bundestage die Mobilmachung auch der Bundestruppen und nahm den Oberbefehl über sämtliche deutsche Truppen für Preußen in Anspruch. Auf das ernstlichste sah Österreich dadurch seine Stellung in Deutschland bedroht: um sie zu retten, trat es die Lombardei ab und schloß mit den Verbündeten Frieden.

Gerade diese Kriegsgefahr hatte jedem, der es sehen wollte, die Unzulänglichkeit der deutschen Bundesverfassung grell vor Augen gestellt. Auf das ernsteste hatte die politische Zerrissenheit und innere Uneinigkeit der Staaten die Sicherheit Deutschlands in Frage gestellt. Mit verstärktem Nachdruck erhob sich das Verlangen nach Einigung des deutschen Volkes: auf Preußen richtete sich die allgemeine Hoffnung. In Hannover versammelte Rudolf von Bennigsen, der Führer der Opposition in der hannöverschen Kammer, am 19. Juli 1859 die Liberalen Hannovers zu einer beratenden Versammlung, während zugleich die norddeutschen Demokraten auf einer Versammlung in Eisenach den Versuch machten, die nationale Bewegung unter ihre Führung zu bringen. Aus der Vereinigung beider Richtungen bildete sich am 16. September in Frankfurt der Nationalverein mit dem Ziele, die militärische und diplomatische Einigung unter Preußens Führung herbeizuführen. Die Liberalen ließen sich die ungelegene Bundesgenossenschaft gefallen: sie wollten an die alte Wahrheit nicht glauben, daß bei jedem Kompromisse der Gemäßigtere stets schließlich den Kürzeren zieht. Der Prinzregent selber urteilte schärfer. „Wenn solche Leute dabei sind", sagte er, „kann nichts Gutes daraus werden." *)

Und doch setzten gerade auf ihn die Liberalen ihre Hoffnung. Er hatte alsbald nach der Übernahme der Regentschaft das Ministerium Manteuffel durch ein Kabinett ersetzt, welches unter dem Vorsitze des Fürsten Anton von Hohenzollern-Sigmaringen überwiegend aus gemäßigt liberalen Männern bestand. Er hatte am 8. November 1858 in einer Ansprache an das neue Ministerium, einfach, sachlich, alle Gebiete des Staatslebens mit offenem Auge musternd, sein Regierungsprogramm dargelegt, das in der Hoffnung gipfelte, Preußen werde durch eine weise Gesetzgebung im Innern, durch Hebung aller sittlichen Momente, durch die Pflege der Einigungsmomente „moralische Eroberungen" in Deutschland machen können. Seinem Vorgange war alsbald König Maximilian von Bayern gefolgt und hatte das reaktionär gesinnte Ministerium von der Pfordten verabschiedet. Der Glaube war fast allgemein geworden, daß der Prinzregent für Preußen, ja für Deutschland eine „neue Ära" heraufführe.

*) Herzog Ernst von Sachsen-Coburg, Aus meinem Leben, II, S. 538.

Aber gerade in Preußen traf das Ministerium der neuen Ära auf große Schwierigkeiten. Zwar im Abgeordnetenhause gebot es seit 1859 über eine große Majorität; aber das Herrenhaus, der verfassungsmäßige Anwalt des Bestehenden, setzte den Bestrebungen des Ministeriums Widerstand entgegen. Diesen zu brechen, unternahm das Ministerium einen Pairsschub; aber es bemaß diesen so schmal, daß es doch nicht mehr als die Aufhebung der Grundsteuerbefreiung des ritterschaftlichen Grundbesitzes erreichte. Überhaupt entbehrte das Auftreten des neuen Ministeriums der rechten Entschiedenheit, sodaß das Vertrauen, welches das Abgeordnetenhaus ihm entgegengebracht hatte, allmählich wankend zu werden begann. Und nun trat es 1860 mit einer Forderung von neun einhalb Million Thalern ($28^{1}/_{2}$ Mill. Mark) vor dies Haus!

Aus der Begeisterung der Befreiungskriege entsprungen, hatte das Gesetz vom 3. September 1814 „über die allgemeine Verpflichtung zum Kriegsdienste“ in Preußen die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Durchaus wehte der Geist Scharnhorsts in demselben. Alljährlich wurden nach diesem 40 000 Rekruten ausgehoben, welche drei Jahre in der Armee und zwei Jahre in der Reserve dienten, dann sieben Jahre dem ersten und nochmals sieben Jahre dem zweiten Aufgebote der Landwehr angehörten. Nun war aber seitdem, ohne daß der Regimenterstand wesentlich geändert war, die Bevölkerung Preußens um 78 Prozent gewachsen. Es konnten demnach nicht mehr als etwa zwei Drittel der dienstpflichtigen jungen Leute in die Regimenter eingestellt werden; nur diese traten in die Reserve, blieben bis zum 40. Lebensjahre dienstpflichtig und wurden als Landwehrmänner bei jeder Mobilmachung aus ihren Familien und ihrem Gewerbe gerissen, während die Erhaltung ihrer Frauen und Kinder den Gemeinden zur Last fiel. Das letzte Drittel aber, für welches in den Regimentern kein Platz mehr war, blieb durch die Gunst des Loses von alledem völlig frei. Konnte eine härtere Ungerechtigkeit gedacht werden? Es war daher eine mildernde Ausgleichung wenigstens durch die Herabsetzung der Dienstzeit auf zwei einhalb Jahr versucht worden, um eine desto größere Zahl von Rekruten einstellen zu können. Allein dies Auskunftsmittel war mehr als bedenklich; vielmehr verlangte gerade die höhere Ausbildung der Waffen und der Gefechtsweise eine um so sorgfältigere und festere Durchbildung des einzelnen Soldaten nicht für den Paradeplatz, sondern für das Schlachtfeld, wo der Einzelne oft in sich die rechte Entscheidung zu finden hat. Daher eben stand die Landwehr, die sich in den Befreiungskriegen mit wohlverdientem Ruhme bedeckt hatte, jetzt nicht mehr auf der Höhe der Brauchbarkeit, während sie doch in der Front neben der Linie verwendet werden mußte. Überdies standen die Landwehrbataillone nur auf dem Papier. Es war darauf gerechnet, daß sie bei Mobilmachungen während der Marschwochen weiter exerziert

und zu festem militärischem Halt in sich gebracht würden. Aber durch die Eisenbahnen war es nötig geworden, im Kriegsfalle sofort mit voller Wucht dem Feinde entgegenzutreten. Es mußte also jetzt die Landwehr, kaum einberufen, in militärische Disciplin noch nicht wieder eingewöhnt, mit ihren Offizieren unbekannt, dem Feinde entgegengestellt werden. Wie konnte sie da, ältere Leute von jungen Gelegenheitsoffizieren geführt, dasselbe leisten, wie die Linie, welche aus jungen Leuten unter älteren Berufsoffizieren bestand? Beruhte aber nicht die Stellung, ja die Sicherheit Preußens, der einzigen Großmacht, welche an alle drei großen Militärmächte Europas unmittelbar angrenzt, auf der Schlagfertigkeit und Kriegstüchtigkeit seiner Armee? Und überhäufte nicht gerade jetzt Österreich in dem Manifeste, durch welches es den Abschluß des Friedens von Villafranca vor Europa rechtfertigen wollte, Preußen wieder mit Vorwürfen und Anschuldigungen so gehässiger Art, daß man auf alles gefaßt sein mußte?

Schon in Koblenz daher als General-Gouverneur der Rheinlande hatte der Prinz von Preußen den Entwurf der notwendigen Reorganisation der preußischen Armee in großen Zügen festgestellt, Grund und Wesen derselben in einer ausführlichen Schrift darlegend. Das Ziel war ihm, die bewaffnete Macht des Vaterlandes zu verstärken und sie schneller mobil zu machen. Freilich erforderte diese Reorganisation erhebliche Geldmittel: aber waren denn seit 1814 nicht die Staatseinnahmen von 50 Millionen Thalern (150 Mill. Mark) auf 90 Millionen (270 Mill. Mark) gestiegen? Und würden nicht, während die Armee von 1814 von den Staatseinkünften 35 Prozent gekostet hatte, die Kosten der reorganisierten Armee nur 29 Prozent der jährlichen Staatseinkünfte erfordern? Aber selbst größeren Aufwand durfte der Vorteil aufwiegen, daß durch die Reorganisation der verheiratete Landwehrmann fast völlig zu den Besatzungstruppen übertrat, also der unmittelbaren Kriegsgefahr nicht mehr ausgesetzt wurde, sowie daß infolge der Vermehrung des Heeres die Dienstpflicht von 20 auf 12 Jahre herabgesetzt werden konnte.

Nach dem Entwurfe des Prinzregenten sollte die allgemeine Wehrpflicht wieder dadurch zu einer Wahrheit gemacht werden, daß die preußische Armee um 117 Bataillone und 72 Schwadronen verstärkt, demnach auf 81 Regimenter Infanterie, 10 Bataillone Jäger und 56 Regimenter Kavallerie gebracht würde. Dann war für den Kriegsfall eine Feldarmee von 400 000 Mann (Linie und Reserve) zur sofortigen Verwendung bereit, wobei als unerläßliche Voraussetzung eine dreijährige Dienstzeit bei der Fahne galt. Und lag denn in der Schonung der Erwerbskraft des Landes und in der Entlastung der Gemeinden, die sich aus der Reorganisation ergab, nicht ein schwerwiegender Ausgleich für die $9\frac{1}{2}$ Millionen Thaler der künftigen Jahresmehrkosten des Militäretats?

Wo war denn überhaupt ein berufenerer Beurteiler des Reorganisationsplanes als der Prinzregent, der seinem militärischen Berufe sein Leben gewidmet und durch die gründlichsten Studien sich zu einem ausgezeichneten Kenner aller militärischen Dinge ausgebildet hatte?

Prinz Wilhelm von Preußen war am 22. März 1797 in Berlin geboren. „Er ist“ — so schildert den Sechsjährigen die königliche Mutter*) — „ein sehr kluges, komisches Kind, possierlich und witzig, dabei über alle Maßen lebhaft, oft unbändig, aber sehr gescheidt und hat ein gutes Herz.“ Und ahnungsvoll setzt sie hinzu: „Er verspricht viel und wird meine heißen Gebete nicht unerfüllt lassen.“ An dem Zwölfjährigen fällt der Königin Luise auf,**) wie sehr er im Äußeren seinem Vater, König Friedrich Wilhelm III., ähnele, aber sie bemerkt auch wohl, daß er „wie sein Vater, einfach, bieder und verständig“ zu werden verspreche. Er hat auch den geraden Sinn, die Selbstlosigkeit und das offene Auge für die realen Verhältnisse Zeit seines Lebens sich bewahrt. Soldat mit Hingebung, zeigte er in seinem ganzen Wesen echt soldatische Tugenden, aber gemildert durch einen Zug herzlichen Wohlwollens und gewinnender Freundlichkeit, der Luisens Sohn wiedererkennen ließ. „Er hat nie in seinem Leben“, sagte Fürst Bismarck einmal*) von ihm, „jemand Unrecht gethan, nie das Gefühl eines anderen verletzt, nie sich einer Härte schuldig gemacht.“ Die geistreiche Weise seines älteren Bruders, König Friedrich Wilhelms IV., reizte leise zum Widerspruch; die offene, ungesuchte Art des Prinzen Wilhelm, sich zu geben, erweckte von vornherein Vertrauen. Er wußte auch die fremde Überzeugung, selbst wenn er sie nicht teilte, zu achten, und wechselte nicht nach Laune oder um einer störenden Kleinigkeit willen seine Ansicht über Personen; wen er einmal schätzen gelernt, an dem hielt er mit wahrhafter Treue fest. Er drang auf den Kern der Dinge, um unwesentliches unbekümmert.

Der Tod König Friedrich Wilhelms IV. gab dem Prinzregenten die Krone. Mit großer Pracht fand in der Krönungsstadt Preußens, in Königsberg, die Krönung statt, zum ersten Male wieder, seit Preußen Königreich war. Vom Altare nahm gemäß der Überlieferung seiner Ahnen König Wilhelm die Krone und setzte sie sich aufs Haupt mit dem Worte: „Ich empfange diese Krone von Gottes Hand!“ Einzig der Gnade Gottes wollte er sie verdanken. Eine schlichte, tiefe Frömmigkeit war der Grundzug seines Wesens.

Allezeit erfüllte eine lebhafte Empfindung seiner Verpflichtung den

*) Briefe der Königin Luise, herausgeg. von Braun, Nr. 23; S. 38.
**) Ebenda, Nr. 75; S. 157.
***) Zu General Grant. Ed. Simon, Kaiser Wilhelm und sein Reich. Deutsche Ausgabe, S. 376.

König; von seinem hohen Amte hatte er einen hohen Begriff; ihm galt über alles, die Würde der Krone in voller Unverletztheit zu wahren. Aber er fühlte die Pflichten, die sich daraus für ihn ergaben viel lebhafter als die Rechte: ein Mann, grundverschieden von seinen genialen Ahnen, dem Großen Kurfürsten und dem großen Friedrich, aber doch an Bedeutung für den preußischen Staat vollkommen ihnen gleich zu achten.

Hinein schon in die glanzvollen Festtage von Königsberg fiel der Schatten des „Konfliktes", welcher sich über die Heeresreorganisation zwischen der Staatsregierung und dem Abgeordnetenhause erhob. An der dreijährigen Dienstzeit, über deren Notwendigkeit bei militärischen Beurteilern der Vorlage kein Zweifel obwaltete, nahm die liberale Kammermajorität Anstoß. Nicht bescheiden genug, um ja, nicht kühn genug, um nein zu sagen, bewilligte sie die geforderten 9 Millionen Thaler auf ein Jahr. Und das Ministerium gab sich damit zufrieden und schritt nunmehr zur Ausführung der Reorganisation. Das war ein Fehler, da es sich ja um eine dauernde Einrichtung handelte. Noch größer wurde derselbe dadurch, daß es auch 1862 wieder mit der nur einjährigen Bewilligung sich begnügte; es wollte eben mit der Kammermajorität es nicht verderben. Aber diese Lauigkeit und Mattigkeit machte die demokratische Partei im Lande, welche vor der „neuen Ära" vorsichtig sich zurückgezogen hatte, dreist; jetzt erschien sie auf dem Plan und erhob ihre Stimme gegen die neue Ära, welche nirgend die gehegten Erwartungen erfüllt hätte. Es waren die alten umsturzlustigen Demokraten, jedoch durch die gemachten Erfahrungen etwas gewitzigt, auch wohl gemildert und von dem früheren sansculottenhaften Anstrich gesäubert, welche jetzt den gut klingenden Namen der „Deutschen Fortschrittspartei" sich gaben, als ob nur sie, aber keine Partei sonst, Freunde des Fortschrittes wären. Die Agitation war so erfolgreich, daß sie im Herbste 1861 als die zahlreichste Partei in das Abgeordnetenhaus eintraten. Sofort nahm die Fortschrittspartei, um nunmehr auch in den Rat der Krone zu gelangen, den Krieg gegen das Ministerium der neuen Ära auf und veranlaßte dasselbe wirklich im März 1862 seine Entlassung zu nehmen.

König Wilhelm indes war weit entfernt, der parlamentarischen Gepflogenheit sich unterzuordnen und von den Bänken der siegreichen Linken seinen Kronrat zu wählen. Er löste vielmehr das Abgeordnetenhaus auf und beauftragte den Präsidenten des Herrenhauses, den streng konservativen Fürsten von Hohenlohe-Ingelfingen, mit der Neubildung des Kabinetts. Allein die Neuwahlen vermehrten noch die Stimmen der Fortschrittspartei: das gab dem neuen durchaus konservativen Ministerium von vornherein einen sehr schwierigen Stand. Es trat mit dem Antrage auf Fortbewilligung der Kosten für die Armeereorganisation vor das Abgeordnetenhaus. Der

Kriegsminister von Roon, der schon an der Ausarbeitung des Reorganisationsplanes regen Anteil genommen hatte, vertrat die Vorlage streng sachlich mit eindringender Beredsamkeit; die Reorganisation konnte überhaupt jetzt ohne den größten Schaden für den Staat gar nicht rückgängig gemacht werden. Aber der Fortschrittspartei, welche jeder Forderung des konservativen Ministeriums ein billiges Nein entgegensetzte, galt die Sicherung der Machtstellung des Vaterlandes weniger als der Schein der Folgerichtigkeit der Parteitaktik, durch den sie die öffentliche Meinung zu blenden meinte. Mit 308 gegen 11 Stimmen verwarf das Abgeordnetenhaus den Antrag des Ministeriums.

Fürst Hohenlohe erbat seine Entlassung. König Wilhelm gewährte sie ihm und berief den preußischen Botschafter am Tuilerienhofe, den früheren Bundestagsgesandten von Bismarck, nach Berlin, um dessen Rat über die Sachlage anzuhören. Denn der König, von ihrer Notwendigkeit durchdrungen, war entschieden an der Reorganisation festzuhalten: in dem, was einmal seine Überzeugung war, gab es für ihn kein Markten. Er hielt sich für gebunden, keine Konzessionen zu machen, und bot dem Kronprinzen, seinem einzigen Sohn, die preußische Krone an. Es war die ernsteste Frage, die je bisher an den jungen Kronprinzen Friedrich Wilhelm herangetreten war. Was sollte er thun? Er hielt die Reorganisation im ganzen nicht weniger für unerläßlich als sein königlicher Vater, wenngleich er der Frage frei gegenüberstand; aber er sah voraus, daß jede Nachgiebigkeit auf diesem Gebiete von vornherein ihn in eine schiefe Stellung zu seinem Volke bringen müßte.*) Er erklärte daher dem Könige, daß er es ablehnen müsse, die Krone anzunehmen.

So mußte denn also der König, seiner Überzeugung folgend, die Sache durchführen, wie es auch sei. Er ernannte am 23. September 1862 Bismarck zum Ministerpräsidenten und stellte damit den größten Staatsmann des Jahrhunderts an den richtigen Platz.

Otto von Bismarck-Schönhausen war am 1. April 1815 geboren. Im vereinigten Landtage einer der entschiedensten Vorkämpfer des absoluten Königtums, hatte er 1848 besonders durch seine schneidigen Artikel in der „Kreuzzeitung" die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Er war es gewesen, der im Herbste den Blick des Königs, der in Sanssouci ihn oft bei sich sah, mit richtigem Urteil auf den Grafen Brandenburg richtete. In dem preußischen Abgeordnetenhause von 1849 galt er für den hervorragendsten Führer der Rechten; im Erfurter Parlamente bewies er sich als entschiedenen Gegner der Unionsbestrebungen. Infolgedessen wurde er im Sommer 1851 als erster Gesandtschaftssekretär Preußens an

*) Persönliche Mitteilung des Kronprinzen.

den wiederhergestellten Bundestag nach Frankfurt gesandt, trat jedoch binnen kurzem an die Stelle des preußischen Bundestagsgesandten von Rochow. Hier in Frankfurt hatte er die reaktionären Umtriebe der österreichischen Politik unmittelbar vor Augen; er sah, daß ihr Ziel die Aufrechterhaltung der Ohnmacht Deutschlands, die systematische Herabwürdigung Preußens war. Mit unbeugsamer Energie kämpfte er dagegen an. Statt der früheren vollen Hingabe an Österreich erwuchs ihm während dieser Wanderjahre die Überzeugung, daß der Gegensatz der beiden deutschen Großmächte nur mit dem Schwerte zu lösen sei. Um dieser Gesinnung willen, der er oft scharfen Ausdruck gab, versetzte ihn das Ministerium Hohenzollern beim Ausbruche des österreichisch-französischen Konfliktes im Januar 1859 an den antiösterreichisch gesinnten Hof von St. Petersburg. Beim Rücktritte des Fürsten von Hohenzollern berief ihn indes König Wilhelm nach Berlin: es war der Gedanke, ihn zum Nachfolger des Fürsten zu machen. Doch entschied sich schließlich der König für den Fürsten Hohenlohe, und Bismarck ging als Botschafter nach Paris. So lernte er diejenigen beiden Großmächte, mit welchen Preußen bei einem Konflikte mit Österreich vornehmlich zu rechnen hatte, ihre inneren Verhältnisse, die maßgebenden Persönlichkeiten, die Umgebung des wohlgesinnten Zaren wie des undurchsichtigen Franzosenkaisers aus eigener scharfer Beobachtung kennen. Und so vorbereitet, begann er nun, an die Spitze des preußischen Kabinetts gestellt, in Berlin seine Meisterjahre.

Perikles führte einmal, als sie ihn angriffen, den Athenern zu Gemüte, daß die notwendigen Eigenschaften eines Staatsmannes seien, daß er verstehe, das Zweckmäßige klar zu erkennen und überzeugend darzulegen, daß er von patriotischer Gesinnung und über Beeinflussung erhaben sei.*) Man kann sagen, daß Bismarck diese Erfordernisse in hervorragendem Grade in sich vereinigte. Aber es kam noch hinzu ein frischer Mut der Initiative, eine durch nichts zu ermüdende Beharrlichkeit, eine oft geradezu verblüffende Offenheit und eine ganz eigenartige Rednergabe. Es war ein wahrhaft herzerquickendes Bild, wenn die reckenhafte Gestalt im Abgeordnetenhause am Ministertische sich erhob und, die Rede bald mit einer fesselnden Frische des Ausdrucks belebend, bald zur packenden Sentenz sie zuspitzend, mit wuchtigem, gedankenschwerem Wort offenen Visiers auf den Gegner eindrang.

„Bismarck: das ist der Staatsstreich!" war die Parole, mit welcher die Fortschrittspartei seine Ernennung aufnahm. Sie hatte keine Ahnung von der gewaltigen Wandlung, die sich in Frankfurt in ihm vollzogen hatte und beurteilte den Minister des Jahres 1862 nach den Reden, die der

*) Thukydides 2,60.

Abgeordnete 1847—50 gehalten hatte. Unter diesen Umständen gedieh der Konflikt zu äußerster Schärfe. Das Abgeordnetenhaus verlangte einen Minister- und Systemwechsel und verwarf, um den König zu zwingen, das ganze Budget für 1863. Aber König Wilhelm wies mit Festigkeit alle „Übergriffe“ des Hauses zurück; und das Herrenhaus stand treu zu der Regierung. Artikel 109 der Verfassung bestimmte zudem: „Die bestehenden Steuern und Abgaben werden forterhoben, — bis sie durch ein Gesetz abgeändert werden.“

Zu ganz maßlosen Angriffen auf Regierung und Herrenhaus erdreistete sich aber die demokratische Presse. Es wurde daher schon im Herbste 1862 in Erwägung genommen, ihren Verhetzungen und Verleumdungen Schranken zu ziehen, und im Sommer 1863, nachdem das Abgeordnetenhaus aufgelöst war, eine königliche Verordnung erlassen, welche die Presse unter die Aufsicht der Verwaltung stellte.

Der Kronprinz, welcher den Winter in Italien zubrachte, hatte schon in einem Briefe an Bismarck seinen Bedenken über die beabsichtigte Maßregel Ausdruck gegeben; jetzt als nun nach seiner Rückkehr die Verordnung erschien, begegnete er der auch ihm entgegentretenden Verstimmung durch die Erklärung, daß er an den Beratungen, denen sie entstamme, keinen Teil genommen habe. Es war in Danzig, wo er am 5. Juni 1863, durch die Begrüßung des Oberbürgermeisters provociert, in dieser Weise von der Politik seines königlichen Vaters sich trennte. Konnte der König dies zulassen? Er erteilte dem Kronprinzen einen Verweis. Jedoch dieser erklärte, daß er bei seinen Anschauungen verharren müßte und bereit sei, die Konsequenzen derselben zu tragen; allein der König ließ die Sache auf sich beruhen.

Die wenigsten überhaupt anerkannten in dem Vorgehen Bismarcks die Notwendigkeit; auch der Nationalverein strich damals „die preußische Spitze“ aus seinem Programm. Und doch war es ein ganz neuer Zug, der mit Bismarck in Preußens deutsche Politik gekommen war.

Auf das Drängen der deutschen Großmächte hatte Kurfürst Friedrich Wilhelm von Hessen die Verfassung von 1831 wieder hergestellt; aber nun versagte er grollend allen Anträgen für den Landtag seine Zustimmung, sodaß die Regierungsmaschine still stand. Indessen Bismarck war nicht gesonnen, Preußen einen solchen Hohn bieten zu lassen: er sandte einen schlichten Feldjäger nach Kassel und verlangte Folgsamkeit. Und der hartnäckige Kurfürst beugte sich.

Ferner in Dänemark hatte König Friedrich VII. auf das Drängen der Eiderdänen durch Patent vom 30. März 1863 entgegen den Versprechungen, welche er 1851 gegeben hatte, Schleswig in Dänemark einverleibt, Holstein aber und Lauenburg in Abhängigkeit von Dänemark

32*

gebracht. Alsbald beschloß auf den Antrag Preußens der Bundestag Bundesexekutive gegen Dänemark, wenn es nicht binnen neun Wochen das Patent aufhöbe. Vorausschauend legte damals Roon dem Abgeordnetenhause den Plan zu einer umfassenden Ausgestaltung der preußischen Flotte vor. Erst 1860 hatte die Regierung durch Handelsverträge mit China und Japan dem preußischen Handel Ostasien erschlossen: aber was kümmerten die vaterländischen Handelsinteressen die Fortschrittspartei, der die Partei allein Vaterland war? Das Abgeordnetenhaus versagte der Flottenerweiterung die Mittel!

Mit Frankreich hatte Preußen 1862 einen vorteilhaften Handelsvertrag abgeschlossen und verlangte nun, daß der Zollvereinsvertrag, welcher am 31. Dezember 1865 ablief, auf der Grundlage dieses Vertrages erneuert würde. Ein Sturm erhob sich dagegen: Österreich suchte seinen ungeheuerlichen Antrag, mit seinem Gesamtgebiete in den Zollverein einzutreten, wieder hervor und die Mittelstaaten schrieen wieder einmal über preußische Gewaltthätigkeit. Allein Bismarck hielt unbeugsam die preußische Forderung aufrecht, und die Macht der realen Interessen siegte über alles Intriguenspiel.

Überhaupt schwirrte damals die Luft in Deutschland von allerhand Projekten einer Bundesreform. Zwar liefen sie allzumal auf eine Befestigung des österreichischen Übergewichtes oder auf eine Verstärkung des Einflusses der Mittelstaaten hinaus. Aber sie machten doch in weiten Kreisen Eindruck, da Österreich sich damals in bestechend liberalem Gewande den blöden Augen der Deutschen darstellte.

Der Mißerfolg des lombardischen Krieges, die Enthüllung der inneren Schäden Österreichs, welche er bewirkt, hatte zu der Entlassung des Ministers Bach geführt. Der straffe Centralismus hatte sich nicht bewährt. Bachs Nachfolger, Graf Goluchowski, wandte sich daher zum Föderalismus zurück. Am 20. Oktober 1860 erschien das „Oktoberdiplom", welches Ungarn eine zeitgemäße Erneuerung seiner alten Verfassung, den übrigen Landschaften Landesordnungen verhieß, die gemeinsamen Angelegenheiten jedoch einem Reichsrate überwies. Der Dualismus Österreichs war eingeleitet. Allein die Verheißungen befriedigten niemand; drohend zugleich gestaltete sich das Verhältnis zu dem neu erstehenden Königreich Italien. Das Metallgeld verschwand aus dem Verkehre; mit dem öffentlichen Vertrauen zog es sich von Österreich zurück; und der Guldenzettel sank täglich tiefer im Werte. Außerordentlicher Maßregeln bedurfte der Kaiserstaat, um das verrinnende Vertrauen festzuhalten und die Unzufriedenheit seiner mannigfaltigen Völker zu beschwichtigen. An die Stelle Goluchowskis trat der Ritter von Schmerling, welcher 1848 deutscher Reichsminister gewesen war und daher für liberal galt; den Vorsitz im Kabinett übernahm

der Erzherzog Rainer. Als „Erläuterung und Durchführung" des Oktoberdiploms wurde am 26. Februar 1861 das „Februarpatent" erlassen, welches bestimmte, daß der Reichstag von den einzelnen Landtagen gewählt werden sollte, und ihm das Recht des Gesetzesvorschlages und Öffentlichkeit der Verhandlungen zusprach.

Allein die Ungarn, unzufrieden damit, daß die gemeinsamen Angelegenheiten auf dem gemeinsamen Reichstage verhandelt werden sollten, beschickten ihn gar nicht; auch die Kroaten und Serben protestierten gegen ihn; und ebenso hielt sich „Italiens gefangene Tochter" Venedig, von ihm zurück. So fehlte dem neuen Reichstage fast die Hälfte seiner Mitglieder. Galizien zwar erschien in dem „Schmerlingtheater", wie man spottend ihn nannte, aber nur unter Vorbehalt seiner Selbständigkeit; und die tschechischen Mitglieder erhoben ungemessene Ansprüche für die „Wenzelskrone". So unerquicklich gestaltete sich die Rückkehr Österreichs in die konstitutionelle Bahn; aber seine Anhänger in Deutschland, die „Großdeutschen", wurden nicht müde, auf das „frische konstitutionelle Leben" in Österreich unter einem Seitenblick auf Preußen mit Befriedigung hinzuweisen.

Und nun, unter der Gunst der öffentlichen Meinung, unternahm es Österreich, durch eine Reform des Deutschen Bundes sein Übergewicht auf festere Grundlagen zu stellen. Schon im Herbste 1861 hatte die mittelstaatliche Partei unter der Führung des sächsischen Ministers von Beust ein Reformprojekt entworfen, welches dem Bundestage eine Versammlung von Delegierten der Einzellandtage in Deutschland an die Seite setzte. Indes am 22. Januar 1863 lehnte der Bundestag mit neun gegen sieben Stimmen dies Projekt ab. Da griff Bismarck ein: Preußen stellte den Antrag auf Berufung eines frei gewählten deutschen Parlamentes mit ausgedehnter Befugnis der Gesetzgebung und kündigte zugleich an, daß es dies Ziel, wenn es auf dem Bundeswege nicht zu erreichen sei, durch freie Vereinbarung mit den einzelnen Bundesstaaten erstreben werde. Über ein so „revolutionäres" Projekt geriet der Bundestag in die äußerste Bestürzung. Das war es ja, was das deutsche Volk seit Jahren ersehnte: Bismarck hatte auf die freudige Zustimmung der Deutschen gerechnet; aber nun war es ihnen wieder nicht recht, daß es Bismarck war, der diesen großartigen Gedanken vertrat. Österreich indes beantwortete den preußischen Antrag damit, daß es die sämtlichen Fürsten Deutschlands zu einem Fürstentage nach Frankfurt auf den 16. August 1863 einlud, um gemeinsam über die Reform des Deutschen Bundes zu beraten und zu beschließen.

Es handelte sich um ein Projekt im großen Stil. Am 2. August erschien Kaiser Franz Joseph in Gastein, wo König Wilhelm zur Kur weilte, um diesen persönlich einzuladen. Der König indessen glaubte, daß ohne vorhergehende Ministerkonferenzen eine Besprechung der Fürsten ergebnislos

sein würde; er riet daher, den Fürstentag bis zum 1. Oktober zu verschieben und lehnte für sich die Einladung nach Frankfurt ab. Gleichwohl überbrachte ihm schon am folgenden Tage ein Flügeladjutant des Kaisers die schriftliche Einladung auf den 16. August.

In Frankfurt entwickelte sich durch das Zusammentreffen so zahlreicher Souveräne ein glanzvolles Leben; Ehrenwachen in Gala standen allenthalben; die Stadt war hier und dort mit schwarzrotgoldenen Fahnen geschmückt. Vor dem Thurn- und Taxisschen Palais, wo der Kaiser wohnte, hielten Hartschiere in altdeutscher Tracht die Wache. Alles erinnerte an die Pracht einer Kaiserkrönung früherer Zeiten.

Der Plan Österreichs ging dahin, daß der Deutsche Bund künftig von einem Direktorium, bestehend aus Österreich, Preußen, Bayern und zwei von den Fürsten gewählten Mitgliedern, geleitet werden solle. Daneben sollte ein Bundesrat bestehen, in welchem Österreich und Preußen je drei Stimmen führen sollten; doch nahm Österreich im Direktorium wie Bundesrat den Vorsitz für sich in Anspruch. Endlich sollten alle drei Jahre Delegierte der Landtage in öffentlicher Versammlung zusammentreten, über deren Beschlüsse indes den Konferenzen der Fürsten die Entscheidung zustehen sollte. Auch ein Bundesgericht war in Aussicht genommen. Und für dies Entgegenkommen Österreichs sollte der Deutsche Bund als Gegenleistung die Bürgschaft für Österreichs Gesamtbesitzstand übernehmen!

Bevor in die Beratung über diesen Reformplan eingetreten wurde, beantragte der Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin, den jetzt in Baden-Baden weilenden König von Preußen nochmals zur Teilnahme einzuladen, da es unangemessen sei, ohne Preußen etwas zu unternehmen. Die anderen Fürsten stimmten zu, und König Johann von Sachsen übernahm es, die Gesamteinladung des Fürstentages an König Wilhelm persönlich zu überbringen. Auch der Kaiser war damit einverstanden, jedoch mit dem Vorbehalt, daß auch für den Fall der Ablehnung die Fürsten das Verfassungswerk in kürzester Frist fertig zu stellen hätten: man könne ja Preußen den nachträglichen Beitritt offen lassen. Was er erwartete, geschah: König Wilhelm lehnte in einem eigenhändigen Schreiben an den Kaiser auch diese Einladung des Fürstentages ab. Lief doch das ganze Reformprojekt handgreiflich auf eine Machterhöhung Österreichs hinaus.

Kaiser Franz Joseph war der Meinung, daß die versammelten Fürsten den Reformplan gleich im ganzen annehmen sollten. Dagegen indessen legte der Großherzog Friedrich von Baden Verwahrung ein und verlangte Einzelberatung aller Paragraphen. So wurde denn in diese eingetreten: am 1. September war sie beendet. Indes waren doch noch viele Vorbehalte und Verbesserungsvorschläge, die im Laufe der Beratung gemacht waren, unerledigt. Dem Antrage, die zurückzunehmen, widersprach wieder der

Großherzog von Baden. Sollte aber der Fürstentag ergebnislos verlaufen? Es wurde daher vorgeschlagen, daß die Fürsten die durchberatene Reformakte „unter Vorbehalt der Zustimmung aller Bundesstaaten", d. h. des allein fehlenden Preußens, unterzeichnen sollten. Allein nur 24 Fürsten gaben ihre Unterschrift; die Bürgermeister der vier freien Städte wollten vorher die Zustimmung ihrer Bürgerschaften einholen; der Herzog von Altenburg war schon vorher abgereist. Ausdrücklich jedoch gegen den Verfassungsentwurf stimmten die Großherzöge von Baden, Mecklenburg-Schwerin und Sachsen-Weimar, der Prinz Heinrich der Niederlande für Luxemburg und die Fürsten von Waldeck und Reuß jüngerer Linie.*)

War aber überhaupt eine Reform des Bundes ohne Preußens Beteiligung möglich? Die 24 Unterzeichner der Reformakte wandten sich daher in einem gemeinschaftlichen Schreiben an König Wilhelm, um ihn zum nachträglichen Beitritte zu ihren Beschlüssen einzuladen. Allein der König verlangte für Preußen bei Kriegserklärungen ein Veto, da Preußen als Großmacht nicht sein Heer von den Beschlüssen einer Bundesbehörde abhängig machen könne. Er verlangte sodann völlige Gleichstellung mit Österreich in der Führung des Vorsitzes. Er verlangte endlich eine aus direkter Beteiligung der ganzen Nation hervorgehende Nationalvertretung des deutschen Volkes, da durch Delegierte der Einzellandtage „die wahren Bedürfnisse und Interessen der deutschen Nation" nicht genügend gewahrt seien. In diesen Punkten sah er die unerläßlichen Vorbedingungen, unter denen allein Preußen die Hand zu Beratungen über eine Bundesreform bieten könne. Das war eine vernichtende Kritik des österreichischen Reformprojektes. Österreich erklärte daher diese preußischen Vorbedingungen für „durchaus unannehmbar" und gab nun in einer am 30. Oktober nach Berlin gesandten Note ziemlich unverhüllt die Absicht zu erkennen, wenn nicht anders, auch ohne Preußen sein Bundesreformprojekt durchzuführen. Scharf standen die beiden Großmächte gegen einander: gab es da für ihren Gegensatz noch eine ausgleichende Lösung?

*) Protokolle des Frankfurter Fürstentages im „Staatsarchiv" von Ägidi und Klauhold, 1865 Bd. 8.

Zweites Kapitel.

Die schleswig-holsteinische Verwickelung.

Am 13. November 1863 nahm der dänische Reichsrat die Gesamtstaats-Verfassung an, welche die Einverleibung der bisher nur durch Personalunion mit Dänemark verbundenen Herzogtümer Schleswig und Holstein in die dänische Monarchie aussprach. Die Androhung der Bundesexekution hatte keinen Eindruck gemacht. Und auch König Christian IX., welchen das Londoner Protokoll zum Nachfolger des am 15. November gestorbenen Königs Friedrichs VII. berief, konnte unter dem Drucke der öffentlichen Meinung in Dänemark nicht umhin, dieser Verfassung seine Zustimmung zu erteilen. Die Schleswig-Holsteiner aber waren der Meinung, daß nach dem Erlöschen der königlichen Linie die Nachfolge nicht dem Glücksburger Christian, sondern dem Herzoge Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg gebühre, in dessen Erbansprüche sie einen Schutz gegen die drohende dänische Vergewaltigung sahen. Mit Begeisterung erhoben sie ihn auf den Schild, und ganz Deutschland stimmte ihnen bei in der Erwartung, daß durch ihn endlich einmal der alte deutsche Boden der Herzogtümer der dänischen Fremdherrschaft würde entrissen werden. Der Herzog indes begnügte sich zunächst damit, nur seine Anerkennung beim Bundestage zu beantragen, an den sich auch die Stände und die Ritterschaft der Herzogtümer um Hülfe gewendet hatten.

Am 23. Dezember rückte die Bundesexekution in Holstein ein, sächsische und hannöversche Truppen, die der Bundestag dazu aufgeboten hatte. Ohne Gegenwehr, wenn auch protestierend, zogen sich die Dänen zurück. Civilkommissare übernahmen im Namen des Bundes die Verwaltung von Holstein, auf das sich allein, da Schleswig nicht zum Deutschen Bunde gehörte, die Bundesexekution erstrecken konnte. Sie vermochten nicht zu verhindern, daß am 27. Dezember in einer zahlreich besuchten Volksversammlung, die unter freiem Himmel in Elmshorn abgehalten wurde, der Herzog Friedrich zum Herzoge von Schleswig-Holstein ausgerufen wurde; worauf

denn auch dieser, jedoch — wie er erklärte — nur als „Privatmann“, nach Kiel kam. Denn mit der Proklamierung war offenbar der Entscheidung über die Erbfolgefrage, welche der Bundestag sich vorbehalten hatte, vorgegriffen. Überhaupt hatte ja der bayrische Gesandte von der Pfordten, der von Bundeswegen mit der Erstattung des Referates über die Erbfolgefrage beauftragt war, seine Arbeit noch lange nicht fertig gebracht.

Indes, es bedurfte derselben bald gar nicht mehr. Die beiden deutschen Großmächte nahmen die Auseinandersetzung mit Dänemark allein in die Hand. Zwar das preußische Abgeordnetenhaus versagte die Anleihe von 12 Millionen Thalern (36 Mill. Mark), welche Bismarck zu einem energischen Vorgehen gegen Dänemark verlangte; aber der österreichische Reichsrat, weniger kurzsichtig und mißtrauisch, bewilligte 6 Millionen Gulden (12 Mill. Mark) ohne Säumen für den gleichen Zweck. Als Mitunterzeichner des Londoner Protokolls hatten die Großmächte das Recht, über die Aufrechterhaltung desselben zu wachen, und fanden sich, ihres bisherigen scharfen Gegensatzes vergessend, zu einer geheimen Konvention zusammen, da Preußen den österreichischen Bundesgenossen nicht auf der Seite der Gegner zu sehen wünschte, Österreich aber durch seine Teilnahme den preußischen Bundesgenossen zu zügeln hoffte. Gemeinsam richteten sie jetzt an Dänemark die Forderung, binnen 48 Stunden jene Gesamtstaats-Verfassung vom 13. November 1863 für die beiden Herzogtümer aufzuheben, und beantworteten die dreiste Ablehnung dieses Ultimatums mit der Abberufung ihrer Gesandten in Kopenhagen und dem Einmarsche ihrer Truppen in Schleswig.

Es waren 37 000 Preußen mit 110 Geschützen und 23 000 Österreicher mit 56 Geschützen, welche unter dem gemeinsamen Oberbefehle des preußischen Feldmarschalls von Wrangel die schleswigsche Grenze überschritten. Ihnen standen 59 214 Dänen mit 120 Geschützen unter dem General de Meza entgegen. Von einem erheblichen Übergewichte der Verbündeten war also nicht die Rede. Die erste Verteidigungslinie der Dänen bildete das Dänenwerk, dessen Anlage bis in die Zeiten Karls des Großen zurückreicht. Mit 36 000 „tapperen Landsoldaten“ hatte Meza den etwa 50 km langen Schanzenwall und die Schleylinie besetzt. Gegen diese Aufstellung richteten die Verbündeten sofort ihren Angriff. Prinz Friedrich Karl von Preußen, den rechten Flügel anführend, besetzte Eckernförde, hatte aber am 2. Februar 1864 mit seinem Angriff auf Missunde dem konzentrierten Geschützfeuer der Dänen gegenüber keinen Erfolg; er schlug daher weiter abwärts bei Arnis eine Brücke über die Schley und richtete seinen Marsch auf Flensburg, die Rückzugslinie des Feindes zu bedrohen. Gleichzeitig drangen die Österreicher unter Feldmarschalleutnant von Gablenz, welche die Mitte der langen Angriffs-

front bildeten, nach dem glücklichen Gefecht bei Oberselk (3. Februar) bis an das Dänenwerk vor; als sie aber nun zum Sturm darauf sich anschickten, sahen sie, daß die Dänen es schon mit Zurücklassung zahlreicher Geschütze — um nicht zwischen zwei Feuer zu geraten — aufgegeben und in der Nacht vom 5. zum 6. Februar den Rückzug angetreten hatten. Eile that ja freilich not, sollten nicht die Preußen sie von ihrer zweiten Verteidigungslinie, den Schanzenreihen bei Düppel auf der Halbinsel Sundewitt, abschneiden. Ohne Verzug setzte Gablenz den Abziehenden nach und brachte ihrer Nachhut bei Översee am 6. Februar eine empfindliche Schlappe bei; und am nächsten Tage schon rückten die Verbündeten in Flensburg ein, wo sie Civilkommissare zur Verwaltung des Herzogtums Schleswig einsetzten und allenthalben die Zeichen der dänischen Herrschaft beseitigen ließen.

Unterdes rückte auch die preußische Garde, welche den linken Flügel der Verbündeten bildete, nach Norden vor, drang in Jütland ein und warf die Dänen in die Festung Fridericia zurück. Ihr folgten Anfang März die Österreicher und besetzten nach einem siegreichen Gefechte Veile. Bis an den Limfjord drangen jetzt die Verbündeten vor, dann wandten sie sich wieder südwärts: ein Teil der Garde begann mit den Österreichern zusammen die Belagerung von Friedericia, der andere rückte vor die Düppeler Schanzen, zu deren Erstürmung nunmehr Prinz Friedrich Karl sich anschickte.

Während so die Verbündeten zu Lande Erfolg um Erfolg errangen, hatte die von der dänischen Flotte blockierte deutsche Küste und die deutsche Handelsflotte schwer dafür zu büßen, daß das preußische Abgeordnetenhaus den Roonschen Antrag auf Entwickelung der preußischen Flotte zu Falle gebracht hatte. So war die noch in ihren Anfängen befindliche preußische Flotte der dänischen nicht gewachsen. Gleichwohl wagte es der Contreadmiral Jachmann am 17. März mit nur drei Schiffen (43 Kanonen) sich auf der Höhe von Arkona einer dänischen Flotte von 7 Schiffen (167 Kanonen) entgegenzustellen, ohne daß diese des verwegenen Angreifers Herr zu werden vermochten.

Es war eine doppelte Reihe sehr starker Schanzen, hinter welche die Dänen sich bei Düppel, der Insel Alsen gegenüber, zurückgezogen hatten. Den Alsensund beherrschte, von anderen Schiffen unterstützt, ihr Monitor Rolf Krake. Es bedurfte zur Überwindung der Schanzen schweren Belagerungsgeschützes; so vergingen, bis dies von den Preußen herbeigeschafft war, die ersten Wochen zwar nicht ohne blutige Kämpfe, doch ohne Entscheidung. Erst am 30. März konnte die erste Parallele ausgehoben, erst am 7. April mit der Beschießung begonnen werden. Auf den 18. April, vormittags zehn Uhr, war der Sturm gegen die Schanzen angesetzt.

Die preußischen Soldaten nahmen das Abendmahl: sie waren entschlossen zu siegen oder zu fallen. Aus allen Bataillonen wurden die Sturmkolonnen ausgelost; denn ein jedes verlangte seinen Anteil an dem Kampfe. In den Laufgräben standen sie in der milden Frühlingsnacht bereit. Morgens um 3 Uhr begann das Bombardement; stündlich steigerte sich die Heftigkeit, bis um 8 Uhr etwa 30 Schüsse in der Sekunde fielen. Da schlug die Turmuhr in dem Dorfe Düppel zehn. Mit dem Glockenschlage schwiegen sämtliche Geschütze; und gleichzeitig gegen die sechs Schanzen der ersten Reihe rückten im Laufschritte die Sturmkolonnen vor. Voran eine Kompanie in aufgelöster Ordnung, um das Feuer mit der Besatzung zu unterhalten; hinter dieser Pioniere mit Beilen, Faschinen, Hacken, mit Pulversäcken zum Wegsprengen der feindlichen Palissaden; ihnen folgte die erste Kolonne der Sturmmannschaften, etwas weiter zurück die zweite. Die Tamboure schlugen an, mit Hurra ging es vorwärts, die Schanzen hinan. Nach sechs Minuten schon ist die erste erobert. Auf der fünften stößt der Feldwebel Probst vom 64. Regiment, tollkühn eindringend, die Sturmfahne in den Boden. Eine Kugel trifft ihn in den rechten Arm; er nimmt den Degen in die Linke, um die Fahne gegen die andringenden Feinde zu verteidigen. Aber von Kugel und Bajonett zugleich getroffen, stürzt er zusammen; doch die Schanze ist im Besitze der Preußen. Vor der zweiten Schanze stutzt die Sturmkolonne; die Palissaden halten sie auf. „Ich werde mir opfern", ruft der Kanonier Klinke seiner Kolonne zu, „denn 'rein müßt ihr, Kameraden!" Und damit zündet er den Pulversack, den er trägt, mit der Hand an und fliegt mit den zersprengten Sturmpfählen der Schanze zugleich in die Luft. Für den Heldenmut der Preußen giebt es keinen Widerstand: in 22 Minuten sind alle sechs Schanzen erobert.

Nun ging es sofort zum Angriff auf die vier Schanzen der inneren Reihe bis hinauf zur Höhe der Düppelmühle. Ein heißer Kampf entspann sich um die Mühle; indessen trotz tapferer Gegenwehr wurden die Dänen auch aus der zweiten Linie geworfen. Jetzt drehten die Preußen die eroberten Kanonen um und feuerten damit auf den Rolf Krake, sodaß dieser doch für gut fand, schnell abzudampfen; und hätten die Dänen nicht alsbald ihre Pontonbrücke über den Alsensund abgefahren, so würden die Preußen gleich den flüchtenden Dänen nach Alsen gefolgt sein. „Hut ab vor einer solchen Armee!" rief ein österreichischer Offizier aus, der als Augenzeuge dem Sturme beigewohnt hatte. 4846 Mann kostete der Sturm die Dänen; nur die Hälfte davon waren unverwundete Gefangene. 52 Bataillone hatten an dem Kampfe teilgenommen: 43 davon verloren ihre Danebrogs an die Sieger. 118 Kanonen wurden erobert.

Die nächste Folge des glänzenden Düppelsieges war, daß die Dänen jetzt auf die Verteidigung von Friedericia verzichteten. In der Nacht des

28. April räumten sie, 237 Kanonen im Stiche lassend, in aller Stille die Festung.

Nur zur See versuchten sie noch Widerstand. Auf der Höhe von Helgoland griffen sie am 9. Mai ein österreichisch-preußisches Geschwader unter dem österreichischen Contreadmiral Tegetthoff an; aber so wacker widerstand die verbündete Flotte, daß die Dänen, obgleich die österreichische Fregatte Schwarzenberg in Brand geschossen und unter dem Schutze der Fregatte Radetzky sich zurückzuziehen gezwungen wurde, doch trotz ihrer Übermacht nur eine schwache und wirkungslose Verfolgung wagten.

Der Trotz der Dänen war indessen noch lange nicht gebrochen. Zwar ihren Hülferuf hatte Rußland aus Rücksicht auf das befreundete Preußen kurz abgewiesen, Frankreich kühl und bestimmt, England mit dem Ausdrucke „tiefsten Bedauerns“ abgelehnt; aber diplomatisch wenigstens wollte England ihnen helfen. Auf seine Einladung traten die Unterzeichner des Londoner Protokolls zu einer Konferenz in London zusammen; auch der Deutsche Bund, durch Beust vertreten, nahm daran teil. Ein Waffenstillstand als Einleitung des Friedensschlusses ward zwischen den kriegführenden Parteien vermittelt. Aber Dänemark wies jede Zumutung von Nachgeben mit kurzsichtiger Hartnäckigkeit zurück; es glaubte immer noch, wenn es auf seine Inseln sich zurückzöge, den Waffen der Verbündeten widerstehen zu können. So löste sich denn die Konferenz am 25. Juni ergebnislos auf, und der Waffengang begann von neuem.

Auf der Insel Alsen stand in wohlbefestigten Stellungen die Hauptmasse der dänischen Armee, unangreifbar, wie sie meinte, durch den Alsensund gegen die Preußen auf dem Festlande gedeckt. Denn aus ihren Schanzen auf dem hohen Inselufer konnte sie jedes Boot, das etwa die Überfahrt wagte, in Grund schießen oder mit dem Rolf Krake niederrennen.

An Wrangels Stelle war inzwischen Prinz Friedrich Karl getreten, während die Preußen jetzt General Herwarth von Bittenfeld führte: beides Männer, die so leicht sich nicht schrecken ließen. Böte wurden herbeigeschafft, Pontons, um Brücken für Reiterei und Geschütz zu schlagen, bereit gehalten. In der Nacht vom 28. zum 29. Juni sollte das Wagnis des Überganges geschehen. Die Nacht war nebelig, der Wind wehte entgegen. Geräuschlos schifften die Preußen in vier Abteilungen sich ein; mit umwickelten Rudern ruderten sie vorwärts. Es war 2 Uhr; der Morgen begann dunstig zu grauen und entschleierte in unbestimmten Umrissen den Hochrand der Insel. Sie mochten die Hälfte des Weges gewonnen haben, als die dänischen Schildwachen die Verwegenen entdeckten und sofort Feuer gaben. „Hurra!“ riefen die Preußen zur Antwort hinüber und setzten die Ruder ein, daß die Stangen sich bogen. Da donnerten auch schon aus den

Schanzen die dänischen Kanonen, und aus den Schützengräben krachten Salven auf das Wasser. In demselben Augenblick indes dröhnen die preußischen Kanonen vom Ufer her die Antwort; hoch über den Böten hinweg fliegen die Granaten in die dänischen Schanzen hinein. Endlich stoßen die Böte auf; watend gewinnen die Soldaten das Ufer und stürmen, des Pelotonfeuers nicht achtend, die Höhen hinauf. Vertrautes Hurra begrüßt sie: an der Nordspitze der Insel bei Arnkiels ist eine andere Abteilung gelandet. Die Dänen, in die Mitte genommen, flüchten bestürzt aus den Schützengräben; die Preußen dringen in den Rücken der Schanzen und erobern rasch eine nach der andern. Der Rolf Krake unterdessen hatte gegen die Böte sich gar nicht vorgewagt; er lag am Eingange des Sundes und wechselte Kugeln mit den preußischen Strandbatterien.

Landeinwärts bei der Rönhoffschanze indes setzten sich die Dänen; ein hitziges Gefecht entspann sich. Verstärkungen mit Feldgeschützen langten nach und nach an, sodaß das Mißverhältnis der Zahl sich mehr und mehr ausglich. Die Dänen wurden auf Kjär, dann auf Ulkebüll und Sundsmark zurückgeworfen und schifften sich endlich auf der Halbinsel Kekenis in großer Unordnung nach der Insel Fünen ein. Es war 9 Uhr, als die Preußen die Insel Alsen mit der Stadt Sonderburg in ihrer Hand hatten; nachmittags um zwei Uhr befand sich kein dänischer Soldat mehr auf der Insel. 2600 Gefangene, 99 Kanonen, 26 Danebrogs bestätigten den glänzenden Sieg der Preußen.

Nunmehr überschritten die Preußen, während die Österreicher über den Ottensund nach der Insel Mors vordrangen, unter General Vogel von Falckenstein den Limfjord, um auch den Norden von Jütland zu besetzen. Am 12. Juli standen sie auf Kap Skagen, der 10 m hoch aus dem Meer aufsteigenden Nordspitze, bis wohin seit den Tagen Kaiser Ottos I. kein deutscher Kriegsmann mehr vorgedrungen war. Und wenige Tage später mußte sich auch Kapitän Hammer mit seiner Flotille, die das Wattenmeer gedeckt hatte, auf der Insel Föhr ergeben.

Jetzt, wo selbst Fünen bedroht war, erfuhr die Stimmung in Kopenhagen einen jähen Umschlag. Die eben noch so kriegslustigen Eiderdänen verlangten, daß die Reste von Heer und Flotte um die Reichshauptstadt zur Verteidigung gesammelt würden, wenn die Sieger den Frieden verweigern sollten. Allein bereitwillig gewährten diese am 20. Juli Waffenruhe; und schon am 3. August war man über die Bedingungen des Friedens einig; am 30. Oktober wurde er zu Wien unterzeichnet. Der König von Dänemark trat darin alle seine Rechte auf die Herzogtümer Schleswig und Holstein sowie auf das seit 1815 zu Dänemark gehörende Herzogtum Lauenburg an den Kaiser von Österreich und den König von Preußen ab und verpflichtete sich zugleich, „die Dispositionen, welche Preußen und

Österreich in bezug auf die Herzogtümer treffen würden, anzuerkennen.“ Kriegskosten wurden nicht verlangt. So war denn endlich nach langem Sehnen das deutsche Land für Deutschland gewonnen. Zwar die Fortschrittspartei, welche das preußische Abgeordnetenhaus völlig beherrschte, ging in ihrem blinden Parteihaß so weit, auch jetzt noch die nachträgliche Genehmigung der Kriegskosten zu verweigern und den nochmals von Roon vorgelegten Flottengründungsplan zu verwerfen: aber in dem preußischen Volke festigte sich doch das Gefühl, daß die Macht und die Zukunft des Vaterlandes hoch über allem Parteihader stände.

Schleswig-Holstein verlangte mit der Hartnäckigkeit eines von der Mutter Germania arg verzogenen Lieblingskindes, jetzt unter Herzog Friedrich als ein selbständiger Staat anerkannt zu werden. Allein war darum das Blut der wackeren preußischen und österreichischen Soldaten geflossen, damit es nur einen Kleinstaat mehr zu vielen in Deutschland gebe? Und waren jetzt nicht die beiden Großmächte, denen König Christian IX. im Wiener Frieden alle seine Rechte ohne Vorbehalt abgetreten hatte, allein die Herren? Indes hatten sie, als sie ihre Waffengemeinschaft schlossen, über die Zukunft der Herzogtümer keinerlei Abrede miteinander getroffen: jetzt trennten sich ihre Meinungen: Österreich schien geneigt, den Wünschen der Schleswig-Holsteiner sich fügen zu wollen, Preußen aber verlangte, daß in den Herzogtümern „eine wahre Nordmark zu Deutschlands Schutz und Trutz zu Lande und zur See“ errichtet werde; nur unter diesem Vorbehalt wolle es sein Besitzrecht an den Herzog Friedrich abtreten. Und es formulierte, nachdem die Exekutionstruppen des Deutschen Bundes auf das Verlangen der Großmächte Holstein geräumt hatten und die Verwaltung beider Herzogtümer in die Hand eines österreichischen und eines preußischen Civilkommissars übergegangen war, in einer Note vom 22. Februar 1865 seine Bedingungen dahin, daß die Herzogtümer dem Zollvereine beiträten, ihr Post- und Telegraphenwesen an Preußen übergäben, ihre Militärmacht dem Könige von Preußen zur Verfügung stellten, der dafür den Schutz der Herzogtümer gegen jeden Angriff übernähme, und einige strategisch wichtige Punkte, besonders den Kieler Hafen, abträten, während Rendsburg Bundesfestung würde. Wiewohl nun diese „Februarbedingungen“ dem deutschen Interesse nicht weniger entsprachen als dem preußischen, so wies sie der Herzog Friedrich doch als „unannehmbar“ zurück. Auch Österreich war ihnen mit Entschiedenheit entgegen. Graf Mensdorff-Pouilly, eben jetzt mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Österreichs betraut, war unverkennbar bestrebt, die Gegnerschaft gegen Preußen zu betonen und die deutschen Mittel- und Kleinstaaten wieder mehr an Österreich heranzuziehen; jetzt begünstigte er ganz offen die Agitation für den Herzog Friedrich in den Herzogtümern. Darin lag ohne Zweifel eine Beeinträchtigung des preu-

ßischen Mitbesitzrechtes; aber Preußens Beschwerden fruchteten nichts. Es griff daher zur Selbsthülfe, besetzte den Kieler Hafen und wies zwei von den Agitatoren, welche mit besonderer Rührigkeit eine Entscheidung der Großmächte von vornherein zu vereiteln beflissen waren, kurzerhand aus dem Lande. So schärfte sich an der schleswig-holsteinischen Frage immer bedrohlicher der alte Gegensatz der beiden Großmächte: mit jedem Tage, möchte man sagen, stieg ihre Entfremdung. Und Preußen war entschlossen, nicht einen Schritt vor Österreich zurückzuweichen; der Ministerrat, welchen König Wilhelm auf der Reise nach Wildbad Gastein am 21. Juli in Regensburg um sich versammelte, gab seine Entscheidung dahin ab, daß Preußen auf seinen Forderungen zu beharren habe.

Da lenkte denn Österreich ein. Schmerling wurde am 27. Juli 1865 entlassen und das Februarpatent außer Wirkung gesetzt. Das neue Kabinett aber unter dem Vorsitze des Grafen Belcredi war bereit, sich mit Preußen zu verständigen. So wurde denn am 14. August zwischen den beiden Mächten zu Gastein ein Vertrag dahin abgeschlossen, daß in Schleswig Preußen allein, in Holstein Österreich allein die Regierung führen solle. Zugleich verkaufte Österreich sein Mitbesitzrecht an Lauenburg für zweiundeinhalb Millionen dänischer Thaler (5625000 Mark) an Preußen und verpflichtete sich außerdem, durch Holstein für Preußen Etappenstraßen offen zu halten und die Durchführung der „Februarbedingungen“ mit Ausnahme der militärischen Bestimmungen in Holstein gut zu heißen. Der Vorteil des Vertrages war also ausschließlich auf seiten Preußens; König Wilhelm erstattete Bismarck seinen Dank, indem er ihn zum Grafen ernannte. Preußischer Gouverneur in Schleswig wurde der Generalleutnant Edwin von Manteuffel, der als Chef des Militärkabinetts um die Verjüngung des preußischen Offiziercorps die größten Verdienste sich erworben hatte, ein Vetter des früheren Ministerpräsidenten; österreichischer Gouverneur in Holstein wurde Gablenz.

In Wahrheit indes war durch den Gasteiner Vertrag „der Frieden nur geflickt und der Riß im Bau nur verklebt“. Denn der Gegensatz zwischen Preußen und Österreich hatte viel tiefere Wurzeln als die Differenzen über die Elbherzogtümer; in der Stellung beider Mächte in und zu Deutschland lag der wahre Grund. Nur der Ausschluß Österreichs aus Deutschland — das hatte Bismarck schon als Bundestagsgesandter in Frankfurt gesehen — konnte die Lösung bringen. Jetzt hielt er eine Abrechnung mit Österreich „ferro et igni“ für nahe bevorstehend und begab sich nach Biarritz, wo damals der Kaiser Napoleon weilte, um sich bei der herannahenden Auseinandersetzung der beiden deutschen Großmächte über die Neutralität Frankreichs Klarheit zu verschaffen.

Auf die Nachgiebigkeit, welche Österreich zu Gastein bewiesen hatte,

war auch die Wahrnehmung von Einfluß gewesen, daß zwischen Preußen und Italien sich engere Beziehungen anbahnten. Ungestüm verlangte die öffentliche Meinung, von der Regierung des neuerstandenen italischen Königreiches die Befreiung der „gefangenen Tochter Italiens“. Italien hatte daher an Österreich das Anerbieten gerichtet, Venetien ihm abzukaufen. Allein Österreich lehnte diesen Antrag ab und machte nun in Paris Anstrengungen, um für den Fall eines Krieges mit Preußen durch Napoleon die Neutralität Italiens zu erlangen. Denn durch die Hoffnung, durch Preußens Mitwirkung Venetien zu erlangen, wurde Italien dem Gegner Österreichs zugeführt.

Fast schien es nun, als wäre der Gasteiner Vertrag Österreich schnell wieder leid geworden: so offen wurde unter den Augen des österreichischen Gouverneurs die Agitation gegen Preußen in Holstein getrieben. Öffentliche Kundgebungen und Volksversammlungen fanden statt, und die Landespresse triefte von Schmähungen gegen Preußen. Alle Beschwerden Preußens darüber verhallten aber in Wien völlig wirkungslos. König Wilhelm hielt daher unter Zuziehung Manteuffels am 28. Februar 1866 in Berlin einen Kriegsrat; der Beschluß desselben ging dahin, daß es mit der Ehre Preußens unverträglich sei, in der Angelegenheit der Elbherzogtümer sich vor Österreich zu beugen, daß aber ein Anlaß zur Mobilmachung noch nicht vorläge.

Anders dagegen entschied der Kriegsrat, welchen der Kaiser Franz Joseph am 10. März in Wien hielt: Österreich begann sofort mit militärischen Vorbereitungen und Truppenansammlungen in Böhmen und Mähren und sprach am 16. März den ihm befreundeten deutschen Regierungen vertraulich die Erwartung aus, daß sie, falls es zum Bruche mit Preußen käme, für Mobilmachung der deutschen Bundeskontingente und für Bundesexekution stimmen würden. Dem gegenüber richtete nun auch Preußen seinerseits die Anfrage an die deutschen Regierungen, „ob und in welchem Maße es auf deren Unterstützung in dem Falle rechnen könne, wenn es von Österreich angegriffen oder durch unzweideutige Drohungen zum Kriege genötigt werde“. Zugleich brachte es wiederum die so notwendige Bundesreform in Anregung. Allein die Antworten blieben teils ganz aus, teils lauteten sie ausweichend. Daher zögerte jetzt Preußen nicht länger, auf drei Monate mit Italien „ein Schutz- und Trutzbündnis“ abzuschließen, in welchem sich Italien den Erwerb von Venetien, Preußen den einer mindestens ebenso großen Gebietserweiterung ausbedang. Das Ob und Wann der Kriegseröffnung war darin ausschließlich in Preußens Hand gelegt; als Kriegsfall war bezeichnet, „wenn Preußens Antrag wegen einer den Bedürfnissen der Nation entsprechenden Bundesreform zurückgewiesen würde“. Denn nur für die Neugestaltung Deutschlands, nicht für die schleswig-holsteinische Frage wollte Preußen das Schwert ziehen. Demnach richtete es am Tage

nach der Bündnisunterzeichnung, am 9. April, an den Bundestag den Antrag auf Einberufung einer aus allgemeinen direkten Wahlen hervorgehenden deutschen Nationalversammlung. Der Bundestag überwies den Antrag einer Kommission und diese legte ihn ruhig beiseite.

Hand am Schwerte standen die beiden Gegner sich gegenüber: denn infolge der österreichischen Rüstungen hatte auch Preußen in den letzten Tagen des März mit militärischen Vorbereitungen begonnen. Jeder warf dem andern vor, zum Kriege herausgefordert zu haben: jeder lehnte von sich den Vorwurf ab. Da schlug Österreich die gleichzeitige Abrüstung vor: sofort ging Preußen darauf ein; aber Österreich erklärte, nur gegen Preußen, nicht auch gegen Italien, das ja ebenfalls gerüstet habe, abrüsten zu wollen. Preußen dagegen verlangte, daß die Abrüstung aller drei Mächte eine vollständige sein müsse; das aber lehnte Österreich ab. Jetzt versuchten die Westmächte noch einen letzten Schritt der Vermittelung: sie schlugen einen Kongreß der Großmächte zur Schlichtung der streitigen Fragen vor. Damit war Preußen einverstanden; Österreich jedoch wollte ihn nur unter der Bedingung sich gefallen lassen, daß „von keiner Seite ein Anspruch auf eine Gebietsvergrößerung erhoben werden dürfe". Also die Entscheidung über Schleswig-Holstein und Venetien, um derentwillen überhaupt nur der Kongreß vorgeschlagen wurde, sollte von vornherein ausgeschlossen werden! Der Vorschlag Österreichs ging vielmehr dahin, daß die beiden deutschen Großmächte gemeinsam die Entscheidung über die Elbherzogtümer dem Bundestage übertragen sollten. Preußen lehnte dies ab, weil der Wiener Frieden ausschließlich die beiden Großmächte zu Herren der Herzogtümer gemacht habe. Österreich gab darauf keine Antwort; Woche um Woche verstrich: stimmte es also der preußischen Auffassung bei? Aber warum setzte es dann mit aller Beschleunigung seine Rüstungen fort? Da, am 1. Juni, als die Rüstungen wohl genügend gefördert schienen, übertrug es, ohne sich an Preußens Einsprache zu kehren, ja, ohne auch nur Preußen, als wenn es Alleinbesitzer wäre, vorher zu benachrichtigen, die Entscheidung der schleswig-holsteinischen Frage dem Bundestage und beauftragte zugleich Gablenz, die holsteinischen Stände auf den 11. Juni einzuberufen.

Das war ein Schlag, vor aller Welt Preußen ins Gesicht gegeben! Jetzt gab es keinen Ausgleich mehr.

Drittes Kapitel.

Die Abrechnung mit Österreich.

Österreich hatte den Gasteiner Vertrag zerrissen; Preußen stellte sich also „auf den Boden des Wiener Friedens“, und Manteuffel kündigte dem österreichischen Gouverneur an, daß er demgemäß wieder in Holstein einrücken würde, um es gemeinsam mit Österreich zu besetzen, indem er Gablenz freistellte, in der gleichen Weise in Schleswig zu verfahren. Indes dieser zog es vor, mit seiner Brigade vor den am 7. Juni aus Schleswig in Holstein einrückenden Preußen sich über die Elbe nach Hannover zurückzuziehen.

Preußen legte unterdessen den deutschen Regierungen seinen weiter ausgeführten Entwurf einer Bundesreform, durch welchen Österreich ganz aus Deutschland ausgeschieden wurde, vor: allein er kam nicht mehr zur Verhandlung. Denn schon am 11. Juni beantragte Österreich bei dem Bundestage die Mobilmachung sämtlicher nichtpreußischen Kontingente. Und so eilig hatten es Österreich und seine Freunde zu offenem Bruche mit Preußen zu gelangen, daß schon nach drei Tagen die Abstimmung über den österreichischen Antrag erfolgen sollte. Der preußische Bundestagsgesandte von Savigny legte Verwahrung gegen die augenfällige Verletzung der durch die Bundesverfassung vorgeschriebenen Formen ein und enthielt sich der Abstimmung. Das Ergebnis derselben war, daß nur eine Minorität von fünf Stimmen (Weimar, die thüringischen Staaten, Luxemburg, beide Mecklenburg, Oldenburg, Anhalt, Schwarzburg und die freien Städte außer Frankfurt) dem Antrage entgegentrat, während Baden der Abstimmung sich enthielt. Da erhob sich Savigny, erklärte durch den gefaßten Beschluß den Bundesvertrag für gebrochen und damit den Deutschen Bund für aufgelöst und verließ die Bundesversammlung.

Aber nicht bloß der Bundestag, sondern auch der Nationalverein entschied sich gegen Preußen: er legte Protest gegen den Ausbruch des Krieges ein und verwarf das preußische Bundesreformprojekt; denn auch jetzt noch war der Fortschrittspartei, die in dem Vereine das große Wort führte, das Verständnis für die großen Gedanken Bismarcks nicht aufgegangen. Besonders kriegerisch war zudem die Bevölkerung Süddeutschlands gegen

Preußen gestimmt. Selbst in Baden wurde der Großherzog Friedrich, König Wilhelms Schwiegersohn, durch die allgemeine Volksstimmung zur Berufung des Ministeriums Edelsheim gedrängt, welches sofort auf die Seite Österreichs trat. Kriegslustig drohten die Süddeutschen Preußen mit ihrem Einmarsch; aber dann warteten sie doch lieber, ob Preußen auch wirklich sie angreifen würde.

In der That lag König Wilhelm alles daran, den Kampf mit den deutschen Genossen Österreichs zu vermeiden. Er richtete daher am 15. Juni an die Könige von Sachsen und Hannover, sowie an den Kurfürsten von Hessen eine „Sommation", in welcher er ihnen unter der Bedingung, daß sie binnen drei Tagen abrüsten und ihre Neutralität aussprechen würden, ihre Souveränetät innerhalb des Rahmens der neuen Bundesverfassung zusicherte; Ablehnung freilich oder Verzögerung der Antwort werde als Kriegserklärung gelten. Indes alle drei Fürsten beantworteten die Sommation ablehnend: sofort rückten nun die Preußen ein und besetzten deren Länder. Der König von Sachsen ging mit seiner Armee nach Böhmen und schloß sich den Österreichern an; die kurhessischen Truppen entwichen nach Frankfurt, wo sich das achte Bundesarmeecorps unter dem Prinzen Alexander von Hessen langsam sammelte; ihr Kurfürst aber, der gezögert hatte rechtzeitig seine Residenz zu verlassen, wurde kriegsgefangen nach Stettin abgeführt. Der König von Hannover überließ den Preußen sein Land und zog von Göttingen, wo er seine Armee konzentriert hatte, südwärts, um durch Thüringen Anschluß an die bayrischen Truppen zu gewinnen. Es galt ihn festzuhalten. Mit nur 8000 Preußen griff daher General von Flies am 27. Juni bei Langensalza die 20000 Hannoveraner an. Sie wurden zum Stehen gebracht, und am nächsten Tage waren die Preußen unter Manteuffel bis Alt-Gottern, unter Beyer bis Hayna, unter Kummer bis Gotha gerückt, sodaß die Hannoveraner, jetzt völlig umstellt, am Morgen des 29. Juni vor den Preußen das Gewehr strecken mußten. Mit einem Schlage waren 20000 wackere Soldaten den Gegnern Preußens entzogen.

Am 20. Juni hatte Italien an Österreich den Krieg erklärt. Um seine Kräfte nicht zu zersplittern, beschloß Österreich sich gegen Italien auf bloße Verteidigung zu beschränken, die ganze Wucht seiner Kraft aber gegen Preußen zu richten. Es war daher fast die ganze österreichische Armee, welche bei Brünn und Olmütz konzentriert war. Langsam rückte sie jetzt von hier nach Böhmen vor und nahm zwischen der Festung Josephstadt und der preußischen Grafschaft Glatz Aufstellung. Hier wollte ihr Anführer, der Feldzeugmeister von Benedek den günstigen Moment abwarten, die einrückenden Armeen des Feindes einzeln zu schlagen und den Zurückgeworfenen dann nach Preußen hinein zu folgen.

Anders Preußen! Von vornherein zum nachdrücklichsten Angriffe entschlossen, drängte es zu rascher Entscheidung. Die Seele der preußischen Kriegführung war als Chef des Generalstabes der General Helmut v. Moltke. Zu Parchim in Mecklenburg am 26. Oktober 1800 geboren, trat er nach dem Vorgange seines Vaters in dänische Dienste; allein schon 1822 entschied er sich für Preußen. Als Hauptmann machte er auf einer Orientreise die Bekanntschaft des mächtigen Seraskiers Chosrew Pascha und blieb, durch diesen veranlaßt, nun vier Jahre als militärischer Ratgeber in der Türkei, nahm auch an der Schlacht bei Nisib 1839 teil, ohne jedoch die von ihm erteilten Ratschläge befolgt zu sehen. Nach Preußen zurückgekehrt, wurde er 1840 dem Generalstabe zugeteilt, war 1855—57 Adjutant des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, übernahm dann die Leitung des Generalstabes und wurde schon 1858 zum Chef desselben ernannt. Bei der Armeereform war er in hervorragender Weise organisatorisch thätig; für den schleswig-holsteinischen Feldzug gab er die allgemeine Direktive. Seine ganze Genialität aber offenbarte er in dem jetzt losbrechenden Kriege gegen Österreich, in welchem ihm die glänzende Durchführung seines Grundsatzes „Getrennt marschieren, vereint schlagen!“ die Bewunderung der ganzen Welt eintrug.

Mit wohl abwägender Kühnheit leitete Moltke von Berlin aus den Einmarsch der preußischen Heere in Böhmen. Am 23. Juni überschritt unter brausendem Hurra früh morgens die Erste preußische Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl von der Lausitz her die österreichische Grenze. Ohne von dem Feinde belästigt zu werden, durchzog sie die schwierigen Gebirgspässe, welche nach Böhmen hineinführen, und besetzte am folgenden Tage die große Fabrikstadt Reichenberg. Erst am 25. Juni stieß sie bei Liebenau auf den Feind. Es war das 60000 Mann starke Corps des Grafen Clam-Gallas, welches Benedek weit gegen Norden vorgeschoben hatte, um die Iserlinie zu behaupten. Mehrere Stunden lang hielt die österreichische Artillerie der preußischen stand; als aber preußische Infanterie zum Angriffe vorging, zogen sich die Österreicher in das verschanzte Dorf Podol zurück. Indes noch in derselben Nacht erstürmten die Preußen das Dorf und die Brücke über die Iser, worauf Clam-Gallas sein ganzes Corps bei Münchengrätz an der Iser konzentrierte.

Gleichzeitig jedoch hatte die Elbarmee unter dem Alsen-Sieger Herwarth von Bittenfeld auf dem Passe von Schluckenau, da die sächsische Feste Königstein das Elbthal sperrte, das Lausitzer Gebirge überstiegen. Sie warf die österreichischen Truppen, welche die Paßausgänge besetzt hielten, bei Hünerwasser am 27. Juni zurück und reichte nun der Ersten Armee die Hand. Dadurch sah sich Clam-Gallas in seiner festen Stellung bei Münchengrätz von zwei Seiten bedroht. Die Divisionen Horn und Fransecky erstürmten die steile Hochfläche des Muskeyberges, und die Di-

vision Münster von der Elbarmee überschritt bei dem Dorfe Haber die Iser. Infolgedessen gab Clam-Gallas das Gefecht auf und zog noch an demselben 28. Juni eilig in südöstlicher Richtung nach Gitschin von dannen. Die ganze Iserlinie war damit für die Österreicher verloren.

Unverzüglich nahm Prinz Friedrich Karl die Verfolgung des weichenden Gegners auf; am Nachmittage des 29. Juni erreichte er ihn. Clam-Gallas hatte mit der Hälfte der sächsischen Truppen, welche bisher seinen linken Flügel gebildet hatten, die Stadt Gitschin besetzt, selbst aber auf den waldigen Felsgruppen vor der Stadt Stellung genommen. Es war eine schwere Aufgabe für die Preußen, die steilen Berglehnen, die staffelförmigen Stellungen der Österreicher zu erstürmen; aber in blutigem Kampfe bis in die Nacht hinein drängte sie den Feind gegen die Stadt und hinter dieselbe zurück. Um Mitternacht rücken sie dann, obgleich von Marsch und Kampf ermüdet, gegen die Stadt vor; ein wilder Kampf entspinnt sich in den engen, dunklen Straßen; allein, als der Morgen graut, ist die Stadt im Besitze der Preußen. Erschöpft und entmutigt gehen die Österreicher und Sachsen südostwärts zurück, um an die Hauptarmee sich anzulehnen; in seine Reserve bei Königgrätz nimmt sie Benedek.

In Gitschin blieb die Erste Armee, während die Elbarmee über Unter-Bautzen und Liban ihren Marsch fortsetzte, einstweilen stehen. Hier hatte sie den Aufmarsch der Zweiten Armee zur ferneren gemeinsamen Aktion abzuwarten. Denn Gitschin war beiden Armeen zum Trefforte bestimmt worden.

Die Zweite Armee, welche der Kronprinz Friedrich Wilhelm aus Mittelschlesien gegen Böhmen heranführte, hatte einen kürzeren, aber schwierigeren Weg. Die Straßen durch das Gebirge bildeten lange Defiléen: und an deren Ausgange stand der Feind. Der Kronprinz ließ daher zunächst auf seinem äußersten linken Flügel das 6. Armeecorps von Neiße in der Richtung auf Olmütz vorgehen, um den Feind in dieser Richtung abzuziehen. Dann überschritt am 26. Juni das erste Armeecorps unter General von Bonin auf der Straße nach Trautenau, das fünfte unter General von Steinmetz auf der Straße nach Nachod und zwischen beiden, sie in Verbindung zu erhalten, das Gardecorps unter dem Prinzen August von Württemberg die österreichische Grenze.

Zur Deckung der Grenze hatte Benedek die Corps von Gablenz und Ramming weit vorgeschoben. Daher stieß Bonin schon am folgenden Morgen in der rings von Höhen eingefaßten Stadt Trautenau auf den Feind. Er trieb ihn aus der Stadt hinaus, ohne in dem sehr schwierigen Gelände ihn weit verfolgen zu können. Der Prinz von Württemberg bot ihm Unterstützung an; allein Bonin hielt das Gefecht für beendigt. So rückte die Garde denn weiter bis Eipel und Kosteletz vor. Unterdessen hatte aber Gablenz von rückwärts Verstärkungen an sich gezogen, und

nahm nun nachmittags den Kampf wieder auf. Acht Bataillone von der zweiten Division Bonins standen in eine mehr als 2000 Schritt lange Linie zwischen Hohenbruck und Alt-Rognitz aufgelöst, $1^1/_2$ km südlich von der Stadt, durch steile, schwer ersteigliche Berge von ihr getrennt, ohne Kavallerie und Artillerie. Auf diese dünne Linie warf sich gegen $4^1/_2$ Uhr Gablenz mit drei Brigaden. Sie war ihnen nicht gewachsen; doch brauchte die österreichische Übermacht $3^1/_2$ Stunde, um die Preußen bis Kriblitz (noch nicht 2 km) zurückzudrängen. Hier endlich fanden die Bataillone Unterstützung und formierten sich nun bei Parschnitz von neuem, den Befehl zum Wiedervorrücken erwartend. Eine Stunde verging. Es wurde dunkel. Da sandte Bonin ihnen den Befehl zum Rückzuge. Langsam und lautlos marschierten sie in das Defilé zurück, während doch Bonin noch 19 Bataillone, sowie die ganze Kavallerie und Artillerie des Corps zur Verfügung hatte, um die Scharte auf der Stelle auszuwetzen.*)

Auf die Meldung von diesem Mißerfolge des ersten Corps (Ost- und Westpreußen) sandte der Kronprinz sofort am nächsten Morgen (den 28. Juni) das Gardecorps gegen den siegreichen Feind vor. Mit rücksichtsloser Tapferkeit griff die erste Gardedivision — 13 Bataillone mit 12 Geschützen — bei Burkersdorf Gablenz an. 28 Bataillone mit 64 Geschützen stellte dieser entgegen; allein selbst diese mehr als zweifache Übermacht vermochte dem siegesfreudigen Ungestüm der preußischen Garde nicht stand zu halten: die Höhen wurden erstürmt und die Feinde weit über Burkersdorf hinausgetrieben; während zu gleicher Zeit die zweite Gardedivision Trautenau zurückeroberte und, was vom Feinde ihr entgegenstand, völlig auseinander sprengte. Von dem Gablenzschen Corps gab es nur noch Trümmer, welche eilig über die Elbe nach Neuschloß zurückwichen. Die Vorhut der Garde aber erstürmte am folgenden Tage trotz der tapferen Gegenwehr des Regimentes Coronini Königinhof, wo sich nunmehr das Gardecorps konzentrierte. Infolgedessen konnte auch das erste Armeecorps sich wieder in Vormarsch setzen. Der Übergang über die obere Elbe war gewonnen.

Eine Strecke von 30 km Weges dehnte sich auf der engen Straße von Reinerz nach Nachod das fünfte Corps hin, welches der greise General von Steinmetz nach Böhmen hinein führte. Beim Vorbrechen aus dem Defilé traf er auf das Rammingsche Corps: er sandte den Kürassierregimentern desselben ein Ulanen- und ein Dragonerregiment entgegen. Die Österreicher wurden geworfen, ein Jägerquarré von den Dragonern niedergeritten; und nun entwickelte sich unaufhaltsam Regiment auf Regiment aus dem Engpasse. Ramming wurde am 27. Juni bei Nachod völlig geschlagen und, lebhaft von der preußischen Reiterei verfolgt, bis nach Skalitz zurückgetrieben.

*) Taktische Rückblicke auf 1866 (Verdy du Vernois), S. 53. 54.

Allein hier zog Benedek das Corps ganz in die Reserve und ließ statt dessen das achte Corps unter dem Erzherzog Leopold in die Gefechtslinie einrücken. So hatten die Preußen, welche die Nacht auf dem Schlachtfelde biwakiert hatten, am nächsten Morgen völlig frische Truppen sich gegenüber. Der Erzherzog eröffnete den Angriff, um die Preußen in das Nachoder Defilé zurückzutreiben; aber bald war auch er auf Skalitz zurückgeworfen. Hier setzten die Österreicher hinter den hohen Eisenbahndämmen sich fest; aber mit gefälltem Bajonett stürmten die Preußen die Dämme hinauf und trieben den Feind westwärts von dannen. Steinmetz setzte sich nunmehr, um den Anschluß an die Garde wiederzugewinnen, auf Königinhof und Gradlitz zu in Marsch; indes bei Schweinschädel verlegte ihm am Nachmittage des 29. Juni das vierte österreichische Corps unter Graf Festetics den Weg: wieder frische Truppen! Aber der Alte ließ sich nicht aufhalten. Das Dorf Schweinschädel wurde erstürmt und die Feinde genötigt aus dem Dorfe und dem benachbarten Walde nordwärts zu entweichen. Schon um 7 1/2 Uhr abends nahm Steinmetz den Marsch nach Gradlitz wieder auf; und ihm folgte das sechste Armeecorps, das bisher noch fast gar nicht am Kampfe teilgenommen hatte. Die Elblinie war von Arnau bis über Königinhof hinaus im Besitze der Preußen.

Wer möchte leugnen, daß König Wilhelm, aufgewachsen in der Anschauung, wie sein Vater und sein Bruder in Österreich die Vormacht Deutschlands zu verehren, nur mit schwerster Überwindung zu dem Entschlusse gekommen war, den von Österreich ihm hingeworfenen Fehdehandschuh aufzunehmen? Mit aufrichtiger Freude hatte er den Gasteiner Vertrag begrüßt: mit um so größerem Schmerze sah er, daß dieser zerrissen wurde. Aber die Reorganisation, welche er trotz des leidenschaftlich-kurzsichtigen Widerstrebens des Abgeordnetenhauses mit heilsamer Unerschütterlichkeit durchgeführt hatte, gab ihm die Mittel, für die Ehre und Machtstellung Preußens mit Nachdruck einzutreten. Wohl hoffte er auf den Sieg, aber er war weit davon entfernt, ihn für ausgemacht zu halten. Auch in dem preußischen Volke gab sich keineswegs eine besondere Kriegsfreudigkeit kund; ja die Liberalen, des Königs Gedanken nicht erfassend, mißbilligten den Krieg durchaus. Mit tiefernster Empfindung beging das preußische Volk den allgemeinen Buß- und Bettag, welchen der König auf den 27. Juni angeordnet hatte. Aber wie stärkten schon die ersten Nachrichten, welche von dem Kriegsschauplatze eintrafen, die Gemüter!

König Wilhelm hatte beschlossen, sobald die Aktionen der Ersten und Zweiten Armee einander sich näherten, auf den Kriegsschauplatz sich zu begeben, um dann beide, wie es notwendig war, zu übereinstimmendem Handeln unter seinen gemeinsamen Oberbefehl zu nehmen. Aber so wenig vertraute er leichthin auf den Sieg, daß er am Abend des 29. Juni selbst seine

Privatpapiere in eine große Kiste packte, damit sie, wenn es not thäte, zur schnellen Wegschaffung bereit wären. Da werden fast gleichzeitig drei Siegesdepeschen ihm gebracht, die ihm die Siege von Skalitz, von Münchengrätz und die Kapitulation von Langensalza melden. Allein, wie es seine Art ist, beendigt er erst die begonnene Beschäftigung; dann giebt er der Freude sich hin. Ein Herr, den er kennt, geht an dem bescheidenen Palais, in welchem der König Unter den Linden wohnte, vorüber: König Wilhelm öffnet das Fenster und ruft mit freudig bewegter Stimme ihm zu: „Mein Sohn hat einen Sieg erfochten. Siegesnachrichten von allen Seiten! Es geht gut. Ich werde alles gleich bekannt machen lassen. Sie können das allen sagen. Meine brave Armee!" Und während der König dann zu seinem Bruder, dem Prinzen Karl, und zur Kronprinzessin eilt, um sie an seiner Freude teilnehmen zu lassen, verliest von der Rampe des Palais ein Adjutant des Königs immer von neuem wieder die Siegesdepeschen. Denn immer neue Volksscharen drängen sich heran, und jeder will sie hören, bis die dichtgedrängte Menge, den Choral „Ein' feste Burg ist unser Gott!" anstimmend, ihrer Empfindung Luft macht. Der Abend senkt sich herab. Der König, zurückgekehrt, öffnet das Fenster und spricht, seine Bewegung kaum meisternd, zu seinem freudig bewegten Volke herzliche Worte des Dankes und zugleich des Abschiedes; und während die Fenster der weiten Stadt sich erleuchten und froh gestimmte Volksscharen die Straßen durchziehen, hören die Wachen im Palais noch fast bis zum grauenden Morgen den König in seinem Arbeitszimmer auf und abgehen.

Am nächsten Morgen verließ König Wilhelm Berlin; in seinem Gefolge befanden sich Moltke und Roon und in der bescheidenen Uniform eines Majors der Landwehrkavallerie Graf Bismarck. Am 2. Juli traf der König in Gitschin ein und übernahm sofort den Oberbefehl über die gesamte preußische Armee.

Es nahte die Entscheidung. Die Elbarmee war mit der Ersten in Verbindung erhalten worden. Auch die Erste und Zweite Armee hatten in siegreichem Vordringen Fühlung miteinander gewonnen; durch das erste Garde-Dragonerregiment war über Arnau die Verbindung zwischen ihnen hergestellt. Es stand ihnen frei, sich zu vereinigen; aber Moltke zog es vor, die Trennung, welche große taktische Vorteile bot, aufrecht zu erhalten. Gefahr lag für sie nicht im mindesten darin; denn da sie nur einen kleinen Tagemarsch von einander entfernt waren, so mußte jeder Feind, der sich zwischen sie wagte, zermalmt werden.

Die österreichische Armee war zurückgegangen. Der Kriegsrat, welchen König Wilhelm am Morgen des 2. Juli in Gitschin hielt, bestimmte daher, daß der 3. Juli ein Ruhetag für die preußische Armee sein sollte. Ausgedehnte Rekognoscierungen stellten jedoch fest, daß Benedek noch vor der

Elbe, zwischen Elbe und Bistritz Aufstellung genommen hatte, sodaß seine Front sich von Benatek bis Nechanitz längs der Bistritz hinzog.

Der König hatte in seinem Quartier, dem „Goldenen Löwen" in Gitschin, den Abend am Schreibtische zugebracht und war im Begriff, sich auf sein schlichtes Feldbett zu legen, als der Chef des Generalstabes der Ersten Armee, General von Voigts-Rheetz, ihm selbst die Meldung von der Aufstellung der Österreicher brachte, welche es ermöglichte, den Gegner noch vor der Elbe zwischen zwei Feuer zu nehmen.

Sollte der König jetzt die Entscheidung herbeiführen? In Gitschin hatte sich auch der französische Gesandte am Berliner Hofe, Graf Benedetti, eingestellt. Der Kaiser von Österreich hatte sich verpflichtet, noch vor der in Aussicht genommenen Eroberung Schlesiens Venetien an Napoleon abzutreten, um ihn für sich zu gewinnen. Das bot nun dem französischen Kaiser, obgleich er am 11. Juni die Neutralität Frankreichs in dem preußisch-österreichischen Kriege versprochen hatte, die willkommene Handhabe, sich in den Konflikt Preußens und Österreichs einzumischen. Denn im Auftrage seines Herrn suchte jetzt Benedetti zu Gunsten Österreichs zu vermitteln. Ihn gebührend zurückweisen hieß vielleicht den Kriegseifer Napoleons entzünden: sicherer war, durch eine rasche Entscheidung ihm zuvorzukommen.

Moltke wurde zum Könige beschieden: das Ergebnis der Beratung war der Beschluß, durch das Zusammenwirken der drei preußischen Armeen am nächsten Tage die Entscheidung herbeizuführen. Der Ruhetagsbefehl wurde daher auf der Stelle zurückgenommen; statt dessen erhielt die Erste Armee die Weisung, schon morgens um 2 Uhr in den ihr angewiesenen Stellungen zum Angriffe bereit zu stehen; ihr fiel die Aufgabe zu, den Feind festzuhalten, daß er nicht hinter die Elbe entweiche. Die Elbarmee sollte durch einen Angriff auf Nechanitz den linken Flügel der Österreicher lahm legen, der Kronprinz aber mit der Zweiten Armee durch einen mächtigen Vorstoß gegen den rechten Flügel die Entscheidung herbeiführen. Um Mitternacht stieg der Flügeladjutant des Königs, Graf Finckenstein, zu Pferde, um auf dem nächsten Wege über Miletin dem Kronprinzen nach Königinhof den Befehl des Königs zu überbringen.

Unruhig brachte König Wilhelm die wenigen Nachtstunden, welche bis zum Beginne der Schlacht noch blieben, in den Kleidern auf einem dürftigen Kanapee zu. Eine Schlacht ist ja unter allen Umständen eine sehr ernste Sache. Zwar die Entscheidung war hier kaum zweifelhaft; denn selbst wenn Prinz Friedrich Karl auf einen übermächtigen Gegner traf und geschlagen wurde, so mußte das Eingreifen des Kronprinzen den Sieg zurückbringen. Bedenken gab es nur für die Elbarmee. Ihr konnte, wenn sie geschlagen wurde, wegen der weiten Entfernung keine Hülfe gebracht werden; und doch mußte sie, um die volle Wirkung zu erzielen, so weit ab detachiert

werden. Im Grunde, darf man sagen, war die Schlacht bei Königgrätz entschieden, bevor sie begonnen wurde: die taktischen Vorteile, welche die doppelte Flankenstellung, dank des wirkungsvoll durchgeführten Aufmarsches der drei Armeen gab, sicherten von vornherein den Erfolg.

Es war die gesamte österreichische Armee, das Hülfscorps der Sachsen eingeschlossen, mit welcher Benedek am 3. Juli den Angriff des Gegners erwartete: 206 000 Mann hatte er bereit, während die Armee des Prinzen Friedrich Karl mit Einschluß der Elbarmee 124 000 Mann, diejenige des Kronprinzen aber nur 97 000 Mann zählte. Er hatte, wenn er denn doch diesseit der Elbe schlagen wollte, das Schlachtfeld sehr günstig gewählt. Die sumpfige Niederung der Bistritz deckte seine Front. Hinter derselben erhebt sich das Land in drei gleichlaufenden Höhenzügen, welche durch flache, muldenförmige Einsenkungen von einander getrennt sind. Zwischen der Bistritz und dem ersten derselben vor den Dörfern Sadowa und Benatek liegen zwei Waldstreifen. Aber dies ganze Vorgelände wird von der Hochfläche von Chlum, der höchsten Erhebung des zweiten Höhenzuges, beherrscht, welcher bei dem Städtchen Nechanitz beginnt. 2 km weiter rückwärts erstreckt sich niedriger der dritte Höhenzug, von dem bis zur Festung Königgrätz das Land mit ganz leichten Hügelgruppen angefüllt ist. Die Dörfer des Schlachtfeldes waren verbarrikadiert, Verhaue angelegt, hinderliche Waldstrecken entfernt, die Geschütze in eingeschnittenen Emplacements untergebracht, die Entfernungen für die Sicherheit des Schusses vorher ausgemessen.

Die Nacht war regnerisch; auch am Morgen noch rieselte ein leiser Regen herab, die Wege aufweichend und die Fernsicht hemmend. Um 2 Uhr stand die Erste Armee in den für die Schlacht ihr angewiesenen Stellungen, die meisten Soldaten fröstelnd und ohne in der Nacht geschlafen zu haben, um 3 Uhr langte die Elbarmee vor Nechanitz an der Bistritz an. Der Morgenwind vertrieb den Nebel etwas, und nun vermochte man auf der vom jenseitigen Ufer der Bistritz emporsteigenden Anhöhe die Stellung der Österreicher zu erkennen. Sie bildete von dem Dorfe Prim bis zu dem Dorfe Horeniowes eine 10 km lange, hakenförmig eingebogene Linie; das Centrum befand sich vor Chlum, dessen Kirchturm den Hügel überragte. Man sah, daß es die ganze Armee des Feindes war, die man vor sich hatte.

Etwas vor 7 Uhr fiel der erste Schuß; jedoch wegen des Nebels wurde die Kanonade längs der ganzen Bistritzlinie erst nach 8 Uhr eröffnet. Aber dann legte sich der Pulverdampf in die Niederungen, alles wieder verhüllend. Unter dem Feuer der Feinde schlug die Elbarmee bei Nechanitz eine Brücke über die Bistritz und griff die Sachsen an. Diese hatten bei Prim und Problus eine sehr günstige Aufstellung; ein heftiger Kampf entspann sich um die beiden Dörfer, bis die Preußen sie erstürmten und jeden Angriff der Feinde, sie wiederzunehmen, erfolgreich zurückwiesen.

Unterdessen überschritt die Avantgarde der Ersten Armee bei Sadowa [sprich: ßádowa] die Bistritz. Das zweite Armeecorps, die Pommern, wandten sich jenseit des Flusses gegen Dohalicka und Dohalitz, eroberten die Dörfer und Waldstrecken der Niederung und setzten sich darin fest. Sechs Stunden lang überschütteten 200 österreichische Kanonen sie mit Granaten, aber sie wichen nicht von der Stelle. Neben ihnen hatte die Division Horn vom vierten Armeecorps, den Sachsen, Sadowa erobert und nach hartem Kampfe in einem Walde östlich von dem Dorfe sich festgesetzt; die Division Fransecky aber, auf den äußersten linken Flügel der Armee vorgeschoben, sah nach der Erstürmung von Benatek sich in ein hitziges Gefecht um den Wald von Maslowed, südöstlich von Benatek, verwickelt; denn nur durch den Besitz dieses Waldes konnten sie ihre Verbindung mit der Division Horn herstellen. Bald drang sie mit dem Bajonett in das Gehölz ein, ja es gab Augenblicke, wo sie es wirklich in Besitz hatte; dann aber wurde dasselbe von den Feinden mit einem solchen Hagel von Geschossen überschüttet, daß die Wirkung der Kugeln und herabgeschmetterten Baumäste fürchterlich war und es bei dem nächsten Vorstoße der Österreicher wieder verloren ging. Stundenlang behauptete sich die einzige Division gegen zwei Armeecorps, die allmählich gegen sie entwickelt wurden; endlich wurde sie von der Übermacht nach Benatek zurückgedrängt. „Nicht weiter zurück!" rief General von Fransecky seinen Leuten zu. „Hier sterben wir!"

König Wilhelm hatte schon um 5 Uhr früh Gitschin zu Wagen verlassen, seiner siebzig Jahre nicht achtend, um sich auf das Schlachtfeld zu begeben; um 8 Uhr bestieg er bei Klenitz, hinter Sadowa, sein Leibpferd, die braune Stute „Fenella", welche von diesem Tage an „Sadowa" genannt wurde. In einen grauen Mantel gehüllt, nur mit dem Orden pour le mérite geschmückt, ritt er, von den Truppen mit lautem Hurra begrüßt, auf einen Sadowa gegenüber liegenden Hügel hinauf, von welchem aus General von Horn den Aufmarsch seiner Division leitete. Dringend bat Horn den König, sich zurückzuziehen, da der Platz innerhalb der Schußweite der österreichischen Geschütze läge: ohne Erfolg. Eine Granate fuhr in den Baum, neben welchem der König hielt und überschüttete ihn mit einem Schauer von Blättern und Zweigen, und eine zweite flog sausend über die Köpfe fort und platzte im Hintergrunde. Da befahl der König, daß seine Suite sich mehr zerstreuen solle, um nicht durch das Funkeln der glänzenden Uniformen den feindlichen Kanonieren einen bequemen Zielpunkt zu geben und ritt näher an die Österreicher heran den Roskoberg hinauf, dessen Höhe einen besseren Überblick über die feindliche Schlachtreihe gewährte. Jetzt leitete der König persönlich die Schlacht. Das dritte Armeecorps, die Brandenburger, das als Reserve hatte dienen sollen, wurde herangezogen, um Sadowa zu behaupten und die Division Horn zu unterstützen. Bis auf

den letzten Mann stand die Erste Armee im Feuer: sie behauptete sich in ihren Stellungen, aber vorwärts zu bringen vermochte sie bei der großen Übermacht der Feinde die Schlacht nicht. Die österreichischen Jäger begrüßten Benedek mit fröhlichem Hutschwenken: so entschieden schien ihnen schon ihr rechter Flügel im Siege. „Kinder, wartet bis morgen!“ antwortete er ihnen bedenklich; er wußte besser als die Fröhlichen, was von der Armee des preußischen Kronprinzen ihm drohte.

Bei Nacht in völlig unbekannter Gegend hatte Graf Finckenstein doch den beinahe 40 km langen Weg nach Königinhof in weniger als vier Stunden zurückgelegt: um 4 Uhr morgens empfing der Kronprinz den Befehl zum Vorrücken der gesamten Zweiten Armee, und eine Stunde später schon hatte jedes Corps derselben die Ordre, mit Zurücklassung der Bagage und des Trains sobald wie möglich aufzubrechen.

Trotz der grundlosen Wege immer querfeldein marschierend, langte die erste Gardedivision schon um $11^1/_4$ Uhr auf den Höhen von Choteborek an und ging sofort zum Angriff auf den äußersten rechten Flügel der Österreicher bei Horeniowes vor. Das Dorf wurde erobert. Ohne Zaudern nahm der Kronprinz jetzt den Kirchturm von Chlum zum Ziele, welcher über dem Pulverdampfe sichtbar war. Ein paar tausend Schritt hinter der Gefechtslinie drang die Division vor und nahm, ohne erheblichem Widerstande zu begegnen, noch vor 3 Uhr nachmittags das Dorf Chlum. Jetzt aber führte Benedek seine Reserven herbei, um das Dorf, das den Schlüssel seiner Aufstellung bildete, zurückzugewinnen. Aber die preußische Garde war entschlossen, es nicht fahren zu lassen. Ein äußerst hitziger Kampf entspann sich, bis die zweite Gardedivision den arg bedrängten Kameraden Hülfe brachte und zwei andere Armeecorps aus dem Trotinkathal im Rücken der Österreicher die Höhe hinaufstürmten. Viermal waren die österreichischen Kolonnen angestürmt; viermal waren sie zurückgeworfen; jetzt erst verzichteten sie darauf, das Dorf wiederzunehmen. Der erste Kanonenschuß der Garde — um $11^3/_4$ Uhr — hatte das Antlitz der Schlacht verändert: jetzt war sie entschieden. Die Kraft des Widerstandes der Österreicher war gebrochen; das Artilleriefeuer ermattete, die Infanterie ging zurück. Jetzt bekam Fransecky Luft und eroberte vordringend Cistowes. „Das Ganze vor!“ befahl König Wilhelm, und in einem einzigen ungeheuren Angriff rückte jetzt die ganze preußische Schlachtreihe vor, von Höhenzug zu Höhenzug die Österreicher zurücktreibend.

Bald aber wird der Rückzug der Österreicher hastiger; hier und da artete er schon in Flucht aus. Der König setzte sich selbst an die Spitze der gesamten Reservekavallerie der Ersten Armee; der Boden dröhnte unter der gewaltigen Masse der auf die Flüchtigen einsprengenden Reiter. Mit Todesverachtung warf sich, das Fußvolk zu decken, die österreichische Reserve-

reiterei den heranjagenden Preußen entgegen: ein furchtbarer Zusammenstoß erfolgte, aber den Preußen blieb der Sieg. Erst die Nacht und die Kanonen von Königgrätz setzten der Verfolgung ein Ziel.

Die größte Schlacht des neunzehnten Jahrhunderts war geschlagen; mehr Kämpfer als in der Leipziger Völkerschlacht hatten bei Königgrätz gegeneinander im Feuer gestanden. Etwas über 9000 Mann kostete die Preußen ihr glänzender Sieg; aber der Verlust der Österreicher belief sich auf 44200 Mann, darunter 9800 unverwundete Gefangene. An Siegestrophäen fielen dem Sieger fünf Fahnen, 160 österreichische, eine sächsische Kanone und eine ungeheure Menge von Kriegsmaterial in die Hand.

Am Abend beritt König Wilhelm einen Teil des Schlachtfeldes, um seine Truppen zu begrüßen. Mit Jubel empfingen sie, wo er sich zeigte, ihren Kriegsherrn, der, den ganzen Tag im Sattel, mehrmals im feindlichen Granatfeuer, die Mühen und Anstrengungen wie die Gefahren des Tages mit ihnen geteilt hatte und küßten ihm, sich herzudrängend, die Hände. Es war schon spät geworden, als der König endlich nach langem Suchen auf der Wiese nordöstlich von Problus den Kronprinzen fand. Mit tiefer Bewegung umarmte und küßte er ihn und hängte den eigenen Orden pour le mérite dem siegbekränzten Sohne um; dann ritt er weiter. Jetzt erst, als das Tagewerk gethan schien, ward der König inne, daß er den ganzen Tag nichts gegessen hatte. Aber niemand aus der ganzen Suite hatte Proviant bei sich. Nur ein Feldgendarm zog aus seinem Brotbeutel ein trockenes Stück Schwarzbrot, unschlüssig, ob er es wagen dürfe, seinem Könige es anzubieten; aber mit freundlichem Dankeswort nahm es der König entgegen. Und nun bot ein Sergeant seine Feldflasche dar, die noch einen Rest sauren Landweines enthielt. Das war an seinem herrlichen Siegestage des Preußenkönigs Mahlzeit. Zur Nacht blieb er in Horicz, in des Prinzen Friedrich Karl Quartier. Ein Bett war für den greisen Fürsten in dem ärmlichen Hause nicht aufzutreiben; seine Schreibmappe als Kopfkissen, seinen Mantel als Decke benutzend, schlief er auf dem uralten Sofa des tschechischen Wirtes jetzt fest und tief, wie in den Tagen glücklicher Jugend.

Nach den ununterbrochenen Anstrengungen des „siebentägigen“ Krieges bedurfte die siegreiche Armee der Ruhe; sie nahm daher erst am 6. Juli ihren Vormarsch wieder auf: über Iglau rückte die Elbarmee, über Brünn die Erste Armee direkt auf Wien los; die Zweite Armee dagegen wandte sich zunächst nach Olmütz. Denn in dem verschanzten Lager vor Olmütz hatte Benedek mit seinem schwer getroffenen Corps Zuflucht gesucht; nur das Corps von Gablenz und die Kavalleriedivision des Prinzen von Schleswig-Holstein hatte er über Brünn nach Wien entsandt, um den Bau der Florisdorfer Schanzen vor Wien und damit den Donauübergang zu decken. Zugleich aber sollte ein Teil der in Italien kämpfenden „Südarmee“ zum

Schutze Wiens herangezogen werden. Um Zeit hierfür zu gewinnen, wurde daher Gablenz mit der Bitte um Waffenstillstand in das preußische Hauptquartier gesandt. Und auch Napoleon, an welchen Österreich nunmehr definitiv Venetien abgetreten hatte, richtete an König Wilhelm den Vorschlag, mit ihm über die Bedingungen zu verhandeln, unter welchem der Friede mit Österreich wieder hergestellt werden könne. Da nun aber die Südarmee schon im Anmarsche war, um an der Donau mit Benedeks Nordarmee unter dem gemeinsamen Oberbefehle des Erzherzogs Albrecht gegen Preußen sich zu vereinigen, so erklärte Preußen, nur unter der Bedingung Waffenruhe gewähren zu können, daß sämtliche Truppen während derselben ihre Bewegungen einzustellen hätten. Auf diese Vorbedingung indes weigerte sich Österreich einzugehen. So nahm der Kampf denn seinen Fortgang.

Drei Corps der Nordarmee hatte Benedek auf der Eisenbahn von Olmütz nach Wien gesandt, als auch schon die Spitzen der Zweiten Armee der Preußen in das Marchthal vordrangen. Die Brigade Malotki vom ersten Armeecorps warf sich am 15. Juli auf die langen Kolonnen des auf der Chaussee aus Olmütz südwärts ziehenden Feindes und erstürmte das Dorf Tobitschau an der Blatta, während preußische Kavallerie bei Biskupitz etwas weiter flußaufwärts sogar das Flüßchen überschritt. Gegen die Verwegenen eröffneten 20 österreichische Geschütze in langer Linie ein heftiges Kartätschenfeuer; allein zwei Schwadronen des fünften Kürassierregimentes ritten in sausendem Galopp mitten hinein in die feuernden Geschütze, eroberten 18 und brachten sie mit voller Bespannung und Bedienung im Triumphe zu ihrem Regimente. Die Österreicher zogen sich infolgedessen nach Olmütz zurück, und die Preußen fuhren auf der Chaussee, die Straße völlig verlegend, ihre Geschütze auf. Selbst bis nach der wichtigen Eisenbahnstation Prerau machten sie einen Vorstoß. In Gewaltmärschen überschritt daher Benedek auf dem Jawornikpasse die Kleinen Karpathen, um das Waagthal hinab zur Donau zu gelangen.

Unterdessen sahen die beiden anderen Armeen der Preußen schon in der Ferne, jenseit der Donau den Wiener St. Stephansturm glitzern. Denn bis Stockerau schon, 26 km von Wien, waren die Spitzen der Elbarmee, bis Gänserndorf, 31 km von Wien, die Vortruppen der Ersten Armee gelangt. Nach Preßburg zu, gegen die Kleinen Karpathen hatte Prinz Friedrich Karl das vierte Armeecorps bis Stampfen vorgeschoben. Aber den Preußen den Weg nach Ungarn hinein zu verlegen, stand vor Preßburg das zweite österreichische Corps unter Graf Thun und die Brigade Mondl vom zehnten Corps. Fransecky indes, der an diesem Tage das ganze vierte Corps führte, rückte am 22. Juli gegen die Feinde vor. Links über die Karpathen sandte er die Brigade Bose dem Gegner in die Flanke, den er selbst durch einen heftigen Artilleriekampf bei Blumenau in seinen Stel-

lungen so lange festhielt, bis Bose zur Stelle war. In äußerst beschwerlichem Marsche überschritt Bose das Gebirge und warf die Brigade Henriquez, welche am Paßausgange sich ihm entgegenstellte, auf Preßburg zurück. Zwischen zwei Feuer waren somit die Österreicher genommen, ihrer Vernichtung sicher; da erschienen um Mittag österreichische Parlamentäre und verkündigten, daß soeben eine fünftägige Waffenruhe für beide Heere begonnen habe. Das Gefecht mußte abgebrochen werden: an der Front Boses vorüber zogen sich die Österreicher unversehrt nach Preßburg zurück.

Die Meldung war richtig. Österreich, im Herzen des Reiches bedroht, hatte sich anders besonnen. Durch die Vermittelung Benedettis war daher jetzt zur Einleitung der Friedensverhandlungen die Waffenruhe zustande gekommen. Vor ihrem Ablaufe wurden in Schloß Nikolsburg, dem Hauptquartiere König Wilhelms, am 26. Juli die Friedenspräliminarien unterzeichnet und ein Waffenstillstand von vierwöchentlicher Dauer verkündigt. König Wilhelm machte Halt in seinem Siegeszuge: er kehrte nach Berlin zurück, von dem brausenden Jubel seines Volkes empfangen.

Damit war denn auch Österreichs Kampf gegen Italien zu Ende. Weder zu Lande noch zur See hatte Italien sich den österreichischen Waffen gewachsen gezeigt; aber Preußens Sieg trug ihm doch das ersehnte Venetien ein, das Napoleon, den Wünschen des Volkes folgend, an Italien überließ. Freilich erstrebte es auch den italienisch redenden Teil von Tirol. Indes Preußens Einsprache erhielt diesen Österreich, das dafür jedoch zur Anerkennung des Königreiches Italien sich bequemen mußte: womit es denn vor Europa der so lange geübten mittelbaren Oberherrschaft über Italien entsagte.

Allein viel schwerer kam es Österreich an, in Nikolsburg der Oberherrschaft über Deutschland zu entsagen. Denn mit Recht sah es in der bisher geübten Beherrschung des Deutschen Bundes ein Fundament seiner europäischen Machtstellung wie seiner inneren Staatseinheit dem zwieträchtigen Völkergemisch seines großen Reiches gegenüber. Jetzt aber machte Preußen den Frieden davon abhängig, daß Österreich überhaupt aus Deutschland ausschiede, und hielt an dieser seiner obersten, aber auch schwersten Forderung mit unerschütterlicher Festigkeit fest! Das eben war es, warum der gewaltige Krieg geführt war; denn nur nach dem Ausscheiden Österreichs konnte Deutschland sich national gestalten. Darum unterzeichnete König Wilhelm auch, erst nachdem Österreich seinem Ausscheiden aus Deutschland sich gefügt hatte, die Friedenspräliminarien und den Waffenstillstand.

Auf dieser Grundlage wurde nun am 23. August 1866 der Frieden zu Prag zwischen Preußen und Österreich abgeschlossen. In demselben erkannte der Kaiser von Österreich die Auflösung des bisherigen Deutschen

Bundes an und gab seine Zustimmung zu einer neuen Gestaltung Deutschlands ohne Beteiligung des österreichischen Kaiserstaates (Artikel 4). Ferner trat er sein Mitbesitzerrecht an Schleswig-Holstein dem Könige von Preußen, wenngleich mit der Einschränkung ab, daß, „falls die nördlichen Distrikte von Schleswig durch freie Abstimmung den Wunsch zu erkennen geben, mit Dänemark vereinigt zu werden, sie an Dänemark abgetreten werden sollten" (Art. 5): eine Einschränkung, welche lediglich einem dringenden Wunsche des Kaisers Napoleon ihre Aufnahme in den Artikel verdankte und 1877 durch ein Sonderabkommen zwischen Preußen und Österreich wieder beseitigt worden ist. Endlich zahlte Österreich 40 Millionen Thaler (120 Mill. Mark) Kriegsentschädigung, wovon 20 bar erlegt, 15 für die Elbherzogtümer und 5 für die bis zum Friedensschlusse zu gewährende freie Verpflegung des preußischen Heeres gerechnet werden sollten.

Das war ein großer Erfolg; und es war seine brave Armee, der Preußen ihn verdankte. Tapfere Gegner — wer wollte es verkennen? — hatten ihr gegenübergestanden. Aber die Preußen hatten sich ihnen überlegen gezeigt in der Energie und Schnelligkeit des Handelns, in der trefflichen und sorgfältigen Vorbereitung auf einen großen Krieg, in der guten Führung und staunenswerten Leistungsfähigkeit der Truppen. Das Zündnadelgewehr, die bessere Waffe der preußischen Infanterie, entschied ebenso wenig, wie die gezogenen Kanonen der Österreicher, denen Preußen noch zu drei Fünfteln nur glatte Vorderlader entgegenzustellen hatte. „Wir wurden geschlagen", sagt ein österreichischer Fachmann,*) „weil die Intelligenz über uns siegte, die mit veralteten Systemen schon längst gebrochen und sich die Erfahrungen der neueren Kriege zu Nutzen gemacht hatte". Es war eben die intelligentere Tapferkeit der Preußen, welche den Ausschlag gab.

Aber, möchte man fragen, hat Preußen für seinen Ruhm und seine Machtstellung wirklich erreicht, was es erreichen konnte? Der Siegeseinzug in Wien war doch ohne große Opfer möglich? Und konnte nicht Österreich durch die Fortführung des Kampfes leicht zu erheblichen Landabtretungen gezwungen werden? Gewiß: aber die Weisheit König Wilhelms hielt inne. Jetzt war weder der Ehre noch der Machtstellung Österreichs eine Wunde geschlagen, welche unheilbare Feindschaft zwischen die beiden Großmächte hätte pflanzen müssen. Vielmehr gerade die rasche Beendigung des Kampfes, nachdem das Notwendige erreicht war und die Milde der nicht über das Unerläßliche hinausgehenden Bedingungen des Friedens schlossen schon die Wiederherstellung eines freundschaftlichen Verhältnisses zwischen beiden Mächten bedeutungsvoll für die Zukunft in sich.

---

*) Major Gelich, Briefe eines alten Soldaten über den Krieg im Norden, Seite 13.

Viertes Kapitel.

Der Norddeutsche Bund.

Im vierten Artikel des Prager Friedens versprach Österreich auch, „das engere Bundesverhältnis anzuerkennen, welches Seine Majestät der König von Preußen nördlich von der Linie des Mains begründen wird, und erklärt sich damit einverstanden, daß die südlich von dieser Linie gelegenen deutschen Staaten in einen Verein zusammentreten, dessen nationale Verbindung mit dem Norddeutschen Bunde der näheren Verständigung zwischen beiden vorbehalten bleibt." Damit waren die Grundzüge angedeutet, nach welchen die Neugestaltung Deutschlands sich zunächst vollziehen sollte. Auch für sie hatten des Krieges eiserne Würfel die Grundlage geschaffen: in Wahrheit jedoch viel mehr der große Sieg bei Königgrätz als die kriegerischen Zusammenstöße, zu denen sich Preußen mit den deutschen Verbündeten Österreichs gedrängt sah.

Württemberg, Baden, Kurhessen und Hessen-Darmstadt, Nassau und Frankfurt hatten auf den Antrag Österreichs ihre Bundeskontingente aufgeboten; sie bildeten, verstärkt durch sieben Bataillone Österreicher, das achte Bundesarmeecorps. In gleicher Stärke stand das bayrische Heer neben ihm. Das gab zusammen eine stattliche Armee von 100 000 Mann unter dem Oberbefehle des Prinzen Karl von Bayern, tapfer und ausdauernd, aber ohne festen inneren Zusammenhalt und ohne Begeisterung für die Sache, welche sie verfocht. Denn mehr auf das Drängen Österreichs und die zweideutigen Zuflüsterungen Frankreichs hin war die Mobilmachung erfolgt, als weil man sich ernstlich durch Preußen bedroht glaubte. Den heranziehenden Hannoveranern die Hand zu reichen, war das nächste Ziel der Bayern; allein auf die Nachricht von der Katastrophe von Langensalza beschloß Prinz Karl mit dem in der Wetterau stehenden achten Bundescorps sich zu vereinigen, um dann mit ungeheurer Übermacht die heranziehenden Preußen zu erdrücken. Denn Preußen, welches alle seine Kräfte gegen Österreich zusammenfaßte, gebot im Westen nur über die drei Divisionen Manteuffel, Göben und Beyer, zusammen 47 000 Mann, großenteils

schnell zusammengeraffte Truppen, deren Kern das siebente Armeecorps, Westfalen, bildete.

Indessen General Vogel von Falckenstein, der diese „Mainarmee" führte, kam den Plänen des Gegners zuvor. Er schob sich in die Mitte der beiden Armeen, bot ebenso kühn wie geschickt bald der einen, bald der anderen die Stirn und nötigte durch unerwartete Vorstöße sie, immer weiter südwärts auszuweichen. Da scheuchte die Siegeskunde von Königgrätz die Bundestruppen bis nach Frankfurt zurück, und auch die Bayern gingen, von Göben gedrängt, bis hinter die fränkische Saale zurück. Sie erkannten, daß sie für eine verlorene Sache kämpften.

In sehr schwierigen Märschen überschritt jetzt die Mainarmee das Rhöngebirge und erschien in der rechten Flanke der Bayern. Manteuffel griff sie am 10. Juli links bei Waldaschach, Beyer rechts bei Hammelburg an; im Centrum bei Kissingen entspann sich zwischen Göben und dem tapferen bayrischen Generalstabschef von der Tann ein heftiger Kampf: er endigte damit, daß die Preußen die Stadt erstürmten und mit dem Bajonett die Höhen im Osten der Stadt einnahmen. Die Folge war, daß die Bayern bis Schweinfurt und Würzburg zurückgingen. Falckenstein wandte sich daher, in höchst anstrengenden Märschen den Spessart übersteigend, nunmehr gegen die Bundesarmee. Allein diese, auf dem Marsche sich mit den Bayern zu vereinigen, kam ihm entgegen und besetzte die Defiléen, welche aus dem Gebirge herausführen. So sahen sich die Preußen bei ihrem Austritt aus dem Gebirge unversehens bei Laufach am 13. Juli von den Hessen angegriffen; indessen trotz ihrer Ermüdung warfen sie die Angreifer zurück und besetzten Laufach. Am folgenden Tage erneuerte sich bei Aschaffenburg der Kampf: die Preußen warfen die ihnen entgegenstehenden Österreicher und Hessen auf die Stadt zurück und eroberten diese in heftigem Straßenkampfe. Da zogen denn die Bundestruppen südwärts über den Odenwald von dannen, und Falckenstein hielt am 16. Juli seinen Einzug in das feindliche Frankfurt. „Die Länder nördlich des Mains", schrieb Falckenstein an König Wilhelm, „liegen jetzt zu Euer Königlichen Majestät Füßen!"

Aus der alten Bundesstadt berief der König den siegreichen General zum Gouverneur des eroberten Böhmens. Die Führung der jetzt auf 60000 Mann verstärkten Mainarmee erhielt Manteuffel, dessen bisherige Division Flies übernahm. Manteuffel nun brach alsbald von Frankfurt auf und führte mitten in dem gebirgigen Gelände des Odenwaldes eine geschickte Linksschwenkung aus, um an den Tauber zu gelangen, hinter dem die süddeutschen Truppen des Bundescorps Stellung genommen hatten. Am 23. Juli drängte Flies zunächst die Badener ohne Anstrengung zurück; denn diese wollten, wie es schien, einen ernstlichen Kampf vermeiden. Am

folgenden Tage ging dann Manteuffel zum Angriffe auf die Tauberlinie vor. Nach kurzem Kampfe nahm Flies den Hessen Wertheim, Göben den Badenern Worbach, General von Wrangel, welcher Göbens Vorhut führte, den Württembergern Tauberbischofsheim ab. Allein am Nachmittage erneuerten die Württemberger den Kampf um Tauberbischofsheim: fünfmal stürmten sie an, ohne es jedoch wiedergewinnen zu können. Das gesamte Bundescorps zog sich nunmehr auf die bewaldete Hochfläche von Gerchsheim, halbwegs zwischen Tauberbischofsheim und Würzburg, zurück, während nur acht Kilometer entfernt bei Helmstadt die Bayern standen. Dennoch zögerte Manteuffel nicht, am 25. Juli den ihm weit überlegenen Gegner anzugreifen. Flies als Reserve bei Wertheim zurückbehaltend, sandte er Göben gegen Gerchsheim, Beyer gegen Helmstadt vor. Beider Angriff war erfolgreich: das Bundescorps wurde auf Würzburg zurückgeworfen, und auch der linke Flügel der Bayern trotz tapferer Gegenwehr zurückgedrängt. Auch der rechte Flügel der Bayern mußte am folgenden Tage vor Beyer, den Flies unterstützte, bei Üttingen und Roßbrunn weichen und zog sich hinter den Main zurück.

Bei Rottendorf unweit Würzburg konzentrierte sich nunmehr die süddeutsche Macht. Aber ohne Verzug rückte die Mainarmee nach und eröffnete ein heftiges Feuer gegen die Feste Marienberg, die Citadelle von Würzburg. Zugleich bedrohte ein neuer Gegner die Süddeutschen in der Flanke. Der Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin führte das zweite Reserve-Armeecorps, welches 21 000 Mann stark in Leipzig gebildet worden war, heran. Durch das Gefecht bei Seybottenreuth eröffnete er sich den Weg nach Bayern hinein. Am 30. Juli besetzten seine Vortruppen Nürnberg: auf der alten Hohenzollernburg wurde die preußische Fahne aufgezogen: noch einige Tagemärsche, und der Großherzog reichte Manteuffel zu vereintem Angriffe die Hand. Da wurde wie auf dem östlichen Kriegsschauplatze an der Donau, so auch auf dem westlichen am Main Waffenstillstand geschlossen: Würzburg wurde als Friedenspfand den Preußen übergeben, und das Bundesarmeecorps löste sich auf, indem die einzelnen Kontingente von ihren Landesherren heimgerufen wurden. Sie hatten erfahren müssen, daß alle ihre Tapferkeit der überlegenen Führung und militärischen Ausbildung der Preußen nicht gewachsen war. Da konnte es ihnen nicht schwer sein, zu erkennen, was ihnen not that.

Aus Frankfurt vor den siegreichen Waffen nach Augsburg flüchtend, hatte hier trotz allem der Bundestag in dem Gasthause zu den drei Mohren, die schwarzrotgoldene Fahne aufhissend, weiter zu tagen versucht. Aber seit dem 14. Juni erkannte ihn Preußen überhaupt nicht mehr an. Einzeln erschienen daher die süddeutschen Gegner Preußens in Berlin, um von dem Sieger den Frieden zu erbitten. Da bedurfte es nicht langer

Unterhandlungen, daß die entzweiten Brüder sich wieder aussöhnten. Schon am 13. August wurde der Frieden mit Württemberg unterzeichnet, am 17. mit Baden, am 22. mit Bayern, am 3. September mit Hessen-Darmstadt. Nur die Kriegskosten hatten sie zu erlegen: Württemberg 8, Baden 6, Bayern 30, Hessen-Darmstadt 3 Millionen Gulden; außerdem beanspruchte Preußen zu besserer Verbindung seines eigenen Gebietes einige ganz geringfügige Gebietsabtretungen: von Bayern den Kreis Orb, von Hessen-Darmstadt den Kreis Biedenkopf; sowie auch von Hessen-Darmstadt die eben ererbte Landgrafschaft Hessen-Homburg an Preußen überging. Den Abschluß machte der Frieden mit dem Königreich Sachsen am 21. Oktober: es hatte an Kriegskosten zehn Millionen Thaler zu erlegen. Auch mit Meiningen und Reuß-Greiz wurde Frieden geschlossen; nur mit Liechtenstein, das eine Armee von 90 Mann, freilich erst gegen Ende Juli, dem erliegenden Österreich zu Hülfe gesandt hatte, hielt es Preußen nicht der Mühe für wert. Was in all' diesen Berliner Friedensschlüssen noch mehr als in dem Prager Vertrage in die Augen sprang, war die Milde der Bedingungen; sie hat denn auch, wie es die Absicht war, wesentlich dazu beigetragen, die Gemüter zu versöhnen und sie Preußen näher zu bringen. Denn das hatte der Erfolg des Krieges klar vor Augen gestellt: von einem „Aufgehen" Preußens in Deutschland konnte nicht weiter die Rede sein; nur durch den Anschluß an Preußen konnte die Neugestaltung Deutschlands sich vollziehen.

Das Königreich Hannover, das Kurfürstentum Hessen, das Herzogtum Nassau und die freie Stadt Frankfurt, die mit Hartnäckigkeit sich Preußen feindlich entgegengestellt hatten, wurden dem preußischen Staate einverleibt. Dazu kam auf Grund des Wiener und des Prager Friedens Schleswig-Holstein: im Ganzen ein Gebietszuwachs von 1300 Quadratmeilen (73000 qkm) mit $4^4/_5$ Millionen Einwohnern. Die Bestimmungen des Wiener Kongresses, welche das preußische Staatsgebiet so ungünstig gestaltet, sogar in zwei völlig getrennte Reichshälften, dank der Mißgunst Metternichs zerrissen hatten: sie waren es, welche diese Einverleibungen notwendig machten. Erst jetzt erhielt Preußen ein zusammenhängendes, leidlich abgerundetes Gebiet mit Küstenstellung an beiden deutschen Meeren.

Und nun vollzog sich auch ein Friedensschluß, gewiß der schönste von allen, der Friedensschluß zwischen der preußischen Regierung und dem Abgeordnetenhause.

„Wenn Bismarck siegt, sind wir verloren!" hatte beim Ausbruche des Krieges einer der Führer der Fortschrittspartei gesagt: das Wort erfüllte sich, freilich in ganz anderer Weise, als es gemeint war. Mit dem Kriege als Preußen mit seiner nationalen Politik Ernst machte, erhob sich der alte kriegerisch-patriotische Geist des preußischen Volkes: wie nichtig erschien der

Parteihader jetzt, wo die Ehre Preußens, wo vielleicht seine Existenz auf dem Spiele stand! Und wie trefflich bewährte sich vom ersten Kriegstage an die von der Fortschrittspartei so erbittert angefochtene Heeresreorganisation! Auf den 3. Juli standen die Neuwahlen zu dem im Mai aufgelösten Abgeordnetenhause an; das Ergebnis war, daß die Fortschrittspartei mehr als 100 Sitze in dem Hause verlor: das Volk sagte sich los von der Führung der stets verneinenden Partei. Welch' völlig verändertes Antlitz zeigte daher das neu gewählte Haus! Der frühere leidenschaftliche Gegensatz gegen die Regierung, jener unselige „Konflikt", war vergessen: aber es verlangte des Königs hochherziger Sinn danach, für alle Zeiten ihn abzuthun. Er erließ eine Amnestie und kündigte in der Thronrede, mit welcher er am 5. August den Landtag eröffnete, an, daß die Landesvertretung wegen der ohne Staatshaushaltsgesetz während der letzten Jahre geführten Verwaltung um „Indemnität" werde angegangen werden. Der ruhmgekrönte Sieger, nach den glänzendsten Erfolgen das Budgetrecht der Landesvertretung unumwunden anerkennend, bat für das Vergangene um Nachsicht: ein Vorgang, völlig ohne gleichen in der Weltgeschichte!

Fest hatte das Herrenhaus allezeit zur Regierung gestanden: jetzt war auch für das Abgeordnetenhaus ein Fundament des festen Vertrauens gegeben, welches es nunmehr vom ersten Tage der Verhandlungen an dem Ministerium gegenüber bewährte. Es erteilte mit 230 gegen 75 Stimmen am 3. September für das Vergangene „Indemnität"; es bewilligte mit 230 gegen 83 Stimmen am 25. September der Regierung einen außerordentlichen Kredit von 60 Millionen Thalern (180 Mill. Mark) für Militär und Marine; es bestimmte, dem Könige die Verteilung überlassend, eine Summe von $1\frac{1}{2}$ Millionen Thalern ($4\frac{1}{2}$ Mill. Mark) zu Dotationen für Graf Bismarck „in Anerkennung der von ihm so erfolgreich geleiteten auswärtigen Politik", für den Kriegsminister von Roon und die Generale von Moltke, Herwarth von Bittenfeld, Steinmetz und Vogel von Falckenstein; es genehmigte die Einverleibung der neuen Provinzen und erteilte endlich der Regierung bis zum 1. Oktober 1867, wo die preußische Verfassung in den neuen Landesteilen eingeführt werden sollte, eine Art Diktatur.

Die Verhandlungen über die Indemnität hatten zudem zutage gebracht, daß durch die Fortschrittspartei selbst ein tiefer Riß ging. Einige zwanzig Mitglieder derselben traten aus der Partei aus und bildeten mit einer Anzahl gemäßigt Liberaler die „national-liberale" Partei des Hauses, die es zu ihrer Aufgabe machte, eine Stütze der nationalen Politik Preußens zu sein.

Wie sollte nun aber das Verhältnis der deutschen Staaten zu Preußen sich gestalten? Diese Frage bildete schon in Nikolsburg den Gegenstand eingehender Verhandlung. Das Ergebnis war die Umwandlung wenigstens des nördlichen Deutschlands bis an den Main aus einem Staatenbunde in

einen Bundesstaat, den von vornherein anzuerkennen Österreich im Prager Frieden (Art. 4) versprach. Und in den Berliner Friedensschlüssen nahm Sachsen ausdrücklich die Verpflichtung auf sich, in den geplanten Norddeutschen Bundesstaat einzutreten; und Hessen-Darmstadt übernahm für die Provinz Oberhessen die gleiche Verpflichtung.

Schon am 15. Dezember legte Preußen den verbündeten norddeutschen Regierungen den Entwurf einer Bundesverfassung vor; mit wenigen Änderungen wurde er angenommen. Denn die preußische Regierung hatte es für ihre Aufgabe gehalten, „ein geringstes Maß derjenigen Zugeständnisse zu finden, welche die Einzelstaaten der Allgemeinheit machen müssen, wenn diese Allgemeinheit lebensfähig werden soll." Im April nahm dann der aus allgemeinen direkten Wahlen hervorgegangene Reichstag des Bundes die Bundesverfassung mit großer Mehrheit an; dagegen stimmten nur die Mehrzahl der Mitglieder der Fortschrittspartei und etliche Partikularisten.

Am 17. April 1867 wurde diese Verfassung des Norddeutschen Bundes feierlich verkündigt. Sie legte den Oberbefehl über die gesamte norddeutsche Wehrkraft in Preußens Hände, außerdem die diplomatische Vertretung des Bundes im Auslande, das Konsulatswesen, die Verwaltung der Post und Telegraphie. Ein gemeinsames Heimatsrecht ward begründet, sowie Gleichheit der Handelsgesetzgebung, des Münz- und Gewichtssystems. Im übrigen aber waltete jeder Staat frei über seine inneren Angelegenheiten; wie denn innerhalb des Bundes Preußen sich begnügte, ein Partikularstaat zu sein wie jeder andere: aber die realen Machtverhältnisse gaben von selbst ihm den Ausschlag. Bundesorgane waren der Reichstag als Vertreter der Nation in ihrer Einheit und der Bundesrat als Vertreter der Einzelstaaten und ihrer Fürstenhäuser.

Immer aber umfaßte die neue Organisation nur die Nordhälfte Deutschlands, während das Sehnen des Volkes auf die Einigung des ganzen Vaterlandes ging. Den Pulsschlag des Volkswillens richtig herausfühlend, war daher schon bei den Verhandlungen in Nikolsburg Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen für die Aufrichtung des deutschen Kaisertums eingetreten: denn das Kaisertum würde sofort Süddeutschland mit dem Norden vereinigen.*) Allein er war nicht durchgedrungen; vielmehr war auf das Betreiben des französischen Kaisers, welcher in Süddeutschland ein Gegengewicht gegen die gewaltig angewachsene Macht Preußens schaffen wollte, in dem Prager Frieden (Art. 4) bestimmt worden, daß es den süddeutschen Staaten verstattet sein solle, in einen Verein zusammenzutreten, „dessen nationale Verbindung mit dem Norddeutschen Bunde der näheren Verständigung zwischen beiden vorbehalten bleiben" sollte. Die gegenseitige Eifersucht würde dann schon, war Napoleons Meinung, die beiden getrennten

*) Persönliche Mitteilung des Kronprinzen.

Hälften von Deutschland hinlänglich auseinander halten. So mußte denn der wiederholte Antrag Badens auf Aufnahme in den Norddeutschen Bund zurückgewiesen werden; denn der Prager Artikel gab nicht die Verbindung mit den einzelnen süddeutschen Staaten, sondern nur mit deren Vereinigung dem Norddeutschen Bunde frei.

Aber Napoleon fand in Bismarck seinen Meister. Der süddeutsche Bund kam gar nicht zustande; und mit starken Fäden wurde Napoleons Vorsicht zum Trotz der Süden Deutschlands an den geeinten Norden geknüpft. An die Stelle der früheren Konferenzen des Zollvereins trat der „Zollbundesrat“ und das „Zollparlament“, eine Einigung auf dem Gebiete der materiellen Interessen anbahnend. Und ganz in der Stille hatte Preußen bei den Berliner Friedensverhandlungen mit Bayern, Württemberg und Baden ein Schutz- und Trutzbündnis, mit Hessen eine Militär-Konvention geschlossen: Verträge, welche die gesamte Wehrkraft der süddeutschen Staaten für den Kriegsfall unter den Oberbefehl Preußens stellten. Der Main war damit überbrückt, ein Unterbau zur Einigung ganz Deutschlands gelegt: Deutschland war in den Stand gesetzt — wie König Wilhelm am 17. April 1867 mit Genugthuung es aussprechen konnte — „durch seine Gesamtkraft seinen Frieden, sein Recht und seine Würde zu vertreten.“

Gegen wen? Es war kein Zweifel, daß König Wilhelm bei seinem stolzen Worte an Frankreich dachte. Schon im Mai 1866 hatte Kaiser Napoleon Preußen das Anerbieten gemacht, gemeinschaftlich mit ihm gegen Österreich vorzugehen: dann solle nach dem unzweifelhaften Siege Preußen ganz Norddeutschland, Italien Venetien, Frankreich aber zum Ausgleich das zwischen Mosel und Rhein gelegene Gebiet erhalten. Allein König Wilhelm lehnte den Vorschlag ab, worauf sich denn Napoleon in eine neutrale Rolle zurückzog, um, wenn die deutschen Großmächte durch den Krieg sich gegenseitig ermattet hätten, als entscheidender Schiedsrichter zwischen ihnen aufzutreten. Allein die Berechnung des Klugen war falsch. Preußen erwies sich allein als vollauf stark genug, Österreich zu überwinden. Daher erregte die Siegeskunde von Königgrätz in den Tuilerien zugleich Unwillen und Bestürzung. Die französischen Siege des Jahres 1859, Magenta und Solferino, wurden durch den viel gewaltigeren und glänzenderen bei Königgrätz völlig überstrahlt: die französische Eitelkeit fühlte sich tödlich verletzt und wandte sich mit kaum verhehltem Ingrimme gegen den Kaiser Napoleon, dessen Politik die „große“ Nation um ihr „Prestige“ bringe. Mit hitzigem Eifer warf sich daher Napoleon jetzt auf die Vermittlerrolle, um aus dieser Erfolge heim zu tragen, welche das unzufriedene Franzosenvolk beschwichtigen könnten. Er erreichte denn auch, daß seine Wünsche in Artikel II, den süddeutschen Bund, und in Artikel V, Nordschleswig betreffend, bei den Nikolsburger Verhandlungen berücksichtigt wurden. Preußen ließ sich das

gefallen, um nur erst mit Österreich ins Klare zu kommen. Allein die Nachgiebigkeit machte Napoleon dreist: am 5. August 1866 verlangte er als „Kompensation" für die Vergrößerung Preußens, wie sie in Nikolsburg festgestellt war, die Abtretung des linken Rheinufers bis Mainz, widrigenfalls Preußen die Kriegserklärung zu gewärtigen habe. Nicht einen Augenblick schwankte König Wilhelm dieser Zumutung gegenüber: mit Entschiedenheit antwortete Bismarck, daß nicht ein Fußbreit deutschen Landes an Frankreich würde abgetreten werden. Zwar hatte Preußen schon eine halbe Million Soldaten gegen Österreich und am Main im Felde stehen; aber Roon stellte eine sofortige Mobilmachung von weiteren 350000 Mann zur Verwendung gegen Frankreich in Aussicht. Und zugleich entsandte der König den General von Manteuffel, um für den Kriegsfall an Rußland einen Rückhalt zu gewinnen, nach St. Petersburg. Da lohnte Kaiser Alexander II. Preußen für die freundliche Haltung, welche es im Krymkriege 1854 und bei dem polnischen Aufstande 1863 Rußland gegenüber inne gehalten hatte: die französische Kriegserklärung unterblieb; denn Rußland mißbilligte sie entschieden. Freilich war auch das französische Heer noch lange nicht kriegsbereit.

So richtete denn, von Preußen zurückgewiesen, Frankreich die begehrlichen Augen auf Belgien. Aber geschickt wußte Bismarck die Verhandlungen darüber so lange ergebnislos hinzuziehen, bis Napoleon auf neue Pläne verfiel. In aller Stille kam er mit dem Könige von Holland überein, ihm das Großherzogtum Luxemburg, das nur durch Personalunion mit Holland verbunden war, abzukaufen. Indes seit 1815 hatte Preußen in der Festung Luxemburg das Besatzungsrecht; zwar war mit dem Aufhören des Deutschen Bundes, da das Großherzogtum dem Norddeutschen Bunde nicht beigetreten war, dies Besatzungsrecht zweifelhaft geworden; jedoch der König von Holland war damit einverstanden, daß Preußen auch jetzt wie vordem eine Besatzung in der Festung hielt. Auf die Mitteilung von dem Kaufgeschäfte weigerte es sich aber, durch das Zurückziehen seiner Besatzung das deutsche Land Luxemburg der Fremdherrschaft auszuliefern; und das ganze deutsche Volk stand darin auf seiner Seite. Die französische Eitelkeit aber geriet über den Gedanken ganz außer sich, daß ein französischer Kaufvertrag deshalb, weil Preußen ihm nicht zustimmen wollte, rückgängig gemacht werden sollte. Doch wurde der drohende Konflikt noch durch die Vermittelung der übrigen Großmächte beigelegt; in London wurde am 31. Mai 1867 ein Vertrag dahin abgeschlossen, daß Frankreich auf den Ankauf Luxemburgs, und nunmehr Preußen auf das Besatzungsrecht verzichtete, die übrigen Mächte aber eine Gesamtgarantie für die Neutralität des Großherzogtums unter Schleifung der Befestigungen der Festung übernahmen. Preußen hatte erreicht, was es erstrebte: das deutsche

Land war der Begehrlichkeit der Franzosen unzugänglich gemacht. Zugleich aber veröffentlichte Bismarck jetzt die Bündnisverträge, welche Preußen mit den süddeutschen Staaten für den Kriegsfall geschlossen hatte. So große Befriedigung die bisher geheim gehaltenen Verträge in Deutschland erweckten, so großes Mißbehagen erregten sie in Frankreich. Alle Rechnung, welche sich Napoleon auf die Uneinigkeit Deutschlands, wohl gar auf eine Erneuerung des Rheinbundes machen mochte, erwies sich Bismarcks Vorsicht gegenüber als nichtig. Selbst in Österreich rief die Veröffentlichung Verstimmung hervor, die Napoleon sofort durch eine persönliche Besprechung mit dem Kaiser Franz Joseph in Salzburg im August 1867 für Frankreich, freilich erfolglos, auszunutzen bestrebt war.

Nunmehr kehrte Napoleon zu seinen belgischen Plänen zurück. Es schien ziemlich harmlos, daß er nur eine Verschmelzung der belgischen und luxemburgischen Eisenbahnen mit der französischen Nordbahn anstrebte; aber selbst damit kam er so wenig zum Ziel, daß alles weitere unterbleiben mußte.

Das Ziel, welches Napoleon in allem verfolgte, war: Triumph über Preußen! Konnte er den erlangen, so war die verletzte französische Eitelkeit beschwichtigt, die öffentliche Meinung, welche den Niedergang des französischen Ansehens ihm schuld gab, mit seinem Regimente wieder ausgesöhnt. Darum versuchte er auf alle Weise es zu erreichen, daß Preußen durch die Zustimmung zu irgend einer Gebietsvergrößerung Frankreichs, zu einem Gewinne ohne Einsatz, seine indirekte Anerkennung der Oberhoheit Frankreichs aussprechen, den Dank dafür, daß Frankreich es 1864 und 1866 habe gewähren lassen, bekennen und dadurch den Franzosen Genüge thun solle. Aber allzu schnell durchschaute Bismarck die Gedanken des Franzosenkaisers, und mit voller Entschiedenheit widerstrebte König Wilhelm der leisesten Anerkennung französischen Übergewichtes. Darum eben war Preußen beharrlich allen Vergrößerungsversuchen Frankreichs entgegengetreten. Aber doch war es dabei mit großer Vorsicht darauf bedacht, einen Bruch mit Frankreich zu vermeiden. Es beschränkte sich durchaus auf eine besonnene Abwehr der Zumutungen Napoleons und vermied alles, was im geringsten den Charakter einer Provokation hätte annehmen können; bedurfte doch zu seinem inneren Ausbau der Norddeutsche Bund sicher des Friedens. Und so erfolgreich schien diese vorsichtige Politik sich zu bewähren, daß bis zum Jahre 1870 überhaupt zwischen den beiden Mächten nicht die geringste Verwickelung mehr bestand. Die meisten Minister verließen daher, als der Sommer kam, Berlin und gingen auf Urlaub, und König Wilhelm begab sich, wie er pflegte, zur Badekur nach Ems. Aber in Frankreich war es anders beschlossen!

Fünftes Kapitel.

Der deutsch-französische Krieg.

Frankreichs nimmer rastende Begehrlichkeit war eine Gefahr für ganz Europa: jeden Augenblick ja konnte sie eine nur mit dem Schwerte zu lösende Verwickelung heraufbeschwören. Es war im Grunde indessen nicht der Kaiser Napoleon, welcher sie hegte. Dieser war vielmehr eine phlegmatische Natur und liebte ein ruhiges Leben. Aber es war sein Verhängnis, daß er Kaiser der Franzosen geworden war.

Karl Ludwig Napoleon Bonaparte, geboren am 20. April 1808, war der jüngste Sohn von Ludwig Bonaparte, der eine Zeitlang König von Holland zufolge der Bestimmung seines Bruders Napoleon gewesen war. Seine Jugendjahre, in welchen die geistige Eigenart sich auszubilden beginnt, fielen in die Zeit der Verbannung der Bonapartes nach dem Sturze des ersten Napoleon. Der Knabe hatte sie unter dem unmittelbaren Einflusse seiner Mutter Hortensia Beauharnais durchlebt, der er mit tiefster Neigung sich hingab. Die warmherzige, von romantischen Ideen erfüllte Frau senkte in die zarte Knabenseele ihren Glauben an die Wiederherstellung der Bonapartes; sich selbst glaubte Prinz Ludwig mit unwandelbarer Sicherheit von dem Schicksal für den Thron seines Oheims bestimmt. Und wirklich erfüllte sich ihm trotz allem dieser Glaube. Nach mehreren abenteuerlichen Versuchen sich der französischen Krone zu bemächtigen, ward er von der französischen Republik 1848 zum Präsidenten erwählt, beseitigte durch einen Gewaltstreich seine Gegner und machte sich dann auf Grund einer Volksabstimmung zum Kaiser der Franzosen.

Klein und untersetzt von Gestalt mit scharf geschnittenem Profil, glich Napoleon III. in der äußeren Erscheinung bis auf das blonde Haar seinem corsischen Vater. Aber von der Mutter besaß er jene Zauberkraft, welche die Menschen, mit denen er in Berührung kam, unwiderstehlich anzog und seinen Ansichten fügsam machte. Mit seinem in sich gekehrten, bedächtigen Wesen machte er nicht den Eindruck eines Corsen, viel eher den eines

Germanen; träumerischer Art, lebte er in einer Welt eigener Ideen. Personen und Zustände beurteilte er, soweit er selbst beobachten konnte, mit Schärfe; wo er Mißgriffe machte, war er durch unzuverlässige Berichte irre geleitet: zwar kein Genie, aber jedenfalls ein ungewöhnlicher Mann. Die ganze Kraft seines Urteils und seines Willens auf ein Ziel, das er sich gesetzt hatte, konzentrierend, hatte er es in den Jahren seiner Kraft, freilich die Hindernisse stets lieber umgehend als übersteigend, wohl verstanden, auch einen weitaussehenden Plan mit Erfolg durchzuführen; aber jetzt, im zunehmenden Alter durch schwere körperliche Leiden ermattet, ging ihm die Energie aus, sich auf drohende Möglichkeiten vorzubereiten, obgleich er klar erkannte, wie gefährlich es sei, solchen Möglichkeiten mit unzulänglicher Vorbereitung entgegenzutreten. Mit fester Hand alle freie Bewegung niederhaltend, hatte er eine Reihe von Jahren hindurch Frankreich mit großem Erfolge regiert; aber nun waren die Erfolge seit Jahren schon ausgeblieben, und laut erhob sich in Frankreich der Unmut über das absolutistische Regiment: 1857 waren für die Oppositionskandidaten des gesetzgebenden Körpers nur 840000 Wahlstimmen abgegeben worden; 1869 war diese Zahl schon auf 3310000 gestiegen. So schnell und so bedrohlich hatte das Kaisertum in Frankreich den Boden unter den Füßen verloren! Das französische Volk aber mit dem Kaisertume wieder auszusöhnen, gab es für Napoleon nur zwei Wege: entweder den Übergang zu einer liberalen Regierungsweise oder die Demütigung Preußens durch einen siegreich geführten Krieg. Einem Kriege indes war der Kaiser durchaus abgeneigt; er entschied sich also für liberale Reformen und eine liberale Verfassung. Kaum aber fühlte das Pferd den scharfen Zügel nachlassen, so ging es durch, ohne daß der im Sattel nicht fest sitzende Reiter es zu halten vermochte — bis Roß und Reiter in schrecklichem Sturze zusammenbrachen.

Der Kaiser wollte den Krieg nicht; um so lauter aber erhob, um das Kaisertum in der öffentlichen Meinung herabzusetzen, die Opposition das Kriegsgeschrei. Aber selbst unter den entschiedenen Anhängern des Kaisertums waren die Kriegslustigen in der Mehrzahl; gerade durch einen auswärtigen Krieg hofften sie am leichtesten die erschütterte Disciplin in der Armee wiederherzustellen, den Radikalismus einzudämmen, zu dem früheren Absolutismus zurückzukehren. Unbestreitbar war es jedenfalls, daß ein glücklich geführter auswärtiger Krieg mehr als alles den Thron Napoleons festigen mußte; darum gehörte alles, was an dem sicheren Fortbestande der napoleonischen Dynastie ein Interesse hatte, die Kaiserin und fast der ganze Hof, zur Kriegspartei. Überdies galt den Kriegslustigen die Überlegenheit des französischen Heeres über das deutsche für unzweifelhaft; und gewiß war auch das Chassepot eine bessere Waffe als das Zündnadelgewehr, und

die Übermacht der französischen Flotte über die norddeutsche ganz augenfällig. Freilich warnte der französische Militärattaché in Berlin, Oberst Stoffel, in seinen Berichten auf das eindringlichste vor einer Geringschätzung der preußischen Armee; aber er fand in den Tuilerien nicht rechten Glauben. Nur das Eine wollte man der Vorsicht einräumen, einen Kriegsvorwand zu suchen, der Preußen allein anginge, damit es genötigt wäre, ohne Bundesgenossen in den Kampf mit Frankreich einzutreten. Und einen solchen Vorwand schien in erwünschter Weise die spanische Thronkandidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen zu bieten. Zwar bildeten die schwäbischen Fürsten von Hohenzollern schon seit 1226 eine von den fränkischen Burggrafen, dem späteren preußischen Königshause, getrennte Linie; sie waren auch katholisch geblieben und hatten erst seit der Abtretung ihrer Fürstentümer an Preußen den Rang von nachgeborenen Prinzen erhalten. Aber dennoch wollten die französischen Kriegshetzer die Frage als eine dynastische ansehen, welche dem Hause Hohenzollern die Erneuerung der Monarchie Kaiser Karls V. in Aussicht stelle. In dem Widerstande hiergegen glaubte Frankreich mit allen übrigen Mächten Europas zusammenzutreffen. Die Sorge war nur, ob das in dieser Frage sicher isolierte Preußen auch den Fehdehandschuh Frankreichs wirklich aufheben würde.

Immer noch schwankte der Kaiser Napoleon selber und war voller Bedenken; aber mehr und mehr gewannen die Kriegslustigen Gewalt über ihn, und er ließ es zu, daß sie der Kandidaturfrage eine Gestaltung gaben, daß Preußen nur zwischen Krieg oder Demütigung vor Frankreich zu wählen hatte. Daher schlug der Herzog von Gramont, der französische Minister des Äußern, obgleich der Prinz Leopold die ihm angetragene Thronkandidatur ablehnte, dem preußischen Botschafter in Paris, von Werther vor, daß der König von Preußen an den Kaiser Napoleon einen Brief mit der Erklärung richten möchte, daß der König mit seiner Erlaubnis der Thronkandidatur nicht des Willens gewesen sei, den Interessen und der Würde des französischen Volkes zu nahe zu treten, ja, er legte dem Botschafter den Entwurf zu einem solchen Abbittebrief vor, den der König abschreiben und einschicken möchte. Und dieser, anstatt das unwürdige Ansinnen energisch zurückzuweisen, sandte den Entwurf nach Ems an den König: worauf Graf Bismarck den Botschafter unverzüglich bis auf weiteres von seinem Posten beurlaubte.

Zugleich richtete Gramont durch den in Ems weilenden Botschafter Graf Benedetti an König Wilhelm das Verlangen, der König solle die bestimmte Versicherung aussprechen, daß er niemals seine Einwilligung geben werde, wenn die fragliche Kronkandidatur wieder aufleben sollte.

Der König lehnte eine solche Zumutung bestimmt ab und blieb auch dabei, als Benedetti wiederholt und immer dringender auf das Verlangen zurückkam. Unrichtig war zudem, daß der König dem Prinzen seine Einwilligung zur Annahme der Kandidatur sollte erteilt haben. Trotz der bestimmten Erklärung des Königs hatte der Botschafter indes die Dreistigkeit über den gleichen Gegenstand nach einigen Stunden noch eine weitere Audienz zu verlangen. Der König gewährte diese nicht, „da er keine andere Antwort als die gegebene habe", wie er dem Botschafter durch den Flügeladjutanten Prinz Anton Radziwill sagen ließ.

Auf die Abweisung hin, welche Benedetti in Ems erfahren hatte, versammelte Napoleon am 14. Juli im Schlosse von St. Cloud den Ministerrat um sich. Es galt die Entscheidung: Krieg oder Frieden. Der Kaiser war unentschlossen; die Mehrzahl der Minister wollte den Frieden noch erhalten. Aber der Kriegsminister Leboeuf erklärte die französische Armee für „archiprête" zum Kriege und drang wirklich endlich mit dem Antrage durch, die Reserven zu den Regimentern einzuberufen. Indessen bald stiegen dem Kaiser doch wieder Bedenken gegen die beschlossene Maßregel auf: er ließ abends um zehn Uhr den Ministerrat nochmals zusammentreten. In den Straßen von Paris zeigte sich die größte Aufregung; in der preußischen Botschaft wurden von einem tobenden Volkshaufen die Fenster eingeworfen. Dem gegenüber getrauten sich die Minister nicht, um ihre Portefeuilles nicht zu verlieren, den am Morgen gefaßten Beschluß zu ändern. Frankreich war damit für den Krieg entschieden; und ganz Paris hallte von dem Rufe wieder: „Nach Berlin! Nach Berlin!"

Aber durch das ganze Preußenvolk wogte die Empfindung, daß in seinem Könige das ganze Vaterland beleidigt sei. Mit unbeschreiblicher Begeisterung begrüßten die zu den Bahnhöfen zusammenströmenden Massen den greisen Monarchen, als er nach jenen Vorgängen von Ems nach Berlin zurückkehrte. Bis Brandenburg fuhr der Kronprinz mit Bismarck, Moltke und Roon ihm entgegen, um unterwegs schon mit ihm Rates zu pflegen. Selbst die Stunden waren kostbar: es war kein Zweifel, der Krieg war da, mit frevelndem Übermut von Frankreich heraufbeschworen. „Wie ein vorbedachter Plan, den Krieg um jeden Preis herbeizuführen", erschien selbst Preußens altem Gegner, dem Grafen Beust, das Vorgehen Frankreichs. Ein jäher Stoß durchzuckte ganz Europa; binnen weniger Tage sanken an der Londoner und Pariser Börse alle Werte mit so erschreckender Schnelligkeit, daß man die Verluste, welche die Handelswelt nur an diesen beiden Orten erlitt, auf eine Milliarde Mark berechnen kann.*)

*) Archibald Forbes, Kaiser Wilhelm, S. 232.

Kurz vor 9 Uhr abends (am 15. Juli) langte König Wilhelm in Berlin an, mit brausendem, begeistertem Zuruf begleitete ihn die zahllose Menge, wie er die Linden hinab mit dem Kronprinzen in sein Palais fuhr. Schneckensburgers „Wacht am Rhein" erwachte nach 30 Jahren wieder. Tausende erfüllten den weiten Platz vor dem Palais, um durch Gesang und Hochrufe auf den allgeliebten König dem übervollen Herzen Luft zu machen, bis er durch einen Adjutanten für die Beratungen, die notwendig waren, um etwas Ruhe bitten ließ. Noch in der Nacht ergingen die Befehle zur Mobilmachung der Armee des Norddeutschen Bundes.

Mit Stimmenmehrheit beschloß der Bundesrat die Herausforderung Frankreichs anzunehmen. Am 19. Juli wurde der zusammenberufene Reichstag von dem Könige in Person eröffnet. Graf Bismarck las die soeben eingetroffene Kriegserklärung Frankreichs vor; der Reichstag beantwortete sie in einer debattelos einstimmig angenommenen Adresse an den König, in welcher er mit warmen Worten die Opferfreudigkeit der Nation, das Vertrauen zu der bewährten Kriegsleitung, den Glauben an die gerechte Sache Deutschlands aussprach. „Möge der Segen des allmächtigen Gottes", schloß der Präsident Simson die bewegte Sitzung, „auf unserem Volke ruhen auch in diesem heiligen Kriege!" Einstimmig bewilligte zwei Tage später der Reichstag die 120 Millionen Thaler (360 Millionen Mark), welche Bismarck für den Krieg forderte; und König Wilhelm knüpfte die begeisterungsvolle Gegenwart an die begeisterte Vergangenheit, indem er am 19. Juli, dem Todestage der unvergessenen Königin Luise, seiner Mutter, den Orden des eisernen Kreuzes für jegliches Verdienst in diesem Kriege erneuerte.

Bismarck war es, der jetzt sofort den Feldzug gegen Frankreich eröffnete. Er veröffentlichte die Dokumente der Vergrößerungspläne Napoleons, durch welche dieser schon vor 1866 und seitdem unablässig Preußen hatte ködern wollen, Gebietserweiterungen Frankreichs zu unterstützen; er enthüllte damit vor der ganzen Welt die ihre Nachbarn unaufhörlich bedrohende Begehrlichkeit der französischen Regierung.

Den Süddeutschen zunächst galt die Warnung; aber auch sie ergriff die nationale Begeisterung und machte den Wink überflüssig. Sie hatten die Empfindung, von den Anmaßungen Frankreichs in ihrem Bruder Preußen mitbeleidigt zu sein, und die Ahnung durchzog die Herzen, daß „jetzt oder nie" das deutsche Vaterland zu seiner Einigung gelangen müsse. Ohne Verzug machten Bayern, Württemberg und Hessen ihre Truppen mobil und stellten sie vertragsmäßig unter den preußischen Oberbefehl. Und der Großherzog Friedrich von Baden, ein wahrhaft deutsch gesinnter Fürst, ging noch einen Schritt weiter: er sandte dem französischen Ge=

sandten in Karlsruhe sofort seine Pässe zu und ließ einen Pfeiler der Rheinbrücke zwischen Kehl und Straßburg sprengen, um damit allem Verkehr mit Frankreich ein Ende zu machen. Und doch hatte Napoleon sich eingebildet, mit aller Sicherheit mindestens auf die Neutralität von Süddeutschland rechnen zu können, vielleicht auf dessen Bundesgenossenschaft!

Aber auch sonst wollte sich nirgends ein Bundesgenosse für Frankreich finden. Zwar Dänemark neigte wohl stark zu Frankreich, wollte aber vorsichtig doch erst abwarten, ob Frankreich sich auch als der stärkere herausstellen würde, bevor es sich bände. Italien dagegen sprach schon am 24. Juli seine Neutralität aus. Und Rußland vollends, dankbar der freundlichen Haltung gedenkend, welche Preußen ihm wiederholt in schwierigen Lagen bewährt hatte, erklärte, daß, wenn eine der andern Mächte auf die Seite Frankreichs sich stellen sollte, es seine Neutralität aufgeben und das Schwert für Preußen ziehen würde. Das wirkte auf Österreich erkältend: es besann sich, den schon fertigen Bündnisvertrag mit Frankreich zu unterzeichnen, so lange, bis Napoleon als Gefangener auf Schloß Wilhelmshöhe überhaupt nicht mehr in der Lage war, Verträge abzuschließen. Auch England und Amerika erklärten sich für neutral; jedoch benutzten sie die Gelegenheit, durch Lieferung von Kohlen und in der zweiten Hälfte des Krieges auch von Waffen und Kriegsbedarf Geschäfte zu machen: natürlich an Frankreich: denn der Besiegte ist stets willig höhere Preise zu zahlen als der Sieger.

So traten denn die Gegner Deutschland und Frankreich jeder ohne Bundesgenossen in den Kampf. In elf Tagen war die Mobilmachung der deutschen Heere beendigt, und acht Tage später standen sie schon auf dem linken Rheinufer. Nach dem Mobilisierungsplane sollte ihre Stärke 882990 Mann mit 2046 Geschützen betragen; aber sämtliche Staaten leisteten erheblich mehr, als ihnen vertragsmäßig oblag. Im August schon betrug mit Einschluß von Hessen die Armee des Norddeutschen Bundes 982064 Mann und 209403 Pferde, Bayerns 128964 Mann und 24056 Pferde, Württembergs 37180 Mann und 8876 Pferde, Badens 35181 Mann und 8038 Pferde. Mit einer Gesamtrüstung von 1183389 Mann und 250373 Pferden stand Deutschland auf dem Plane, Feldarmee, Ersatztruppen und Besatzungsmannschaften zusammengerechnet.

Die deutsche Feldarmee hatte am 2. August ihre Aufstellung jenseit des Rheines genommen. Wie ein Riese sich erhebt, ohne viel Geräusch aber Kraft und Siegessicherheit in jeder Bewegung: so hatte sich die Mobilmachung vollzogen; fest und unwiderstehlich, hinter einem dichten Schleier von Kavallerie zur Verzweiflung des Feindes alle Bewegung bergend, rückten jetzt die Deutschen vor, um mit Riesenkraft den Gegner zu Boden zu schmettern.

Wie im Jahre 1866 war der Plan, dreifach geteilt in gemeinsamer Operation gegen den Feind vorzurücken und ihn zu besiegen. Die Erste Armee bildete den rechten Flügel des gewaltigen Aufmarsches, 61000 Mann stark, das siebente (Westfalen) und achte (Rheinländer) Armeecorps umfassend. Der „Löwe von Nachod", der greise Steinmetz, führte sie gegen die Saar und Mosel hin. — Die Zweite Armee unter dem Helden von Düppel, dem Prinzen Friedrich Karl, rückte von der Pfalz aus vor. Sie bestand aus dem Gardecorps, dem dritten (Brandenburger), dem vierten (preuß. Sachsen), dem neunten (Schleswig-Holsteiner und Hessen-Darmstädter), dem zehnten (Hannoveraner, Oldenburger und Braunschweiger) und dem zwölften (Sachsen unter ihrem Kronprinzen Albert) Armeecorps. Ihre Stärke betrug 206000 Mann mit 534 Geschützen. — Südwärts von ihr bildete die Dritte Armee, 180000 Mann mit 480 Geschützen stark, den linken Flügel des deutschen Heeres. Sie war zusammengesetzt aus dem fünften (Posener) und elften (Hessen-Nassauer und Thüringer) Armeecorps, aus den beiden bayrischen Corps, sowie aus der württembergischen und badischen Division.

Der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen war zum Führer dieser Dritten Armee bestellt: man hätte für die schwierige Aufgabe keine geeignetere Persönlichkeit finden können, als es der gefeierte Sieger von Königgrätz war. Geboren am 18. Oktober 1831 im Neuen Palais bei Potsdam, war er ebenso sehr unter den Augen seines Vaters nach preußischer Überlieferung zum Soldaten erzogen worden, wie durch den Unterricht bedeutender Lehrer und den längeren Besuch der Universität Bonn seine sehr hervorragenden Geistesgaben allseitig entwickelt waren. Mehrere Jahre hindurch war Moltke sein Adjutant. 1858 mit Victoria, der Prinzeß Royal von England, vermählt, hatte er den Feldzug gegen Dänemark mitgemacht, ohne ein Kommando zu bekleiden; 1866 führte er mit glänzendem Erfolge die Zweite Armee gegen Österreich.

Die innere Harmonie seines Wesens, die er in sich ausgebildet, das innige Familienleben, das er führte, gaben der Erscheinung des Kronprinzen etwas Sonnenhaftes. Die stattliche, ritterliche Gestalt, die Züge voll Geist und Energie, an den Großen Kurfürsten mahnend, imponierten; er teilte in Wahrheit mit dem gefeierten Ahnen den genialen Zug. Ergreifend und schlagfertig wie wenige wußte er zu sprechen. Aber er liebte es mehr, in einer heiteren Leutseligkeit sich zu geben; jedoch absichtslos blitzte die Tiefe seiner Kenntnisse hindurch, die Wärme seines Gemüts, das sicher eindringende Urteil. Wohlzuthun war seine Leidenschaft. So flogen ihm die Herzen entgegen; und wer ihm näher trat, fühlte erst recht in des Herzens Tiefe sich gefesselt.

Es giebt keine Stellung, die schwieriger wäre, als die eines Kronprinzen. Mit der zartesten Rücksicht wußte er ihr gerecht zu werden, immer zurückhaltend und diskret. Warme Freundschaft und Gesinnungsgemeinschaft verband ihn mit seinem Schwager, dem Großherzog Friedrich von Baden; aber die innigste Vertraute seines hohen Gedankenfluges war die Kronprinzessin, die Erwählte seines Herzens. Die ungekünstelte Art, in der er mit einem jeden verkehrte, trug ihm ein feines Gefühl für den Pulsschlag des Volkes ein. Und wiederum welche schneidige Energie wußte er im rechten Moment zu entwickeln! Das gab Vertrauen und bildete die feste Grundlage für die ganz beispiellose Popularität, in welcher „unser Fritz" bei dem ganzen Preußenvolke, die Soldaten voran, stand.

So war der Kronprinz gerade für die Eigenart der Dritten Armee der rechte Anführer. Denn zunächst galt es, die Süddeutschen, welche ungetrennt dieser Armee zugeteilt waren, bei aller Begeisterung, welche sie für die deutsche Sache zeigten, doch mit dem preußischen Oberbefehle auszusöhnen. Der Kronprinz bedurfte dazu nur weniger Tage, und die Süddeutschen trugen „unserm Fritz" trotz ihrer Reserve gegen die Preußen dasselbe Vertrauen wie die Preußen entgegen. „Wenn Sie uns Anno 66 kommandiert hätten", rief ihm beim Einmarsch in Frankreich ein biederer bayrischer Soldat, der die Kriegsdenkmünze von 1866 trug, zu, „so hätten wir die Lausepreußen schon verhauen wollen!" *)

Die zweite Schwierigkeit für die Führung der Dritten Armee lag darin, daß ihr oblag, zugleich die linke Flanke der Zweiten Armee und Süddeutschland gegen Unternehmungen des Feindes aus dem Elsaß zu decken. Sie war daher von vornherein auf ein angriffsweises Vorgehen in einer von den Bewegungen der beiden anderen Armeen anfangs abweichenden Richtung angewiesen. Aber wie sehr er auch dieser Aufgabe gewachsen sei, bewies der Kronprinz, sobald er nur die feindliche Grenze überschritten hatte.

Über die gesamte deutsche Armee übernahm König Wilhelm selbst den Oberbefehl. Am Abend des 31. Juli verließ er Berlin. Ein Gewitter brach los, als der Zug abfuhr. Aber die brausenden Zurufe des zahllos versammelten Volkes übertönten fast den rollenden Donner, und in tiefer innerer Bewegung strich sich der König mit der Hand wiederholt über den weißen Schnurrbart. Am nächsten Morgen langte der Zug in Düsseldorf an. „Ist Moltke wieder eingestiegen?" fragte der König, als es weiter gehen sollte. „Nun, dann können wir weiter fahren", setzte er mit leisem Lächeln hinzu. Das war ein Scherz; denn in Wahrheit führte der König sehr wirksam den Oberbefehl: er übte auf die militärischen Operationen, die

---

*) Persönliche Mitteilung des Kronprinzen.

er genau überwachte, den maßgebenden Einfluß aus; in der Armeeverwaltung und der Verwendung des Armeepersonals traf er die entscheidenden Bestimmungen. Er war es, der das ungeheure Heer geschaffen hatte; und er zeigte, daß er es zu gebrauchen wußte. Aber er hielt daran fest, daß Moltke und Bismarck, die er doch ausgewählt und an ihre Stelle gesetzt hatte, mehr im Vordergrunde ständen. In einem einfachen Landauer, den vier starke Braune zogen, von Postillionen aus dem Sattel gefahren, während den Bocksitz seine zwei einzigen Kammerdiener einnahmen, hat der greise Oberfeldherr den Siegeszug von Saarbrücken bis Versailles gemacht.

Auch der Kaiser Napoleon führte in Person, von seinem jungen Sohne begleitet, den Oberbefehl über seine Armee. Wie ein Heer für sich erschien gegenüber der spartanischen Einfachheit der Preußen der Wagenzug, welcher für die Küche und sonstige Bequemlichkeit des französischen Hauptquartiers aufgeboten war. Daneben war aber die Armee — die Feldarmee betrug 300000 Mann — trotz Leboeufs Versicherung keineswegs „archiprête“ Proviant, Monturen, Munition lag wohl auf den Bahnhöfen angehäuft; aber die Armeecorps wurden zum Teil ohne vollständige Feldausrüstung, da die Eisenbahnen außer stande waren, die Kriegsvorräte den Truppen rechtzeitig zuzuführen, an die Ostgrenze Frankreichs befördert. Und doch hatte Frankreich den Zeitpunkt der Kriegserklärung ganz in seiner Hand gehabt!

Sofort nun mit der Kriegserklärung begannen die Plänkeleien mit dem Feinde. Saarbrücken verteidigte mit einigen Kompanien Infanterie und drei Schwadronen Ulanen der Oberstleutnant von Pestel. Als aber am 2. August das ganze zweite Armeecorps gegen ihn anrückte, behauptete er gegen die dreißigfache Übermacht sich doch noch drei Stunden lang, bevor er genötigt wurde die Stadt aufzugeben und hinter die Saar sich zurückzuziehen. Auf einige Stunden war nun die Stadt im Besitz der Franzosen; indes am Abend kehrten sie wieder auf die Höhen von Spichern vor der Stadt zurück. Von einer nahen Anhöhe aus hatte der Kaiser mit seinem Sohne dem Gefechte beigewohnt, das als ein großer Sieg der französischen Waffen den Franzosen angekündigt und in Paris mit Illumination und lautem Jubel gefeiert wurde.

Der Gedanke Napoleons war, mit 250000 Mann bei Maxau den Rhein zu überschreiten und „wie ein eiserner Schlagbaum“ sich zwischen Süd- und Norddeutschland zu legen; er ordnete daher an, daß die „Rheinarmee“ vor Metz sich weiter südwärts nach dem Elsaß ziehen sollte. Aber da brach auch schon der Kronprinz vor und zertrümmerte mit wuchtigen Schlägen den ganzen Plan.

Von Landau und Germersheim her überschritt am 4. August die Dritte Armee die feindliche Grenze. Sie stieß dabei auf die Division des Generals

Abel Douay. Ein erbitterter Kampf entspann sich um die Stadt Weißenburg und den dahinter liegenden steilen Gaisberg. Preußen und Bayern im Verein, mit der gleichen ungestümen Tapferkeit andringend, erobern die Stadt; preußische Bataillone erstürmen den Gaisberg; der feindliche Führer fällt und die Trümmer der geschlagenen Division flüchten sich eilends nach Wörth.

Es war die Avantgarde des ersten Corps gewesen, welche bei Weißenburg zertrümmert worden war. Jetzt vereinigte der Führer desselben, Mac Mahon, hinter dem Sauerbache auf den Höhen zwischen Wörth und Reichshofen seine Streitkräfte in verschanzter Stellung. Zugleich suchte er von allen Seiten Verstärkungen an sich heranzuziehen. Aber die Preußen ließen ihm keine Zeit dazu. Schon am 6. August warf sich das fünfte Armeecorps unter General von Kirchbach auf den weit überlegenen Gegner und hielt ihn in stundenlangem heißen Ringen allein fest. Nun langen die Bayern an und fassen den Feind in der linken Flanke. Das tief eingeschnittene Thal der Sauer wird überschritten; die dahinter gelegenen Weinberge werden mit gleicher Tapferkeit angegriffen wie verteidigt. Als aber das elfte Corps und General von Werder mit den Württembergern und Badenern in der rechten Flanke des Feindes erscheint, entgehen die Franzosen nur durch schleunigste Flucht der vollständigen Vernichtung. In Eilmärschen, ein Teil nach Straßburg, die meisten über die Pässe des Wasgau, flutet alles zurück. Auch das fünfte französische Corps, das bei Niederbronn Mac Mahon vergebens Beistand zu leisten versucht hatte, wird in die Flucht mit hineingerissen, die erst an der Marne wieder zum Stehen kommt.

An demselben 6. August ging auch die Avantgarde der Ersten Armee (14. Division unter General von Kamecke) über die Saar und gegen die Höhen von Spichern vor. Auf den steilen Höhen stand in fest verschanzter Stellung das ganze zweite Corps der Franzosen. Vier Stunden lang rang Kamecke mit der dreifachen Übermacht; da endlich kam ihm Hülfe. Mit der Eisenbahn langten die Pommern an: aus den Waggons stürmten sie sofort in den Kampf. Endlich gelang es nach mehreren vergeblichen Versuchen Reiterei und Geschütz auf die unzugänglichen Höhen hinaufzuschaffen; nun wurde der linke Flügel des Feindes zurückgedrängt: die Franzosen traten den Rückzug an, dem der Angriff der Preußen auf Forbach ein wesentlich beschleunigtes Tempo verlieh.

Infolge dieser zweifachen Niederlage am 6. August nahm jetzt Napoleon die „Rheinarmee" bis hinter die Nied zurück, indem er zur Verstärkung der vier Corps, aus denen sie bestand, auch noch das sechste von Chalons heranzog. Den Oberbefehl übertrug er nunmehr dem Marschall Bazaine. Dieser war der Meinung, die gesamten Streitkräfte bis nach Paris zurück-

zuführen und erst unter den Mauern der Hauptstadt in eine Entscheidungsschlacht sich einzulassen. Es war daher für die Deutschen von der höchsten Wichtigkeit, vor der Vereinigung aller feindlichen Streitkräfte die Entscheidung herbeizuführen. Sie setzten sich demnach, um den Abzug der Franzosen zu verhindern, unverzüglich gegen die Mosel in Vormarsch: der Kronprinz, die Wasgaupässe überschreitend, in der Richtung auf Nancy, die Zweite Armee, vom Könige selbst geführt, gegen Pont à Mousson, um südlich von Metz die Mosel zu überschreiten. Die Erste Armee dagegen richtete sich gegen die Ostseite der Moselfestung. Sie hatte den kürzesten Weg und stieß daher schon am 14. August bei Colombey auf die Nachhut Bazaines, die eben, um abzurücken, die Zelte abbrach. Sofort ging Steinmetz zum Angriffe vor und nötigte dadurch Bazaine, um seinem angegriffenen dritten Corps Hülfe zu leisten, auch das schon abmarschierende vierte Corps wieder Kehrt machen zu lassen. Bis unter die Mauern von Metz drangen die Preußen vor.

Bazaine hatte kostbare Zeit verloren; denn auch der 15. August verging ihm über dem Wiederordnen der Truppen. Am 16. August hatte er an der Westseite von Metz sein Heer aufgestellt; nur auf das dritte und vierte Corps wartete er noch, um dann gemeinschaftlich mit diesen den Marsch nach der Maas westwärts anzutreten. Aber die Preußen sind schneller. General von Alvensleben II. mit dem dritten Armeecorps, den Brandenburgern, wirft sich auf den fast dreifach überlegenen Feind, erstürmt die Dörfer Mars la Tour und Vionville und behauptet sie mit unerschütterlicher Tapferkeit gegen die feindliche Übermacht. Einige Bataillone kommen ihm zu Hülfe: aber zugleich zieht auch Bazaine das dritte und vierte Corps heran: 150 000 Franzosen stehen jetzt gegen 38 000 Preußen. Indes durch heftige Vorstöße halten diese den Gegner fest, bis vom vierten und zehnten Armeecorps Hülfe kommt, und die Zahl der Preußen auf 69 000 steigt. Ein Ulanen- und ein Kürassierregiment werden gleichzeitig auf den Feind geworfen, dann die beiden Garde-Dragonerregimenter: sie reiten in den Tod, aber der Feind ist festgehalten, bis die Nacht die blutigste Schlacht des ganzen Feldzuges beendigt.

Gänzlich erschöpft zogen am Morgen des 17. August die Franzosen sich näher an Metz heran. Vor den Forts St. Quentin und Plappeville nahmen sie auf der steil ansteigenden Hochfläche von Amanvillers, Front gegen Westen, eine starke Defensivstellung ein; etagenförmig wurden am Abhange Schützengräben angelegt, auf der Höhe die Batterien aufgefahren. Den linken Flügel schützte überdies die enge Schlucht von Mance. Gleichzeitig aber waren alle Armeecops der Ersten und Zweiten Armee der Deutschen auf das linke Moselufer übergegangen; nur das erste blieb zurück,

um Metz im Osten zu beobachten. Am 18. August um Mittag begannen sie den Angriff auf die französische Stellung, zuerst im Centrum das neunte und achte Armeecorps. Sie erobern die vor der Front liegenden Ortschaften, besetzen Gravelotte, von wo die einzige fahrbare Straße durch das Mancethal nach dem Meierhofe St. Hubert führt, vermögen aber nicht bis in die Hauptstellung des Feindes einzudringen; ebenso will es weiter südwärts dem siebenten Armeecorps nicht gelingen, jenseits der Schlucht von Mance dauernd festen Fuß zu fassen. Unterdessen ist aber das preußische Gardecorps in die Flanke des rechten französischen Flügels gelangt: um 4 Uhr erobert es das ganze Dorf Marie aux Chenes und rückt um 5 Uhr zum Sturm gegen das Dorf St. Privat, den Schlüssel der feindlichen Aufstellung, vor. Das zwölfte Corps unterstützt den Angriff: ein fürchterlicher Kampf entspinnt sich; indes mit Einbruch der Dunkelheit erstürmen die Preußen und Sachsen das Dorf und werfen den rechten Flügel Bazaines in wilde Flucht zurück. Da langen auch nach 16stündigem Marsche Franseckys Pommern vor der Schlucht von Mance an, dringen hindurch und setzen sich jenseits fest. Auch die übrigen Corps rücken vor; der viel umstrittene Meierhof St. Hubert wird genommen: allenthalben sind die Deutschen im Siege. Die geschlagene französische Armee zieht sich unter die Kanonen von Metz zurück.

Die Festung Metz und die immer noch gegen 200000 Mann starke Armee Bazaines einzuschließen und von der weiteren Teilnahme an dem Kampfe fern zu halten, wurde jetzt Prinz Friedrich Karl mit 160000 Mann zurückgelassen. Aus den übrigen verfügbaren Truppen, der Garde, dem vierten und zwölften Armeecorps und der fünften und sechsten Kavalleriedivision wurde die Maasarmee unter dem Befehle des Kronprinzen Albert von Sachsen gebildet. In breiter Front setzte diese sich jetzt westwärts in Marsch. Denn während die „Rheinarmee“ bei Metz den gewaltigen Schlägen der Deutschen erlag, hatte Mac Mahon im Lager von Chalons, in das von Metz auch der Kaiser Napoleon sich begeben hatte, eine Armee von 130000 Mann zusammengebracht. Gegen diese im Verein mit der Armee des Kronprinzen zu operieren, war die Maasarmee bestimmt.

Schon reichten beide Armeen zum Angriffe auf Chalons sich die Hand, als die überraschende Meldung einging, daß das Lager von Chalons leer sei. Denn Mac Mahon hatte den Befehl erhalten, längs der belgischen Grenze gegen Metz vorzugehen, um den dort eingeschlossenen Bazaine zu entsetzen. Mit Verwegenheit hatte er zu diesem Zwecke sich in Marsch gesetzt; aber nicht weniger kühn war der Entschluß der beiden Kronprinzen, Mac Mahon zwischen sich zu bringen, bevor er Metz erreichen könne. Die Dritte Armee schwenkte daher rechts nordwärts ein, eine höchst schwierige

taktische Bewegung, welche unter Umständen, wo allgemeine Verwirrung fast unvermeidlich schien, mit größter Kühnheit und Sicherheit, ohne jegliche Stockung in erstaunlicher Schnelligkeit vollzogen wurde; die Maasarmee dagegen rückte in gerader Richtung westwärts vor. Sie hatte den kürzeren Marsch und traf daher schon am 29. August bei Nouart auf den Feind; am folgenden Tage warf sie die beiden ihr gegenüber stehenden Corps bei Beaumont zurück und nötigte dadurch Mac Mahon mit seiner ganzen Armee hinter der Maas Deckung zu suchen. Aber unmittelbar hinter den Franzosen überschritt auch die Maasarmee den Strom. Da zog auch schon von Süden her mit der Dritten Armee der Kronprinz heran. Er faßte den Feind von Süden und Westen und schnitt ihm dadurch den Rückweg nach Chalons und Paris völlig ab. So von beiden Seiten zugleich bedroht, zog Mac Mahon seine schon stark gelichteten und erschütterten Truppen um die kleine Festung Sedan zusammen; in seinem Rücken lag die belgische Grenze.

Ein dichter weißer Nebel lag in der Frühe des 1. September rings=um auf dem Gelände. Hier und da blitzte im Süden ein aufflammender Feuerschein hindurch: es waren die Geschütze der Bayern von der Dritten Armee, welche den Angriff auf das Dorf Bazeilles eröffneten. Es wurde genommen, verloren und wieder genommen: und jetzt behaupteten die Bayern den Trümmerhaufen. Den Bayern schloß sich im westlichen Bogen das elfte und das fünfte Armeecorps an, überschritt die Maas bei Donchery, rückte von Nordwesten und Norden her gegen die Franzosen vor und reichte dem rechten Flügel der Maasarmee, den Sachsen, die Hand. Diesen reihte sich südwärts die preußische Garde an, zwischen der und den Bayern das vierte Armeecorps den furchtbaren eisernen Ring schloß. Die Franzosen wehrten sich mit dem Mute der Verzweiflung gegen die Umklammerung. Mac Mahon wurde durch eine Granate gefährlich verwundet; General Wimpffen übernahm an seiner Stelle den Oberbefehl. Er stellte sich an die Spitze, aber niemand folgte ihm. Verzweifelnd, die einen stumpf, die andern in meuterischer Aufregung, waren die Franzosen in dem Walde von Garenne und unter den Mauern von Sedan zusammengepreßt und drängten hinein in die schützenden Wälle. Da fielen um 4 Uhr auch in die Stadt die Granaten der Deutschen; einzelne Häuser gerieten in Flammen. Das brach den Mut der Verzweifelnden: auf der Mauer erschien die weiße Fahne der Ergebung.

Der Kaiser, mit eingeschlossen in der Festung, sandte ein Schreiben an König Wilhelm: „Mein Herr Bruder! Da ich es nicht habe erreichen können, in der Mitte meiner Truppen zu sterben, so bleibt mir nur übrig, meinen Degen in die Hände Ew. Majestät zu legen. Ich bin Ew. Majestät

guter Bruder Napoleon." Unter der Bedingung, daß die französische Armee die Waffen strecke, nahm der König die Ergebung des Kaisers an. Vergebens versuchte Napoleon am Morgen des 2. September durch eine Unterredung mit Bismarck mildere Bedingungen zu erlangen: am Vormittage unterzeichneten Moltke und Wimpffen die Kapitulation. Während der Schlacht schon hatten die Deutschen 21000 Mann gefangen genommen; jetzt gab sich ihnen durch die Kapitulation eine Armee von 84450 Mann, darunter 1 Marschall und 39 Generale, mit sämtlichen Adlern, Geschützen und Pferden kriegsgefangen: ein Triumph für die Deutschen, völlig ohne gleichen in der Weltgeschichte! Was wollte hiergegen die Kapitulation der 24000 Österreicher bei Ulm, die bisher für die größte gegolten, bedeuten! „Meine Herren", wandte sich der König auf die Meldung an sein Gefolge, „dies ist in der That ein großer Erfolg! Und", setzte er hinzu, mit einem Ausdrucke väterlichen Stolzes seinem Sohne die Hand reichend, „ich danke dir, der du so viel dazu beigetragen hast!" Und in tiefer Bewegung führte der Kronprinz die Hand an seine Lippen.

Der kaiserliche Gefangene bat seinen Überwinder um eine Unterredung. Sie fand in dem Schlößchen Bellevue, wohin sich Napoleon von der erfolglosen Verhandlung mit Bismarck begeben hatte, unweit Donchery statt. In gebeugter Haltung, fahlgrau im Gesicht, barhäuptig mit verworrenem Haar trat der Kaiser auf die Treppe vor dem Schlößchen, als König Wilhelm, hochgewachsen, in kräftiger Haltung, mit frischgerötetem Gesichte, den Helm auf dem schneeweißen Haar, auf seinem Rappen in scharfem Trabe mit seinem Sohne herangeritten kam. Stumm reichten die Herrscher sich die Hand, Napoleon drückte sein Taschentuch gegen die Augen, und sie traten in den nach hinten gelegenen Glaspavillon des Schlößchens. Gott habe, begann der König, seinem Heere in dem großen, gegen ihn erklärten Krieg den Sieg verliehen. Der Kaiser entgegnete, daß er den Krieg weder begehrt noch herbeigewünscht habe, aber er sei genötigt gewesen, ihn zu erklären, um die öffentliche Meinung in Frankreich zu befriedigen.

„Ew. Majestät", erwiderte der König, „erklärten den Krieg, um der öffentlichen Meinung zu genügen; allein Ihre Minister waren es, welche die öffentliche Meinung schufen, die Ihnen den Krieg aufdrang."

Napoleon schwieg. Und der König, um den Niedergebeugten aufzurichten, sprach von der Tapferkeit, mit welcher die französische Armee gekämpft habe.

„Ja", entgegnete Napoleon, „aber Ew. Majestät Truppen besitzen eine Disciplin, an der es meiner Armee in letzter Zeit gefehlt hat. Ihre Artillerie, Sire, hat die Schlacht gewonnen; die preußische Artillerie ist die beste der Welt."

Der König verbeugte sich und erwiderte, daß er bestrebt gewesen sei, sich die Erfahrungen anderer Nationen zunutze zu machen.

„Prinz Friedrich Karl“, fuhr Napoleon fort, „führte die Entscheidung der Schlacht herbei. Es war seine Armee, die uns aus unserer Stellung zurückdrängte.“

„Prinz Friedrich Karl? Ich verstehe Ew. Majestät nicht. Es war die Armee meines Sohnes, die bei Sedan focht.“

„Und wo ist denn Prinz Friedrich Karl?“

„Er steht mit sieben Armeecorps vor Metz.“

Bei diesen Worten wich Napoleon einen Schritt zurück, als ob ihn ein Schlag getroffen habe. Nach einer Pause fragte ihn der König, ob er irgend welche Bedingungen vorzuschlagen habe.

„Keine!“ entgegnete Napoleon. „Ich habe keine Befugnis. Ich bin ein Gefangener.“

„Und darf ich fragen, wo ist denn die Regierung von Frankreich, mit der ich unterhandeln kann?“

„In Paris; die Kaiserin und die Minister allein sind befugt zu unterhandeln. Ich bin machtlos. Ich kann keine Befehle erteilen und keine Bedingungen machen.“

Die Unterredung war zu Ende. Mit dem Handschuh, den er in der Hand trug, wischte er sich die Thränen aus den Augen, als er den König mit dem Kronprinzen, die Truppen in ihren Biwaks auf dem Schlachtfelde zu begrüßen, von dannen reiten sah. Das Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel wurde ihm zum Aufenthalt angewiesen; am nächsten Tage reiste er durch Belgien dahin ab.

Durch die Kapitulation war Napoleon für die Franzosen ein toter Mann; aber auch in Paris erfüllte sich durch die Schreckenskunde von Sedan das Schicksal der Bonapartes. Auf Jules Favres Antrag verkündigte im gesetzgebenden Körper die Linke am 4. September die Republik; lärmend stimmte die Volksmenge der Hauptstadt zu und riß das Land mit sich fort. Die Kaiserin-Regentin flüchtete sich nach England und eine „Regierung der nationalen Verteidigung“ bemächtigte sich der Leitung des Staates.

Jubel und Dankbarkeit erweckte dagegen in Deutschland die Siegeskunde von Sedan in allen Herzen. Ganze Eisenbahnzüge voll freiwilliger Gaben gingen nach Frankreich, um den Heldenkriegern Freude und Erleichterung zu gewähren, und die Tausende von Verwundeten, die zur Genesung in die Heimat zurückgesandt wurden, fanden freudig sich darbietende Pflege und Hülfe bei hoch und gering. Und über alles, die Hoffnung erhob sich, daß die gewaltige Niederschmetterung des französischen Kaiserreiches den Frieden bringen werde.

Nur in seinen Festungen noch ruhte die Widerstandskraft Frankreichs. Gegen Straßburg indes hatte der Kronprinz nach dem Wörther Siege die badische Division unter Beyer zurückgelassen, nach dessen Erkrankung der energische General von Werder die Oberleitung der Belagerung übernahm. Am 24. August begann er, nachdem das Belagerungscorps durch die Gardelandwehr und eine Reservedivision verstärkt worden war, das Bombardement. Aber der tapfere Kommandant Uhrich leistete zähen Widerstand. Erst als die Belagerer so nahe an die Stadt herangerückt waren, daß der allgemeine Sturm unmittelbar bevorstand, kapitulierte er am 28. September. Seit dem treulosen Überfalle Ludwigs XIV. 189 Jahre lang Deutschland entfremdet, wurde Straßburg jetzt wieder eine deutsche Stadt.

Ganz anders dagegen war die Situation vor Metz. Die in der Festung eingeschlossene „Rheinarmee“ kam dem Einschließungsheere an Stärke etwa gleich. Durch eine regelmäßige Belagerung war daher Metz nicht zu gewinnen; vielmehr mußte Friedrich Karl sich damit begnügen, die Rheinarmee aus der Festung nicht entkommen zu lassen. Dann führte schließlich der Mangel an Lebensmitteln von selbst die Entscheidung herbei. Aber die Einschließung war eine schwierige Aufgabe, da der Gegner es in seiner Hand hatte, an jedem Punkte, den er für das Durchbrechen wählte, der dünn ausgezogenen Linie der Deutschen mit überwältigender Übermacht entgegenzutreten. Und Bazaine ließ es auch an Durchbruchsversuchen nicht fehlen. Von dem Nahen Mac Mahons unterrichtet, versuchte er schon am 31. August und 1. September bei Noisseville sich zu ihm durchzuschlagen. Indes der Versuch mißlang, wie alle späteren. Trotz Regengüssen und verheerenden Seuchen hielten die Deutschen stand, bis endlich am 27. Oktober auch Metz fiel: 170000 Mann, darunter drei Marschälle, mußten den Deutschen sich kriegsgefangen geben.

Die kleinen Festungen Bitsch, Pfalzburg, Toul, Verdun, Diedenhofen machten jetzt nur noch geringe Sorge. Um ihrem nachteiligen Einflusse auf die rückwärtigen Verbindungen der Deutschen zu begegnen, wurden sie teils nur beobachtet, teils eingeschlossen, und ihre Eroberung dem Großherzoge Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin übertragen. Diesem hatte bisher (mit der 17. Division und Landwehrtruppen) die Deckung der Ost- und Nordseeküste gegen etwaige französische Landungsversuche obgelegen; da aber die Franzosen längst auf alle Unternehmungen zur See Verzicht geleistet hatten, so war die Küstendivision nunmehr für Operationen in Feindesland verfügbar geworden.

Aber alle Erfolge der Deutschen stellten sich mehr und mehr nur als Vorstufen für die Lösung der letzten großen Aufgabe dar, welche in Wahrheit erst die definitive Entscheidung in sich schloß: der Einnahme der feindlichen

Hauptstadt. Ihr zogen von dem Siegesfelde von Sedan die Armeen der beiden Kronprinzen entgegen. Am 19. September sahen sie das Häusermeer von Paris mit seinen zahllosen Türmen, seinen hochragenden Triumphbögen in der Ferne vor sich. Ein dichter Festungsgürtel umzog die Riesenstadt. Fort drängte sich ringsum an Fort; und als Eckpfeiler erhob sich im Westen der gewaltige Mont Valerien. Sie geboten jetzt den heranmarschierenden Siegern Halt; und außerhalb des drohenden Gürtels schlugen die Deutschen, Corps an Corps gereiht, ihr Lager auf. König Wilhelm nahm sein Quartier in der Präfektur in Versailles, der Kronprinz in der Villa Lesombrages. Es waren jedoch nicht mehr als 150000 Mann, welche in einer 80 km langen Linie die Riesenstadt umschlossen, um ihre Ergebung zu erzwingen. Ein ungeheures, fast aussichtsloses Unternehmen! Denn Paris zählte $1^3/_4$ Millionen Einwohner, von denen 400000 — teils altgediente Land- oder Seesoldaten, teils Volksaufgebot der Mobilgarde — zur Verteidigung der Stadt die Waffen trugen. Aber überhaupt die ganze Bevölkerung war zum äußersten Widerstande entschlossen. Die ganze nähere Umgebung von Paris fanden die Deutschen schon völlig verwüstet und ausgeplündert vor. Die Bewohner waren entflohen, die Häuser großenteils zerstört. Eisenbahnen und Straßen waren unterbrochen; die Beamten versagten auf Befehl ihrer Regierung ihre Mitwirkung zu einer geregelten Verpflegung. Aus der Heimat mußte daher fast der ganze Unterhalt der deutschen Truppen herbeigeschafft werden, und doch stand dazu nur eine einzige Bahnlinie zur Verfügung. Der ganze Osten des Landes erfüllte sich zudem mit Franctireurbanden, die, rasch auftauchend und verschwindend, viel Schaden im kleinen thaten und das Land in Unruhe erhielten.

Auf einem Luftballon entwich aus dem eingeschlossenen Paris der Advokat Gambetta nach Tours, wohin die „Regierung der nationalen Verteidigung" ihren Sitz verlegt hatte. Den Volkskrieg gegen die Deutschen zu organisieren, warf er sich zum Kriegsminister der Republik auf; und wirklich gelang es seiner rücksichtslosen Diktatur, in den von den Deutschen noch nicht besetzten Gebieten Frankreichs Armeen aufzubieten, deren Zweck der Entsatz der Hauptstadt war. Daß einst „das Aufgebot in Masse" Frankreich vor der eingedrungenen ersten Koalition gerettet hätte, war eine Fabel, die hauptsächlich Thiers, der Geschichtschreiber der französischen Revolution, in Schwung gebracht hatte. Jetzt versuchte Gambetta die Fabel zu verwirklichen, während Thiers an den Höfen Europas umherreiste, um die Hülfe der Großmächte — freilich erfolglos — für Frankreich anzurufen. Nur der alte Garibaldi kam mit einer Freischar, seinen fadenscheinig gewordenen Ruhm aufzufrischen, Frankreich zu Hülfe gezogen.

Schnell genug gelang es der republikanischen Regierung, an der Loire

ein Heer von 60000 Mann aus ranzionierten Soldaten, Gendarmen, Forstleuten, Feuerwehrmännern zusammenzubringen. Von der Tann indessen rückte mit dem ersten Corps der Bayern ihm entgegen, schlug die an Zahl weit Überlegenen am 10. Oktober bei Artenay, warf sie über die Loire zurück und besetzte Orleans.

Zugleich verstatteten die Verhältnisse, der Belagerungsarmee erhebliche Verstärkungen zuzuweisen. Die Corps, denen die Überführung der Sedan-Gefangenen nach Deutschland obgelegen hatte, konnten jetzt nach Erfüllung ihrer Aufgabe nach Paris gezogen werden; und die Kapitulation von Metz erlaubte, die Erste Armee (das erste und achte Corps, jetzt unter Manteuffel) zum Schutze der Nordfront der Belagerer, sowie einen großen Teil der Zweiten Armee (das neunte, zehnte und dritte Corps) zur Deckung der Südfront zu verwenden und das zweite Corps in die Cernierungslinie einzufügen. Dadurch stieg die Stärke des Belagerungsheeres auf 200000 Mann; aber doch blieb die Frage nur allzu berechtigt, ob auch in dieser Verstärkung die deutschen Streitkräfte für die ungeheure Aufgabe, zugleich die Ausfälle der ihnen doppelt überlegenen Besatzung von Paris abzuwehren und die zum Entsatze der Hauptstadt aufgebotenen Armeen zurückzuschlagen, ausreichend sein würden. Aber wie prompte Antwort gab darauf der Deutschen Kraft und Mut!

Der erste Vorstoß der neugebildeten Loire-Armee, welche der kriegserfahrene Aurelles de Paladine anführte, richtete sich gegen die Bayern von der Tanns in Orleans. Zwar mußte von der Tann vor der Übermacht die Stadt räumen und wurde durch das Gefecht von Coulmiers am 9. November — den ersten Erfolg der Franzosen seit der Kriegserklärung — von Orleans abgedrängt. Aber der Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin eilte zu seiner Unterstützung herbei, sprengte am 17. und 18. November bei Dreux und Chateauneuf die Franzosen auseinander und drang gegen die Sarthe vor. Einen Versuch Aurelles', mit seinem rechten Flügel über Fontainebleau gegen Paris vorzugehen, wies das zehnte Armeecorps am 28. November durch das siegreiche Gefecht bei Beaune la Rolande nachdrücklich zurück. Ebenso warf der Großherzog am 2. Dezember den linken Flügel Aurelles' bei Loigny zurück, und ein gleichzeitig von Ducrot aus Paris unternommener Ausfall scheiterte bei Villiers an der Tapferkeit der Württemberger.

In koncentrischem Angriffe rückte nunmehr Prinz Friedrich Karl mit der Zweiten Armee, verstärkt durch die Abteilungen des Großherzogs und von der Tanns, gegen die Loire-Armee vor. In zweitägiger Schlacht wurde am 3. und 4. Dezember das französische Heer aus allen Stellungen vertrieben, mit Verlust von 20000 Mann in zwei Hälften zersprengt und

Orleans von neuem besetzt. Indes der rücksichtslosen Energie des wie ein Diktator in Tours waltenden Gambetta gelang es, binnen kurzem aus jeder der beiden Heereshälften eine selbständige Armee herzustellen. Während mit der einen Bourbaki, der früher die Kaisergarde geführt hatte, bei Bourges stehen blieb, rückte mit der andern Chanzy, Aurelles' Nachfolger, auf den Wald von Marchenoir sich stützend, gegen den Großherzog vor. Vier Tage lang, vom 8. bis 11. Dezember, hielt dieser der großen Übermacht bei Beaugency stand. Als dann aber auch die Zweite Armee gegen Chancy vorging, wurden die Franzosen über den Loir nach Le Mans zurückgedrängt. Schleunigst flüchtete sich jetzt die französische Regierung von Tours nach Bordeaux, und die Deutschen besetzten Tours. Unter den größten Schwierigkeiten, welche die Bodenbeschaffenheit wie die Jahreszeit verursachten, folgte Prinz Friedrich Karl Chanzy, um dessen Vereinigung mit Bourbaki zu verhindern. Bei Le Mans ereilte er ihn und vernichtete in dreitägigem Kampfe vom 10. bis 12. Januar 1871 die Armee Chancys: 60000 Mann wurden verwundet oder gefangen, und der Rest flüchtete sich in völliger Auflösung hinter die Mayenne tief in das Innere Frankreichs.

Nicht besseren Erfolg hatte die Armee, welche unter Faidherbes Befehle gebildet war, um von Norden her die belagerte Hauptstadt zu entsetzen. Sofort wandte Manteuffel mit der Ersten Armee sich ihr entgegen, schlug am 27. November das Corps des Generals Forre, welches sich bei Amiens verschanzt hatte, rückte am 5. Dezember in Rouen ein, drängte das Corps des Generals Briand bis an das Meer zurück und besetzte Dieppe. Nach diesen Niederlagen ging Faidherbe unter den Schutz der Festungen Lille und Arras zurück, zog bedeutende Verstärkungen an sich, und rückte dann wieder vor, um den Deutschen in den Rücken zu fallen. Allein unverzüglich wandte sich Manteuffel jetzt wieder gegen den Feind. Er traf ihn in einer Reihe verschanzter Dörfer an der Hallue, einem Nebenflusse der Somme. General von Göben ging mit den Rheinländern vor, erstürmte am 23. Dezember die Dörfer und trieb die Franzosen auf den jenseitigen steilen Thalrand zurück, sodaß sie in der Weihnachtsnacht wieder nach Arras abzogen.

Dem Anmarsch Faidherbes hatte ein Ausfall der Pariser Armee die Hand reichen sollen. Er richtete sich gleichzeitig am 21. Dezember gegen die vorgeschobene Stellung der Deutschen in dem Dorfe Le Bourget, welches die Garde besetzt hatte, wie gegen die Sachsen an der Marne. Allein obgleich die Franzosen Erdwerke vorgeschoben und mit schwerem Geschütz armiert hatten — ein solcher in die Stellung der Deutschen hineingetriebener Keil war der Mont Avron — scheiterten doch beide Ausfälle so völlig, daß die Deutschen vielmehr nunmehr, mit hinlänglichem Belagerungs=

geschütz inzwischen versehen, zum Bombardement übergingen. Am 27. Dezember begann die Beschießung des Mont Avron mit so vernichtendem Erfolge, daß die Franzosen ihn aufgaben und die dahinter liegenden Bataillone in wilder Flucht sich nach Paris zu retten suchten. Am 5. Januar 1871 wurde dann das Bombardement gegen Paris selbst unter Kameckes Leitung eröffnet, zunächst von der Südseite her. Das Feuer der Forts von Issy, Vanves und Montrouge wurde niedergekämpft, in die Stadt selbst aber täglich nur 200—300 Granaten geworfen; denn es kam nicht darauf an zu zerstören, sondern nur zu schrecken und den Entschluß zur Kapitulation zu beschleunigen. Unabwendbar war ja diese, nachdem Göben auch den letzten Vorstoß Faidherbes am 3. Januar bei Bapaume erfolgreich zurückgewiesen und am 10. Januar die Festung Peronne genommen hatte, sodaß damit dem Feinde die beiden direkten Straßen nach Paris über Amiens und über Peronne verlegt waren.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatze endlich hatte sich Werder nach dem Falle von Straßburg gegen das Saonethal gewendet, die ihm entgegentretenden Scharen des Generals Cambriels auf Besançon zurückgeworfen und Dijon besetzt, während durch abgezweigte Abteilungen seiner Armee im Elsaß Schlettstadt und Neu-Breisach zur Übergabe gezwungen, das feste Belfort aber, der Schlüssel des südlichsten Wasgaupasses, durch General von Treskow eingeschlossen wurde. Gegen diese weit vorgeschobene Stellung Werders in Dijon rückte nun Garibaldi, von Gambetta zum Oberbefehlshaber der Franctireurs des Wasgau ernannt, mit einer abenteuerlichen Schar von 20000 Mann heran. „Franctireurs des Todes“, „Corps der Rächer“, „verlorene Kinder der Rhone“ oder wie sonst nannte der Alte seine Freibataillone, um schon durch den Namen den Deutschen sie furchtbar zu machen. Aber Werder ließ sich nicht bange machen: er schlug am 26. November bei Pasquez die Garibaldiner so nachdrücklich aufs Haupt, daß sie schleunigst wieder nach Süden zurückwichen. Und als dann Cremer, der Schützling Gambettas, die Rhonearmee von Lyon gegen Dijon heranführte, sprengte Werder sie am 19. Dezember bei Nuits völlig auseinander.

Nun aber versetzte Bourbaki seine Armee mit der Eisenbahn von Bourges an den Doubs. Sie sollte, war Gambettas Gedanke, die Verbindungslinie der Paris belagernden Armeen mit Deutschland abschneiden und den Entsatz der Hauptstadt durch einen Einfall in Süddeutschland bewirken. Dieser mehr als 100000 Mann starken „Wasgau-Armee“ mit Erfolg zu begegnen, war indes Werder zu schwach. Es wurde daher unter Manteuffels Oberbefehl, den bei der Ersten Armee Göben ersetzte, aus dem siebenten und zweiten Armeecorps eine besondere „Südarmee“ gebildet, welche in Gewaltmärschen Werder zu Hülfe zog.

Werder indessen hatte, auf die Deckung Belforts bedacht, vor der drohenden gewaltigen Übermacht, Dijon aufgegeben und seine Truppen um Vesoul koncentriert. Durch fortwährende Vorstöße, wie bei Villersexel am 9. Januar, beunruhigte er den anrückenden Feind und setzte sich dann hinter der Lisaine fest, welche südwärts in den Doubs sich ergießt. Hier zwischen Mömpelgard (Montbeliard) und Belfort nahm er auf dem östlichen steilen Thalrande des Flüßchens eine wohlbefestigte Stellung ein und widerstand mit unerschütterlicher Tapferkeit drei Tage lang vom 15. bis 17. Januar den heftigen Angriffen des dreifach überlegenen Gegners, dem doch der eintretende starke Frost den Bach überbrückte, bis Bourbaki die Hoffnung, ihn zu überwältigen, aufgab und sich gegen Besançon zurückzog. Denn schon nahte über die schneebedeckten Höhen des Jura in Eilmärschen Manteuffel. Freilich konnte ihm Garibaldi den Weg verlegen, wenn er es nicht vorzog, Bourbaki zu Hülfe zu kommen; aber der Alte that weder das eine noch das andere; er blieb ruhig bei Dijon stehen; die bei Pasquez empfangene Lehre hatte ihn scheu gemacht.

Manteuffel indessen gab auf die Kunde von Werders glorreichem Widerstande die Absicht, sich mit ihm zu vereinigen, auf und wandte sich mit seinen beiden Corps nach Südwesten, die Rückzugslinie nach Lyon dem Feinde kühn durchschneidend und die Päffe des Jura ihm sperrend. Damit war das Schicksal der Armee Bourbakis besiegelt: auch diese Hoffnung, durch die „Wasgau-Armee" Entsatz zu erhalten, war für Paris zertrümmert. Das aber bestimmte den schließlichen Ausgang der Belagerung, in welchem die endgültige Entscheidung des Riesenkampfes beschlossen lag. Jetzt war kein Zweifel mehr möglich, wie die eisernen Würfel fallen mußten!

Sechstes Kapitel.

Das deutsche Kaisertum und der Frankfurter Frieden.

Noch klirrten wohl die Waffen: aber des Sieges war kein Zweifel mehr. Getrost durften die Deutschen die schönste Frucht, die sie von dem Kriege erwarteten, jetzt pflücken. Begeistert waren sie hinausgezogen, die Einheit sich, die lang ersehnte, zu erkämpfen: mitten im Feindesland wurde sie ihnen zu teil; im Heerlager vor Paris wurde die Jubelmär ausgerufen, daß Deutschland wieder ein einiges Reich, daß den Deutschen das Vaterland wiedergegeben sei.

Wohl hatte Norddeutschland die feste Fügung eines Bundesstaates sich gegeben: aber isoliert standen daneben die Staaten Süddeutschlands. Indes war es denkbar, daß die treuen Kampf- und Siegesgenossen von Wörth und Sedan mit dem Friedensschlusse wieder zu kühlen Nachbarn auseinander träten? Schon im September gab daher die bayrische Regierung den Wunsch zu erkennen, über ein Verfassungsbündnis sämtlicher deutscher Staaten zu verhandeln, Baden aber beantragte einfach seinen Eintritt in den Norddeutschen Bund. Infolgedessen wurden im Hauptquartiere König Wilhelms in Versailles Verhandlungen mit sämtlichen süddeutschen Regierungen auf der Grundlage der Verfassung des Norddeutschen Bundes geführt, welche zur Ausdehnung dieser Verfassung auf ganz Deutschland, zur Erweiterung des Norddeutschen Bundes zu einem allgemeinen deutschen Bunde führten. Der Reichstag des Norddeutschen Bundes trat daher zusammen, um über diese Erweiterung sich schlüssig zu machen.

Indessen das Sehnen des deutschen Volkes ging auf „Kaiser und Reich“; Bund galt als zu lockeres Band für die Einigung Deutschlands. Viel Stimmen erhoben sich in der Tagespresse dafür; und selbst unter den Fürsten im Hauptquartier waren die Großherzöge von Sachsen und Baden, König Wilhelms Schwager und Schwiegersohn, für die große Idee bemüht zu

wirken; und der greise König Johann von Sachsen war erbötig, die Verhandlungen mit den übrigen deutschen Fürsten darüber zu führen. Mit ganzem Feuereifer aber trat der Kronprinz Friedrich Wilhelm für die Wiederaufrichtung des deutschen Kaisertums ein. Schon vor vier Jahren bei den Nikolsburger Verhandlungen hatte er die Ansicht vertreten, daß die Errichtung des Kaisertums sofort Deutschlands Süden und Norden vereinigen würde. Wie kam nun jetzt wieder seinem hohen Gedankenfluge der glorreiche Gang des Feldzuges zu Hülfe! Er ritt, als die deutschen Heere vor Paris lagen, in das große Hauptquartier hinüber und stellte seinem königlichen Vater vor, daß jetzt das Kaiserreich proklamiert werden müßte: ein so günstiger Moment käme niemals wieder. „Davon verstehst du nichts, Fritz!" antwortete ihm der König, dessen schlichtem Sinn der „Kaiser" widerstrebte.*) Auch Bismarck war bedenklich; nachdem er jedoch erkannt hatte, wie lebhaft das Verlangen des Volkes, und wie zustimmend die Haltung der Fürsten war, trat er der Meinung des Kronprinzen bei und nahm die Fortführung der großen Sache in seine geschickte Hand. Es erschien angemessen, daß dem mächtigsten deutschen Staate nach Preußen frei gestellt wurde, die Anregung bei den übrigen deutschen Fürsten zu geben. König Ludwig II. von Bayern stand zwar dem „Kaisertume" nicht sympathisch gegenüber; indessen der Hinblick auf die sonst eintretende Bereitwilligkeit König Johanns bestimmte ihn gegen die Zusicherung gewisser „Reservatrechte" in Bezug auf Militär, Verkehrswesen und Heimatsgesetzgebung die einleitenden Schritte zu übernehmen. Durch Sonderschreiben lud er die sämtlichen Regierungen Deutschlands ein, den König von Preußen um die „Wiederherstellung eines Deutschen Reiches und der deutschen Kaiserwürde" zu bitten. Sie alle schlossen sich an; denn es war der rechte Moment. Und Prinz Luitpold von Bayern, des Königs Oheim, war nach Versailles gesandt, um König Wilhelms Zustimmung zu erbitten. Mit Begeisterung aber nahm das deutsche Volk die Wiederaufrichtung des Kaisertums auf und mit allen Stimmen gegen die sechs der sozialdemokratischen Abgeordneten nahm der Norddeutsche Reichstag die Adresse an, in welcher er seinerseits König Wilhelm bat, „durch Annahme der deutschen Kaiserkrone das Einigungswerk zu weihen." Jetzt waren die Bedenken König Wilhelms überwunden; mit tiefer Bewegung nahm er die Adresse des Reichstages entgegen, welche eine Deputation desselben ihm überbrachte. „In der einmütigen Stimme der deutschen Fürsten und freien Städte", antwortete er, „und in dem damit übereinstimmenden Wunsche der deutschen Nation und ihrer Vertreter werde Ich den Ruf der Vorsehung erkennen, dem Ich mit Vertrauen auf Gottes Segen folgen darf."

*) Persönliche Mitteilung des Kronprinzen.

Wie der Norddeutsche Reichstag, so gaben auch die Stände in Baden, Hessen und Württemberg den Verträgen freudig ihre Zustimmung; am 31. Dezember 1870 wurde die neue Verfassung des Deutschen Reiches durch das Bundes-Gesetzblatt verkündet, und mit dem 1. Januar 1871 trat demnach das neue deutsche Kaiserreich verfassungsmäßig ins Leben. Nur auf dem Schlachtfelde könne eine Kaiserkrone errungen werden, hatte König Friedrich Wilhelm IV. einst gesagt. Daran erinnerte, als König Wilhelm am Neujahrstage die im Hauptquartier weilenden Fürsten zu einem Festmahle um sich sammelte, der Großherzog von Baden in einem Trinkspruche: heute habe dieses königliche Wort sich glänzend erfüllt. Ja, es war der rechte Moment! Mit hellem Jubel durchdrang die Kunde von „Kaiser und Reich" alle deutschen Gauen.

In der Erwartung, daß bis dahin auch die noch ausstehende Zustimmung der bayrischen Abgeordnetenkammer eingehen werde, bestimmte König Wilhelm den 170. Jahrestag der Erhebung Preußens zum Königreiche für die Proklamierung der Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreiches. Seltsames Geschick! In demselben Schlosse zu Versailles, in welchem vorzeiten so viel auf Deutschlands Herabwürdigung gesonnen war, vollzog sich der Deutschen höchster Triumph.

Am 18. Januar 1871 um 12 Uhr mittags waren in der Spiegelgalerie des Versailler Schlosses Deputationen aller Regimenter mit ihren Fahnen, die obersten Führer und Abgesandte aller Offiziercorps versammelt. Am Mittelpfeiler der Südseite des langgestreckten Saales war ein Altar errichtet, bekleidet mit einer roten Decke, welche als Symbol das Zeichen des Eisernen Kreuzes trug. König Wilhelm, in der Säulenhalle an der „Treppe der Prinzen" von dem Kronprinzen empfangen, tritt in den Saal. Ein Sängerchor der Mannschaften begrüßt ihn mit dem Choral „Jauchzet dem Herrn alle Welt." Im Halbkreise nehmen die zahlreich anwesenden deutschen Fürsten und Prinzen um den König Aufstellung; hinter den Fürsten die Minister, an ihrer Spitze der „Reichskanzler" Graf Bismarck, und die Generale. Der Gottesdienst beginnt. Die kriegerisch-glänzende Versammlung singt den Choral „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut"; dann folgt die Festpredigt über Psalm 21. Der Segen und der Gesang „Nun danket alle Gott" endigt die kirchliche Feier. Der König tritt auf die Erhöhung der rechten Seite; vor den Fahnen stehend, verkündet er mit kräftiger Stimme, die darüber ausgestellte Urkunde vorlesend, die Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreiches. Dann empfängt der Kanzler den Befehl, die Proklamation zu lesen, welche der neue Kaiser „an das deutsche Volk" richtet:

„Wir, Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen — nachdem die deutschen Fürsten und freien Städte den einmütigen Ruf an Uns gerichtet

haben, mit Herstellung des Deutschen Reiches die seit mehr denn 60 Jahren ruhende deutsche Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des Deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorgesehen sind, bekunden hiermit, daß Wir es als eine Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland betrachtet haben, diesem Rufe der verbündeten deutschen Fürsten und freien Städte Folge zu leisten und die deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß werden Wir und Unsere Nachfolger an der Krone Preußens fortan den kaiserlichen Titel in allen Unseren Beziehungen und Angelegenheiten des Deutschen Reiches führen und hoffen zu Gott, daß es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen. Wir übernehmen die kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu verteidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß dem deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermütigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und Unseren Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiet nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung."

Eine freudige Erhebung bewegt die Versammelten. Der Großherzog Friedrich von Baden tritt vor. „Seine Majestät der deutsche Kaiser Wilhelm lebe hoch!" ruft er; und dreimal mit laut hallendem Rufe stimmt die Versammlung begeistert ein, und die mächtigen Klänge von „Heil dir im Siegerkranz" durchbrausen den Festsaal. Herzlich umarmt der Kaiser den Kronprinzen und mehrere ihm persönlich nahe verwandte Fürsten; dann die Reihe der im Saale aufgestellten Truppen abschreitend, verläßt er unter den Klängen des Hohenfriedberger Marsches den für die Deutschen auf alle Zeiten geweihten Raum.

Das Große war geschehen. Alldeutschland jauchzte seinem Kaiser zu. Jetzt traf auch die Zustimmung der bayrischen Abgeordnetenkammer ein, welche in unerquicklichen Debatten die Ultramontanen und Demokraten bisher hingehalten hatten. Das Träumen und Sehnen des deutschen Volkes, im Kaisertum war es erfüllt: Deutschland hatte sich selbst wiedergewonnen. Ein Kaisertum im glorreichen Hause der Hohenzollern war in Deutschland aufgerichtet, glänzender als das der Hohenstaufen, kraftvoller, als je eines in deutschen Landen gewesen war.

Aber Österreich, mochte man denken, empfing einen Stachel aus dieser gewaltigen Neugestaltung der deutschen Verhältnisse. Eben noch hatte es den Gedanken erwogen, mit Hülfe Frankreichs das vor vier Jahren Verlorene zurückzugewinnen: aber der Ruhmestag von Sedan war zu einer Wende der österreichischen Politik geworden. Bismarck übte die Rücksicht, in einer Depesche am 14. Dezember von der bevorstehenden Neugestaltung Deutschlands in Wien Mitteilung zu machen; er fügte derselben die Versicherung hinzu, daß Deutschland nach wie vor von dem Verlangen erfüllt bleibe, seine freundschaftlichen Beziehungen zu Österreich, auf welche beide Reiche durch die ihnen gemeinsamen Interessen und die Wechselwirkung ihres geistigen wie ihres materiellen Verkehrslebens angewiesen seien, zu erhalten und zu fördern. Und noch waren nicht zwei Wochen verflossen, als in seiner Antwort Kaiser Franz Joseph freien und hohen Sinnes dem rückhaltlosen Wunsche Ausdruck gab, daß Deutschland in den neuen Formen seines staatlichen Daseins die wahren Bürgschaften einer glücklichen, für seine eigene, wie für die Wohlfahrt des ihm in geschichtlicher Tradition, in Sprache, Sitte, und Recht so vielfach verwandten österreichischen Kaiserstaates gleich segensreichen Zukunft finden möge. — Es war kein Zweifel, das Bündnis der beiden Kaiserreiche knüpfte schon jetzt sich an.

Aber noch stand mit Frankreich der Frieden aus. Indes rasch eilte jetzt, wo für Paris keine Hoffnung mehr blieb, der gewaltige Krieg seinem Ende zu: der deutsche Kaiseraar hielt, was er hatte, fest in seinen starken Fängen.

Mit unerwarteter Standhaftigkeit hatte Paris nun schon vier Monate lang alle Leiden einer Belagerung ertragen. Alle Entsatzversuche, alle Ausfälle waren gescheitert. Gleichwohl wagte am Tage nach der Kaiserproklamation Faidherbe mit der Nordarmee noch einen Vorstoß. Allein Göben schlug ihn bei St. Quentin aufs Haupt, erstürmte St. Quentin und zwang die Trümmer der geschlagenen Armee sich in die Festungen Arras und Lille zurückzuflüchten.

Im Zusammenhange mit diesem Vormarsche der Nordarmee unternahm Trochu, der Kommandant von Paris, auf das Drängen der aufgeregten Volksmenge mit 100000 Mann von der Südostseite des Mont Valerien gegen Buzenval und Garches einen Ausfall, um den eisernen Ring der Belagerer zu durchbrechen. Indes die Franzosen trafen hier auf die befestigten Stellungen des fünften Armeecorps, an denen ihre Kraft zerschellte; das einzige Corps von 20000 Mann genügte, um, durch nachdrückliches Geschützfeuer unterstützt, die ganze Ausfallsarmee zurückzuwerfen. Trochu legte den Oberbefehl nieder; General Leflô trat an seine Stelle, und die Deutschen gaben ihre Antwort auf den Ausfall damit, daß sie am 21. Januar auch von der Nordseite das Bombardement gegen Paris eröffneten.

Da brach denn doch die Widerstandskraft der republikanischen Regierung; sie bat ihre Überwinder um Waffenstillstand, damit während desselben die Nationalversammlung einberufen würde, um über den Frieden sich schlüssig zu machen. Auf drei Wochen wurde er am 28. Januar ihr gewährt unter der Bedingung, daß die Pariser Forts ausgeliefert würden, die Besatzung von Paris (Linientruppen und Mobilgarden, zusammen 249000 Mann) sich kriegsgefangen gäbe und ihre Waffen ablieferte, sowie daß in den Waffenstillstand sämtliche Departements mit Ausnahme derjenigen des Doubs, des Jura und Cote d'Or eingeschlossen würden. Denn gerade jetzt vollzog sich in diesen Departements das Schicksal der „Wasgau-Armee" Bourbakis, welcher Manteuffels kühner Marsch den Rückzug verlegt hatte. Bourbaki, voller Verzweiflung über die Lage, in die er sich versetzt sah, versuchte sich zu erschießen; für den schwer Verwundeten übernahm Clinchant den Oberbefehl. Indes von allen Seiten in die Engen des schneebedeckten Jura hineingedrängt, sah dieser keine andere Rettung, als daß er seine noch 80000 Mann starke Armee, halb verhungerte und zerlumpte Jammergestalten, über die nahe Schweizer Grenze hinüberführte. Gewiß ein schwerer Entschluß: am 1. Februar führte er ihn aus; und auf dem neutralen Boden der Schweiz wurde die französische Armee sofort entwaffnet und bis zum Frieden interniert.

Nun hielt sich auch Belfort nicht länger. Aufs äußerste bedrängt, öffnete jetzt auf das Geheiß seiner Regierung der tapfere Kommandant Oberst Denfert unter der Bedingung freien Abzuges am 16. Februar den Deutschen die Thore seiner Festung.

Unterdessen hatten im Großen Hauptquartier in Versailles die Friedensverhandlungen zwischen Bismarck, Thiers, der von der in Bordeaux tagenden Nationalversammlung zum Haupte der Staatsleitung gewählt worden war, und Jules Favre, dem französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, begonnen; am 26. Februar wurden die Friedenspräliminarien festgestellt und der Nationalversammlung zur Bestätigung vorgelegt.

Es übte einen zweckmäßigen Druck auf die Beschleunigung der Entschließung der Abgeordneten, daß am 1. März das sechste und elfte preußische und das zweite bayrische Armeecorps mit einigen Schwadronen Reiterei und 16 Geschützen seinen Einzug in Paris hielt. Das war zugleich eine wohlverdiente Genugthuung für die deutschen Sieger und eine heilsame Demütigung für die Franzosen. Auf dem Felde von Longchamps hielt Kaiser Wilhelm über die eingerückten Truppen Parade ab; dann zogen sie durch den Triumphbogen die elysäischen Felder hinab bis zum Eintrachtsplatze. Auch der Kronprinz machte eine Fahrt durch die Straßen. An demselben 1. März schon stimmte die Nationalversammlung den Präliminarien zu, und am 3. März rückten die deutschen Truppen wieder aus Paris ab.

In Brüssel begannen nun die Verhandlungen über den definitiven Frieden; aber sie rückten nicht aus der Stelle. Denn die französischen Bevollmächtigten versuchten die Verpflichtungen Frankreichs, welche im Präliminarvertrage bereits festgestellt waren, wieder in Frage zu ziehen oder wenigstens abzuschwächen. Aber Bismarck erklärte der französischen Regierung mit scharfen Worten, daß das Deutsche Reich eine Verdunkelung oder Verschleppung des Friedenswerkes sich nicht würde gefallen lassen. Das verfehlte seine Wirkung nicht: Jules Favre bat den strengen Reichskanzler um eine persönliche Zusammenkunft in Frankfurt am Main. Bereitwillig wurde sie gewährt, aber zugleich die französische Regierung dahin belehrt, daß, falls es nicht zu einer endgültigen Verständigung jetzt kommen sollte, die deutschen Truppen durch die Besetzung von Paris aller Ungewißheit ein Ende machen würden. Konnte Frankreich es darauf ankommen lassen? Am 10. Mai unterzeichneten denn Bismarck und Jules Favre den definitiven Frieden. Frankreich trat an das Deutsche Reich das Elsaß (mit Ausnahme Belforts) und Deutsch-Lothringen ab, 14509 qkm mit $1\frac{1}{2}$ Millionen Einwohnern; es zahlte fünf Milliarden Francs Kriegskosten, bis zu deren Erlegung die nördlichen und östlichen Forts um die Hauptstadt, ebenso wie die nordöstlichen Departements allmählich von den deutschen Truppen geräumt werden sollten, während sie die westlich und südlich von Paris gelegenen Landstriche sogleich verließen.

569000 Mann hatte das Deutsche Reich, als es Frieden schloß, in Frankreich stehen; weitere 204000 standen zum Ersatze in der Heimat bereit: in voller Kriegsrüstung gewährte es den Franzosen den Frieden. Allein hatte es den Krieg geführt; allein schloß es, alle dienstfertige Einmischung, zumal Englands, mit Entschiedenheit ablehnend, den Frieden. So konnten die Diplomaten nicht verderben, was die siegreichen Heere gewonnen hatten.

Kaiser Wilhelm hatte am 7. März Versailles verlassen: mit endlosem, begeistertem Jubel begrüßte ihn die Heimat. Am 17. März langte er in Berlin an. Des hellen frischen Frühlingsabends wird Berlin nimmer vergessen. Kaiser Wilhelm stand schon ausschauend am Fenster, als der Zug einfuhr. Und so wie er nur den Waggon verließ, umdrängten ihn die Kaiserin und die Frauen der kaiserlichen Familie; und die Enkel umklammerten stürmisch seine Kniee und hielten ihn fest; vor tiefer Bewegung fuhr sich der kaiserliche Greis wiederholt über die Augen. Zwei Schritte zurück stand der alte Wrangel: er schwenkte den Federhut und wollte Hurra rufen; aber dem greisen Helden versagte vor Rührung die Stimme und Thränen rannen ihm über die tiefgefurchten Wangen.

Vor seinem Palais begrüßte den heimkehrenden Sieger, am Denkmale Friedrichs des Großen befestigt, ein Banner: „Heil, Kaiser Wilhelm, Heil

Dir und dem tapferen deutschen Heere!" Und endlos brachte die Kopf an Kopf den weiten Platz erfüllende Menge dem geliebten Herrscher Hoch auf Hoch in der Freude des Wiedersehens dar; und immer wieder mußte er mit der Kaiserin auf den Balkon heraustreten; denn immer wieder verlangte sie ihn zu sehen, bevor sie jubelnd durch die festlich geschmückten Straßen sich zerstreute.

Am 21. März eröffnete Kaiser Wilhelm den ersten, aus allgemeinen direkten Wahlen hervorgegangenen deutschen Reichstag. Mit dem Danke gegen Gott, der alles zu so wunderbar herrlichem Ende geführt, beginnend, schloß er mit dem Wunsche, daß „die Aufgabe des deutschen Volkes fortan darin beschlossen sein möge, sich in dem Wettkampfe um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen." Die Neugestaltung Deutschlands durch Gesetze zu ordnen, das „Reichsland" Elsaß-Lothringen dem deutschen Reichsorganismus zweckmäßig einzufügen, dem deutschen Heere und seinen Führern den Dank des Vaterlandes zu bethätigen, waren die Aufgaben, denen der Reichstag sich zunächst widmete. Für die Invaliden wurde ein ansehnlicher Fonds sicher gestellt, vier Millionen Thaler (zwölf Mill. Mark) zur Unterstützung von Reservisten und Landwehrmännern angewiesen, die gleiche Summe zu Dotationen für die Heerführer und Staatsmänner bestimmt. Der Kaiser fügte andere Ehren hinzu: der Kronprinz und Prinz Friedrich Karl hatten während des Feldzuges den Feldmarschallsstab, Moltke die Grafenwürde erhalten, jetzt empfing der Reichskanzler Graf Bismarck den Fürstenhut, Roon die Grafenwürde und Moltke ward Feldmarschall.

Am 16. Juni hielten die Truppen ihren festlichen Einzug in die Reichshauptstadt Berlin durch eine „Siegesallee" von 7441 eroberten Geschützen. 107 französische Adler und Fahnen brachten sie mit und der Trophäen schönste, das aus zweihundertjähriger Fremdherrschaft wiedergewonnene Elsaß-Lothringen; sie brachten den Ruhm mit, in 17 großen Schlachten und 156 Gefechten gesiegt zu haben, und über alles den Beweis, daß das deutsche Vaterland, jahrhundertelang in seiner Zerrissenheit ein Spott der Völker, jetzt in seiner Einigkeit ein Riese sei, stark und selbstbewußt, Achtung gebietend, fest des Hauses wahrend. Der vielverspottete deutsche Michel, jetzt stand er als Jung-Siegfried da, gegürtet mit dem scharf treffenden Balmung.

Siebentes Kapitel.

Kaiser Wilhelms Friedensjahre.

Es war ein großes Glück für das junge Deutsche Reich, daß dieselben Männer, welche es geschaffen hatten, Kaiser Wilhelm voran, am Steuerruder ihm auch fernerhin noch auf eine Reihe von Jahren erhalten blieben; denn weder fehlte es an Klippen im Fahrwasser noch an hart dreinfahrenden Böen auf der Fahrt. Allein schon die ehrwürdige Persönlichkeit Kaiser Wilhelms, die sich mit den Jahren fast zu einem Wunder auf dem Throne verklärte, wirkte mäßigend auf die Gegensätze der Parteien im Volke und erhöhte zugleich die Geltung des Kaisertums bei den Fürsten, welche seine milde und stets rücksichtsvolle Art mit den Opfern auszusöhnen strebte, die sie zur Förderung des gesamten Vaterlandes sich auferlegt hatten. Aber gerade unter den Segnungen des Friedens vermochten Parteien sich zu entwickeln, welche, ihre Weisungen von außerhalb her empfangend, in einen bewußten Gegensatz zum Reiche sich stellten, und unter den fremden Nationen war nicht jede damit einverstanden, daß Kaiser Wilhelm den 250jährigen Widerstreit der Germanen und Romanen um den maßgebenden Einfluß in Europa mit starker Hand zu Gunsten der Deutschen entschieden hatte.

Dem gegenüber war die erste Sorge des Kaisers auf die Sicherheit des Reiches gerichtet. Durch sein Heer Deutschland wehrhaft und stark zu erhalten war auch nach dem Friedensschlusse unausgesetzt sein Denken. Es war das gleiche Streben, welches im Anfange seiner Regierung den König erfüllt hatte, aber dem schroffen Widerspruche des preußischen Abgeordnetenhauses begegnet war. Aber wie glänzend hatten die großartigen Erfolge, welche die Armeeorganisation überhaupt erst ermöglicht hatte, dem Könige Recht gegeben! Dennoch trafen auch jetzt wieder die Maßnahmen des ruhmbekränzten Kaisers auf lebhaften Widerspruch; aber die Opposition des Reichstages stützte sich auf Parteidoktrinen, nicht auf die allgemeine Meinung des deutschen Volkes: sie stellte die Erweiterung der parlamentarischen Machtbefugnis über die Sicherung des Reiches. Kein Wunder, daß sie unterlag.

Die grundlegende Bestimmung für die Organisation des Reichsheeres ist die über die Friedens-Präsenzstärke desselben. Diese stellte nun die Reichsverfassung (Art. 60) auf ein Prozent der Bevölkerung von 1867 bis zum 31. Dezember 1871 fest und bestimmte, daß für die spätere Zeit sie im Wege der Reichsgesetzgebung geregelt werden solle. Es mußte demnach gleich an den ersten Reichstag des Deutschen Reiches diese Frage gebracht werden. Kaiser Wilhelm nun war der Meinung, daß die Armee in Bezug auf die Ziffern ihres Effektivbestandes wie auf die Kosten ihrer Unterhaltung nicht von den schwankenden Abstimmungen parlamentarischer Majoritäten abhängig sein dürfe: er wollte, wie er einmal sagte, „eine Armee des Königs und nicht eine Armee des Parlamentes.“ Nach seiner Meinung sollte daher jetzt durch ein Gesetz der Friedensstand der Armee und der Militär-Ausgabe-Etat ein für allemal festgestellt werden. Da indessen ein solches Organisationsgesetz noch nicht fertig war, so wurde der Mittelweg gewählt, daß zunächst für noch weitere drei Jahre die bisherige Präsenzstärke von 401659 Mann beibehalten wurde.

1874 brachte die Regierung nun dies Gesetz ein; es sollte danach an der bisherigen Präsenzstärke bis zum Erlaß einer anderweitigen gesetzlichen Bestimmung festgehalten werden. „Ich hoffe“, sagte Moltke, „wir werden eine Reihe von Jahren nicht nur Frieden halten, sondern auch Frieden gebieten. Aber um Frieden zu gebieten, muß man zum Kriege gerüstet sein.“ Und mit Nachdruck warnte er vor der Unsicherheit, welche durch jedes Schwanken in der Ziffer der Präsenzstärke in die militärischen Verhältnisse Deutschlands hineingetragen werde. Dennoch stieß das Gesetz im Reichstage auf heftigen Widerspruch: es erschien als eine Beschränkung des Budgetrechtes des Reichstages, welcher in Anspruch nahm, alljährlich die Armeekosten und damit auch die Präsenzstärke der Armee zu bewilligen. Da aber erhob sich im Volke selbst gegen den Reichstag eine lebhafte Bewegung; die öffentliche Meinung verlangte, daß die deutsche Wehrkraft, in der Weise, wie es die bewährten militärischen Autoritäten forderten, ungeschwächt erhalten bliebe. Einmütig und entschieden sprachen sich weite Kreise des Volkes in Wählerversammlungen und Adressen gegen den Reichstag aus, sodaß er den Vermittelungsvorschlag der Regierung annahm und auf sieben Jahre die geforderte Friedens-Präsenzstärke bewilligte. Wenig später wurde nun auch die Organisation der Armee durch die Bildung des Landsturms vollendet, welcher zur Besetzung der Festungen und zur Landesverteidigung bestimmt war. Das führte der auf dem Kriegsfuße 1283791 Mann zählenden Armee für den Kriegsfall noch eine Verstärkung von 900000 Mann zu.

Nachdem die sieben Jahre um waren, wurde das Gesetz unverändert,

wenn auch nicht ohne Widerspruch auf weitere sieben Jahre, bis zum 31. März 1888 verlängert. Als nun aber nicht lange vor dem Ablaufe dieser Septennatsperiode die Regierung die weitere Verlängerung auf sieben Jahre unter Erhöhung der Friedensstärke um 41135 Mann verlangte, vermehrte und verschärfte sich der Widerspruch in bedenklichem Grade. Moltke wie Bismarck wiesen mit allem Nachdrucke auf die Steigerung der Friedensstärke der Heere der Nachbarstaaten hin, welche einen unausweichlichen Druck auf Deutschland ausübe; allein ihre Beredsamkeit, ihre gewichtigen Gründe glitten an der Prinzipienreiterei des Reichstages erfolglos ab: er verwarf die Forderung der Regierung. Da löste Kaiser Wilhelm am 14. Januar 1887 den Reichstag auf und wandte sich an das deutsche Volk und das Volk gab ihm Recht: bei den Neuwahlen verloren die Gegner des Gesetzes so viel Stimmen, daß die Freunde desselben in dem neuen Reichstage von vornherein die entschiedene Mehrzahl bildeten. Damit war die Annahme des Gesetzes nunmehr gesichert. Nun empfahl aber noch dazu der Papst, um der deutschen Regierung sein Entgegenkommen zu beweisen, der ziemlich zahlreichen katholischen Centrumspartei das Gesetz, sodaß die Mitglieder derselben teils dafür stimmten, teils wenigstens der Abstimmung sich enthielten. Die Folge war, daß bei der Abstimmung das Gesetz mit 227 gegen nur 31 Stimmen angenommen wurde: ein Ergebnis, für welches Kaiser Wilhelm dem Reichstage Dank und Anerkennung aussprechen ließ.

Somit war bis zum 31. März 1894 die Friedensstärke des deutschen Heeres auf 468409 Mann festgestellt. Aber die drohenden Rüstungen, welche in Frankreich wie in Rußland vorgenommen wurden, wiesen darauf hin, nun auch auf eine Erhöhung der Kriegsstärke des deutschen Heeres zu sinnen. Es wurde daher im Dezember 1887 dem Reichstage ein „Gesetz betreffend Änderungen der Wehrpflicht“ vorgelegt. Durch dasselbe wurde ein zweites Aufgebot der Landwehr, dienstpflichtig bis zum 39. Lebensjahr, hergestellt. Infolgedessen konnten sechs Jahrgänge, welche bisher zum Landsturme gehört hatten, für den Fall großer Gefahr unverzüglich bereit gestellt werden, während zugleich für den Landsturm die Altersgrenze um drei Jahre, bis zum 45. Lebensjahre hinausgeschoben wurde. Denn zur Verteidigung des Vaterlandes solle jeder noch rüstige deutsche Mann bereit stehen. Das fügte zu der bisherigen Kriegsstärke noch weitere 700000 Mann hinzu. Mit überwältigender Beredsamkeit legte am 6. Februar 1888 Fürst Bismarck die Notwendigkeit einer solchen dauernden Vermehrung der Streitkräfte Deutschlands, das auf zwei Fronten dem gleichzeitigen Angriffe starker Heere ausgesetzt ist, dar. „Wir Deutsche“, schloß er unter begeisterter Zustimmung des Reichstages, „fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt.“ Denn die kampfesfreudige Vaterlandsliebe der Preußen in dem Befreiungs-

kriege sei ein Gemeingut jetzt der ganzen Nation geworden. Und einstimmig nahm der Reichstag das neue Wehrgesetz an, welches das nimmer rastende Bemühen des greisen Kaisers krönte, indem es die Wehrverfassung des Deutschen Reiches vollendete.

Unterdessen hatten die großen Erfolge, welche das kriegerische Dritteil der Regierung König Wilhelms erfüllen, dem preußischen Staate eine Feindschaft eingetragen, welche während der beiden friedlichen Dritteile fort und fort Unruhe und Mißbehagen wach riefen, bis des Kaisers milder Sinn den gedeihlichen Ausgleich fand. Es war die Feindschaft der katholischen Kirche.

Die Einigung Italiens hatte den Papst den Kirchenstaat gekostet; nur Rom behauptete er, gestützt auf französische Bajonette. Und gerade mit diesem Italien verbündete sich Preußen; das katholische Österreich erlag und wurde aus Deutschland ausgeschlossen. Jetzt herrschte in Deutschland weitaus das evangelische Bekenntnis vor und eine evangelische Macht hatte die Führung. Das erfüllte die Katholiken mit Mißtrauen und Befürchtungen. Im Reichstage des Norddeutschen Bundes bildeten die katholischen Abgeordneten eine geschlossene Gruppe, welche nach dem Grade des Eifers, den sie für die Interessen ihrer Kirche fand, ihre Abstimmung einrichtete. Das war der Anfang der Centrumspartei.

In geistlichen Entwürfen außerordentlichster Art suchte Papst Pius IX. Ersatz für den Verlust des weltlichen Besitzes, den er erlitten und dessen Rest die nächste politische Verwickelung ihm auch noch zu nehmen drohte. Er unternahm es, die päpstliche Unfehlbarkeit, an die er glaubte, als ein Dogma der Christenheit zu proklamieren und durch ein allgemeines Konzil zur öffentlichen Anerkennung zu bringen. Wohl baten ihn gerade die deutschen Bischöfe auf das eindringlichste, davon abzustehen, und Bischof Ketteler von Mainz beschwor ihn auf den Knieen, durch einige Nachgiebigkeit der katholischen Kirche den Frieden zu wahren. Als aber der Papst auf seinem Sinne beharrte und das Dogma proklamiert wurde, unterwarfen sie sich einer nach dem anderen; und auch die Zahl der altkatholischen Gemeinden, welche die päpstliche Unfehlbarkeit nicht anerkannten, wurden bei weitem nicht so groß, wie man nach der anfänglich herrschenden Aufregung hatte erwarten müssen.

Durch den preußischen Sieg bei Königgrätz hatte Italien Venetien gewonnen; durch den deutschen Sieg bei Sedan gewann es Rom; die französische Besatzung mußte nach Frankreich zurückgezogen werden, die Italiener nahmen die ewige Stadt ein, und der Papst betrachtete in seinem vatikanischen Palaste sich als einen „Gefangenen.“ In Versailles aber, im Großen Hauptquartier erschien eine Deputation, um durch eine Adresse der deutschen

Katholiken Kaiser Wilhelm um seine Verwendung für die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes zu bitten. Indes der Kaiser lehnte jede derartige Einmischung ab, hinderte aber auch, wie in mehreren katholischen Staaten geschah, keinen katholischen Geistlichen die Beschlüsse des vatikanischen Konzils zu verkündigen. Da durchdrang alsbald auf den Ruf des von Jesuiten völlig gelenkten greisen Papstes ein unheimliches Leben die Bestrebungen der Ultramontanen. Massenwallfahrten kamen in Schwang, in Marpingen, im Regierungsbezirk Trier, erschien die Jungfrau Maria Auserwählten und Wunder geschahen erstaunlichster Art. Die Volksmassen wurden fanatisiert und durch die Kapläne zur Wahlurne geführt. Die „Centrumspartei“ wurde die stärkste im Reichstage; Polen und Partikularisten lehnten sich an sie an. Der uralte, stets glimmende Gegensatz zwischen Kirche und Staat schlug in hellen Flammen auf; ein Geist des Widerstandes gegen Maßnahmen des Staates machte sich bemerkbar.

Es wurde in Preußen notwendig, der katholischen Kirche gegenüber einen rein staatsrechtlichen Standpunkt einzunehmen. Ihn durchzuführen wurde Adalbert Falk zu Anfang des Jahres 1872 zum Kultusminister ernannt. Die „Maigesetze“ wurden 1873 erlassen, welche die Aufsicht über das Schulwesen dem Staate übertrugen und die Jesuiten und andere ihnen verwandte Kongregationen aus dem Staate verbannten; widerspenstige Priester wurden in Strafe genommen, Bischöfe, welche gegen die Staatsgesetze handelten, verhaftet und abgesetzt. Die katholischen Blätter aber reizten zum Widerstand, bischöfliche Hirtenbriefe schürten die Widersetzlichkeit. In der Encyklika vom 5. Februar 1875 erklärte Papst Pius alle neuen Kirchengesetze für ungültig und verbot, ihnen zu gehorchen. Infolgedessen stellte Preußen alle bisherigen Staatsleistungen an die katholische Kirche im Betrage von jährlich $1^3/_4$ Millionen Mark ein und hob sämtliche geistliche Orden mit alleiniger Ausnahme derjenigen, welche sich ausschließlich mit Krankenpflege beschäftigten, für den Umfang des ganzen Staates auf. Die Altkatholiken wurden als berechtigte Religionspartei staatlich anerkannt, und ihr Bischof Reinkens leistete den Bischofseid.

Darüber starb 1878 Papst Pius. Sein Nachfolger Leo XIII. trat mit mehr Vorsicht und Besonnenheit auf; denn nirgends gelangte der Ultramontanismus zum Siege. Aber auch für den Staat waren die Mißstände unverkennbar, welche der „Kulturkampf“ zur Folge hatte; denn die Mißstimmung der Katholiken durchdrang tief das ganze öffentliche Leben. Der neue Kultusminister Gustav von Goßler, ebenso umsichtig wie geschickt Entschiedenheit in der Sache mit Milde in der Form einend, leitete, ohne der Autorität des Staates das geringste zu vergeben, doch eine mildere Handhabung der Maigesetze ein, um der katholischen Bevölkerung wieder

eine geordnete Seelsorge zu teil werden zu lassen. Es wurde wieder eine diplomatische Vertretung Preußens an dem päpstlichen Stuhle eingerichtet; und ein Besuch, welchen der Kronprinz 1883 dem Papste im Vatikan machte, trug auch das seinige dazu bei, die versöhnliche Stimmung auf beiden Seiten zu fördern. Nach längeren Verhandlungen wurde denn im Jahre 1887 der Ausgleich gefunden. Durch eine Revision wurde aus den Maigesetzen eine Anzahl den Katholiken besonders anstößiger Forderungen entfernt, wie über die Vorbildung der katholischen Geistlichen, über den staatlichen Zwang zur Wiederbesetzung erledigter Pfarreien, dagegen dem Staatsministerium die Ermächtigung zur Wiederzulassung geistlicher Orden erteilt, und das Messelesen und Spenden der Sakramente den katholischen Geistlichen freigegeben. Der Staat kehrte damit zu denjenigen Verhältnissen zurück, welche vor dem Beginne des Kulturkampfes bestanden hatten. Dafür gewährte ihm die päpstliche Kurie das Recht des Einspruches gegen die Anstellung von Pfarrern, ein sehr weittragendes Zugeständnis, welches der Staat früher nicht besessen hatte.

Zur großen Befriedigung für Kaiser Wilhelm war damit der Streit beendigt, weil beide Gegner entschieden den Frieden wünschten; aber ihr Gegensatz blieb unausgeglichen, denn der „uralte Machtstreit", wie Fürst Bismarck sagte, „ist so alt wie das Menschengeschlecht."

Es konnte nicht ausbleiben, daß von manchen Maßregeln, welche der Staat zur Wahrung seiner Stellung der katholischen Kirche gegenüber traf, wie mit dem Schulaufsichtsgesetz, auch die evangelische Kirche in Preußen mitbetroffen wurde. Um so mehr lag Kaiser Wilhelm, dem warmen und tiefüberzeugten Anhänger seines Bekenntnisses, daran, den Ausbau der evangelischen Kirchenverfassung zu fördern und damit diejenige Selbstständigkeit, welche die Verfassung ihr zusicherte, thatsächlich ihr zu gewähren. So wurde denn, nachdem er schon 1869 eine außerordentliche General-Synode berufen hatte, 1873 die Kirchengemeinde- und Synodal-Ordnung für die alten Provinzen des preußischen Staates verkündigt und am 20. Januar 1876 folgte die Verkündigung der General-Synodal-Ordnung für die evangelische Landeskirche. Sie gewährte derselben die selbständige Verwaltung ihrer Angelegenheiten, wenn auch die Änderungen, welche das Gesetz im Abgeordnetenhause erfahren hatte, die Abhängigkeit der Landeskirche von Staatsverwaltung und Volksvertretung schärfer betonten, als es in dem Gesetzentwurfe der Regierung der Fall gewesen war.

Auch eine reichlicher zugemessene Ausstattung der evangelischen Kirche ließ Kaiser Wilhelm sich angelegen sein. Er sorgte dafür, daß die Verheißungen, die 1810 bei der Einziehung der Kirchengüter der Kirche gemacht waren, nicht minder in ihrem vollen Umfange erfüllt würden als die

Zusicherungen, welche 1874 bei der Einführung der Civilstandsgesetzgebung ihr erteilt waren. Denn für die Kirche einzutreten, kann man sagen, war ihm Herzenssache, sei es mit seiner gesetzgeberischen Fürsorge, sei es mit seinem freudigen und entschiedenen Bekenntnisse als evangelischer Christ. —

Auszugleichen und zu versöhnen lag ihm allezeit besonders nahe am Herzen. So gereichte es ihm zu hoher Befriedigung, daß die depossedierten Fürsten, welche 1866 ihre Länder verloren hatten, nach der Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreiches zu einem versöhnlichen Abkommen sich bereit zeigten. Für eine angemessene Entschädigung entsagte, nachdem der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Hessen 1875 gestorben war, dessen Sohn für sich und seine Familie auf immer dem hessischen Thron. Auch Herzog Adolf von Nassau entsagte, wie Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein; und so herzlich war die Versöhnung, daß die beiden ältesten Enkel Kaiser Wilhelms, Prinz Wilhelm, des Kronprinzen ältester Sohn, mit der Prinzessin Victoria Augusta von Schleswig-Holstein und der Erbgroßherzog von Baden mit der Prinzessin Hilda von Nassau sich vermählten. Nur König Georg von Hannover verharrte in seinem Groll; er starb 1878. Indes auch sein Sohn, der Herzog von Cumberland, wies die Aussöhnung mit Preußen von sich. Diese feindselige Haltung gegen den deutschen Kaiser machte ihn natürlich als Herrscher auf einem zu dem Deutschen Reiche gehörenden Throne unmöglich. So verscherzte er seinen Erbanspruch auf Braunschweig, dessen Fürstenhaus 1884 mit dem Tode Herzog Wilhelms erlosch; der braunschweigische Landtag wählte vielmehr 1885 Kaiser Wilhelms Neffen, den Prinzen Albrecht von Preußen, zum Regenten des Herzogtums.

Auch das Reichsland Elsaß-Lothringen gefiel sich in der Rolle des vom Schicksale Mißhandelten. Vor zwei Jahrhunderten durch die Praktiken Ludwigs XIV. dem Deutschen Reiche entrissen, hatte doch die kerndeutsche Bevölkerung bis in den Anfang unseres Jahrhunderts sich unversehrt seine deutsche Nationalität bewahrt; erst Napoleon I. begann die Französierung der Volksart. Und nun wollten sie in zwei Generationen echte Franzosen geworden sein! Frankreich freilich hatte sie nie dafür angesehen, sondern, wenn es auch als Soldaten und kräftige Handarbeiter sie zu schätzen und auszunutzen wußte, doch stets sie wegen ihrer „teutonischen" Schwerfälligkeit gehänselt; in den Pariser Scherzblättern war der Elsässer mit der Zipfelmütze der Typus der Einfalt und des Ungeschicks. Mit heller Freude dagegen begrüßte Deutschland sie, als die deutschen Siege zu dem Lande ihrer Väter sie zurückbrachten; aber sie entgegneten mit einer Miene des Mißmutes und der Verstimmung. Jedem wurde freigestellt, sich für die französische Nationalität zu entscheiden; aber doch nur eine kleine Zahl (50 000 von

$1^1/_2$ Millionen) machte davon Gebrauch. Der großen Menge war es eben gelegener, die Mißvergnügten zu spielen, gegen die deutschen Beamten sich ungezogen zu betragen und zu Abgeordneten Franzosenfreunde zu wählen, die es nicht für nötig hielten, ihre Sitze im deutschen Reichstage überhaupt nur einzunehmen und, als sie es endlich thaten, durchweg ihre Stimmen gegen Kaiser und Reich in die Wage warfen.

Während der Zeit des Überganges übte der Kaiser mit Zustimmung des Bundesrates über das Reichsland eine Art Diktatur aus. Mit dem 1. Januar 1874 indes trat auch in Elsaß-Lothringen die Verfassung des Deutschen Reiches in Wirksamkeit. Fast gleichzeitig wurde auch ein Landesausschuß zur Beratung der elsaß-lothringischen Angelegenheiten berufen; er erfüllte seine Aufgabe mit voller Hingebung. Es bildete sich eine eigene Landespartei, welche ohne Rücksicht auf die politische Stellungnahme lediglich die Interessen des Landes zu fördern suchte. Für diese war es ein großer Fortschritt, daß der Sitz der Regierung des Landes 1879 von Berlin nach Straßburg verlegt und eine Statthalterei dort errichtet wurde. Zum Statthalter wurde der Feldmarschall Edwin von Manteuffel ernannt. Durch sein Wohlwollen, durch seine allseitige Fürsorge für das Wohl des Landes erwarb er sich unzweifelhafte Verdienste; aber sein Versuch, durch weitestgehendes Entgegenkommen und durch eine Rücksichtnahme, welche hart an Bevorzugung streifte, die Frankreich zugeneigte Mehrheit der Bevölkerung für Deutschland zu gewinnen, scheiterte völlig. Sie bewirkte vielmehr, daß die Franzosenfreunde unter der stillen Anköderung französischer Hetzer nur um so trotziger das Haupt erhoben und um so dreister ihrer Sehnsucht Ausdruck gaben, daß das alte deutsche Land unter die französische Fremdherrschaft zurückkehren möge. Manteuffel starb 1885; sein Nachfolger wurde Fürst Klodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst. Dieser verstand es bei aller Freundlichkeit in der Form doch die Zügel der Regierung erheblich schärfer anzuziehen und die Regierungsführung wirksamer zu machen. Er nahm die Ernennung der Bürgermeister und Gemeindevorsteher, welche bisher sich vielfach nicht gescheut hatten, deutschfeindliche Bestrebungen zu unterstützen, wesentlich für die Regierung in Anspruch und unterband den allzu intimen Verkehr mit Frankreich durch strenge Paßvorschriften. So läßt sich denn wohl auf eine allmähliche Besserung der unerquicklichen Stellung, welche seinem Mutterlande gegenüber bisher das Reichsland eingenommen hat, mit Fug hoffen.

Nicht zum wenigsten war es das unruhige Verhalten Frankreichs, das immer von Zeit zu Zeit über den Wasgau herüberhallende Geschrei nach Vergeltung an Deutschland, was die Abkühlung der franzosenfreundlichen Gemüter im Reichslande hemmte. Aber Deutschland ließ sich in seiner ruhig-

festen Haltung durch ein Phrasenheldentum, das für patriotisch gelten und populär machen sollte, nicht stören; höchstens daß Bismarck ihm zuzeiten eine Warnung angedeihen ließ, die wie ein kalter Strahl denn auch auf einige Zeit die aufgereizten Gemüter zur Ruhe zu bringen pflegte. Das Ziel der deutschen Politik war vielmehr, wie es Kaiser Wilhelm in seiner Thronrede am 21. März 1871 ankündigte, „ein zuverlässiger Bürge des europäischen Friedens“ zu sein. Und eben dies gab ihm bald die Führung der europäischen Politik in die Hand. Denn die friedfertige, uneigennützige, würdevoll selbstbewußte Haltung des Deutschen Reiches imponierte zugleich und gewann. Mit Österreich hatte sich schon gegen Ende 1870 ein freundliches Einvernehmen angebahnt; dies immer mehr zu steigern, war das erfolgreiche Bemühen des Prinzen Luitpold von Bayern, der, nahe mit Kaiser Franz Joseph verwandt, während des Krieges im deutschen Hauptquartiere weilte. Dafür erwies es sich sehr förderlich, daß Graf Beust, der alte Gegner Preußens, in der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Österreichs durch den Grafen Andrassy ersetzt wurde. Und auch einen äußeren Ausdruck gewann die gegenseitige Annäherung der beiden Staaten durch den Besuch, welchen Kaiser Franz Joseph im September 1872 in Berlin machte.

Er traf dort mit dem Kaiser Alexander II. von Rußland zusammen. Und mit Recht sahen die Völker in dem herzlichen Verkehre der drei Kaiser mit einander eine Gewähr des europäischen Friedens. Zumal auch die alte Freundschaft Preußens und Rußlands hatte neue Bestätigung gefunden. Rußland hatte noch während des Krieges die europäischen Kabinette durch die Erklärung überrascht, daß es sich an die Beschränkungen, welche der Krymkrieg durch den Pariser Frieden 1856 ihm auferlegt hatte, fortan nicht mehr gebunden erachte; Preußen aber hatte es mit so erfolgreichem Nachdruck unterstützt, daß die Londoner Konferenz sämtliche Forderungen Rußlands bewilligte.

Im nächsten Jahre kam auch König Victor Emanuel von Italien, nachdem er in Wien mit Österreich sich ausgesöhnt hatte, um die alte Freundschaft mit Preußen zu befestigen, nach Berlin. Kaiser Franz Joseph erwiderte den Besuch in Venedig, Kaiser Wilhelm, von dem Volke Italiens mit wahrhaft überströmender Begeisterung begrüßt, in Mailand. Auch König Oskar II. von Schweden knüpfte durch einen Besuch in Berlin die freundlichen Beziehungen zu Deutschland noch enger; und König Leopold II. von Belgien hatte schon längst in seinem Herzen sich zu Deutschland gestellt. Selbst mit Frankreich gestaltete sich das Verhältnis, solange Waddington die auswärtigen Angelegenheiten in Paris leitete und der Graf St. Vallier französischer Botschafter in Berlin war, durchaus freundlich.

Den sprechendsten Ausdruck fand die politische Führerschaft Deutschlands

indes in dem Berliner Kongreß. Durch große Erfolge in Asien in seinem Selbstgefühl gehoben, zugleich durch die panslawistische Strömung im Volke gedrängt, hatte es Rußland unternommen, nach seinem Gefallen die orientalische Frage durch einen Krieg gegen die Türkei zu lösen. Zwar hatte der Krieg nur einen mühsamen Verlauf gehabt; aber schließlich war Rußland doch bis vor die Thore von Konstantinopel gelangt und hatte der erliegenden Türkei den Vertrag von San Stefano auferlegt, welcher von den europäischen Gebieten nur Thrakien noch dem Sultan ließ. Allein Österreich wie England waren, in ihren Interessen empfindlich verletzt, nicht gesonnen, diesen Vertrag zur Ausführung kommen zu lassen; Österreich machte seine Armee mobil, und England sandte ein Kriegsgeschwader in die türkischen Meere, um ihrer Forderung, daß der Vertrag der Prüfung der Unterzeichner des Pariser Friedens unterworfen würde, vollen Nachdruck zu verleihen. Im Bunde mit Deutschland jedoch dachte Rußland den neuen Gegnern zu widerstehen; aber Bismarck war die orientalische Frage nicht „die Knochen eines pommerschen Grenadiers“ wert, während er seine Vermittelung gern dem befreundeten Rußland zusagte. So mußte denn Rußland sich beugen. In Berlin trat auf den Vorschlag Österreichs, den Vertrag von San Stefano zu mildern, der Kongreß zusammen. Bismarck führte den Vorsitz, unablässig wie ein „ehrlicher Makler“ bemüht zu vermitteln und auszugleichen. Am 15. Juli 1878 wurde der Frieden von Berlin von allen Teilnehmern unterzeichnet: Rußland unterwarf sich dem Schiedsspruche Europas. Zum Ausgleich der Vergrößerung, welche der Kongreß Rußland gewährte, überwies er Österreich die Verwaltung der türkischen Provinz Bosnien mit der Herzegowina. Fürst Gortschakow, der Vertreter Rußlands, machte kein Hehl aus seiner Unzufriedenheit. „Zwingen Sie mich nicht“, antwortete ihm Bismarck, „zwischen Ihnen und Österreich zu wählen.“

Von Stund' an erkältete sich die alte Freundschaft zwischen Deutschland und Rußland. In zügellosen Schmähungen gegen Preußen und Bismarck erging sich die russische Presse: sie sollten verschuldet haben, was doch der Frieden Europas gefordert hatte. Die russischen Grenzgarnisonen wurden verstärkt, und russische Generale erdreisteten sich, mit Krieg zu drohen. Gegen wen? In erster Linie gegen Österreich, Rußlands alten Gegner; aber neben Österreich stand das Deutsche Reich.

Im August 1879 befand sich Bismarck in Bad Gastein. Ihn hier zu besuchen, lud er den Grafen Andrassy ein. Im persönlichen Verkehre fanden die beiden Staatsmänner leicht den Weg, die freundliche Haltung ihrer Staaten in ein Bündnis zu gemeinsamem Schutze gegen die drohenden Gefahren zu verwandeln. Kaiser Franz Joseph war der Sache von vornherein sehr zugeneigt; aber nicht so Kaiser Wilhelm. Dem greisen Herrscher

widerstrebte der Gedanke, durch ein solches Bündnis, dessen Spitze sich gegen Rußland richtete, mit der seit langen Jahren doch sonst befreundeten Macht zu brechen. Er wünschte mit seinem Neffen, dem Kaiser Alexander II., sich zu verständigen. In Alexandrowo in Polen unweit Thorn fand die Zusammenkunft statt; aber die Politik war mächtiger als die Wünsche der beiden Herrscher. So entschloß sich denn nach langem Zögern Kaiser Wilhelm den Bündnisvertrag, der schon seit dem 7. Oktober die Unterschrift des österreichischen Kaisers trug, am 15. Oktober 1879 auch seinerseits zu unterzeichnen. Nicht zum wenigsten bestimmte ihn dazu die Wahrnehmung, daß Rußland Anzeichen einer leisen Annäherung an Frankreich erkennen ließ.

Das Wiener Bündnis war lediglich in dem Bestreben geschlossen worden, den Frieden zu erhalten und Störungen desselben nach Möglichkeit abzuwehren. Es verpflichtete daher die sich verbündenden Mächte nur für den Fall, daß sie angegriffen würden; sollte dieser Angriff von seiten Rußlands erfolgen, so versprachen sie mit ihrer gesamten Kriegsmacht sich beizustehen und nur gemeinsam und übereinstimmend Frieden zu schließen (Art. 1), sollte jedoch der Angriff durch irgend eine andere Macht erfolgen, so versprachen sie sich, mindestens eine wohlwollende neutrale Haltung gegen einander zu beobachten (Art. 2). Zunächst nur auf fünf Jahre abgeschlossen, wurde das Bündnis dann ohne Zeitgrenze erneuert. Es war die Haltung Frankreichs, welche darauf hinwies. Denn Frankreich, voller Enthusiasmus sich in Rußlands Arme zu werfen, warf sich, da die Arme geschlossen blieben, mit nicht geringerem Enthusiasmus Rußland zu Füßen. Die russischen Zeitungen freilich hetzten unaufhörlich die öffentliche Meinung gegen die verbündeten Mächte; aber wie sein Vater hielt auch Kaiser Alexander III. die Leidenschaften zurück und zeigte bei wiederholten Zusammenkünften mit seinem ehrwürdigen Großoheim, in Danzig 1882, in Berlin 1887, daß er Wert darauf lege, ein gutes Verhältnis mit dem Deutschen Reiche zu wahren.

Der erste Fürst, welcher der Friedenskoalition der verbündeten Kaiserreiche beizutreten wünschte, war der türkische Sultan. Allein sein Anschluß hätte Deutschland in die Lage bringen können, das Schwert zu ziehen, auch ohne daß die eigenen Interessen unmittelbar berührt waren. So mußte denn der Sultan mit einem allgemeinen Versprechen des Schutzes sich begnügen; eine Verpflichtung aber dazu zu übernehmen, lehnten die Verbündeten ab. Dagegen wurde Italien auf seinen Wunsch gern unter den Bedingungen des Wiener Bündnisses 1887 in die Friedensallianz aufgenommen, die dadurch eine schwer wiegende Verstärkung erhielt; denn Frankreich mußte jetzt dem Gedanken entsagen, für den Fall eines Vergeltungskrieges Italien auf seine Seite ziehen zu können. Auch kleinere Staaten suchten naturgemäße Anlehnung an den Bund, in dessen Stärke die zuverlässigste Gewähr des

europäischen Friedens lag. Und als dessen Wächter stand die ehrwürdige Gestalt Kaiser Wilhelms auf der Zinne.

Das gute Verhältnis des Deutschen Reiches zu Spanien indes schien die plötzlich auftauchende Karolinen-Frage ernstlich trüben zu wollen. Auf das Gesuch deutscher Kaufleute, welche auf der Karolinen-Gruppe Niederlassungen besaßen, war 1885 auf der für herrenlos geltenden Inselgruppe die deutsche Flagge gehisst worden. Dagegen erhob aber Spanien auf Grund angeblich früherer Besitzergreifung Einspruch; und der Spanier bemächtigte sich eine so heftige Erregung, daß dem deutschen Gesandten in Madrid die Fenster eingeworfen und das deutsche Wappen von dem Hause herabgerissen wurde. Hierfür vor allem forderte Deutschland Genugthuung; Spanien gewährte sie durch die Entlassung derjenigen Beamten, deren Energielosigkeit jene wüsten Ausschreitungen zugelassen hatte. Und nun trat Bismarck auch der Prüfung der Ansprüche Spaniens auf die streitige Inselgruppe näher. Wohl hatten Spanier sie einst entdeckt; seit Jahrhunderten besaß aber Spanien kein Hoheitszeichen mehr auf den Inseln, sodaß es ihm nicht gelang bessere Rechte auf den Besitz der Inseln zu beweisen. Dennoch war Deutschland bereit, die Frage der Entscheidung eines unparteiischen Schiedsrichters zu unterwerfen; als solchen schlug Bismarck den Papst Leo vor, mit dem er eben wegen der Beendigung des Kulturkampfes verhandelte. Der Papst sah darin eine Huldigung, die ihm sehr wohlthat, und sprach seine Genugthuung darüber offen in dem Kardinalskollegium aus. Sein Spruch ging dahin, daß Spanien die Oberhoheit über die Inselgruppe erhalte, Deutschland aber eine Schiffs- und Kohlenstation auf den Inseln nebst voller Freiheit des Handels und der Schiffahrt.

Den deutschen Handel zu heben und erweiterte Absatzgebiete ihm zu schaffen, war überhaupt eine Aufgabe, welcher die Regierung Kaiser Wilhelms mit Umsicht und Nachdruck sich widmete. Aber die notwendige Voraussetzung dafür war die Entwickelung der deutschen Marine, welche nach den bescheidenen Anfängen der preußischen Flotte unter König Friedrich Wilhelm IV. durch Kaiser Wilhelm in großartiger Weise gefördert wurde. In dem Schutze des Handels fand die Marine eine friedliche Bestimmung von weittragender Bedeutung. Zugleich wurde das deutsche Konsulatswesen sorgfältig organisiert und durch die Abschließung zahlreicher Handelsverträge der Handel in mannigfacher Richtung gefördert.

Auch die Erwerbung eigenen überseeischen Besitzes strebte die deutsche Regierung an. Die kühnen Gedanken des Großen Kurfürsten, der in Afrika und Amerika einst Kolonialbesitz gehabt hatte, wurden wieder lebendig. Aber der Reichstag widerstrebte der Kolonialpolitik des Reiches; er lehnte 1880 die Übernahme von Garantien für den damals gefährdeten Plantagenbesitz des Hamburger Handelshauses Godefroy auf den Samoa-Inseln ab.

Indessen durch diesen Beschluß setzte er sich in Zwiespalt mit der öffentlichen Meinung; und die Aufregung, welche sich darüber erhob, bewirkte, daß in zahlreichen Orten sich Vereine bildeten zu dem Zwecke, das Interesse für deutschen Kolonialbesitz zu verbreiten und zu erwärmen und Verständnis für die Bedeutung eines solchen Besitzes zu erwecken. Aber die Meinung Bismarcks ging nicht dahin, fremde Landstriche in Besitz zu nehmen, die Auswanderung dorthin zu lenken, Beamte zur Verwaltung solcher Gebiete dorthin zu entsenden und Garnisonen dort zu errichten. In einer solchen künstlichen Weise wollte er deutsche Kolonien nicht gründen; sein Gedanke war vielmehr, daß den deutschen Handelsunternehmungen in überseeischen Ländern der Schutz und die Aufsicht des Reiches folgen und nur soweit eintreten solle, als das Bedürfnis es erfordere. So hatte die Bremer Firma Lüderitz von den Hottentotten in Bethanien nördlich des Orangeflusses eine ansehnliche Strecke Landes gekauft und an der Bucht Angra Pequena Handelsniederlassungen errichtet. Als nun aber in England die Meinung ausgesprochen wurde, daß wegen der Nähe des Kaplandes England mindestens einen „moralischen" Anspruch auf diese Gebiete habe, stellte Bismarck sie am 24. April 1884 unter den Schutz des Deutschen Reiches und sicherte damit ihre freie Entwickelung. Ebenso hatte die „Gesellschaft für deutsche Kolonisation" in Ostafrika durch Verträge mit den Landeshäuptlingen die Landeshoheit in Usagara, Nguru, Useguha und Ukami erworben. Am 27. Februar 1885 erteilte Kaiser Wilhelm der Gesellschaft einen Schutzbrief und stellte das ganze ausgedehnte Gebiet unter die Oberhoheit des Deutschen Reiches. Wenig später — am 17. Mai 1885 — wurde der Neu-Guinea-Kompanie ein kaiserlicher Schutzbrief erteilt und das Gebiet derselben, Kaiser-Wilhelmsland in Neu-Guinea und der Bismarck-Archipel, welcher die Inseln Neu-Pommern, Neu-Mecklenburg und die Inselgruppe Neu-Lauenburg umfaßte, der Oberhoheit des Reiches untergeordnet. Eines Eingreifens in die inneren Verhältnisse enthielt sich hier wie in Ostafrika die Reichsregierung, sondern überließ den Gesellschaften der Unternehmer die Organisation der Gebiete. Indessen in den westafrikanischen Gebieten von Togo und Kamerun ging dies nicht an. Hier war schon 1884 nach Vereinbarung mit den Landesfürsten die deutsche Flagge gehißt, auch Englands Einspruch dagegen mit Erfolg abgewehrt worden. Allein die Handelshäuser, welche hier ihre Niederlassungen hatten, lehnten es ab, zur Führung der lokalen Verwaltung zu einer Korporation sich zusammenzuthun. Sie mußte hier daher Reichsbeamten übertragen werden.

Eine wesentliche Förderung des deutschen überseeischen Handels brachte die Einrichtung deutscher Postdampferlinien. Sie wurde dadurch ermöglicht, daß der Reichstag auf Bismarcks nachdrückliche Befürwortung dafür eine Reichssubvention bewilligte. Auf Grund derselben schloß das Deutsche Reich

mit dem Norddeutschen Lloyd in Bremen einen Vertrag, in welchem dieser die Verpflichtung übernahm, eine Linie nach China mit Anschluß nach Japan zu unterhalten, ferner eine Linie nach Sydney in Australien mit Anschluß nach den Samoa-Inseln, endlich eine Zweiglinie von Triest (später von Genua) nach Alexandrien.

Von prinzipieller Bedeutung endlich für alle Kolonialpolitik war die Kongo-Akte, welche ebenfalls durch das Deutsche Reich ins Leben gerufen wurde. Nachdem Fürst Bismarck durch eingehende Besprechungen in Varzin, seiner pommerschen Herrschaft, mit dem französischen Botschafter in Berlin, Baron Courcel, sich verständigt hatte, luden die beiden alten Gegner Deutschland und Frankreich zum Erstaunen Europas gemeinsam alle seefahrenden Nationen Europas und die Vereinigten Staaten von Amerika zu einer Konferenz nach Berlin ein, um der Konkurrenz aller in Afrika durch gemeinschaftliche Beratung bestimmte Wege zu weisen und Reibungen und Zusammenstößen von vornherein vorzubeugen. Vollzählig erschienen die Geladenen, indem sie dadurch ihr Vertrauen zu der deutschen Kolonialpolitik zum Ausdruck brachten. In 38 Artikeln wurde das Ergebnis der Beratung niedergelegt. Unterzeichnet wurde diese General-Akte, die man gewöhnlich die Kongo-Akte nennt, am 28. Februar 1885. Sie schreibt freie Schiffahrt auf dem Kongo und dem Niger vor, stellt die Bedingungen für die Gültigkeit künftiger Besitzergreifungen in Westafrika fest und giebt eine Reihe bindender Normen für die Verwaltung der in Afrika schon in Besitz genommenen Gebiete. Es war klar, daß England nicht mehr den Ausschlag gebenden Einfluß in überseeischen Angelegenheiten, den es für sich in Anspruch nahm, ausübte: ein schwer wiegendes Wort, das achtsame Rücksicht verlangte, sprach fortan auch hierin das Deutsche Reich mit.

Aber neben diesem Wirken in die Ferne hielt Kaiser Wilhelm sein helles Auge auch den Notständen in der Nähe, in seinem eigenen Volke klar zugewandt. Schon ein Greis, hinaus fast über die gewöhnliche Grenze des Menschenlebens, hatte er den Mut und das Gottvertrauen das gewaltige Werk einer Sozialreform, was noch nie ein Herrscher vor ihm versucht, in Angriff zu nehmen.

Die Entwickelung der Industrie hatte wie in anderen Ländern so auch in Deutschland dazu geführt, die alten soliden Verhältnisse des deutschen Handwerks völlig umzugestalten. Der Geselle hörte auf zur Familie des Meisters zu gehören; das Kleinhandwerk wurde durch die Großindustrie in immer weiterem Umfange vernichtet; der Handwerker sank zum Handlanger an der Maschine herab und verlor ohne Kapital die Aussicht, einmal selbstständig und Meister zu werden. Die alten ethischen Bande, welche sonst die Handwerksgenossen verbunden hatten, zerrissen; jede Krankheit, jede Geschäftsstille machte den Arbeiter, der seine Arbeitgeber kaum kannte, brotlos;

und außer stande ein Geschäft zu gründen oder auch nur etwas von dem kargen Lohne zu erübrigen, sah er in seinem Lebensabende, wenn das Alter ihn kraftlos und erwerbsunfähig machte, nur eine Zeit des Darbens und drohender Not. Dazu kam, daß das System des Freihandels, welches in Deutschland galt, der ausländischen Konkurrenz weit die Thore öffnete. Immer billiger, um ihr zu widerstehen, glaubte der deutsche Fabrikant produzieren zu müssen und kürzte immer noch mehr seinen Arbeitern den schmalen Lohn. Das alles erzeugte Verstimmung unter den Arbeitern, Unzufriedenheit mit ihrem Lose, Verbitterung gegen die Fabrikherren, welche den Lohn der Arbeit allein einzustreichen schienen, und machte sie willig, den aufstachelnden Reden dreister Agitatoren willig zu lauschen. Und was war es, was diese den Urteilsunfähigen vortrugen? Daß, wenn die Verhältnisse der Arbeiter so schlecht seien, die Staatsordnung, auf denen sie beruhten, nichts taugen könne; daß also die Staatsordnung umgestürzt werden müsse, damit der Arbeitende selber und nicht ein anderer den Lohn der Arbeit erhalte.

In diesen wenigen Sätzen bekennt die Sozialdemokratie ihre Gemeingefährlichkeit: sie will die Kultur, welche das menschliche Geschlecht in tausendjähriger Arbeit sich gewonnen hat, vernichten, um auf den Trümmern den sozialdemokratischen Staat zu errichten, welcher aus Produktiv-Genossenschaften bestehen soll, die, von staatswegen geleitet und kontrolliert, die gesamte Industrie und den Ackerbau in sich schließen, um jedem den gleichen Lohn zu gewährleisten. Und sie hatte eine Probe davon gegeben, in welcher Weise sie die Umformung der bestehenden Staatsordnung in den sozialdemokratischen Zukunftsstaat vorzunehmen gedenke: nach dem Abzuge der deutschen Truppen von Paris hatte die sozialdemokratische Commune sich der Hauptstadt bemächtigt und, in Blut und Greueln aller Art watend, der civilisierten Menschheit gezeigt, was sie von ihr zu erwarten habe.

In Deutschland wurden vielen über das Wesen der Sozialdemokratie erst die Augen geöffnet, als der Drechsler Bebel, einer der Führer der deutschen Sozialdemokraten, im deutschen Reichstage die Pariser Commune zu verherrlichen sich erdreistete. Damals stand in Deutschland die sozialdemokratische Bewegung noch in ihren Anfängen. Sie war aus dem „allgemeinen deutschen Arbeiterverein“ hervorgegangen, den Ferdinand Lassalle 1863 gegründet hatte, um „Produktivgenossenschaften mit Staatshülfe“ durchzuführen. Nach seinem Tode indes zweigte sich von dem Arbeitervereine die Eisenacher oder die sozialistische Arbeiterpartei ab, welche die Grundsätze der Londoner „internationalen“ Arbeiterassoziation annahm. Diese, von Karl Marx geleitet, war durchaus kommunistisch; sie wollte eine völlige Umgestaltung der Grundlagen des Staates, der Kirche, der Familie und des Wirtschaftslebens. Nur hielten die Eisenacher den Staatsbegriff noch fest, nur von allem jetzt Drückenden befreit, sodaß sie das Gute, was jetzt der Staat bot, auch in ihren

sozialistischen Zukunftsstaat hinüberzunehmen schienen. Im Jahre 1875 vereinigten sich jedoch die beiden Richtungen wieder, indem die früheren Lassallianer dem kommunistischen Programm der Umwandlung der Privatarbeit in Gesellschaftsarbeit beitraten. Damit nahm die Sozialdemokratie in Deutschland einen solchen Aufschwung, daß sie 1877 schon eine halbe Million Stimmen aufbrachte und zwölf Abgeordnete in den Reichstag zu entsenden vermochte.

In dem deutschen Kaiser, dessen weitreichende Macht kraftvoll die Staatsordnung aufrecht erhielt, dem das Volk mit wärmster Verehrung anhing, sah die Sozialdemokratie, eben weil er so mächtig und so geliebt war, das stärkste Hemmnis für die Durchführung ihrer Staat und Gesellschaft umstürzenden Pläne. So erhob sie in frevler Ruchlosigkeit gegen sein ehrwürdiges Haupt die grauenvolle Mordwaffe.

Ein Abgrund that sich vor den Blicken jedes, der sehen wollte, auf. Gerade die Preßfreiheit und das weitgehende Versammlungsrecht, welches die Reichsverfassung gewährte, hatte es den sozialdemokratischen Wieglern ungemein erleichtert, durch Wort und Schrift erfolgreichst ihre Agitation zu fördern und in die Reihen ihrer Anhänger eine Erhitzung zu tragen, der nichts mehr heilig war. Die Regierung verlangte daher ohne Verzug von dem Reichstage die Bewilligung von zügelnden Ausnahmegesetzen gegen die sozialdemokratische Gefahr. Aber das Unglaubliche geschah: der Reichstag versagte seine Zustimmung. Mit unverhaltenem Unmut tadelte des Volkes Stimme die unselige Befangenheit seiner Vertreter. Nur allzu sehr sollte sie Recht haben. Gleich folgte ein zweiter Mordversuch; und den Abscheu über die entsetzliche Unthat verschlang der doch noch größere brennende Schmerz um den teuren, aus mehr als dreißig Wunden blutenden Herrscher.

Der Kronprinz, vom 4. Juni bis 5. Dezember 1878 des schwer verwundeten Kaisers Stellvertreter, löste alsbald den Reichstag auf. Welch anderer Geist beseelte den neu zusammentretenden Reichstag! Jetzt wurde bereitwillig, zunächst auf 2½ Jahr, das von neuem eingebrachte Gesetz gegen die Ausschreitungen der Sozialdemokratie genehmigt und dann immer je auf einige Jahre erneuert, um den sozialdemokratischen Umtrieben mit Nachdruck begegnen zu können. Aber nicht zu wehren nur, war Kaiser Wilhelms Sinn, nachdem er genesen die Regierung selbst wieder übernommen hatte, sondern noch mehr zu bessern und zu überwinden. Denn in den Notständen, unter welchen der Arbeiterstand schwer rang, sah er nicht zum wenigsten die Ursache für das starke Anwachsen der sozialdemokratischen Bewegung. Die Sicherung des Arbeiters gegen Not, infolge von Erkrankung oder von Unfällen, und die Versorgung desselben im Alter setzte er daher sich zum großen Ziele. „Geben Sie“, rief Bismarck dem Reichstage zu, „dem Arbeiter, so lange er gesund ist, Arbeit; wenn er krank ist, Pflege; wenn er alt wird, Versorgung!“

Arbeit! Dazu bedurfte es vor allem einer Hebung der Gewerbthätigkeit und einer Erleichterung des Verkehrs. Das seit 1867 herrschende Freihandelssystem wurde aufgegeben und 1879 ein neuer Zolltarif durchgeführt, welcher eine Menge von Einfuhrwaren zum Nutzen der deutschen Produktion, wie Getreide und Eisen, mit Schutzzöllen, andere zum besten der Reichskasse, wie Kaffee und Tabak, mit Finanzzöllen belegte. Damit war nicht nur der deutschen Arbeit in Ackerbau und Gewerbe Schutz gewährt, sodaß fortan ein frisches Leben sie durchdrang, sondern auch eine jährliche Mehreinnahme von 130 Millionen Mark erzielt. Zugleich wurde der Wucher unter Strafe gestellt, der Hausierhandel beschränkt und unter Wiederbelebung des Innungswesens das Lehrlingswesen besser geordnet.

Von dem größten Einflusse auf die Förderung des Verkehrs war die Verstaatlichung der Eisenbahnen in Preußen. Im Privatbetriebe hatten die Eisenbahnen lediglich den Zweck verfolgt, möglichst hohe Dividenden für die Aktienbesitzer abzuwerfen; fortan im Staatsbetriebe wurde durch die Einheitlichkeit der Grundsätze der Waren- und Personenverkehr sehr erleichtert und gefördert; daneben wurden durch zahlreiche Sekundärbahnen, die an sich keinen Ertrag brachten, große Gebiete an den Großverkehr angeschlossen. Und obgleich nunmehr wirklich die Eisenbahnen in den Dienst der Allgemeinheit gestellt waren, ergaben sie doch schon im ersten Jahrzehnt einen Überschuß von 330 Millionen Mark, der dem Staate zugute kam. In Angriff genommen wurde auch der Bau mehrerer Kanäle zur Erleichterung des Wasserverkehrs, von denen der großartigste der Nord-Ostsee-Kanal sein wird.

Schon hatte Kaiser Wilhelm die „Wilhelmspende“, jene Pfennigsammlung, welche das deutsche Volk in der Freude über die Errettung des Kaisers 1878 im Betrage von $1^3/_4$ Millionen Mark zusammengebracht hatte, den Arbeitern als eine Stiftung für Altersversorgung überwiesen; jetzt gaben die erhöhten Staatseinnahmen die Mittel, um die untersten Stufen der direkten Steuer ganz in Wegfall zu bringen: was wiederum den Arbeitern zugute kam. Aber eben diese Einnahmensteigerung gewährte nun auch die Grundlage, um jene hohen Ziele des Kaisers für die Arbeiter durchzuführen. Am 17. November 1881 erließ er eine Botschaft an den Reichstag, worin er diesem als seinen dringenden Wunsch, ja als sein Vermächtnis die Sozialreform ans Herz legte in der Hoffnung, darin „dem Vaterlande neue und dauerhafte Bürgschaften seines inneren Friedens und den Hülfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beistandes, auf den sie Anspruch haben, zu hinterlassen.“ So wurde denn 1883 das Arbeiter-Krankenversicherungs-Gesetz gegeben, welches dem Arbeiter Hülfe bot, wenn Krankheit ihn erwerblos machte, und 1884 das Arbeiter-Unfallversicherungs-Gesetz, welches den durch Unfälle geschädigten Arbeiter vor

Not bewahrte. Auf immer weitere Kreise sich ausdehnend, umfaßte es nach drei Jahren schon 10 Millionen Arbeiter. Noch großartiger war seiner Anlage nach das Gesetz behufs Alters- und Invalidenversorgung der Arbeiter, welches dem durch Alter oder sonstige Erwerbsunfähigkeit brotlos gewordenen Arbeiter durch die Gewährung einer Jahresrente eine bescheidene, aber sichere Existenz gewährleisten wollte. Wenn auch diese Rente nur zu 120 bis 250 Mark für den Arbeiter, zu 80 bis 170 Mark für die Arbeiterin berechnet wurde, so erforderte doch bei den zwölf Millionen Arbeitern, welche das Gesetz im Auge hatte, die Gewährung einer solchen Rente die ungeheure Summe von mehr als 50 Millionen Mark als jährlichen Staatszuschuß. Dennoch scheute das warme Herz des Kaisers nicht zurück; die wachsenden Staatseinnahmen gaben ihm das Vertrauen, dies gewaltige Gesetz, welches den Abschluß der Sozialreform bedeutete, im November 1887 dem Reichstage vorlegen zu lassen. Es wurde, von Bismarck mit Wärme und Nachdruck vertreten, angenommen und durchgeführt: seinem Schöpfer freilich blieb die Herzensfreude versagt, dies zu erleben. Aber sein Andenken wird gesegnet werden von den Millionen, deren Lebensabend das Gesetz vor Not und Sorge zu bewahren bestimmt ist.

Neben diesen weit und tief greifenden Aufgaben zur Sicherung der Gesellschaftsordnung, des inneren Friedens im deutschen Volke, richtete Kaiser Wilhelm unablässig sein Augenmerk darauf, die innere Festigkeit des Deutschen Reiches zu mehren und zu kräftigen. In diesem Sinne enthob die wachsende Steigerung der Reichseinnahmen, welche die Steuerreform zur Folge hatte, ihn einer immer wieder auftauchenden Sorge. Bisher hatten die einzelnen Bundesstaaten zur Bestreitung der gemeinsamen Reichsausgaben „Matrikularbeiträge“ gezahlt, welche namentlich in den kleineren und weniger leistungsfähigen Staaten als ein schwerer Druck empfunden wurden. Jetzt aber ermöglichten die steigenden Erträge der Reichssteuern die Matrikularbeiträge herabzusetzen und endlich soweit fortfallen zu lassen, daß das Reich in seinen Bedürfnissen von den Einzelstaaten unabhängig wurde. Das mußte als ein starkes Band neben der Gemeinschaftlichkeit von Heer und diplomatischer Vertretung, neben der Einheit von Maß, Gewicht und Münze sich bewähren. Auch die Reichspost umfaßte fast sämtliche deutsche Staaten.

Dazu fügte Kaiser Wilhelm die Einheit des Rechtes. 1874 wurde eine Kommission von elf hervorragenden Juristen bestellt, um den Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich auszuarbeiten. Fast 14 Jahre widmete sie der großen Arbeit: welche Befriedigung für den Kaiser den Entwurf noch vollendet zu sehen! Im Januar 1888 wurde er veröffentlicht, damit die Rechtskundigen und die Vertreter der wirtschaftlichen Interessen mit ihren Urteilen und Vorschlägen zur Ausgestaltung des großen Werkes beisteuern könnten.

Aber über das für die Reichseinheit Notwendige hinaus duldete Kaiser Wilhelm keine Beschränkung der Stellung und der Rechte der Einzelstaaten Als Preußen 1885 aus seinen östlichen Grenzprovinzen die polnischen und russischen Überläufer ausgewiesen hatte, richtete ein polnischer Reichstags-abgeordneter an die Reichsregierung die Frage, ob sie Schritte gethan habe oder noch zu thun beabsichtige, um den von Preußen angeordneten Aus-weisungen fremder Unterthanen entgegenzuwirken. Daraufhin richtete der Kaiser an den Reichstag die Botschaft vom 30. November 1885. „Wir haben“, sagte er darin, „gleich jedem der verbündeten Fürsten, wesentliche und unbestrittene Hoheitsrechte der Einheit der deutschen Nation willig ge-opfert und dem Reichstage bezüglich Unserer Staaten weitgehende Rechte eingeräumt. Wir bereuen die von uns gebrachten Opfer nicht. Wir haben die dadurch geschaffenen Rechte und Prärogativen des Reichstages stets un-verbrüchlich geachtet und Unsere gegen das Reich übernommenen Pflichten jederzeit bereitwillig erfüllt, auch den Frieden des Reiches mit Erfolg ge-wahrt und seine Wohlfahrt nach Kräften gefördert. Aber mit gleicher Ge-wissenhaftigkeit sind Wir auch entschlossen, die Rechte Unserer angestammten Krone, so wie sie nach den Bundesverträgen zweifellos in Geltung stehen, nicht minder wie die eines jeden Unserer Bundesgenossen, unverdunkelt und unvermindert zu erhalten und sie zu schützen. Es giebt keine Reichsregierung, welche berufen wäre, unter der Kontrolle des Reichstages die Aufsicht über die Handhabung der Landeshoheitsrechte der einzelnen Bundesstaaten zu üben, soweit das Recht dazu nicht ausdrücklich dem Reiche übertragen worden ist.“

Eine solche Auffassung, welche unbedingten Respekt vor den gezogenen Rechtsgrenzen verlangte, wehrte dem Verdachte, als wolle Preußen mit Hülfe des Reiches sich immer weiter greifende Befugnisse über seine Bundes-genossen aneignen, und stärkte das Vertrauen der verbündeten deutschen Fürsten zu der preußischen Oberleitung. Und mit der gleichen Bestimmtheit trat Kaiser Wilhelm als König von Preußen dem hie und da sich kund-gebenden Drängen des preußischen Abgeordnetenhauses nach parlamentari-scher Regierungsweise entgegen. Er hielt daran fest, daß die preußische Verfassung eine freiwillige Gabe König Friedrich Wilhelms IV. an das preu-ßische Volk war, durch welche „das Recht des Königs, die Regierung und die Politik Preußens nach eigenem Ermessen zu leiten, wohl eingeschränkt, aber nicht aufgehoben“ sei. Der Erlaß, welchen der König am 4. Januar 1882 an das Staatsministerium richtete, trat klar und bündig jedem Verlangen, Preußen nach wechselnden Kammermajoritäten und nicht nach dem Ermessen des Königs zu regieren, entgegen. Und fürwahr, die Geschichte des preußi-schen Staates lehrte handgreiflich, daß für das System des Parlamentaris-mus in Preußen kein Boden, daß die großen Erfolge der preußischen Politik

nur durch die strenge Wahrung des monarchischen Rechtes errungen seien. So duldete der König auch keine Eingriffe in die Beamten-Disciplin, wie sie das Abgeordnetenhaus im Mai 1883 angeblichen Wahlbeeinflussungen gegenüber versuchte. Auf den Artikel 45 der preußischen Verfassung, daß dem Könige allein die vollziehende Gewalt zustehe, sich stützend, verlangte der König durch eine Erklärung im Staatsanzeiger die genaue Beobachtung der Grenze zwischen der gesetzgebenden und der vollziehenden Gewalt.

So nach allen Seiten aufmerksam und ebenso rastlos wie erfolgreich thätig, erreichte Kaiser Wilhelm, nachdem schon das ganze Volk mit ihm am 11. Juni 1879 den Tag seiner goldenen Hochzeit und am 2. Januar 1886 sein fünfundzwanzigstes Regierungsjubiläum gefeiert hatte, am 22. März 1887 sein neunzigstes Lebensjahr. Den Tag zu einem besonders festlichen ihm zu gestalten, versammelten sich um den kaiserlichen Patriarchen, innige Wünsche, pietätsvolle Geschenke darbringend, die Mitglieder seines Hauses, die deutschen Fürsten, die Genossen seines Ruhmes. Es war eine Versammlung so glänzend, wie sie Berlin noch nimmer gesehen. An die hundert Fürsten und Prinzen waren zu dem schönen Zwecke zusammengekommen, und unter ihnen fast vollzählig die, welche einst vor 16 Jahren zu der Errichtung des deutschen Kaisertums mit dem Schwert, mit der Feder oder mit warmem Wort mitgewirkt hatten. Nur wenige von diesen fehlten: aber jeder von ihnen eine schmerzlich empfundene Lücke in dem erlauchten Reigen. Es fehlte König Johann von Sachsen, seit dem Norddeutschen Bunde der treue Bundesgenosse und Freund Preußens, der mit Begeisterung einst die eigenen Söhne mit seinen sächsischen Truppen in den Krieg gegen Frankreich hinausgesandt und mit warmem Herzen für die Errichtung des deutschen Kaisertums eingetreten war; in seinem Schlosse zu Pillnitz war der berühmte Übersetzer und Erklärer des Dante schon 1873 gestorben. Es fehlte König Ludwig II. von Bayern, der 1870, ohne die bayrische Kammer erst zu befragen, fast noch vor Preußen seine Truppen mobil gemacht hatte; der begeisterte Freund des genialen Richard Wagner hatte 1886 in den Fluten des Starnberger Sees ein traurig-schreckliches Ende gefunden. Es fehlte Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin, preußischer Feldmarschall, der treue Kampfgenosse Preußens am Main wie in Frankreich. Ein warmherziger Freund seines mit unbeschreiblicher Liebe an ihm hängenden Volkes, hatte er seit der Errichtung des Deutschen Reiches seine Aufgabe darein gesetzt, „unter dem eigenen Dache sich recht wohnlich einzurichten.“ *) Bei einer Feuersbrunst nachts helfend und anordnend, hatte er sich eine Lungenentzündung zugezogen, die noch in kräftigem Mannesalter ihn 1883 dahinraffte. Es fehlte auch der Feld-

*) Persönliche Mitteilung des Großherzogs.

marschall Prinz Friedrich Karl von Preußen, der Held von Düppel, von Sadowa, in Frankreich der ruhmgekrönte Anführer der II. Armee, nur um ein Jahr später war er seinem greisen Vater, dem Prinzen Karl, 1885 in den Tod gefolgt.

Es war ein Fest ganz einziger Art, diese Geburtstagsfeier, die Kaiser Wilhelm im hellen Glanze der Abendsonne beging. Mit innigem Danke gegen Gottes Gnade schaute er auf sein langes, reich gesegnetes Leben zurück und verkündete den versammelten Fürsten mit vor Freude leise bebender Stimme die Verlobung seines Enkels, des Prinzen Heinrich von Preußen, mit seiner Cousine, der Prinzessin Irene von Hessen. Aber es sollte sein letzter Geburtstag sein und das letzte Familienfest, das er mit ungetrübter Freude feiern durfte. Ein leiser Schatten legte sich bald vor die goldene Abendsonne und verdichtete sich mehr und mehr zu düster drohendem Gewölke. Den Kronprinzen, der eben noch in Kraft und strahlender Mannesschöne heiter unter den erlauchten Gästen gewaltet hatte, ergriff ein tückisches Leiden. Monate vergingen zwischen Bangen und Hoffen, bis, schmerzvoll verhüllten Antlitzes, die Hoffnung von ihm wich. Es drängte den greisen Kaiser in der Sorge des väterlichen Herzens an das Schmerzenslager des einzigen Sohnes nach Italien zu eilen. Aber ein Herrscher gehört nicht sich selber. Die Ärzte sprachen sich mit Entschiedenheit gegen die Reise mitten im rauhen Winter aus. Da erschütterte den Kaiser noch ein anderer Schlag. Sein Enkel, Prinz Ludwig von Baden, wurde am 23. Februar 1888 in voller Jugendblüte durch eine Lungenentzündung plötzlich dahingerafft. Die Ahnung erfaßte ihn, daß er den geliebten, rettungslos leidenden Sohn nicht wiedersehen würde; und der Seelenschmerz untergrub die Widerstandskraft des Leibes. Er sandte des Kronprinzen ältesten Sohn, den Prinzen Wilhelm, dem Vater in seinem Leide Trost zu bringen. Aber als Prinz Wilhelm von San Remo zurückkehrte, wo der Kronprinz mit wahrhafter Seelengröße gegen die übermächtige Krankheit stand hielt, fand er auch den kaiserlichen Großvater auf das Sterbelager gesunken. Am nächsten Tage traf auch des Kaisers schwergebeugte Tochter, die Großherzogin Luise von Baden, mit ihrem Gemahl in Berlin ein. Mit inniger Rührung sprach der Kaiser mit ihnen von dem heimgegangenen Prinzen Ludwig und von dem fernen Kronprinzen. Mit klarem Bewußtsein davon, daß sein Ende nahe sei, ließ er den Fürsten Bismarck kommen, besprach mit ihm die politische Lage und richtete Worte der Anerkennung und des Dankes an ihn. Dann begannen die Gedanken sich zu verwirren. In der Meinung, daß Prinz Wilhelm sich über das Bett beuge, sagte er zu Bismarck: „Den Kaiser von Rußland mußt du nur recht rücksichtsvoll behandeln; das wird nur gut für uns sein.“ Dann legte er ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Das hast du gut gemacht!“

Sie waren alle um den sterbenden Kaiser versammelt, die Mitglieder der Familie, Bismarck und Moltke, das kleine Schlafzimmer ganz erfüllend. Der Oberhofprediger sprach ihm einige Kernstellen der christlichen Zuversicht vor. Dann winkte der Sterbende den Enkel herbei, in dem er schon den Thronerben sah, und sprach mit ihm eindringlich von der Armee, von dem Volke, von den Allianzen. Die Großherzogin Luise bat ihn, durch das Sprechen sich nicht so zu ermüden. „Ich habe jetzt keine Zeit, müde zu sein", antwortete er leise. Immerfort weilten seine Gedanken bei den Truppen und bei den Feldzügen.

Am nächsten Morgen — den 9. März — umstand die kaiserliche Familie wiederum das Sterbelager. Die Kaiserin saß vor dem Bette, die Hand des Kaisers haltend; Prinz Wilhelm stand am Fußende, angesichts des von der Erde sich losringenden Helden. Von Schmerzen war der Sterbende frei, aber das Bewußtsein erhellte sich nur von Zeit zu Zeit. Die Atemzüge wurden immer kürzer; die Anwesenden sanken betend um das Sterbelager auf die Kniee — um 8 Uhr 28 Minuten morgens hörte man noch ein tiefes Aufseufzen, und die große Seele Kaiser Wilhelms hatte sich losgerungen; ohne Todeskampf war sie eingegangen zum ewigen Frieden. Und Abschied nehmend küßten alle, die zugegen waren, dem dahin geschiedenen Herrscher die erkaltende Hand.

Tausende standen vor dem Palais, der Nachrichten über das Befinden des geliebten Herrschers bang harrend. Da sank die Kaiserstandarte auf Halbmast herab, und still zerstreuten sie sich mit dem Gefühl von Waisen im Herzen, denen der fürsorgende Vater genommen ist.

Der Reichstag war versammelt. Mittags um 12 Uhr erschien der Reichskanzler Fürst Bismarck, um von dem unersetzlichen Verluste, den das Reich erlitten hatte, Meldung zu thun. „Die heldenmütige Tapferkeit", schloß er, von Thränen oft unterbrochen, „das nationale, hochgespannte Ehrgefühl und vor allen Dingen die treue arbeitsame Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes, und die Liebe zum Vaterlande, die in unserem dahingeschiedenen Herrn verkörpert waren — mögen sie ein unzerstörbares Erbteil unserer Nation sein, das der aus unserer Mitte geschiedene Kaiser uns hinterlassen hat; das hoffe ich zu Gott, daß dieses Erbteil von uns allen, die wir an den Geschäften des Vaterlandes mitzuwirken haben, in Krieg und in Frieden, in Heldenmut, in Hingebung, Arbeitsamkeit und Pflichttreue bewahrt bleibe!"

Ja, des heimgegangenen großen Herrschers Vorbild — es wird nachwirken in seinem Volke für alle Zeiten. „Unzertrennlich wird sein hehrer Name verbunden bleiben mit aller Größe des deutschen Vaterlandes." —

Sechstes Buch.

Litteratur und Kunst

in gedrängter Überschau.

Zwiefach war das Ziel, auf welches im neunzehnten Jahrhundert das politische Streben des deutschen Volkes gerichtet war: auf nationale Selbstständigkeit und Unabhängigkeit im Äußeren und auf freiere Staatsordnung und verfassungsmäßigen Anteil an der Staatsregierung im Inneren. Im vollkommensten Maße sind beide Ziele erreicht. Tiefgreifend für die Gestaltung des Volkslebens sind die Folgen. Vordem wohl thaten die besten Köpfe sich etwas darauf zugute, „Weltbürger" zu sein. Aber ein solcher Kosmopolitismus ist abgethan; das Nationalbewußtsein ist gewachsen, die deutsche Nationalität zu schärfer ausgeprägter Eigenart entwickelt. Mit Genugthuung bekennt der Deutsche dem Auslande gegenüber sich als Deutschen. Die vordem oft an dem Deutschen gerügte Überschätzung des Fremden stirbt ab; auch die Sprache läutert sich von fremdländischen Wendungen und Ausdrücken. Zugleich verschleifen sich die vordem scharf trennenden Stammesunterschiede, und im Deutschen finden die Bürger der verschiedenen Bundesstaaten sich zusammen.

Eine freiere Staatsordnung, den Volkswünschen Rechnung tragend, erhöht die Wertschätzung der Persönlichkeit. Die Reform der Verwaltungsgesetzgebung, in Preußen unter König Wilhelm durchgeführt, in mehreren anderen deutschen Staaten nachgebildet, überträgt wesentliche Regierungsrechte an gewählte Körperschaften, und zieht dadurch in ausgedehntem Maße den Bürger zur Selbstverwaltung heran. Das giebt zugleich dem Beamten, der vornehmlich die Interessen der Gesamtheit wahrzunehmen hat, eine erhöhte Stellung. Überhaupt gleicht sich die verschiedene soziale Stellung der Stände, entsprechend ihrer politischen Gleichberechtigung, in einem erheblichen Grade aus; jedem Verdienste ist eine weitere und freiere Bahn eröffnet. Selbst in die Familien dringt dieser nivellierende Geist der Zeit.

Vordem redeten die Kinder ihre Eltern mit Sie an: eine starke Schranke des Respektes trennte sie von ihnen; unbedingt galt der Herrscherwille des Vaters. Nunmehr wird dieser dem heranwachsenden Sohne gegenüber zu einem erfahreneren und wohlwollenden Berater; der Respekt nimmt ab, aber das Vertrauen und die Wärme des Verkehrs wächst. Auch das Gesinde löst sich aus dem alten ethischen Familienzusammenhange und betrachtet sich als in einem freien Lohnverhältnisse zur Herrschaft stehend. Durchweg leidet die Autorität Einbuße: das Bestimmende wird die Persönlichkeit.

Das Wirtschaftsleben verändert sich durchaus; denn durch großartige Erfindungen werden die Naturkräfte in immer steigendem Grade bemeistert. Die Behaglichkeit des Lebens wächst; selbst der Arbeiter ißt und kleidet sich unendlich viel besser als im Anfange des Jahrhunderts. Aber mehr und mehr verschiebt sich der Besitz; die kleinen Vermögen verschwinden: ganz unmerklich bildet sich der vierte Stand, der der völlig Besitzlosen, und wächst dann in rasch steigenden Zahlen. Mannigfachster Art setzen dagegen die humanen Bestrebungen ein, aber mit der Not vermögen sie nicht gleichen Schritt zu halten.

Von jeher hat Bildung unter dem „Volke der Denker" hohe Geltung gehabt; doch ihr Begriff ändert sich merklich im Laufe des Jahrhunderts. Durch Wilhelm von Humboldt war die Verbindung des klassischen Altertums mit dem Christentum und dem Deutschtum zum Fundamente der deutschen Jugenderziehung gemacht worden und hatte mehr als ein Menschenalter hindurch in unbestrittener Geltung sich behauptet. Aber die gewaltige Entwickelung der Naturwissenschaften verlangte auch in der Schule Berücksichtigung; und zugleich rief die zeitweilige Betonung der grammatischen Richtung, in einer Zeit frischen politischen Aufschwunges, wie sie mit König Wilhelm dem deutschen Volke gekommen war, berechtigten Einspruch hervor. Der Inhalt der Klassiker ward nunmehr mit Entschiedenheit über die Grammatik gestellt; die nationale Seite des Unterrichts ward fortan in höherem Grade gepflegt, und die körperliche Ausbildung des Schülers erhielt mehr als zuvor ihr Recht, auf daß ein geistig und körperlich frisches Geschlecht, den erhöhten Anforderungen der Zeit gewachsen, voll idealer Gesinnung aus den Bildungsstätten der Nation hervorgehe.

Es ist nicht die Absicht, den großen Kulturfortschritten des deutschen Volkes in unserem Jahrhundert im einzelnen nachzugehen. Nur über seine Dichter und Künstler sei eine kurze Überschau versucht; denn in den Werken der Litteratur und der Kunst zumal offenbart sich des Volkes frei schöpferisches Können.

Erstes Kapitel.

Litteratur.

Die Kunst redet eine allgemein verständliche Sprache; aber die Litteratur ist schon durch die Schranken der Sprachen auf ein begrenztes Gebiet der Wirkung angewiesen. Dennoch besteht zwischen den Weltlitteraturen ein wohl erkennbarer Zusammenhang ihrer Bewegung im neunzehnten Jahrhundert. Diese hebt an mit der Reaktion gegen das im achtzehnten Jahrhundert vorherrschende Gefühlsleben. In der von J. J. Rousseau beeinflußten französischen Emigrantenlitteratur freilich zeigte sie sich noch mit revolutionären Elementen untermischt; aber schon in der romantischen Schule Deutschlands stieg die Reaktion höher hinauf, von den Freiheits- und Fortschrittsbewegungen des Zeitalters sich grundsätzlich fernhaltend, um ihren Höhepunkt in der Litteratur der französischen Restauration durch Schriftsteller zu erreichen, wie Lamennais und de Maistre, in ihrer Jugend auch Lamartine und Victor Hugo es waren. Allein mit der englischen „Seeschule", hauptsächlich mit Lord Byron, erhob sich die Gegenbewegung: ein Umschlag bahnte sich an. Den Sieg desselben bezeichnete die romantische Schule Frankreichs, welche von den Romantikern Deutschlands in ihren Bestrebungen sehr verschieden war. Unter dem mitwirkenden Einflusse der Juli-Revolution führte sie zu dem „jungen Deutschland" hinüber, den gärenden Dichtern unklarer Emancipationsbestrebungen.

Dies allgemeine Ineinanderwirken unterbrachen indes die Stürme des Jahres 1848. Mit dem Auftreten der Nationalitätsbestrebungen wurde auch die Litteratur nationaler als zuvor; die Weltlitteraturen verloren allgemach ihren kosmopolitischen Zug und gestalteten sich mehr und mehr zu Nationallitteraturen. Was schon vorher zu bemerken war, zeigte jetzt tiefere Wirkung: neben den allgemeinen Impulsen empfingen die Litteraturen aus dem nationalen Leben ihre besonderen. Oder wäre es in der deutschen Litteratur zu verkennen, daß in Arndts und Körners Liedern der hohe Schwung der Befreiungskriege durchbrach? Daß die Metternichsche Freiheit

und eigenen Willen erdrückende Reaktionszeit in der „Schicksalstragödie“ sich wiederspiegelt? Daß die Sangeslust des Jahres 1870 in der nationalen Begeisterung der Zeit ihre Quelle hat?

Lyrik und Roman sind diejenigen Dichtungsgattungen, welche die deutsche Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts besonders charakterisieren. Gemeinsam ist beiden die freie Beweglichkeit der Form und macht sie geeignet, die Lyrik mit ihrer Subjektivität, welche das Individuum zum Mittelpunkte der Dinge macht, den Roman mit seiner unbegrenzten Weite und Breite, die Ausdrucksformen für eine Zeit großen Gedankenreichtums, heftiger Gefühlsschwankungen, weit ausgreifender Strebungen zu werden. Indes allmählich erst erkämpfen sie sich den Boden; denn beim Beginne des Jahrhunderts steht ihnen noch in anerkannter Geltung die klassische Richtung mit ihrer strengen Forderung der Kunstform entgegen.

In Italien hatte Goethe in dem Studium der antiken Plastik und der italienischen Malerei den Wert der Form auch für die Poesie recht zu würdigen gelernt und jene vollendete Harmonie des Inhaltes und der Form erfaßt, die seinen Werken unvergänglichen Wert verleiht. Er kehrte zu einer Zeit nach Weimar zurück, als die kritische Philosophie Kants anfing in Deutschland zur Geltung zu gelangen und die Revolutionsbewegung in Frankreich sich anschürte. Beiden Impulsen hielt er sich fern, wenn er auch ihren Einwirkungen nicht ganz sich entziehen konnte. Schiller dagegen, seit 1794 mit Goethe in innigstem Freundschaftsbunde vereint, ließ beide voll auf sich wirken. Eine Fülle herrlichster Werke schufen die Freunde. Goethe verband griechische Formenschönheit mit deutscher Innigkeit und Kraft zu vollendetem Einklang. Auf die metrische Bearbeitung der Iphigenie, auf die Vollendung des Egmont und Tasso, auf die römischen Elegien folgten zahlreiche lyrische Dichtungen, zumal seine schönsten Balladen, der Roman Wilhelm Meisters Lehrjahre und das Epos Hermann und Dorothea, in welchem in wunderbar vollendeter Weise Volks- und Kunstpoesie sich eint. In edlem Wetteifer mit Goethe dichtete Schiller seine Balladen und unter dem Einflusse des älteren Freundes seine reifsten Dramen Wallenstein, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina, Wilhelm Tell. Und vereint schwangen beide die Geißel der „Xenien“ gegen alle Unlauterkeit und prunkende Mittelmäßigkeit.

Nach Schillers frühem Tode wandte sich Goethe, tief getroffen, mehr und mehr von dichterischem Schaffen ab. Noch erschien sein Faust, dies wunderbare Gedicht, welches, das Bild eines Menschendaseins zum Weltbilde erweiternd, Mitwelt und Nachwelt bis in die Tiefe des Gemüts erfaßte. Schnell folgten dem Faust die Wahlverwandtschaften, dann in langen Zwischenräumen Dichtung und Wahrheit, der westöstliche Diwan, Wilhelm Meisters Wander-

jahre und kurz vor seinem Tode der zweite Teil des Faust, die Lösung des Faustproblems in der Selbstbeschränkung verkündigend.

Ein Schweif von Nachahmern hängte sich an die Dichterfürsten. Zwar Goethes Genialität, sein Freisein von jeder Manier widerstrebte der Nachahmung; aber Schillers lyrischen Gedichten eiferten schwächlich und sentimental Matthisson und Salis-Seewis, seinen Dramen mit größerem Erfolge Theodor Körner und Iffland nach. Kunstromane schrieb Heinse, Lustspiele in Unzahl Kotzebue, beide nicht ohne Talent, aber ohne sittlichen Gehalt.

Zu der klassischen Richtung in völligem Gegensatze stehen die Romane Jean Pauls (Friedrich Richters). Sie zeigen eine große Fülle von Gedanken und Bildern, eine humane Gesinnung, auch Witz, aber zugleich unruhige Beweglichkeit der Phantasie, Gesuchtheit der Gedanken und vielfach äußerste Gezwungenheit des Humors. Dabei sind sie in einem geschraubten, geschmacklosen Stile geschrieben, mit einer groben Vernachlässigung der Kunstform, von einer Komposition, welche den Stoff niemals bemeistert, und von einer verletzenden Ungerechtigkeit gegen die stille sittliche Tüchtigkeit gegenüber dem genialischen Scheine. Einst das Entzücken einer an Gefühlsschwelgerei krankenden Zeit, sind sie heute so gut wie vergessen, da trotz vieler Schönheiten im einzelnen ihre Manieriertheit und Formlosigkeit sie fast unerträglich zu lesen macht.

Zu offener Feindschaft indes steigert sich der Gegensatz gegen die klassische Richtung bei den Romantikern. Für Aberglauben gilt ihnen die klassische Form, die sie durch die Naturwüchsigkeit Shakespeares zu sprengen suchen. Sie erstreben eine volkstümliche Verjüngung der Litteratur aus dem nationalen Geiste; das Mittelalter mit seiner Gläubigkeit, seinem Rittertum, seinen Sagen und Märchen muß ihnen die Stoffe liefern, wie sie denn der Litteratur einen katholisierenden Geist einzuimpfen suchen. Für Schönheit in der Form haben sie kein Verständnis; zu harmonischer Gestaltung unfähig, äußert sich ihre Kraft nur in barocker Ironie. Die Chorführer waren die Brüder Schlegel; sie wirkten durch die Keckheit ihrer Anregungen und durch verdienstvolle Übersetzungen, nicht durch eigenes freies Schaffen. Neben ihnen steht Tieck, als Kritiker eindringend, als Novellendichter die Auswüchse des modernen Lebens mit feiner Satire geißelnd. Novalis (F. von Hardenberg) ist nicht ohne Kraft der Lyrik, Brentano bedeutend in der volkstümlichen Erzählung, Amadeus Hoffmann pflegt das Gespenstige, Achim von Arnim ist bizarr und verschnörkelt. An inniger Empfindung und launiger Beobachtung überragen Eichendorff und Chamisso alle übrigen. Eichendorffs „Taugenichts“, der immer träumt und liebt und geigt und wandert, und Chamissos „Peter Schlemihl“ der Pechvogel, der kein Talent für die Welt hat, sind uns noch heute liebe, vertraute

Gestalten. Der Dramatiker der romantischen Schule ist Heinrich von Kleist, ein Dichter, zwar wohl mitunter krankhaft und kleinlich, doch von großer Gestaltungskraft; nicht rühren will er, sondern mit der vollen tragischen Wucht erschüttern. Etwas Mannhaftes wohnt ihm inne; mit wildem Hasse gegen die französischen Unterdrücker ist seine „Hermannsschlacht“ erfüllt, mit warmer Bewunderung für Preußen sein „Prinz von Homburg“. Sein Ritterschauspiel „Käthchen von Heilbronn“ steht dagegen, wie de la Motte Fouqués „Undine“, ganz auf dem Boden der Romantik.

Der Romantik schließt sich die Schicksalstragödie an, aus einer unklaren Auffassung der Mystik Calderons hervorgegangen. Als eine tückische Macht erscheint in ihr das Schicksal, Schuldige und Unschuldige gleichmäßig vernichtend; denn der Zaubermacht des Fluches kann niemand entrinnen. Von der Art sind die Dramen von Zacharias Werner, Müllner, Houwald. Ihnen reiht die Ahnfrau Grillparzers sich an, der indes in seinen späteren Stücken, dem Goldenen Vliese, der Sappho, mit Erfolg der klassischen Richtung sich zuwendet.

Wie in diesen unklaren Bestrebungen die unerquickliche Metternichsche Zeit sich ausdrückt, so ist es die kriegerische Begeisterung der Befreiungskriege, welche den Grundton der Lieder dieser kampfesfreudigen Zeit bildet. Von Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes singt Ernst Moritz Arndt in seinen Kriegs- und Wehrliedern, zum Kampfe für die heiligsten Güter begeistert Theodor Körners Leier und Schwert. Von Vaterlandes Schmach und Ehre erklingen Friedrich Rückerts Geharnischte Sonette. In diesen Kreis gehören auch die schwungvollen Oden Stägemanns und die Lieder Max von Schenkendorfs, in denen mit der Begeisterung für das deutsche Volk und mit echt christlicher Gesinnung ein Ton mittelalterlicher Kaiserromantik sich mischt. Selbst den Romantiker de la Motte Fouqué ergreift in seinen frischen Kriegsliedern die Begeisterung der großen Zeit. Dauernd indessen war der Einfluß nicht, welchen der Aufschwung der Befreiungskriege auf die Dichtung ausübte. Die Schwüle der Metternichschen Reaktion ließ das Schwächliche und Triviale gedeihen. Tiedges Urania und Ernst Schulzes Bezauberte Rose wurden viel gepriesen; Claurens (Karl Heuns) Romane wurden von zahllosen Lesern „mit Entzücken verspeist;“ Raupach beherrschte die Bühne. Friedrich Rückert versenkte sich in die Poesie des Orients, trefflich in sprachgewandter Nachbildung; schon in seinem Liebesfrühling klingen orientalische Töne an; aber auf dem Gebiete des Dramas blieben Erfolge ihm versagt.

Die Stimmführer der Romantiker hatten sich schon zurückgezogen, als der Kampf gegen die Romantik begann, gleichzeitig auf verschiedenen Gebieten geführt. Harry (Heinrich) Heine warf in den dämmerigen Dunst

der Romantik seine frischen, farbenreichen Lieder hinein, Lieder von berückender Schönheit, von packender Leidenschaftlichkeit, aber auch von ätzender Frivolität, die Jugend begeisternd und zu zahllosen Nachahmungen des neuen Tones verführend. Graf August von Platen zog in seinem Romantischen Ödipus gegen die Willkürlichkeiten der Romantik zu Felde, machte in seiner Verhängnisvollen Gabel mit scharf stechender Satire die Schicksalstragödien lächerlich und schuf nach der Formlosigkeit der Romantik wieder mustergültige Formen für die Lyrik, Rhythmus und Reim herstellend. Karl Immermann endlich, der selbst in seinen Jugendarbeiten der romantischen Richtung angehangen, bildete in seinem Romane „Münchhausen" wieder eine klare, gedankenreiche Prosa aus, seine Gestalten mit einer gesunden Realität umkleidend.

Dagegen klingt die Romantik noch in den schwäbischen Dichtern fort, sich einend bei ihnen mit sittlicher Reinheit und Lauterkeit der Empfindung. Weitaus der bedeutendste Dichter dieses Kreises ist Ludwig Uhland, in Lied und Ballade klar und kräftig, voll innigen Gefühles, während es seinen Schauspielen bei aller Schönheit der Sprache doch an dramatischer Energie gebricht. Merklich steht hinter ihm Gustav Schwab zurück; zwar weiß auch er den Volkston meist gut zu treffen, aber doch zeigen seine Balladen eine allzu behagliche Breite. Neben ihm bietet sich in merkwürdiger Doppelgestalt Justinus Kerner, bald derb-humoristisch und voll den rechten Volkston anschlagend, bald wehmütig oder schauervoll der Geisterwelt zugewandt. Den Reigen beschließt Gustav Pfizer, voll Schwung und nationalen Sinnes wie sein Bruder Paul, und der fein empfindende Eduard Mörike. Uhlands Ton endlich klingt deutlich bei dem Dessauer Wilhelm Müller durch, dem begeisterten Sänger der Griechenlieder.

Das Gefühlvolle des schwäbischen Dichterkreises ging mit einiger Hinneigung zu Heinescher Ironie auf die österreichischen Lyriker über. So ist das vergebliche Bemühen der Menschen nach bleibendem Ruhme, das verzehrende Feuer der Begeisterung das Thema von Joseph von Zedlitz' Totenkränzen. Glänzend, bilderreich, oft dithyrambisch, oft naiv, von leiser Ironie durchzogen, sind die Dichtungen von Anastasius Grün (Graf Auersperg), mag er den Blick auf sein engeres Vaterland richten, mag er in allgemeinen Anschauungen sich bewegen. Auch Nikolaus Lenau (Niembsch von Strehlenau) empfing von Kerner und Schwab in persönlichem Verkehre manche Impulse; aber eine Natur, Lord Byron in der Tiefe verwandt, setzt er sich in bewußten Gegensatz zu der Romantik. Schärfer und tiefer als Heine faßt er den Widerspruch zwischen dem nach Vollkommenheit ringenden Geiste und der Unzulänglichkeit der menschlichen Verhältnisse; Trost findet er nur im Schoße der Natur: ein Dichter voll tiefen Gefühles, voll leben-

digen Sinnes für die Natur, von fesselndem Reize schwermütiger Weltbetrachtung.

Dagegen bewahren den romantischen Zug die Dramen Friedrich Halms (Freiherr von Münch-Bellinghausen). Geschrieben in einer Sprache voll dichterischen Glanzes, durchwärmt (wie im Fechter von Ravenna) von patriotischer Begeisterung, bilden sie doch in ihrer sentimentalen Weiche einen starken Gegensatz zu den Dramen Friedrich Hebbels, von denen namentlich die Nibelungen-Trilogie bedeutende Gestaltungskraft und kernige Charakteristik, freilich neben manchem Absonderlichen, ja Ungeheuerlichen zeigt.

Dreizehn Jahre (1818—1831) hindurch lehrte Hegel mit außerordentlichem Erfolge an der Berliner Universität. Er versuchte die Welt der Erscheinungen aus dem inhaltlosen Begriffe heraus zu entwickeln und stellt eine allmähliche Steigerung des bloßen Seins durch Vermittelung des individuellen Bewußtseins im Werden zum absoluten Wissen, welches auf dem Gegensatze des Ich und des Nicht-Ich beruht, als die Grundform des Denkprozesses hin, dessen einzelnen Entwickelungsstufen die Weiterbildung der Dinge in der Wirklichkeit entspricht. Diese Philosophie des Begriffes, dazu der Emanzipationsdrang einer Bettina von Arnim und Rahel von Ense, die frivolen Angriffe des Pariser Liberalismus auf das bourbonische Königtum, die ätzenden Lieder Heines riefen unter der deutschen Jugend eine Bewegung hervor, aus welcher unter den Eindrücken der Juli-Revolution das „junge Deutschland“ hervorgegangen ist.

Der Vorläufer dieser litterarischen Bewegung ist Ludwig Börne (Lion Baruch) mit seiner scharfen Kritik deutscher Mißstände und seiner schonungslos grellen Beleuchtung der litterarischen Zustände Deutschlands; ihre Hauptvertreter sind Gutzkow, Laube, Mundt, Wienbarg und Kühne, alle fünf Männer ohne hervorragende dichterische Begabung. Die Aufregung der Zeit verstattete keine kunstvoll abgerundeten Schöpfungen; Reisebilder nach dem glänzenden Muster, das Fürst Pückler-Muskau gegeben hatte, und Novellen wurden die gepflegten Modegattungen. Und so interessant kamen die jungen Schriftsteller sich alle selbst vor, so hohen Wert legten sie auf die kleinen Martyrien, welche sie hie und da zu erleiden hatten, daß die Helden ihrer Erzählungen fast durchweg, wie sie selbst, blasse, schnurrbärtige, junge Männer, in der Regel Schriftsteller oder Künstler sind, ausgestattet mit sehr viel Weltschmerz und einer außerordentlichen Fähigkeit sich zu verlieben. Indes die meisten Vertreter des jungen Deutschlands verstummten bald wieder, nur Karl Gutzkow behauptete durch einige Schauspiele und ein paar langatmig-ermüdende, vielbändige Romane einen Platz in der Litteratur; Heinrich Laube jedoch, frischeren Talentes und mehr Meister der Form, errang durch seine Dramen dauernde Erfolge. Indes

zu wirklicher poetischer Bedeutung erheben sich erst die Nachzügler: Robert Prutz, ein schwungvoller Lyriker und voll behaglichen Humors in Satire und Roman, und Gustav Freytag, dessen Roman „Soll und Haben“ ein Kunstwerk wahrhaften Wertes ist. In ihm giebt der Dichter ein Bild der friedlichen Kulturarbeit, wie er in dem Lustspiel „die Journalisten“ das moderne Parteigetriebe zu einem Spiegelbilde des politischen Lebens benutzt, während er in dem Roman-Cyklus „die Ahnen“ in großartiger Anlage das Leben des deutschen Volkes vorführt.

Mit der Thronbesteigung König Friedrich Wilhelms IV. von Preußen trat die politische Lyrik in den Vordergrund des Interesses. Georg Herwegh erregte große Hoffnungen, ohne sie jedoch zu erfüllen. Bei weitem übertrafen ihn August Heinrich Hoffmann von Fallersleben, ein wahrer Volksdichter voll Frische, Zartheit und Innigkeit, und Franz Dingelstedt, ein Dichter wie wenige geistvoll und formgewandt. Dagegen erhöhte die politische Lyrik Ferdinand Freiligraths sicher den Ruhm nicht, welchen der Dichter durch die glühende Farbenpracht und Sprachkühnheit seiner exotischen Gedichte gewonnen hatte.

In dem Dichterkreise, welchen in München König Maximilian II. um sich sammelte, ragte durch Liederfülle und Abrundung der Form Emanuel Geibel hervor, der es ebenso versteht, durch die träumerische Weichheit seiner Lieder eine sanft-wehmütige Stimmung hervorzurufen wie volltönende und mächtig ergreifende Klänge anzustimmen. Neben ihm steht Friedrich Bodenstedt, der schalkhafte Dichter orientalischer Lieder und Weisheitssprüche, und Paul Heyse, der feinsinnige Novellist, dessen Dichtungen eine satte Bilderfülle zugleich mit einer gewissen weihevollen Stimmung eigen ist. Dem Münchener Kreise gehört auch Graf Adolf von Schack an, der sorglich abwägende, feinfühlige Poet, und Julius Grosse, welcher den Pinsel niederlegte, um sich der Dichtung zu widmen, aber sich die Gabe bewahrte, zu den Bildungen seiner kräftigen Phantasie mit meisterhaftem Geschick einen stimmungsvollen landschaftlichen Hintergrund zu zeichnen. Dagegen nur in loser Beziehung zu dem Münchener Kreise stand Hermann Lingg, der die Völkerwanderung besungen hat, ohne doch den gewaltigen Stoff recht zu bemeistern. Eine mehr isolierte Stellung, wenn auch im Geiste ihres Schaffens den Münchenern vielfach verwandt, nahmen Robert Hamerling und Victor von Scheffel ein, jener ein Dichter von glühender, oft überreizter Einbildungskraft, dieser voll köstlich kecken Humors und erquickender Frische bei edlem Maße der Form.

Wie einst die Zeit zumal des Metternichschen Druckes die Romantik gezeitigt hatte, so führte ein Menschenalter später die Stille der Zeiten, welche den revolutionären Erschütterungen von 1848 folgten, die Dichtung

zur Romantik zurück; und die alsbald anhebenden Anfänge der nationalen Einigung verstärkten nur die erwachende Vorliebe für die deutsche Vergangenheit. Aber die Neuromantik hielt sich, in freierer Luft aufatmend, von den Absonderlichkeiten und Einseitigkeiten der alten Romantiker fern, strebte vielmehr danach, den Zauber der geheimnisvollen Naturmacht mit moderner Leidenschaftlichkeit zu verbinden, sodaß das Romantische fast nur zu dem Sensationellen, das ihr eigen ist, den Hintergrund abgiebt. Das ist der Grundzug, welcher bei den älteren Neuromantikern nur andeutungsweise, mit der weiteren Entwickelung aber immer bestimmender heraustritt.

Den Anfang der Neuromantik bezeichnet Gottfried Kinkels romantisch angehauchte, sinnige Erzählung „Otto der Schütz“ und Otto Roquettes liebliches Rhein-, Wein- und Wandermärchen „Waldmeisters Brautfahrt.“ Auch Wolfgang Müller von Königswinter führt uns gern an den Rhein; seine „Maikönigin“ ist ein reizendes Idyll des rheinischen Dorflebens; aber sein „Rattenfänger von St. Goar“ trägt schon stärker die romantische Färbung. In der einst hochgefeierten „Amaranth“ von Oskar von Redwitz dagegen ist die Romantik nur durchsichtige Umhüllung, um den Gegensatz zwischen katholischer Gläubigkeit und modernem Pantheismus zu drapieren. Sehr viel Ansprechendes haben die Dichtungen Julius Wolffs durch ihre Frische, ihren kecken Humor, den Wohlklang der Verse; aber fortwährend verflicht er das rein Menschliche mit Willkürlichem und Übernatürlichem, sodaß bei allem Reiz der eingestreuten Lieder der Gesamteindruck seiner epischen Gesänge doch selten ein befriedigender ist. Rudolf Baumbach kleidet seine von Lebensfreude und Wanderlust überquellenden Lieder in das Gewand mittelalterlichen Vagantentums; ein schalkhafter Humor giebt ihnen zudem ansprechenden Reiz, aber der Kreis seiner poetischen Gedanken ist nur ein enger. Aus den Sagen des Rheinlandes und Rumäniens schöpft Carmen Sylva (Königin Elisabeth von Rumänien) ihre dichterischen Stoffe; aber mit Sinnigkeit und tiefem Gefühl versteht sie es sie zu durchdringen und, was sie in der Natur und dem Volksleben schaut, poetisch zu gestalten. Eine edle Form mit leidenschaftlichem Inhalt zu erfüllen ist das Ziel Franz Gensichens, der wie ein moderner Minnesänger uns anmuten mag.

Der unruhige Geist des Jahres 1848 hatte auch unter die Landbevölkerung Bewegung gebracht; sie begann Anteil an den öffentlichen Dingen zu nehmen, aber zugleich wurde sie auch selbst ein Gegenstand der Aufmerksamkeit für weite Kreise. Das Bestreben sie in ihren Verhältnissen, in ihrem Denken und Fühlen mit realistischer Treue darzustellen, führte zu der Dialektdichtung, welche eine nicht unbedeutende Stellung in der neueren Litteratur einnimmt. Keineswegs eine äußerliche Beigabe ist ihr der Dialekt, sondern die organische Form, bei deren Abstreifen, in Übersetzungen, der Reiz der naiven Frische unrettbar verloren geht.

Vorläufer dieser Dialektdichtung ist Johann Peter Hebel, der Verfasser des köstlichen Schatzkästleins des rheinischen Hausfreundes; in dem gemütlichen oberrheinischen Volksdialekte dichtete er seine alemannischen Gedichte, zu der Einfachheit des Volksliedes und der Volksidylle zurückführend. Durch ihn beeinflußt, führte Klaus Groth den holsteinischen Dialekt in die Litteratur ein; mit feinem Takte beherrscht er die Form; sein „Quickborn“ enthält Gedichte voll tiefer Empfindung und treuherziger Naivetät. Aber weitaus überragt beide Fritz Reuter, der in dem Plattdeutsch seiner mecklenburgischen Heimat dichtete. Er vereinigt eine meisterhafte Kunst der Gestaltung mit einem warmen und tiefen Gemüte, des Rührenden ebenso Meister wie eines befreienden Humors. Mit wunderbarer Treue giebt er das Leben und Fühlen des treuherzigen mecklenburgischen Volkes wieder, mit plastischer Anschaulichkeit stellt er seine Personen hin, in der größten Einfachheit die Kunst bergend und durch die Perspektive auf einen bedeutenden Hintergrund vertiefend. Sein Roman „Ut mine Stromtid“, in welchem er die Einwirkung des Sturmjahres 1848 auf die ländlichen und kleinstädtischen Verhältnisse Mecklenburgs darstellt, ist das bedeutendste, was die Dialektdichtung geschaffen hat.

Die Dramatiker der Dialektdichtung sind Ludwig Anzengruber und Ludwig Ganghofer. Beide entnehmen ihre Stoffe dem Volksleben der Alpenbewohner, indem sie durch den Unterschied des Dialektes den Gegensatz der Stände zu um so grellerem Ausdrucke bringen. Zu stark wirkenden Effekten spitzt Anzengruber den Widerschein der Zeitfragen im bäuerlichen Leben zu, während Ganghofer das Gebirgsvolk in seiner strotzenden Lebenskraft mit seinen notwendig zu Verwickelungen führenden Leidenschaften in mehr objektiver Weise vor das Auge stellt.

Überhaupt findet das dramatische Gebiet in unserm Jahrhundert reichliche Pflege. Zunächst ist das Lustspiel die bevorzugte Gattung. Roderich Benedix und Eduard von Bauernfeld halten sich, obgleich witziger, in den Geleisen Kotzebues. Den feineren Salonton repräsentiert in seinen harmlosen, aber sehr ansprechenden Einaktern Gustav Gans Edler zu Putlitz. Von ernsterer Haltung ist Emil Brachvogels Narziß, mehr effektvoll als gehaltreich. Rührselig, aber bühnenwirksam beherrschte eine Zeitlang die mit erstaunlicher Fruchtbarkeit produzierende Charlotte Birch-Pfeiffer wenigstens die Provinzialbühnen.

Fruchtbar wie wenige war auch Karl von Holtei, dessen Dramen meist vergessen, während die ihnen eingelegten Lieder, wie „Schier dreißig Jahre bist du alt“ aus Lenore, geradezu zu Volksliedern geworden sind. Bedeutender als er ist Otto Ludwig, dessen groß angelegte Dramen doch durch ihren gewaltsamen Schluß an die „Schicksalstragödien“ gemahnen.

Auch Julius Mosen entbehrt der rechten Gestaltungskraft, so sehr auch edler Ausdruck und echte Empfindung seine Dramen auszeichnet. Im geraden Gegensatze zu ihm sucht Salomon Mosenthal durch künstliche Mittel, durch grelle Kontraste über den Mangel an dichterischem Gehalt hinwegzutäuschen und eine äußerliche Wirkung zu erzielen. Nach französischen Mustern hat sich Paul Lindau gebildet und weiß durch geistreich zugespitzten Dialog und geschickte Anordnung zu fesseln. Heinrich Kruse schafft in seinen historischen Dramen kraftvolle Gestalten und erfreut durch seine bald bilderreich schwungvolle, bald humoristisch derbe Sprache, wenn auch die scharfe Zuspitzung des Konfliktes ihm nicht recht gelingen will. So fehlt auch Albert Lindners Dramen das volle Interesse, obgleich nicht wenige Scenen den begabten, warmherzigen Dichter zeigen. Gewaltige Stoffe wählt sich Adolf Wilbrandt aus der römischen Geschichte und der Nibelungensage, ohne ihnen recht gewachsen zu sein; aber in seinen Jugendlustspielen ist er geistvoll und feinsinnig, und schafft in seinen „Malern" ein Künstlerlustspiel, das Freytags Journalisten fast ebenbürtig an die Seite tritt. Selbst ein Maler ist Arthur Fitger; aber sein Trauerspiel „die Hexe" bewährt auch den Dichter. Sorglos in der Anlage und wenig folgerecht in der Entwickelung, bietet es doch Scenen von hinreißender Wirkung. Indessen ihn wie die anderen Mitbewerber um die dramatische Palme übertrifft Ernst von Wildenbruch, eine schöpferische Dichterkraft, dessen Dramen in kraftvoller Sprache rasch vorschreitenden Gang der Handlung und warmes, oft bis zu echter Leidenschaft sich steigerndes Leben zeigen. Mit glücklicher Hand wählt er seine Stoffe aus der vaterländischen, zumal der preußischen Geschichte (der Mennonit, Väter und Söhne, die Quitzows), sicher lebhaften Widerhall in der Seele des Volkes zu finden.

Viel weniger als die Dramatik entsprach der Neigung der aufgeregten Zeit das in gleichmäßigem Flusse dahinschreitende Epos, welches zudem die völlige Unterordnung des Dichters unter seinen Stoff verlangt. So findet es, wie weniger Interesse, auch weniger Pflege. Freilich ist auch Wilhelm Jordans Umdichtung der Nibelungen mit Hereinziehung der Edda und des Hildebrandsliedes wenig gewinnend: aus den gewaltigen Recken werden unter dem Banne moderner Naturphilosophie stehende Menschen, die nur wirken, weil fort und fort dem Leser das machtvolle Urbild vor die Seele sich stellt. Den alten Stabreim handhabt er nicht ungeschickt, aber der Tonfall ist dabei oft hart. In gefälligem Flusse gleiten dagegen Ferdinand Gregorovius' Verse dahin, dessen Epos „Euphorion" uns ein von der Luft des Altertums erfülltes Künstleridyll vorführt, zu dem der furchtbare Vesuv-Ausbruch den schauerlich-großartigen Hintergrund bildet. Nicht minder anziehend, aber völlig anderer Art sind Friedrich Scherenbergs

epische Schlachtgemälde: durch Kraft und Pathos der Sprache fesseln sie wie durch Glut und Anschaulichkeit der Schilderung.

Die eigentliche Form des modernen Epos indessen ist der **Roman**, welcher durch die Freiheit der Bewegung, die er dem Dichter gestattet, besonders geschickt ist, die Tendenzen der Zeit widerzuspiegeln. Zahlreich sind daher seine Spielarten. Der Tendenzroman macht es sich zur Aufgabe, bestimmte allgemeine Probleme in poetischer Lösung darzustellen. Seine Vertreter sind besonders der feinsinnige Friedrich Spielhagen und der geistreiche Gerhard von Amyntor (Dagobert von Gerhardt). Fanny Lewald zeigt in ihren Schriften das Hinüberspielen des Tendenzromanes in den zeitgeschichtlichen, der in streng realistischer Färbung sich bemüht Bilder der vielgestaltigen Zeit zu entwerfen. Ihn pflegt mit viel Erfolg, stets eigenartig und selbständig in der Wahl seiner Stoffe, Edmund Höfer; von markiger Anschaulichkeit und empfindungsstark ist Hans Hopfen; in grellen Farben malt, Nervenreiz erstrebend, Leopold von Sacher-Masoch; in die Länder unentwickelter Kultur, nach Südosteuropa führt Emil Franzos, und einem Naturalismus, der auch das Widrige nicht scheut, huldigt Karl Bleibtreu. Den litterarischen Tendenzroman vertritt Wilhelm Hauffs „Mann im Monde“: durch kecke Übertreibung persifliert er trefflich darin die Claurensche Schriftstellerei. Ätzender ist Fritz Mauthner. „Nach berühmten Mustern“ ist ein kleines Meisterwerk scharf treffender Satire, während er in dem „Pegasus“ den poetischen Kränzchen, aber auch der greulichen Hintertreppenlitteratur nachdrücklich zu Leibe geht. Den See- und Reiseroman, in welchem nicht selten die Handlung zu einer Gelegenheit für die Schilderung der Fremde herabgedrückt wird, kultivieren Charles Sealsfield (Karl Postl), Balduin Möllhausen, Otto Ruppius und Friedrich Gerstäcker, die mit Vorliebe uns nach Amerika führen, während Hans Wachenhusen uns lieber nach Afrika geleitet, Theodor Mügge uns aber in allerhand Freiheitskämpfe in fremden Zonen hineinversetzt. Nach beiden Seiten, in Schilderung wie Erzählung, greift Philipp Galen (Ernst Lange) weit aus, überladet die Handlung mit Beiwerk und wird dadurch nicht selten ermüdend. Fürst Hermann von Pückler-Muskau dagegen erweist sich trotz seiner absichtlich nachlässigen Schreibart stets als ein scharfer Beobachter und geistreicher Beurteiler von Ländern, Menschen und Zuständen. Stets in den Bergen seiner Heimat hält sich Gottfried Keller; aber mit liebevollem Sichversenken weiß er in immer wechselndem Reize die Alpen und die Älpler darzustellen. Den Salonroman pflegte mit Virtuosität Alexander von Sternberg und kapriziös nach Inhalt und Form die Gräfin Ida Hahn-Hahn. Ihnen stellt sich in naturgemäßer Reaktion gegen die Überschwenglichkeiten des Salons der Dorfroman entgegen, wie ihn kernig

und schlicht der treffliche Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius), mit heiterem Herzen, sinnig-beschaulich und doch frisch in der Darstellung Petri Kettenfeier Rosegger vertritt, während Berthold Auerbach in seinen Dorfgeschichten nur die ländliche Färbung bewahrt, durch welche die Empfindung des Feingebildeten mit pikantem Reize hindurchschimmert. Den Arbeiterroman hat Max Kretzer geschaffen, der, tief in die Denk- und Empfindungsart der untersten Stände eindringend, mit kecken Strichen seine Gestalten zeichnet. Den Künstlerroman vertritt, nach ungeschminkter Natürlichkeit strebend, Karl von Holtei und in buntbewegten, mit sicherer Hand entworfenen Kulturbildern Robert Waldmüller (Charles Duboc). Den christlichen Roman pflegt mit tiefer Herzenswärme und Gefühlsinnigkeit Marie von Nathusius.

Der historische Roman setzt seine Aufgabe darein, die Fabel nach Zeit und Ort zu lokalisieren und an historisch gegebene Persönlichkeiten anzuknüpfen, wie es mit besonderem Erfolge Gustav Freytag in seinen „Ahnen" erstrebt hat. Ebenbürtig indes reiht ihm sich Felix Dahns „Kampf um Rom" an, großartig in der Komposition, solide im Studium und von einem hinreißenden Pathos, erschütternd zugleich und erhebend. Wilhelm Hauffs „Lichtenstein" zeigt eine leichte Anlehnung an Walter Scott, aber daneben in den Scenen aus dem schwäbischen Dorfleben viel liebenswürdigen Humor. Auch Victor von Scheffel gewährt dem Humor gern in seinen kraft- und lebensvoll gestalteten Gebilden Raum: wahrhaft belebend hat er mit seiner Herbigkeit und urwüchsigen Frische auf den historischen Roman eingewirkt. Mit Geschick und Erfolg folgt Wilhelm Jensen ihm nach. Ansprechend und wertvoll sind auch die Romane von Otto Müller, Lewin Schücking, Adolf Stern, Karl Frenzel und George Taylor (Adolf Hausrath); dagegen gelingt Ernst Eckstein weniger die Darstellung tieferer Gemütsbewegungen. In Georg Ebers' ägyptischen Romanen ist, so geistvoll und fesselnd sie sind, das fremde Wesen doch nur Maske höchst moderner Empfindungen; und Rudolf von Gottschall strebt auch in seinen historischen Romanen merklich der Tendenzdichtung zu. Der vaterländischen Geschichte entnehmen ihre Stoffe Wilibald Alexis (Georg Häring), Georg Hiltl, Theodor Fontane, Georg Hesekiel, Ernst Wichert: mit patriotischer Wärme geben alle der dankbaren Aufgabe sich hin. Endlich der Lieferungsroman erstrebt lediglich ein stoffliches Interesse zu erwecken: die Kunst der Form geht unter in dem massenhaft gebotenen Stoffe. Von der Art sind die historischen Romane von Gregor Samarow (Oskar Meding) und Luise Mühlbach: unfähig den Stoff zu bemeistern, giebt die Schreibselige nur ein wüstes Gemisch von Geschichtlichem und willkürlich, ohne genügende Zeitkenntnis Erfundenem.

Den humoristischen Roman zum Schlusse vertritt Friedrich Wilhelm Hackländer; freilich ohne rechte Gefühlswärme, ist er doch ein vergnüglicher Erzähler, der die sich schlingenden Knoten stets in einer angenehmen Weise zu lösen weiß. Mehr in die Tiefe des menschlichen Herzens dringt Jakob Corvinus (Wilhelm Raabe); aber er ist absonderlich, in seiner Darstellung sprunghaft und entbehrt kräftiger Gestaltung. Geistreicher und origineller als Corvinus, aber freilich auch formloser ist Bogumil Goltz, während Robert Waldmüller (Charles Duboc) in aller Fröhlichkeit der Stimmung und Heiterkeit der Abenteuer einen sittlichen Grundton festhält. Julius Stinde widmet sich dem drastischen Mutterwitz des Berliners und erzielt, indem er ihn der Modeschwärmerei für Italien oder der Geschraubtheit der großstädtischen Verhältnisse gegenüberstellt, durch die Beimischung einer guten Dosis von werkthätiger Herzensgüte heitere Effekte. Friedrich Theodor Vischer dagegen läßt seinen Helden im Kampfe mit den kleinen Widerwärtigkeiten des alltäglichen Lebens sich trostlos aufreiben, sodaß sein Roman „Auch Einer" weit in das Gebiet ätzender Satire hinübergreift, dem die geistreiche Parodie „Faust: der Tragödie dritter Teil" ganz angehört.

Dem Roman fügt die Novelle sich an, welche mit der künstlerischen Darstellung eines Einzelvorganges sich bescheidet, aber bei der Enge ihrer Grenzen der kunstvollen Ausgestaltung nicht entraten kann. Mit Vorliebe variiert Adalbert Stifter das Thema, daß die Bezwingung aufwallender Leidenschaft zum Glücke führt; aber bei seiner Neigung zu sinniger Schilderung und Kleinmalerei zerflattert ihm oft die Handlung. Auch Theodor Storm dämpft die Leidenschaft; aber eine starke seelische Spannung verrät die innere Bewegung, der er mit edler Schlichtheit Ausdruck giebt. Volkstümlich, frisch und kernig erzählt Ludwig Steub aus den östlichen Alpen, wo auch der stark realistische Karl Heigel gern seine Dichtungen spielen läßt. Wilhelm Heinrich Riehls kulturhistorische Novellen zeichnen in knapper Sprache mit leichtem Humor mannigfache Probleme, welche für die Geistesentwickelung unseres Volkes von Interesse sind. Paul Heyse aber ist, wie wenige, Meister der Form; voll warmblütiger Empfindung in glänzender Sprache stellt er seine leicht hingeworfenen Gestalten in plastischer Abrundung dem Leser vor die Augen; aber nicht immer verschmäht er die Reizung des Frivolen. Über Wilhelm Jensens Novellen liegt meist ein Duft leiser Wehmut; aber daneben weiß er auch in kraftvoller Sprache grell zu zeichnen und mächtig zu ergreifen. Victor von Strauß endlich, geistreich und kunstvoll, strebt meist gegen den Geist der Zeit an und legt seinen Novellen Tendenzen unter, welche über die Grenzen der Dichtung hinausgreifen. —

Zweites Kapitel.

Musik.

Das neunzehnte Jahrhundert hat die Musik demokratisiert. Bisher eine exklusive, nur von Kennern geübte Kunst, ist sie mehr und mehr eine Volkskunst geworden, welche lebendigen Anteil an dem Leben des Volkes hat. So finden die gewaltigen Bewegungen, welche das politische wie das soziale Leben zuerst erschüttern und dann umbilden, ihren Nachhall in der veränderten Stellung der modernen Musik. Die Künstler streben danach, die weitesten Kreise des Volkes zu einem künstlerischen Verständnisse heranzuziehen. Infolgedessen tritt die Kammermusik zurück, das Interesse für die reine Musik überhaupt mindert sich: in den Vordergrund treten diejenigen Gattungen, in welchen die Musik das Wort sucht, Oper und Lied; denn in ihnen gewinnt der Künstler am leichtesten Fühlung mit der Menge der Hörenden.

Eine tiefgehende religiöse Strömung durchzieht in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts den protestantischen Norden Deutschlands; in Bach und Händel findet sie ihren Ausdruck, während Mozart und Haydn die musikalischen Vertreter jener heiteren und gemütvollen Lebensauffassung sind, die gegen das Ende des Jahrhunderts den katholischen Süden beherrscht. Mit den „Jahreszeiten", die er im Laufe des Jahres 1800 schuf, hatte Haydn das Jahrhundert abgeschlossen. Nur mit der Klaviersonate für die Gemahlin Moreaus und dem 83. Streichquartett reicht der Meister in das neue Jahrhundert herüber; seine Zeit war abgelaufen: das Quartett ist unvollendet geblieben.

Neue Männer ruft sich die neue Zeit. Der großen Zeit der Befreiungskriege entspricht der große Meister Ludwig van Beethoven. In seinen gewaltigen Tonschöpfungen offenbart sich der auf das höchste Ideal gerichtete Geist, dem das künstlerische Schaffen zu einer ethischen Selbstbefreiung wird, sodaß das musikalische Dichten von selbst sich ihm unter dem Bilde des Kampfes und Sieges darstellt, wie er denn sein ganzes Leben als einen Kampf mit dem Schicksal auffaßt.

Dieser Kampf mit dem finsteren Elemente, dies Ringen nach Licht und Sieg ist der Grundgedanke, den Beethoven in ergreifender Weise in dem großen Epos der neun Symphonien Ausdruck giebt, die seinen Zeitgenossen

wie das Widerspiel des gewaltigen Völkerkampfes gegen die napoleonische Unterdrückung erschienen. So will auch in seinen Sonaten wie in den lyrischen Liedern der Meister sich selbst aussprechen; daher deren seelenvolle Innigkeit, daher die vollen Melodien, die mächtigen Gegensätze, die satten Farben; darum selbst in seinen Messen die oft stürmische Bewegung der Musik. Denn der aus den Kämpfen mit Zweifel und Unmut nach Frieden und Glauben sich aufringende Mensch ist es, der sich giebt. Auch den Hörer will er in das Mark seines Wesens treffen und über das kleinliche Elend der Erde ihn emporheben. Einer solchen Natur geht die anmutige Beweglichkeit eines Mozart ab. Darum wirkt Beethovens Oper Fidelio nicht durch dramatische Effekte; vorwiegend lyrischen Charakters, ergreift sie durch ihre innere Wahrheit und wunderbare Idealität.

Ein Rückschlag unterdessen war eingetreten: auf den begeisterungsvollen Völkerfrühling war die Zeit des Metternischschen Regimentes gefolgt. In der Litteratur war die Romantik emporgekommen. Und diese romantischen Bestrebungen finden ihr Widerspiel in der Musik, in der angewandten wie in der reinen: eine Vorliebe für das Dämmernde, Mystische, Schwebende in Harmonien und Modulationen macht sich bemerkbar; man verlangt, daß die Musik Geist habe und unmittelbar auf den Geist wirke: eine Idee, ein Unaussprechliches soll durch Töne symbolisch erfaßbar gemacht werden. Originell zu sein wird das Ziel, womit sich zwar nicht bei den Führern, wohl aber bei den kleineren Geistern leicht Nachlässigkeit in der Form verbindet.

In der reinen Musik ist es Franz Schubert, der zuerst die neue Richtung einschlägt. Sein sicheres Formgefühl reiht ihn unmittelbar den Klassikern an; aber das Vorwalten der dichtenden Phantasie, der Farbenglanz der Töne zeigt den Romantiker. Ludwig Spohr dagegen versucht die ernste klassische Form in den Dienst des romantischen Geistes zu stellen; aber seine von der Romantik genährte Phantasie leidet unter der Herrschaft des künstlerischen Verstandes: die Ideenschwere hemmt ihm die Freiheit der Bewegung. Sein Gegensatz ist Karl Maria von Weber. Keck und kühn giebt sich Weber den romantischen Ideen hin, deren inneres Wesen ihn doch von der reinen Musik mehr und mehr zu der angewandten führen mußte.

In dieser Inkongruenz des romantischen Geistes mit den klassischen Formen der reinen Musik liegt die Erklärung, daß sich gerade auf diesem Gebiete zuerst und mit großem Erfolge eine Reaktion gegen die Romantik erhob. Felix Mendelssohn-Bartholdy führt diese Rückwendung zur Klassizität an, indem er die Versöhnung des Klassischen mit dem Modernen anstrebte. Sein weiches, hingebendes Gemüt befähigte ihn dazu in besonderem Maße. Meisterhaft handhabt er die Mittel; der äußere Aufbau seiner Formen ist stets tadellos: wie spielend entstanden erscheint, was er ernsten Studien, zumal der Werke Bachs, verdankt. Seine Komposition

ist von wohlthuender Klarheit, oft an Mozart erinnernd; musterhaft ist das Verhältnis der Teile zu einander und zum Ganzen abgewogen. Sein Stil ist stets gewählt, reich an feinen Details. Was er auch sagen will, sicher trifft er den rechten Ton. Innig und warm ist er in den „Liedern ohne Worte“, musikalischen Stimmungsbildern; fein und gewählt in seinen Sonaten. Seine Symphonien sind Landschaftsbilder in gedämpften Farben. Durch seine Kompositionen zu den Chören der Antigone und des Oidipus auf Kolonos will er, veranlaßt durch König Friedrich Wilhelm IV., die Tragödie des Sophokles durch die moderne Musik wiederbeleben. Auch sein Oratorium „Paulus“ durchweht bei aller Feierlichkeit der Komposition ein Geist der Milde und Pietät.

Wie im Grunde seiner Seele auch Mendelssohn ein Romantiker ist, so ist es auch Robert Schumann: wie erfüllt er seine Symphonien mit seiner eigensten Individualität und rückt alles in jenes phantastische Helldunkel, das seiner Natur besonders zusagt! Welch' eine Fülle romantischer Empfindung schließt zumal das Klaviertrio in F-dur (Op. 80) in sich oder das Klavierquintett in Es-dur (Op. 44) mit seinem leidenschaftlichen Scherzo und seinem rauschend anschwellenden Finale! Aber doch stellt sich Schumann der Romantik kritisch gegenüber, während Mendelssohn vermittelt; dieser forderte Vertiefung der Kunst durch gründliches Studium der Klassiker, Schumann verlangte noch darüber hinaus Geistigkeit und Idealität; mit Strenge hält er dabei die organische Gliederung der Musikformen fest. Wie Mendelssohn ein Maler, so ist Schumann ein Dichter in Tönen von wundersamem Tiefsinn, von sprühender Kraft und ergreifender Unmittelbarkeit der Empfindung. Johannes Brahms und Max Bruch folgen der Richtung des genialen Meisters.

In einen durchgreifenden Gegensatz zur Klassizität stellen sich dagegen die Neuromantiker der reinen Musik. Die organischen Musikformen werden zerschlagen, um freie Mittel zum Ausdrucke einer greifbaren Idee zu gewinnen. An die Stelle des thematischen Grundgedankens tritt „die poetische Idee“, deren charakteristische Tonfigur zur Vermittelung des Verständnisses in wechselnder Beleuchtung immer wiederkehrt. Scharf zugespitzte Tonphrase, pikanter Rhythmus kennzeichnen die Kompositionen.

Der hervorragendste Vertreter dieser Neuromantik ist Franz Liszt. Er entwickelt in seinen symphonischen Dichtungen (zu Dante, zu Goethes Faust) in schroff auseinander tretenden Gegensätzen den leitenden poetischen Gedanken in einem fortlaufenden Tongewinde; so gelangt er zur Darstellung geschlossener musikalischer Charaktere. Ein genialer Komponist, leistet er in geistreichen Wendungen, in reicher Farbenpracht, in scharfer Beleuchtung Außerordentliches, ohne doch immer ganz vor Maß- und Formlosigkeit sich wahren zu können.

Mehr als in der reinen Musik durfte die romantische Richtung in der Oper auf Erfolge rechnen; denn hier konnte sie die Mitwirkung des Wortes und der Ausstattung aufbieten und selbst mit größerer Freiheit sich bewegen. Es war der Zeitgeist, der die Romantik emportrug und neben ihrer Lust am Volksmäßigen auch ihre phantastischen Absonderlichkeiten hinnahm.

Karl Maria von Weber ist der Meister der Romantik. Denn Ludwig Spohr, voll edler Empfindung, war einerseits zu elegisch und sentimental, anderseits zu phantastisch, als daß er die Masse recht hätte ergreifen können. Weber dagegen versteht es, die Handlung wie die Personen mit greifbarer Schärfe musikalisch zu zeichnen; er verfolgt die Charaktere in ihren eigensten Zuständen durch alle Momente. Er verwendet dazu eine reiche Mischung der Gegensätze, ein stark aufgetragenes Kolorit. Auch seine Ouvertüren sind voll Feuer und von einem lebendigen Flusse der Phantasie. Er greift hinein in das Leben des Volkes und läßt uns in frischen Volksweisen den deutschen Waldeszauber, das kräftige deutsche Volksleben entgegentönen: das macht seinen „Freischütz" zu einem lyrischen Volksstück ohne gleichen. Schwungvoll und geistreich ist er auch in der ritterlich-romantischen „Euryanthe"; aber dann wieder weiß er auch das Reich der Elfen im „Oberon" mit einem so zarten Dufte zu umkleiden, daß niemand dem Zauber so leicht widerstehen kann.

Einem derberen Realismus neigt Heinrich Marschner sich zu; er liebt das Schauerliche und zeigt eine Art bitteren Humors. Zwar nicht an dramatischer Kraft, wohl aber an Melodienreichtum und gesunder Frische übertrifft ihn Konradin Kreutzer.

Mit bescheidenem Beifall neben den Romantikern begnügen sich die deutschen Epigonen Mozarts, Vincenz Lachner und Albert Lortzing; aber für die Beschränkung, in der sie sich bewegen, entschädigen sie durch schlichte Treuherzigkeit und gemütlichen Humor.

Die tiefere Bedeutung der Romantik lag darin, daß sie in dem Schwärmen in einer groß gedachten Vergangenheit über die unbefriedigende Gegenwart tröstete. Ihr großes Verdienst ist dabei, daß sie, in den frischen Born des Volkslebens hinabtauchend, die Kunst aus den exklusiven Höhen der Kenner dem allgemeinen Verständnisse und Interesse des Volkes näher brachte. Als aber gegen die Juli-Revolution hin die Erregung der Gemüter wieder sich steigerte, erkaltete die Teilnahme für die romantischen Tendenzen; man verlangte eine mehr realistische Behandlung der Stoffe, aber doch so, daß der volksmäßige Ton der Romantik gewahrt bliebe. Diesem Zuge der Zeit entsprach die realistische Situationsoper, welche Einheit und Maß opfert, um einer Wirkung auf die Masse gewiß zu sein.

Es war Daniel Auber, welcher zuerst in Paris den kühnen Wurf wagte. Er ist der Schöpfer der Situationsoper. Er giebt der Musik einen

aufregenden Charakter, er steigert bis ins Grelle die Gegensätze, er verschärft die Rhythmen: es gilt, das große Publikum zu spannen, zu schrecken, jedenfalls zu fesseln. Die gleiche Richtung vertritt, mehr Franzose als Deutscher, Ludwig Herold; aber an ergiebigem Talente kommt er Auber nicht gleich, sodaß fort und fort bekannte Anklänge seinen „Zampa" durchziehen und den Eindruck beeinträchtigen. Erst Jakob Meyerbeer, an Virtuosität selbst Auber weit überlegen, bringt die neue Richtung auch in Deutschland zu voller Geltung. Geschickt berechnet er den Effekt, fesselt durch seine Rhythmik, blendet durch scharfe Übertreibung, durch raffinierte Instrumentation, durch massenhafte Überladung. Wahrheit und Schönheit geht darüber nicht selten verloren; für Idealität bleibt kein Platz. Aber die Sinne werden gefesselt, und der Beifall der Menge bleibt nicht aus. Denn vortrefflich unterhalten Meyerbeers Opern sämtlich; ja manche, wie „die Hugenotten" entbehren selbst eines tieferen Eindruckes nicht. Auch Friedrich von Flotow, dessen leichte, anmutige Opern viel Frische und Volkstümlichkeit zeigen, zielt nur allzu sehr auf den Effekt. Dagegen Max Bruch wendet sich wieder einer idealeren Auffassung zu. Er strebt in seiner „Loreley" das romantische Element mit einem gesunden Realismus zu vereinen und seine Töne mit einer warmen Empfindung zu erfüllen. Mit ihm wetteifert Victor Neßler in dem „Trompeter von Säkkingen", ansprechend und gefällig, aber doch nicht ganz die flache Phrase meidend.

Durchaus eine fremdländische Wucherblume ist die Operette. Ihr Vater ist Rossini, den durchaus das Prinzip der reinen, sinnlichen Klangschönheit, des musikalischen Genusses beherrscht. Die müde Reaktionszeit überschüttete ihn mit Beifall. Das lockte viele auf seine Spur. Aber die sprühende, leichtsinnige Frische des Meisters artet bei den Nachtretern mehr und mehr in seelenlosen Ohrenkitzel aus. Gegen den Wohlklang gilt die Wahrheit des dramatischen Ausdrucks nichts mehr.

Freilich auch der Oper ist die Gewalt über die Form wankend geworden. Die Massenformen haben sich seit Weber erweitert; die strenge Arie ist immer mehr durch Lied oder Recitativ eingeengt worden; die Instrumentalbegleitung hat angefangen sich breit zu machen und den Gesang selbst zu bedrängen und zu verdecken. Dazu ist auch die Dramatik immer mangelhafter geworden; es sind ganz verschrobene Menschen oder leere romantische Schattenbilder, welche die Handlung zu tragen haben; allerlei Symbolik und Fabelei hat sich eingeschlichen, in der sich das dramatische Spiel verflüchtigt oder verdunkelt.

Da unternimmt es Richard Wagner, im ausgesprochensten Gegensatze vornehmlich zu Meyerbeer, der Reformator der Oper, der Schöpfer eines nationalen Musikdramas zu werden. Ihm schwebt dabei als Ziel die Bedeutung vor, welche die griechische Tragödie für das nationale Leben der

alten Hellenen besaß. An sie knüpft er an. Wie sie es thut, nimmt er seine Stoffe mit Vorliebe aus der alten Volkssage und dichtet sich selber in enger Anlehnung an diese seine Texte. Um die Handlung zur höchsten dramatischen Wahrheit und eindringlichsten Kraft zu steigern, nimmt er die Vereinigung aller Künste in Anspruch. Die Musik dient ihm dazu, die Sänger zur Heldengröße der Sagenwelt zu erheben und anderseits das Gefühlsverständnis dem Hörer unmittelbar zu vermitteln. Darum hat sie bei ihm sich auch auf das engste an das Wort anzuschmiegen und den genauesten Zusammenhang mit der Handlung und den Charakteren zu wahren; sie accentuiert die Rede, sie schärft die Leidenschaft.

Die Wirkung auf das Volk, die Wagner beabsichtigt, setzt voraus, daß die Musik einfach und verständlich sei. Er wendet daher leicht faßliche, typische „Motive“ an, um auch dem nicht gebildeten Ohre verständlich zu charakterisieren. Über einen wunderbaren Reichtum von Modulationen und Klangkombinationen gebietet er dabei; aber die Melodie wird verworfen. Alles, was dem Fortschritt der Handlung hinderlich ist, Arien, Duette, Finale wird verschmäht; nur das Recitativ verwendet er abwechselnd mit dem Arioso. Die Chöre werden mit der Oper verwebt. Wagners Werke sind demnach nicht Opern im gewöhnlichen Sinne; denn die Musik ist ihm darin nur Mittel, nicht Selbstzweck; sie dürfen daher auch nicht mit dem gewöhnlichen musikalischen Maßstabe gemessen werden. Obenan stehen in ihrer Reihe der ergreifende Tannhäuser, der von leisem Märchenduft umzogene Lohengrin, die Vierzahl des großartigen Ringes des Nibelungen. Eine Höhe der Idealität spricht sich in ihnen aus, welche nicht ohne weittragende und tiefgreifende Wirkung auf das ganze deutsche Musikleben bleibt.

In der Oper übt die Musik absolute Herrschaft über das Wort. Anders im Liede. Hier kommt es vielmehr darauf an, nicht nur den Gehalt der Dichtung möglichst genau in der Komposition auszuprägen, sondern auch das Prinzip der musikalischen Einheit und Geschlossenheit festzuhalten. Demnach bedarf das Lied freierer Formen; und daraus erklärt es sich, daß erst durch die Romantiker das Lied zu der hohen Entfaltung gebracht ist, welche es in unseren Tagen zeigt. Die Romantik griff zurück auf das alte Volkslied und machte sich dadurch fähig, den rechten Ton des Liedes für das Volk zu finden.

Der erste große Meister des Liedes ist Schubert. Damit soll indes Johann Reichardt und Karl Friedrich Zelter kein Unrecht geschehen. Aber Reichardt behält doch bei aller Sanglichkeit etwas Trockenes, und Zelter, der Freund Goethes, begnügt sich damit, die Grundstimmung nur leicht zu accentuieren. Bei dem gewaltigen Beethoven aber gestaltet sich das Lied meist gleich zu einer Gesangsscene.

Mit feinster Empfindung verbindet Franz Schubert eine hinreißende

Melodik und weiß zugleich den landschaftlichen und scenischen Hintergrund mit realistischer Treue wiederzugeben. In einer unvergleichlichen Genialität der Nachempfindung hat er alle die Stimmungen durchlaufen, welche Goethe, ja unsere gesamte Lyrik anregte. Er hat die Schauer des „Erlkönigs“ musikalisch bewältigt wie die Lieblichkeiten des „Heidenrösleins“; er hat Wilhelm Müllers herrliche Müllerlieder zu den höchsten tragischen Wirkungen gesteigert, ja, er hat unbedeutenden Dichtern durch den Zauber seiner Melodien einen unvergänglichen Namen gesichert. Schuberts Rival ist Robert Schumann. Schumann giebt förmliche Nachdichtungen des Textes, großartige Tongedichte, die von den Worten nicht abgelöst werden können; so sehr geht er auf die feinsten Detailzüge ein. Mit wundervoller Reinheit und Tiefe erfaßt und verkörpert er musikalisch die poetische Stimmung. Was dabei die Singstimme in ihrer innigen Einfachheit nicht zu sagen vermag, das läßt er das Klavier in reichster klangvollster Begleitung ausführen; oder die Begleitung vertieft und erweitert, was der Gesang nur andeutet. Am liebsten komponiert Schumann neben Eichendorff die Lieder Heines; und er versteht es wunderbar, auch den ironischen Pointen gerecht zu werden, den Dichter mit seinem tiefsten Herzeleid wie mit seinem sich selbst verspottenden Gelächter wiederzugeben. Am höchsten indes entfaltet Schumann seine Kunst in der Komposition der Scenen aus Faust: hier zeigen für die dämmernden Farben des Geisterreiches seine Töne ein geradezu unbegrenztes Ausdrucksvermögen. So beginnt er den Schlußchor „Alles Vergängliche“ mit mystischer Feierlichkeit. Mit dem tief dröhnenden D-moll-Accord der Posaunen überrieselt uns geheimnisvoller Schauer. Allgemach wird es heller, bis hymnischer Jubel „Das ewig Weibliche“ erhebt, und schließlich wie träumerischer Glockenklang aus einer andern Welt das ganze Pianissimo verhallt.

An Schwung und Glut steht Felix Mendelssohn-Bartholdy in seinen Liedern Schumann weit nach; aber frisch und faßlich, gewinnen sie durch die Einfachheit der melodischen und harmonischen Struktur etwas Volksmäßiges. Ihm schließen sich der fein charakterisierende Ferdinand Hiller und liebenswürdige Wilhelm Taubert an, während der pointenreiche Robert Franz, schwermütigen Tones, mehr zu Schumann neigt.

Durch diese Meister und gar manche andere noch, wie Abt, Reisiger, Kücken, Gumbert, ist das Lied in das Volksleben eingeführt worden. Allerorten haben sich zu seiner Pflege Gesangvereine gebildet, sodaß die Musik begonnen hat, den wunderbaren Reichtum der Meister ins Volksbewußtsein zu führen und dadurch, läuternd und innerlich erhebend, ein ideale Volksmacht zu werden.

Drittes Kapitel.

Bildende Kunst.

Auch die bildende Kunst ist nicht gelöst von dem Leben des Volkes. Die Summe der geistigen Strebungen der Zeit gestaltet sie. Daher findet der Gegensatz zwischen Klassizismus und Romantik, welcher Jahrzehnte hindurch die Gemüter bewegt, auch in ihr seinen vielgestaltigen Ausdruck, und wiederum die unruhigen Erregungen der Mitte des Jahrhunderts bewirken auch in der bildenden Kunst eine neue Epoche. Aber nicht in der gleichen Weise erscheinen die einzelnen Künste für neue Zeitideen durchdringbar: die Baukunst verhält sich am sprödesten; am leichtesten entzündlich ist die bewegliche Malerei; die Plastik steht in der Mitte der Schwestern.

Die Durchforschung Griechenlands, die gewissenhafte Darstellung seiner Monumente, ihre feinsinnige Erläuterung durch Winkelmann bezeichnen einen Wendepunkt in der Entwickelung der bildenden Kunst überhaupt; die klassische Anschauung bricht sich Bahn. Die Kunst suchte sich nach den Vorbildern der Antike zu regeln und wählte ihre Gegenstände mit Vorliebe aus dem klassischen Altertume. Für die Reinheit der Linien und die Kraft des Ausdruckes gab der Künstler lieber etwas von der Naturwahrheit preis. Reichtum und Tiefe der Gedanken galt als das Ziel dieser klassisch-poetischen Richtung. Die Romantik setzte sich ihr entgegen. Aber gegen beide erhob sich um die Mitte unsers Jahrhunderts eine Bewegung, welche auf den Effekt der Farbe das Hauptgewicht legte. Bei Bauten wurde eine farbige Wirkung versucht. Nicht mehr waren Zeichnung und Gruppierung der Gestalten bestimmend für die Malerei; die Individualisierung der einzelnen Gestalten, die Natürlichkeit der dargestellten Scenen wurde die Hauptsache. Die Grenze zwischen Plastik und Malerei verwischte sich, während mit Hülfe der Farbe Wirkungen zugleich erzielt wurden, die an den Effekt der Tonfolgen in der Musik, an schwebende Harmonien erinnerten.

In den einfachen edlen Gemälden und Zeichnungen des Dänen Asmus Carstens gewinnt die klassische Anschauung zuerst einen bedeutsamen Aus-

druck; sie zeigen echt antike Klarheit, indem sie in schlichten Linien doch eine bewunderungswürdige Kraft und Fülle des Innenlebens bergen. In der Plastik zeigt der Italiener Antonio Canova zuerst den Einfluß der Antike. Aber der Geschmack für weichliche Anmut lag zu tief in seinem Wesen, als daß er die schlichte Kraft des Altertums hätte erfassen können; durch Übertreibungen in der Muskulatur sucht er das Weiche der Anlage zu verdecken. Dagegen bringt die Architektur bedeutende Schöpfungen aus dem Geiste der Antike hervor: keine früher und herrlicher als das Brandenburger Thor in Berlin von Karl Gotthard Langhans.

Indessen so wenig auch noch Canova von dem klassischen Geiste durchdrungen erscheint, so wirksam ist doch sein Vorgang geworden. Deutlich zeigt sich das in Johann Heinrich Dannecker, dessen Ariadne klassische Einfachheit mit gewinnender Anmut verbindet, aber doch in der weichen Behandlung der Formen noch etwas an die ältere Zeit gemahnt. Dagegen löst sich Gottfried Schadow ganz von der Weise Canovas. Er geht von der Natur aus; die Antike ist ihm das Mittel, die Wirklichkeit stilvoll zu erfassen. So zeigt seine Victoria auf dem Brandenburger Thore in Berlin feuriges Leben mit edlem Maße verbunden, während er die Helden des Siebenjährigen Krieges (auf dem Wilhelmsplatze) in realistischer Gestaltung, aber ideal durchgeistigt darstellt.

Ihre Höhe erreicht die klassische Richtung in dem genialen Dänen Barthel Thorwaldsen. Seine Heimat ist die antike Welt. Erfüllt von der Schönheit griechischer Kunst, schuf er mit unerschöpflicher Phantasie in edelster Form seine Werke, welche in einfacher Wahrheit der Auffassung, frei von aller Übertreibung und allem Prunke, eine vornehme Ruhe trotz ihres reichen inneren Lebens atmen. Sein Schüler ist Emil Wolff, dessen Werke wie die des Meisters, mehr den Charakter des Ruhig-Anmutigen als den des Pathetischen zeigen. Auch seine treffliche Judith, die das Schwert zieht, erscheint mehr nachdenklich als heldenhaft. Den Spuren des großen Meisters folgt auch Friedrich Tieck; er erstrebt engen Anschluß an die Antike, wie die Dioskuren auf der Höhe des Berliner Museums zeigen, durch welche die Vorbilder des Monte Cavallo hindurchschimmern. In Thorwaldsens Geiste ist auch der herrliche Engel mit der Posaune in der Friedenskirche zu Potsdam geschaffen, ein Werk Pietro Teneranis.

In der Malerei knüpft der Klassizismus an Carstens an. Sein Schüler ist Anton Joseph Koch, welcher die Grundsätze des Klassizismus in die deutsche Malerei eingeführt hat. Koch schränkt sich bei der Wiedergabe der Natur in seinen Landschaften auf das Wesentliche ein, alle Zufälligkeiten läßt er möglichst fort: er stilisiert die Landschaft. Der klare, feste Bau der landschaftlichen Gründe, die ausdrucksvolle Kraft der Formen

zeichnet ihn aus; seine Landschaften scheinen mehr in Linien als in Farben gedacht zu sein. Auch in den Figuren der Staffage läßt er die Stimmung der Landschaft sich widerspiegeln. Die reichsten Anregungen verdanken Koch Genelli und Preller. Auch Bonaventura Genelli hat eine Scheu vor naturalistischen Zügen; bei ihm tritt die poetische Erfindung mit einer Neigung zum Allegorischen in den Vordergrund. Aber durch die Maltechnik fühlt sich die drängende Fülle seiner Gedanken beengt und führt ihn immer mehr zur Zeichnung. Seine cyklischen Kompositionen (zu Homer zu Dante, aus dem Leben eines Wüstlings, eines Künstlers) atmen antike Sinnenfreudigkeit. Ebenso zeigt Friedrich Preller den Einfluß Kochs. Seine herrlichen Kompositionen zur Odyssee erheben ihn zu einem der größten Landschaftsmaler der neueren Zeit; denn seine idealistische Richtung hindert ihn nicht, die Natur scharf zu beobachten und mit außerordentlicher Wahrheit wiederzugeben.

Indessen mehr als der Klassizismus hatten ohne Zweifel die romantischen Tendenzen etwas die Jugend Ansprechendes. Sie wiesen auf die Bedeutung des nationalen Lebens hin, sie eröffneten den Blick in eine reich und groß erscheinende Vergangenheit. Erfüllt mit solchen jugendlich begeisternden Anschauungen fanden sich in Rom vier junge deutsche Maler zusammen. Denn noch immer bot Rom, wenn auch durch Napoleon ausgeraubt, mit seinen Resten der antiken Kunst, mit seinen herrlichen Schöpfungen der Renaissance eine Fülle von Anregungen und Mustern, die der deutschen Heimat fehlten. Wackenroders Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders hatten die Jünglinge hingerissen. Es waren Peter Cornelius, Friedrich Overbeck, Philipp Veit und Wilhelm Schadow. Durch gleiche Gesinnung verbunden, studierten sie die Fresken aus der Glanzzeit der italienischen Kunst. Overbecks Atelier in einer Zelle des leer stehenden Klosters San Isidoro auf dem Monte Pincio wurde ihr Mittelpunkt. In gemeinsamer Arbeit führten sie im Auftrage des preußischen Generalkonsuls Bartholdy in der Casa Zuccaro auf dem Monte Pincio die Geschichte Josephs in Freskogemälden aus (die Haupttafel derselben befindet sich jetzt in der Nationalgalerie in Berlin). Die Wirkung war groß: die Berechtigung der Romantik war erwiesen.

Friedrich Overbeck hielt mit Strenge die Richtung der christlichen Romantik fest; er blieb das Haupt der „Nazarener“. Weniger Strenge bewahrte Philipp Veit, in dessen religiösen Gemälden die Farbentechnik schon größeren Reiz entfaltet. Durch Overbeck schon in Rom gewonnen, führte Joseph Führich die christliche Romantik in Wien ein, doch fand er nur mit denjenigen Bildern Beifall, denen er, wie dem „Schutzmantel Marias“, einen mehr realistischen genreartigen Charakter gab. Dagegen

suchte der sehr vielseitige Eduard Steinle Overbecks Neigung zum Symbolisieren noch zu steigern.

Indessen der größte Genius des Kreises von San Isidoro war nicht Overbeck, sondern Peter von Cornelius, der sich in großartiger Freiheit als einer der gewaltigsten und tiefsinnigsten Meister der deutschen Kunst entwickelt hat. 1820 aus Rom als Direktor der Akademie nach Düsseldorf berufen, wurde er 1825 durch König Ludwig von Bayern an die Spitze der Münchener Akademie gestellt und schuf hier Gestalten, in denen alle Schönheit und Erhabenheit, aber auch alle Leidenschaft einen überwältigenden Ausdruck findet. Seine Zeichnungen für den Campo Santo in Berlin wohin er 1841 auf den Ruf König Friedrich Wilhelms übersiedelte, sind von unvergleichlicher Frische, aber erschütternd durch die Gewalt des Ausdrucks: die großartigste Schöpfung, welche noch aus deutscher Künstlerhand hervorgegangen war. Dem Künstler schwebte der Gedanke eines Weltepos nach Art von Dantes Comedia vor der Seele; und in der Begabung, großartige, tiefe Gedanken in ausgedehnten Gestaltenreihen zu entwickeln, war Cornelius ohne gleichen. So hat er auch in den Loggienbildern die Geschichte der christlichen Kunst in unvergleichlicher Anmut und Naivetät dargestellt.

Cornelius' gewaltige Persönlichkeit, solange er in München wirkte, wurde maßgebend für die ganze Münchener Kunstrichtung in der Malerei: einen strengen Idealstil entwickelte sie an den monumentalen Aufgaben, welche ihr der hohe, wenn auch eigenwillige Kunstsinn des Königs Ludwig stellte. Am nächsten steht Cornelius sein Schüler Wilhelm Kaulbach, reich an poetischem Gehalt und lebensvoller Schönheit, von glänzender Begabung daneben für das Satirische, wie denn seine Zeichnungen zu Goethes Reineke Fuchs eine sprudelnde Fülle geistreicher Einfälle auszeichnet. Aber die Höhe von Kaulbachs Thätigkeit bezeichnen die großen Wandgemälde im Neuen Museum in Berlin, wohin er seinem Lehrer gefolgt war; sie zeigen auf das herrlichste seinen Schönheitssinn in Gestaltung und Farben wie seine idealer Auffassung des geschichtlichen Lebens. Selbst die große Schwierigkeit, einen Kampf der Geister ohne die Unterstützung der Farbe zu schildern, hat er in der „Hunnenschlacht" so meisterhaft gelöst, daß weder der dramatischen Lebendigkeit noch der ergreifenden Tragik Abbruch geschieht. Aber von der christlichen Anschauung, welche seinen großen Lehrer beherrschte, löst er sich in diesen Gemälden ganz; wie denn wohl der feinste Schönheitssinn, aber nicht Wärme der Empfindung Kaulbach eigen ist.

Auch die Landschaftsmalerei kam zu derselben Zeit in München zu hoher Blüte. Ihr Meister ist Karl Rottmann, der 28 italienische Landschaften in den Arkaden des Hofgartens und 23 griechische Land,

schaften in der Neuen Pinakothek (in Harzmalerei) auf Mauergrund malte, alle höchst bedeutend durch den Ernst der Auffassung und die sichere Betonung des Charakteristischen; denn in Rottmann „vereinigte sich der feinste Natursinn mit einem merkwürdigen Ahnungsvermögen, aus landschaftlichen Formen historische Kulturzustände zu deuten.“ Mit feinstem Gefühle fand er für jede Landschaft nicht bloß den günstigsten Standpunkt, sondern auch die am schärfsten kennzeichnende Tages- und Jahreszeit. Er beherrscht Farbe und Linie ganz unbeschränkt, zeigt hier das glänzende Licht der Mittagssonne, dort die dunklen Schatten eines schwer heraufziehenden Unwetters, belebt überall durch passende Staffage und versteht es über das Ganze einen Hauch poetischer Stimmung wehen zu lassen.

Der einzige Maler von Bedeutung in München, welcher dem Einflusse des großen Meisters Cornelius sich geflissentlich entzog, war Heinrich Heß. Durch weichliche Färbung und Charakteristik strebte er den Beifall zu gewinnen; seine Bilder in der Hofkapelle sind voll Ruhe und heiligen Ernstes, aber ohne dramatisches Leben. Auf diesem Wege folgte ihm Johannes Schraudolph, dessen Bilder im Dome zu Speier, sehr glücklich der Architektur eingefügt, Einfachheit und Ernst atmen.

Die Düsseldorfer Malerschule gewann erst unter dem Nachfolger von Cornelius, unter Wilhelm Schadow, ihr eigenartiges Leben. In Düsseldorf bildeten die Maler eine kleine Welt für sich; das gab auch ihrer Kunst einen gewissen Familiencharakter. Monumentale Aufgaben fehlten; fast ausschließlich wurde daher das Ölbild gepflegt. Von dem wirklichen großen Leben wenig berührt, mieden die Künstler auch in ihren Gemälden das Wilde und Bewegte, Kraft und Tiefe. Sie ergehen sich in sanften Gegensätzen, sie erstreben das Gefällige und Zarte; sie zeigen eine edle Innigkeit, liebevolle Hingabe an die Natur, Schönheit des Kolorits und leise romantische Anklänge.

Der kräftigste und vielseitigste Maler der Schule ist Karl Friedrich Lessing, dessen historische Bilder, mit äußerster Sorgfalt entworfen, ein ungekünsteltes Pathos und warmen patriotischen Sinn zeigen. In seinen Landschaften verlor er, wie innig er sich auch in die Natur vertiefte, doch nie den Blick für das Ganze; in der Harmonie von Landschaft, Stimmung, Staffage, in ihrer ernsten Einheitlichkeit ruht ihr Wert. Zu den bedeutendsten Künstlern der Schule gehören außer ihm der elegische Eduard Bendemann, dessen Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem „von mächtigen vollen Klagetönen erklingt“, der Maler der Frauen Karl Sohn, der mittelalterlich-romantische Hermann Stilke, der Märchenmaler Eduard Steinbrück, der Bauernmaler Jakob Becker, der Schilderer der sozialen Konflikte Karl Hübner, der fröhliche Adolf Schrödter, der humorvolle, aber

etwas trockene Peter Hasenclever. Die der Düsseldorfer Richtung sehr zusagende Genremalerei vertreten mit großem Erfolge Ludwig Knaus und Benjamin Vautier, das historische Genrebild Heinrich Rustige. Der Landschaftsmalerei kam zu gute, daß durch die Romantiker das Interesse für die Natur in allen ihren Erscheinungen geweckt war. Hans Gudes Hochgebirgslandschaften atmen ganz die eigentümliche Poesie des Nordens. Einen festen Stil für die Landschaftsmalerei begründete Johann Wilhelm Schirmer: er ließ die poetische Grundempfindung vorwiegen und legte den Nachdruck auf eine harmonische Gesamtwirkung. Dieser idealistischen Richtung schloß sich von den beiden hochbedeutenden Brüdern Achenbach Oswald, doch ohne seiner Selbständigkeit zu entsagen, an, während Andreas schon früh seine eigenen Wege ging und nordische wie südländische Naturformen mit einem maßvollen Realismus darzustellen strebte.

Ähnlich wie in Düsseldorf entwickelte sich in Berlin und Dresden, obgleich es hier an dem festen Zusammenhalt der Schule fehlte, die Malerei. In Berlin waltete der Einfluß von Karl Wach vor, welcher auf Korrektheit der Zeichnung und technische Genauigkeit in der Ausführung drang. Der berechnende Verstand giebt bei ihm die Entscheidung. Sein Schüler Karl Schorn vertritt die Historienmalerei, und neben diesem der treffliche Kolorist Julius Schrader. Das Genre pflegt der gemütliche Eduard Meyerheim, das Porträt Eduard Magnus und Friedrich Krüger, der auch als Pferdemaler bedeutend war. In Dresden ragte durch seine lebensfrischen und gemütvollen Darstellungen des deutschen Volks- und Familienlebens Ludwig Richter hervor. Er schildert es mit einer Innigkeit, welche in die Tiefe dringt; heiter und anspruchslos, trifft er den vollen Herzenston. Otto Specter, Oskar Pletsch, Paul Thumann folgen ihm, ohne ihn jedoch zu erreichen. Neben ihm stand Julius Schnorr von Carolsfeld, welcher mit der in München mehr und mehr aufkommenden realistischen Kunstrichtung sich nicht auszugleichen vermochte. In Dresden kehrte er zu der schon vor Jahren in Rom begonnenen „Bibel in Bildern" zurück und vollendete sie in 240 Blättern: ein gewaltiges Werk, einfach und schlicht und von einer ergreifenden inneren Wahrheit. Dabei weiß er durch das Landschaftliche, das doch nirgends sich vordrängt, den Eindruck wirkungsvoll zu unterstützen, wie bei dem Begräbnis des Moses. Auch Idyllen von zartem Reize, wie den jungen Tobias unter der Obhut des Engels, flicht er ein; aber am meisten entspricht seiner Natur die Darstellung des energischen Handelns, wie bei Simson oder in dem Ringen Jakobs mit dem Engel; gern giebt er ihr daher auch in den Nebenpersonen, wie bei der Eroberung Jerichos, Ausdruck.

Unterdessen hatte die Baukunst in ihrem Gegensatze gegen den Zopf-

stil des vergangenen Jahrhunderts unsicher hin- und hergeschwankt. Wohl versuchte Langhans auch nach dem Brandenburger Thore in dem Palais für den Prinzen Wilhelm eine Anlehnung an griechische Gedanken; aber doch erst Karl Friedrich Schinkel rang sich zur Klarheit und Entschiedenheit durch. Er erst gab der Baukunst einen organischen Charakter; er lehrte sie wieder dichten und denken. Er sah in der griechischen Architektur den reinsten und zweckmäßigsten Ausdruck architektonischer Gedanken. Aber nicht etwa bloß in der Wiederbelebung der antiken Architektur liegt die Bedeutung Schinkels, sondern vielleicht mehr noch darin, daß er es verstanden hat, eine ähnliche Reinheit und Gesetzmäßigkeit seinen eigenen Werken einzuprägen. Auf Zweck und Material nimmt er sorgfältig Rücksicht; die harmonische Einfügung des Einzelbaues in die architektonische und landschaftliche Umgebung versteht er wie keiner. Er beginnt mit der Neuen Wache in Berlin; eine Höhe aber erreicht er mit dem Alten Museum. Zahlreiche jüngere Künstler, wie Persius, Stüler, Hitzig, schlossen sich an Schinkel an, welche namentlich in dem Villenbau in feiner Gliederung und sinniger Einordnung in die Umgebung Bedeutendes geleistet haben; denn der Villenbau gestattete ihnen freiere Bewegung als die öffentlichen Bauwerke.

Weit hinter Schinkel steht Leo von Klenze in München zurück. Für ihn blieb die griechische Architektur nur eine glänzende Dekoration; wirklich durchdrungen hat er sie nicht. Ihm gegenüber vertrat in München Friedrich Gärtner die Romantik; doch hält er sich ebenso wenig an den frühmittelalterlichen, den romantischen Stil, wie Klenze an den antiken.

Auch in der Plastik waren München keine Triumphe beschieden. Wohl schuf hier Ludwig Schwanthaler Bildwerke in großer Zahl, ein Künstler von fruchtbarer Erfindung und glücklichem dekorativem Talent, aber nirgends den Charakter der Darstellung tief und zugleich lebendig erfassend. Mit einer Neigung für das Romantische schmiegte er doch leicht jedem Stile sich an. Sein Schüler ist Anton Fernkorn in Wien, der Schöpfer des Denkmals des Erzherzogs Karl im Burghofe, wie auch Ernst Bandel, dem wir das kolossale „Hermannsdenkmal“ auf der Grotenburg im Teutoburger Walde verdanken.

Der klassische Ort für die Plastik war wie für die Architektur Berlin. Denn hier wirkte Christian Rauch. In meisterhafter Weise verstand es Rauch die harmonische Verbindung der Stilgesetze der antiken Kunst mit einem maßvollen Realismus, wie schon Schadow sie angebahnt hatte, zum Ausdrucke zu bringen. Seine Victorien, Idealbilder von klassischer Schönheit, bezeugen den Reichtum seiner Phantasie; sein Grabmonument der Königin Luise offenbart eine reine Anmut und rührende Schönheit der Erscheinung mit schlichter Natürlichkeit in tief ergreifender Wirkung. In seiner

Charakteristik und lebensvoller Auffassung stellt er die Helden der Befreiungskriege hin und schließt mit dem großartigen Denkmale Friedrichs des Großen, das kühn über das Herkömmliche sich hinwegsetzend, den großen König inmitten seiner Zeit zeigt.

Zu Rauchs begabtesten Schülern gehören Friedrich Drake, Gustav Bläser, Bernhard Afinger, Hermann Schievelbein und der Tierbildner Gustav Kiß. Das glänzendste Denkmal der Schule sind die Marmorgruppen der Berliner Schloßbrücke. Auch Ernst Rietschel in Dresden ist aus Rauchs Werkstätte hervorgegangen. Ja, bis in die folgende Künstlergeneration hinein wirkt die Anregung des genialen Meisters. Wenn auch in verschiedenem Grade zeigen sie der idealistische Erdmann Encke, der romantisch angehauchte Johannes Schilling, der frisch realistische, anmutige Fritz Schaper, der pathetische Schöpfer der Prometheusgruppe Eduard Müller, der humoristisch-genrehafte Ludwig Sußmann-Hellborn, der geistreich charakterisierende Paul Otto, denen gegenüber Reinhold Begas, von der Spätrenaissance beeinflußt, eine derbere Natürlichkeit zeigt, Theodor Kalide aber in einen unedlen Naturalismus abirrt.

Mit der Thronbesteigung König Friedrich Wilhelms IV. von Preußen kam ein vollerer Pulsschlag in das öffentliche Leben. Auch von der Malerei erwartete man jetzt Schilderungen voll dramatischen Effektes, farbenkräftig und von packender Wahrheit. Die gemütliche Düsseldorfer Schule sprach nicht mehr recht an; aber auch die Münchener war seit Cornelius' Berufung nach Berlin führerlos. Mit Mißbehagen erkannten die Maler, daß ihre Werke das öffentliche Interesse nicht mehr wie bisher fesselten. Da machten zwei niederländische Bilder 1843 eine Rundfahrt durch Deutschland; allerorten wurden sie mit ungemessenem Beifalle begrüßt; denn sie boten, was man von der deutschen Kunst verlangte. Es waren Louis Gallaits Abdankung Karls V. und Eduard de Biefves Kompromiß der Edlen von Breda, beide mit frischer Lebendigkeit in einer Farbenpracht gemalt, für welche Rubens das Vorbild abgegeben hatte.

Wohl hatte schon Wilhelm Kaulbach den gleichen Weg eines kräftigeren Realismus eingeschlagen; er verband damit Gedankentiefe und Reichtum der Komposition. Der Klassizismus war damit durchbrochen. Aber so bedeutend auch Kaulbach war, seine Kraft reichte doch nicht aus, eine neue einheitliche Kunstweise zu begründen. Auch unter den Düsseldorfern war in Alfred Rethel eine geniale Kraft von überragender Bedeutung aufgetreten, der es verstand, in wenige große Striche die Kraft des Gedankens zu fassen, originell in der Auffassung, voll dramatischer Energie den Gegenstand aus dem Innersten heraus gestaltend, von hinreißender

Gewalt der Darstellung. Aber gerade für Farbengebung war Rethels Sinn schwach, von der malerischen Wirkung sah er fast ganz ab.

Dagegen erlebte die romantische Richtung noch einen großen Erfolg, bevor sie zu Ende ging. Moritz von Schwind bewies, daß die Romantik über einen köstlichen Schatz volkstümlicher Poesie und bezaubernder Anmut gebiete: mit seinen Märchenbildern drang er dem Volke ans Herz.

Es war Adolf Menzel in Berlin, mit welchem die realistische Richtung erst zum vollen Durchbruche kam. Mit lebensvoller Wahrheit und frappanter Treue schildert er die Zeit Friedrichs des Großen; das Volkstum in Stimmungen und Charaktertypen darzustellen, ist sein Ziel. Aber ebenso weiß sein ungeschminkter Realismus in geistreich zugespitzter Zeichnung das moderne Leben wiederzugeben. Er macht keine Schule, aber er signalisiert die Spur, auf der die Kunst weiter zu wandeln hat. Denn um die Mitte des Jahrhunderts treten die Erschütterungen ein, welche auch für die Kunst die vormärzliche Zeit mit scharfer Grenze von der modernen sondern. Die lebensvolle Gegenwart nimmt fast ausschließlich das Interesse in Anspruch. Ihr vermag am leichtesten die Malerei nachzugehen: darum überflügelt sie nunmehr weit ihre Schwesterkünste. Der Zusammenhang der Schulen löst sich: fortan ist der Künstler auf sich selbst gestellt. Die Weltausstellungen lockern die nationale Abgeschlossenheit und fördern das Verständnis fremder Kunstformen. Entscheidend ist nicht mehr das Urteil einzelner Kunstliebhaber, sondern das durch die regelmäßigen Ausstellungen gebildete allgemeine Urteil. Dies zu gewinnen wird das Streben der Künstler; denn auf den Ausstellungen entscheidet sich in der Regel ihr Schicksal. Daher kommt es, daß die moderne Kunst weit überwiegend ihre Stoffe dem Leben der Gegenwart entnimmt, und daß sie eine Darstellung anstrebt, berechnet unmittelbar nicht den Kenner, sondern die Menge zu fesseln. Das zügelt den Subjektivismus, wenn auch im einzelnen die Wege weit auseinander gehen.

In der Landschaft bleibt Andreas Achenbach der Meister. Ihn zieht besonders die wildgroße Natur an, welche im stürmischen Kampfe ihr Leben zeigt. Hermann Schnee dagegen giebt seinen Landschaften einen gemütlichen Ton, welcher beruhigend und doch erfreuend wirkt. Eduard Schleich betrachtet die Natur mit der Empfindung des Dichters; die Stimmung in seinen unscheinbaren Landschaften ist ihm die Hauptsache. Trefflich schildert Oswald Achenbach die Natur Italiens, Meister zumal in den Lichteffekten, während Hermann Eschke, stets anziehend und gediegen, die tausend Wandlungen des Meeres, Karl Saltzmann in virtuoser Behandlung die Marine in ihrem Elemente malt. In den Orient führt uns mit wunderbarer Beherrschung der Farbe Wilhelm Gentz, in

die Alpen Otto von Kameke, Eduard Hildebrandt aber sucht seine Kunst in der Darstellung der zufälligen Licht- und Farbeneffekte auf der ganzen Erde. Unter den Tiermalern ragen hervor der virtuose Maler der Schafe Albert Brendel, der gemütvolle Meister der Kühe Friedrich Voltz und als Pferdemaler Franz Krüger und Karl Steffeck.

Im Porträt gilt ohne Rücksicht auf Eleganz und feine Anmut die individuelle Charakteristik als die Hauptsache. Weit übertreffen den geistlosen, aber eleganten Franz Winterhalter, der eine Zeitlang fürstlicher Modemaler war, durch reiche Lebensfülle Gustav Richter, durch seine Farbenstimmung Franz Lenbach. Ihnen schließen sich an Karl Biermann, Karl Gussow, Heinrich von Angeli und Konrad Kiesel.

Im Genre vertritt voll warmer Empfindung Benjamin Vautier die alte gemütliche Düsseldorfer Richtung. Schärfere Zuspitzung der Situation und glänzendere Farbenwirkung zeigen die Berliner, zumal der stets geistvolle und bedeutende Adolf Menzel und der humoristische Paul Meyerheim. Aber weit gehen gerade im Genre die Richtungen auseinander: der eine betont mehr die dramatische Abstufung, wie Ludwig Bokelmann, der andere mehr die Farbenwirkung, wie Karl Becker, oder sucht neben der Kunst durch die deutliche Tendenz zu wirken, wie Otto Knille in seinem Tannhäuser oder Rudolf Henneberg in der „Jagd nach dem Glücke.“ Eduard Grützner schildert mit viel Humor das Klosterleben; Arthur Kampf pflegt das historische Genre. Franz Defregger führt uns nach Tirol. Frische Bergluft weht aus seinen Bildern; mit unvergleichlicher Wahrheit schildert er die Urwüchsigkeit seiner Landsleute, ergreifend ihren tapferen Patriotismus. Aber die Palme gebührt doch Ludwig Knaus. Unerschöpflich in Erfindung, kunstvoll in der Komposition, voll glücklichen Humors und naiven Vortrags ist er stets des Erfolges sicher.

Die Schlachtenmalerei entwickelte die kriegerfüllte Zeit. Franz Krüger war der Maler der Paraden; aber die glänzenden Kriegsthaten des Heeres haben in Peter Heß und Karl Steffeck, vornehmlich jedoch in Georg Bleibtreu, Emil Hünten und Wilhelm Camphausen ihre meisterhaften Schilderer gefunden, während die großen Staatsaktionen in Anton von Werner, dem Schüler Lessings, ihren Künstler fanden.

Indessen neben diesem regen und erfolgreichen Schaffen der modernen Malerei gab es doch auch Künstler, welche sich dem allgemeinen Zuge nicht einordnen wollten; idealistischen Zielen nachstrebend, verschmähten sie das Urteil der Menge. So steht Karl Rahl, von poetischen Ideen erfüllt, durchdrungen vom Geiste der Antike, fast einsam da. Auch Anselm Feuerbach war ein Künstler von reicher Begabung und großer Kraft, in dessen Gestalten sich Tiefe der Empfindung neben einer außerordentlichen Mannig-

faltigkeit der Stimmung widerspiegelt. Aber nur kleine Kreise gewannen für ihn Verständnis.

Vollends für die Menge unverständlich wird der Idealismus, wenn er zum Subjektivismus entartet, welcher durch die Mittel der Malerei die Phantasien, die in Worte nicht mehr faßbaren Gedanken des schaffenden Künstlers versinnlichen will. So wollen die Gemälde von Gabriel Max Enthüllungen seiner intimsten Empfindungen sein, seines Ekels an der Schalheit des Sinnengenusses und seines Verlangens nach Erlösung. Arnold Böcklin dagegen, aus Schirmers Schule hervorgegangen, wählt die phantastisch-dämonischen Fabelwesen der alten Welt mit Vorliebe zur Verkörperung seiner subjektiven Gedanken, oder er erfindet sich dazu eigene Wesen, die er wunderbar in die landschaftliche Umgebung hineinzustimmen weiß. Dennoch ist der Eindruck stets unbefriedigend, da ein solcher Subjektivismus die Grenzen der Kunst überschreitet.

Zu diesen Bestrebungen bildet der Realismus den Gegensatz. Er erstrebt die tadellos treue Wiedergabe der Wirklichkeit auch in den geringfügigsten Einzelheiten; dabei legt er den Hauptnachdruck auf kräftige Farbenwirkung; Komposition und Geschlossenheit der Darstellung kommen ihm erst in zweiter Linie, sodaß nicht selten das Bild in eine lose Reihe anspruchsvoller Einzelheiten sich auflöst, oder die Farbe den Gedanken erstickt. Diese einseitig-realistische Richtung hatte, von Berlin nach München übersiedelnd, hier schon Karl Schorn, mit Anlehnung an die niederländischen Meister, eingeschlagen; zur Höhe aber führte sie Karl Piloty. Meister der Technik, übt er die sorgfältigste Detailmalerei; seine Persönlichkeit schiebt er in den Hintergrund. Aber er wächst aus der Einseitigkeit mehr und mehr heraus: in seiner Thusnelda zeigt er eine begeisterte Hingebung, in seinem sterbenden Alexander ein ergreifendes Pathos, welche des tiefen Eindruckes nicht verfehlen.

In Berlin hatte diesen einseitigen Realismus Julius Schrader einzubürgern gesucht. Eine Zeitlang vertrat ihn hier Karl Gussow durch eine Reihe ziemlich nüchterner Bilder, deren Stoffe den trivialsten Volkskreisen entnommen waren, während Eduard von Gebhard das religiöse Gebiet durch Einflechtung grobrealistischer Züge zu beleben suchte. In Wien endlich war es Pilotys Schüler, Hans Makart, welcher die einseitig-realistische Richtung vertrat. Virtuos im Farbeneffekt, opferte er ihm nicht nur die Wahrheit, sondern auch die Deutlichkeit seiner Gestalten. Luftperspektive und Vertiefung des Raumes ist nicht seine Sache; daher bringt er die Gruppierung möglichst auf eine Linie. Seine Phantasie ist auf die Verherrlichung eines glänzend sinnlichen Lebens gerichtet; aber es fehlt seiner Sinnlichkeit an Frische und Naivetät, sodaß sie nur allzu leicht in das Lüsterne schwankt.

Eine Stellung im Leben hat die Kunst erst in unseren Tagen gewonnen. Sie ist nicht mehr nur den Kreisen Bevorzugter zugänglich, sondern sie hat angefangen ein Gemeingut des Volkes zu werden. Dazu haben die in allen Hauptstädten entstandenen, für jedermann offenstehenden Museen, die beständigen oder regelmäßig wiederkehrenden Ausstellungen sehr wesentlich beigetragen, mehr indessen noch die hohe Vervollkommung der Vervielfältigungsarten. Der Kupferstich hat es durch Meister wie Gotthard von Müller und Eduard Mandel gelernt, geradezu Farbenstimmung zu erzeugen; der Holzschnitt, den Stahlstich überflügelnd, ist unter Anlehnung an die alten Meister wieder zur Kunsthöhe emporgebracht. Dadurch sind Kunstwerke, wie Schnorrs Bibel, allgemein zugänglich geworden, und in würdigen Nachbildungen sind die Erzeugnisse der Kunst bis in die schlichtesten Familien gedrungen. So bildete sich im Volke Sinn und Empfänglichkeit für das Schöne. Das wirkte umgestaltend auf die Einrichtung der Wohnungen, auf den ganzen Hausrat ein. Und das große Ergebnis für unsre Tage ist, daß die Kunst, daß im täglichen Umgange das Schöne sittigend und veredelnd das ganze Leben des deutschen Volkes mehr und mehr durchdringt.

Ende.